Velhagen & Klasings Monatshefte

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1898/99.

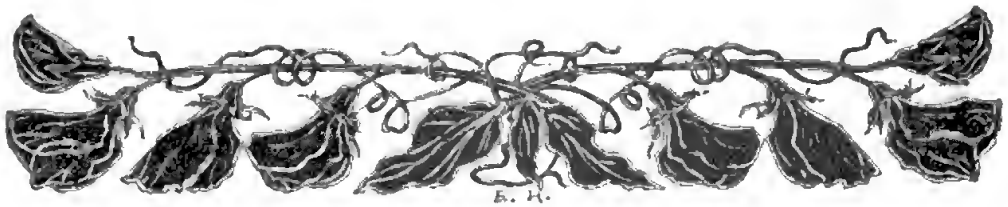
II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK

Digitized by Google



AP30
V4
v.13:2
pt.1

Inhaltsverzeichnis.

XIII. Jahrgang 1898/99. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Böhlau, Helene: Der dichtverwachsene Garten. Erzählung 215
Boy-Ed, Ida: Zwei Männer. Roman. (Forts.) 1, 140
Bülow, Frieda Freiin von: Im Lande der Verheißung. Deutsch-ostafrikanischer Roman in zwei Büchern . 267, 369, 418, 612
Franzos, Emil: Die Stärkeren. Eine Geschichte aus Österreich 451
Heyse, Paul: Die Nixe. Märchen . . . 316
*Möller, Marx: Der Kommis-Voyageur. Dichtung. Mit Originalzeichnungen in Buntdruck von W. Gause 261
Oumpeda, Georg Freiherr von: Die kleine Tänzerin. Novellette 581
Potenz, Wilhelm von: Der arme Grule. Erzählung 70
*Schanz, Frida: Das selige Fräulein. Dichtung 598
Vötderndorff, Freiherr von: Die geheimnisvolle Nadel. Eine Reiseerinnerung . . 353
Wittich, Marianne: Der Cicisbeo. Novelle 681

Gedichte, Sprüche.

Böttticher, Georg: Tot 432
Busse-Palma, Georg: Herbst und Winter sind vergangen 214
*Falke, Gustav: Das Lied. Mit Vignetten 84
*— — Uhlands Frühlingslied. Mit Vignetten 228
— — In schwerer Zeit 472
*— — König Sommer. Mit Vignette . 552
— — Die Friedensinseln 664
*Fuchs, Reinhold: Der Wildsee. Mit Vignette 580
*Gerstfeldt, O. von, Frida Schanz, Dora Stieler, Gustav Falke und Lambert Radbruch: Frühlingslieder. Mit Vignetten . 259
Goßlar, Stephanie von: Zum Heil . . . 401
*— — Drei Sprüche. Mit Vignette . . 417
*Greif, Martin: Die Insel der Verratenen. Mit Vignette 597

Seite

*Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von: Heimweh. Mit Vignette 450
*Hart, Heinrich: Ein Morgensang. Zur Feier des 150. Geburtstags Wolfgang Goethes 609
*Hoffmann, Max: Die Schuhe. Mit einer Zeichnung von Bennewitz von Loesen . . 220
*Riegel, A.: Elfkönig. Mit Vignetten . . 572
*Muellenbach, Ernst: Letzter Schnee. Mit Vignette 96
*Reimund, F.: Wacht auf! Mit einer Zeichnung von Oskar Groß 69
*Ritter, Anna: Künstlerliebe. — Sonnenuntergang. — Irre Wege. — Zauber. Mit Vignette 679
*Schanz, Frida: Mondlicht, gib deinen Segen! Mit Vignette von Oskar Groß . 34
— — Rotkehlchenlied 184
*— — Dichterseele. Mit Vignette . . . 611
Stier, A.: Sprüche 78
*— — Sommerwind. Mit einer Zeichnung von Franz Staßen 701
*Vanselow, Karl: In Andacht. Mit einer Studie von Marie von Zitzewitz in Buntdruck 305
*— — Heimat. Mit Vignette von Oskar Groß 486
Waldersee, Helene Gräfin von: Waldrast . 714
*Waldmüller, Robert: Der Schönheit Strahlen. Mit Vignetten 586
Zoozmann, Richard: Gebet 480

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Jensen, Wilhelm: Aus meinen Kriegsjahren 97
Tanera: Erfahrungen bei Gesellschaftsreisen 567
Ungern-Sternberg, Freiherr von: Von Schleswig-Holsteins Morgengrauen. I. . 194
— — Von Schleswig-Holsteins Morgenröte. II. 333
— — Von Schleswig-Holsteins hellem Tage. III. 424

Seite

Kunst und Litteratur.

*Genſel, Walther: Die Maler von Barbizon. I. Theodor Rouſſeau und Camille Corot. Mit zwei Einſchaltbildern und acht Textilluſtrationen in Buntdruck 553

*— — Die Maler von Barbizon. II. Jean François Millet. Mit zwei Einſchaltbildern, einem Bildnis und ſechs Textilluſtrationen 665

*Heinemann, Karl: Maddalena Riggi. Mit einem Bildnis 573

*Roſenberg, Dr. Adolf: William Bouguereau. Mit zwei Einſchaltbildern und zwölf Textilluſtrationen 35

*— — Begas' Meiſterſchüler. Mit einem Titelbild, zwei Einſchaltbildern und neunzehn Textilluſtrationen in Tondruck . . 241

*R., D.: Zu unſeren Bildern. Mit acht Abbildungen „Moderne Möbel“ . . . 605

*— — Zu unſeren Bildern. Mit acht Abbildungen „Kayſer-Zinn“ 733

*S., H. von: Medaillen von R. Mayer . 126

— — Zu unſeren Bildern 126, 239, 365, 493

*— — Moderne Schmuckſachen 493

*Zobeltitz, Fedor von: Ludwig Fulda. Mit einer Photographie von Ludwig Fulda . 327

Sonſtige Aufſätze.

*Berg-Munterbach, M.: Siebenbürgiſche Wanderbilder. Mit ſiebzehn Abbildungen nach Photographien 405

*Bösch, Hans: Totenſchilde und Grabmäler. Mit vierzehn Abbildungen nach Photographien 473

*Brauſewetter, Arthur: Die evangeliſche Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig. Mit fünfzehn Abbildungen nach Aufnahmen von R. Th. Kuhn 201

Delitzſch, Prof. Dr. Friedrich: Handel, Recht und Sitte im alten Babylonien . . . 47

*Dombrowski, Ernſt Ritter von: Frühlingswehen im Jägerleben. Mit acht Originalzeichnungen in Buntdruck von Karl Ritter von Dombrowski 185

*Eckardt, J. T. von: Römiſch Afrika. Mit ſechzehn Illuſtrationen 105

*Foerſter, Ernſt: Die Orientierung der Seeſchiffe. Mit elf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen in Buntdruck . . 645

Franz, Alfred: Der 200 Jahre alte Streit um die Neufundland-Fiſcherei 79

*— — Die Entdeckung der Bronzegötter von Benin. Mit fünf Abbildungen . . 229

*— — Rhodes und Rhodeſia. Mit dem Bilde Cecil Rhodes und zwei Kartenſkizzen 417

George, Guſtav: Gibt es geborene Verbrecher? 481

*Hartenſtein, Herbert: Die Faſanen. Mit neun Abbildungen in Aquarellbruck nach Zeichnungen von Chr. Botteler 306

*Heer, J. C.: Der Rhein vom Rheinfall bis nach Baſel. Mit dreizehn Originalzeichnungen in Falſimiledruck von Prof. Caspar Ritter 341

Hellen, Friedr. zur: Ein franzöſiſcher Staatsſtreich vor hundert Jahren 221

*— — Die Geſellſchaft des Sans-gêne. Mit zwei Einſchaltbildern und ſechzehn Textilluſtrationen 497

*Heſſe-Wartegg, Ernſt von: Hawaii. Mit neun Zeichnungen in Buntdruck von Curt Agthe und zwölf Abbildungen nach Aufnahmen von Dr. R. Neuhauß 129

*Katſch, H.: Die Entſtehung einer Theaterdekoration. Mit einem Plan und elf Abbildungen nach Aufnahmen des Verfaſſers 85

*Kloepfel, Fritz: Don Quixote vom Standpunkt des Irrenarztes. Mit einer Abbildung 702

*Münz, Sigmund: Slatin Paſcha. Mit einer Karte des Sudan und drei Bildniſſen 656

*Ompteda, Georg Freiherr von: Tiroler Berge. II. Mit einem Einſchaltbild und fünfzehn Textilluſtrationen in Buntdruck nach Aufnahmen des Verfaſſers . . . 57

*Rottenburg, Heinrich: Die königliche Reſidenz in München. Mit zwei Einſchaltbildern und zwanzig Textilluſtrationen in Buntdruck 433

*Wegener, Georg: An der Schwelle des Nordpols. Mit elf Abbildungen nach Aufnahmen von W. Dreeſen 587

*Zobeltitz, Fedor von: Das Reich der „Libertas“. Eine Spazierfahrt nach San Marino. Mit zwölf Abbildungen in Buntdruck nach Aufnahmen von Pietro Poppi 715

Neues vom Büchertiſch.

Anders, Fritz: Skizzen aus unſerem heutigen Volksleben 491

Coßmann, P. N.: Aphorismen 604

Daulhendey, Max: Geſänge der Düfte . . 363

George, Stefan: Gedichte 364

Gnade, Eliſabeth: Sarkoſchin 61

Hansjakob, Heinrich: Erzbauern 602

Hausrath, Adolf: Pater Maternus . . . 124

Heer, J. C.: An heiligen Waſſern . . . 238

Höcker, Paul Oskar: Was die Leute ſagen . 603

Holz, Arno, Phantaſus 365

Lindau, Paul: Ferien im Morgenlande . . 491

Lohmeyer, Julius: Die Beſcheidenen . . . 237

Niemann, Auguſt: War ſie ſchuldig? . . 488

Novalis' ſämtliche Werke 121

Raabe, Wilhelm: Haſtenbeck 123

Rittland, Klaus: Sanitätsrats Türkin . . 125

Schäfer, Georg: Die Hexe von Bingenheim 490

Spielhagen, Friedrich: Neue Gedichte . . 731

Stranß, Emil: Menſchenwege 237

Strindberg, Auguſt: Legenden 728

Theben, Dietrich: Der Frieſenpaſtor . . . 489

Viebig, Klara: Es lebe die Kunſt 490

Wolff, Julius: Der Landsknecht von Cochem 235

Kunſtbeilagen.

Achleitner, Adolf: Orientale. Nach der Ölſtudie. Falſimiledruck . . . . . Titelbild

Seite

Baumbach, Max: Der Trinker. Nach der bemalten Büste. Faksimiledruck zw. 240 u. 241
Böler, Karl: Bauer aus Hausham bei Schliersee. Nach der Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 496 u. 497
Rosenstand, E.: Ungarische Zigeuner. Nach der Ölstudie. Faksimiledruck . zw. 368 u. 369
Simm, Franz: Orientale. Nach der Ölstudie. Faksimiledruck . . . . zw. 608 u. 609
Taschner, Ignatius: Strauchdieb. Nach der bemalten Holzstatuette. Faksimiledruck zw. 127 u. 128

Einschaltbilder.

Arning, Dr. Ed.: Föhn am Vierwaldstätter-See. Liebhaberaufnahme. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 584 u. 585
Baumbach, Max: Das Gebet. Nach der Gruppe. Bunt- und Tondruck . zw. 248 u. 249
Borchardt, F.: Studienkopf. Nach der Kohlezeichnung. Bunt- und Tondruck zw. 464 u. 465
Bouguereau, W.: Maria als Trösterin der Betrübten. Bunt- und Tondruck . zw. 32 u. 33
— — Die Unschuld. Bunt- und Tondruck zw. 48 u. 49
Brack, Emil: Schokoladenmädchen. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 200 u. 201
Candid, Peter: Wittelsbacher Brunnen. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 440 u. 441
Castaigne, A.: Griechin. Nach der Zeichnung. In Röteldruck . . . . zw. 288 u. 289
Corot, Camille: Der Albanersee. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 552 u. 553
— — Morgenlandschaft. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 560 u. 561
Encke, Ferdinand: Bacchantin. Nach der Liebhaberaufnahme. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 104 u. 105
Flickel, Paul: Seerosen. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 320 u. 321
Gentz, Ismael: Klaus Groth. Nach der Zeichnung. Bunt- und Tondruck zw. 640 u. 641
Gérard, François: Frau Tallien. In Photographieton . . . . . zw. 504 u. 505
— — Frau Récamier. In Photographieton . . . . . zw. 512 u. 513
Gomanski, Edmund: Mutter. Nach der Statuette . . . . . zw. 704 u. 705
Kampf, Eugen: Fischerboote an der holländischen Küste. Bunt- und Tondruck zw. 400 u. 401
Kochanowski, Roman: Vorfrühlingsabend. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 144 u. 145
Kuehl, Gotthold: Im Waisenhaus zw. 352 u. 353
Liebermann, Max: Die Weber . zw. 224 u. 225
Magnussen, Harro: Der Philosoph von Sanssouci in seinen letzten Lebenstagen. Mit Tondruck . . . . . zw. 256 u. 257
Max, Gabriel: Die heilige Elisabeth zw. 688 u. 689
Menzel, Adolf von: Die letzten Gäste. Nach der Zeichnung . . . . . zw. 528 u. 529
Meyer-Lüben, Walther: Bildnis. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 384 u. 385
— — Anna Ritter. Mit Tondruck zw. 680 u. 681

Seite

Millet, François: Die Schafhirtin. Mit Tondruck . . . . . zw. 664 u. 665
— — Die junge Pächterin. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Ompteda, Georg Freiherr von: Die Ortlerspitze. Nach der Liebhaberaufnahme. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Petersen-Angeln, H.: Begegnung auf hoher See. Bunt- und Tondruck . . zw. 216 u. 217
Poussin, Rudolf: Auf der Düne. Nach dem Aquarell. Bunt- und Tondruck zw. 176 u. 177
Rembrandt: Der Mann in der Rüstung. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 432 u. 433
Schmid, Julius: Schubertabend in einer Wiener Bürgerfamilie . . . . zw. 96 u. 97
Scholz, Max: Die Jobsiade im Kloster. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 160 u. 161
Schramm, A.: Liebesorakel . . . zw. 624 u. 625
Schramm-Zittau, Rudolf: Fütterung der Gänse. Bunt- und Tondruck . zw. 416 u. 417
Schweitzer, Adolf: Am Waldquell. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 472 u. 473
Seeger, Hermann: Am Feldrain. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 336 u. 337
Spitzer, Emanuel: Studienkopf. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 16 u. 17
Struck, H.: Die Dorfsparzen. Radierung nach dem Gemälde von C. Gussow. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Thedy, Max: Schützenkönig . . zw. 272 u. 273
Tragy, O.: Das Riesenspielzeug. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 544 u. 545
Widemann, Wilhelm: Kaiser Maximilian I. Nach der Bronzestatuette . . zw. 576 u. 577
* * * Miniaturenkabinett der „Reichen Zimmer" in der Königl. Residenz zu München. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 448 u. 449

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Adam, Richard B.: Romana. Studie aus dem Königl. bayerischen Hofmarstall . 164
Alth, Ludwig: Unwiderstehlich. Nach der Ölstudie 28
Bromberger, Otto: Das Modell. Nach dem Aquarell 285
Bülow von Dennewitz, Graf W.: An der Töpferscheibe. Studie 636
Canova: Perseus. Nach der Statue . . . 460
Claudius, Wilhelm: Federzeichnung . . . 165
— — Skizze. In Röteldruck 397
Deiler, J. Ch.: Ölstudie 393
Dreesen, Wilhelm: Norwegisches Ehepaar in Sätersdaler Tracht. Nach der Aufnahme 153
Gebhardt, Eduard von: Studienkopf . . . 157
Gehrts, Carl: Studie 13
Greuze, Jean Baptiste: Mädchenbildnis. Nach der Zeichnung 377
Holmberg, August: Skizze 614
Höppner, Oskar: Studie 621
Janßen, Peter: Studienkopf 180
— — Studienkopf 533
Kirberg, Otto: Studie 453
Kleehaas, Th.: Skizze 5
Kouer, Max: Adolf von Menzel. Gemälde 9

	Seite
Kriwer, Josef: Aus Meran. Studie	21
— — Studienzeichnung	617
Kröner, Christian: Ölstudie	380
Kullrich, Franz: Hermann Müller als „Richter Adam." Nach der Photographie	25
Liebermann, Max: Studienkopf. In Röteldruck	389
Lossow, Heinrich: Skizzenblatt	277
— — Bildnis. Nach dem Gemälde	633
Maunfeld, B: Villa Raussendorff	365
Mayer, R.: Medaillen	126
Mayné, Jean: Sturm. Nach dem Gemälde	457
Morin, H.: Ein stiller Winkel. Liebhaberaufnahme	697
Müller, Peter Paul: Am Waldesrand. Nach der Ölstudie	381
Munden, Evert van: Kampf um die Beute. Nach der Radierung	540
Nonnenbruch, Max: Frühlingsblüten. Nach dem Gemälde	270
Oberländer, Adalph: Der Einsiedler. Nach dem Gemälde	297
Poppi, Pietro: Landbäckerei. Nach einer Photographie	173
Räuber, Wilhelm: Burgfräulein. Nach der Ölstudie	169
Recknagel, Th.: Edelmann. Nach der Zeichnung. In Rötedruck	393
Rohr, Wilhelm: Kinderbildnisse	148 u. 149
— — Selbstbildnis	239
Schwabe, E.: Studienzeichnung	537
Spitzer, Emanuel: Skizzenblatt	366
Thietmann, Wilhelm: Schwälmer Schmied. Studie	549
Thumann, Paul: Skizzen	300 u. 301
Willroider, Ludwig: Baumstudie	373

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. IX. Band, Nr. 7 bis 12:

Hahe Schule. Roman von C. von Dornau. Seite 193—256. (Fortsetzung und Schluß.)

Das Marienbild van Busawiska. Novelle von Władisław Laziński. Übersetzt von Helena Majdańska. Seite 257—301.

Mijé Féréal. Eine Erzählung aus der Camargue. Von Jacques Vincent. Übersetzt von Anna Brunnemann. Seite 303—356.

Orientale. Nach der Ölstudie von Adolf Adelsitzer.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 7, März 1899.

Zwei Männer.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Es war schon seit vierzehn Tagen das schönste Wetter — eine lachende Kälte, konnte man sagen. Ein Winter, wie ihn sich die Kinder träumen, um mit brennend roten Wangen, leuchtenden Augen und kalten Füßen sich unter blauem Himmel im Schnee zu balgen.

Auch der See hielt, und da er erst nach dem großen Schneefall zugefroren war, lag seine Fläche, blank, von rötlichen und bläulichen Farbenlichtern überspielt, wie eine Metallplatte inmitten des weißen Geländes. Seinen braunen, rascheluden Schilfkranz hatte man ihm abgeschnitten, sobald das Eis nur Männerfüße trug. Nun war er wie nackend und konnte sich vor den Blicken nicht verstecken.

Hartard lief nachmittags, bis in den tiefen Abend hinein, Schlittschuh.

Es ging ihm wie vielen Menschen: je mehr er grübelte, desto schneller wurden seine Bewegungen. Zuletzt kreiste er in rasendem Lauf auf dem Rund des Sees.

Er sah im Geist Kleopha. Sie hatte einen Knaben, ihren Bruder, an der Rechten, und ihren linken Arm legte sie zärtlich in den Arm eines Mannes, ihres Verlobten. Sie scherzten zusammen, sie waren glücklich.

Und er — er litt hier in der erstarrenden Einsamkeit des Winterabends.

Der weiße Schnee nahm blaue Töne an, die Farbe des Himmels versiegte und ward traurig und grau. Die Kälte stieg und hauchte Stirn und Wangen eisig an.

Über dem Horizont ward die Spitze eines gelb-silbernen Hornes sichtbar und wuchs schnell empor, bis die Mondsichel mit blankem Glanz unten am Himmel stand.

Zuweilen lief ein Zittern über die Eisfläche und ein hohles Krachen folgte. War der geheimnisvolle Laut verhallt, erschien die Stille noch gespenstischer.

Und in dieser großen, weißen, schweigenden Kälte wuchs dem jungen Mann der Schmerz, bis sein ganzes Leben ihm als ein verfehltes und aussichtsloses erschien.

Er schlief in der Nacht fast gar nicht, trotzdem er sich durch übermäßiges Schlittschuhlaufen körperlich sehr ermüdet hatte. Seine Phantasie ward zum Henkerknecht an ihm und spannte ihn auf die Folter eifersüchtiger Vorstellungen.

Solange er neben Kleopha hergegangen war, in der gleichmäßigen Ruhe dieses wehmütigen häuslichen Lebens, so lange hatte er die Kraft gefunden, seine Leidenschaft zu bemeistern. Die erste Störung dieser Gleichmäßigkeit warf alle seine Selbstbeherrschung um.

Er brannte vor Begier, sie nur wiederzusehen, sie nur wieder unter dem Schutz seiner Wachsamkeit zu wissen. Er begriff,

daß der bisherige Zustand noch eine Art von Glück gewesen, denn er gestattete ihm, jede Stunde sie zu sehen oder zu erfahren, was ihren Tag ausfülle.

Nun war sie für ihn wie in ein Dunkel getaucht. Wo war sie? Was that sie? Mit wem verkehrte sie? Wie verbrachte sie den Abend? Wo die Nacht?

Und vor allen Dingen: kam sie wirklich am vierundzwanzigsten nachmittags halb fünf wieder?

Er zitterte den ganzen nächsten Tag vor einem Brief, einer Depesche — vor der Bitte um Urlaubverlängerung.

Und dann, als eine solche nicht kam, zitterte er davor, wie er es einrichten könne, Kleopha selbst abzuholen.

Er wollte sie zuerst sehen. Kein anderer sollte sie in Empfang nehmen. Unerwartet wollte er vor ihr stehen und auf ihrem Gesicht noch den Abglanz von Freuden lesen, die ihr die Berliner Tage gebracht. Sie sollte keine Zeit haben, sich erst zu sammeln und für Rethen ihr verschlossenes, ernstes Gesicht vorzubereiten, das sie hier immer zeigte.

Wenn ihm kein Zufall zur Hilfe käme, wollte er es wagen, einfach zu erklären, daß er vor der Bescherung noch nach Trebbin müsse und ja gleich „Schwester Kleopha" abholen könne. Auf dem Lande ist man immer sparsam mit Pferden: sein Vater würde es selbstverständlich finden, daß man nicht noch ein zweites Gespann hinaus schicke.

Er saß den ganzen Morgen bei seiner Mutter. Ihm war, als müsse er seinen Vorsatz erst moralisch abbezahlen, sich erst verdienen, was er vorhatte.

Seine Mutter war sehr vergnügt, in ihrer blassen, schwachen Weise. Sie hatte schon seit acht Tagen mit ihren matten Fingern Netze für den Tannenbaum geschnitten und Nüsse vergoldet. Es war alles sehr schlecht geraten, allein jedermann bewunderte liebevoll ihre Arbeit, so daß sie überzeugt war, dieselben vollendet hergestellt zu haben.

Man stellte in Schloß Rethen den Tannenbaum von mäßiger Größe erst in der Halle auf, wo Albrecht dann den versammelten Leuten Geschenke überreichte, nachdem er ihnen eine kleine väterliche, religiös angehauchte Festrede gehalten. Im Kamin brannte bei dieser Gelegenheit dann ein mächtiges Feuer.

Nachher durften alle Leute an das Bett der Gnädigen treten und ihr die Hand küssen. Christine vergoß dabei immer viele Thränen, aber ihr diese Huldigung entziehen, hätte geheißen sie noch mehr aufregen.

Späterhin trug Albrecht dann den ganzen Baum mit seinen brennenden Lichtern in Christinens Zimmer und baute unter ihm die Geschenke für seine Frau auf.

Hartard hörte nun mit heimlicher Genugthuung, daß Löbell gestern abend wieder etwas angetrunken gewesen sei, daß man Zwota bitten müsse, dem Manne, den man nur seiner braven Frau wegen so viele Geduld bewies, ins Gewissen zu reden und daß es doch schrecklich wäre, wie man ihn nicht mal ohne Sorgen heut nachmittag Schwester Kleopha abholen lassen könne. Hartard erbot sich sofort dazu. Und da Christine gerade mit ihren Gedanken ganz bei dem bevorstehenden Feste war, so fiel ihr jetzt ihre Furcht von Kleophas Schönheit nicht ein.

Er war selbst beinahe erstaunt, daß es niemanden auffiel, daß man ihn unbehindert fahren ließ.

Als befangener Mensch glaubte er kaum an die Unbefangenheit der anderen.

Der Tag starb in langsamer, ängstlicher Dämmerung hin. Himmel und Schneegelände lagen in dem gleichen bläulichen Ton.

„Bei der Heimfahrt wird es schon ganz Abend sein," dachte er.

Als er mit seinem Schlitten vor dem Bahnhofsgebäude hielt, dachte er darüber nach, ob er den Zug draußen erwarten oder hier bei seinem Pferd bleiben solle.

Kleopha war ja der Meinung, daß sie Löbell hier finden werde.

Er blieb so lange unschlüssig, bis der heranbrausende Zug ihm den Entschluß abnahm.

Sein Herz schlug so, daß er böse über sich und seine Fassungslosigkeit wurde. Er machte sich beim Pferd zu thun, griff an dem Zaumzeug herum und nahm langsam die Decke ab. So kehrte er der Gitterthür, die vom Bahnhof nach draußen führte, den Rücken zu.

Kleopha kam. Ohne sich zu drängen, folgte sie ein paar Bauern und Kleinbürgern, die ihr, beladen mit Paketen und Körben, vorangingen.

Sie sah gleich den Schlitten und einen großen Mann im Kragenmantel und weichem

Filzhut, der die Pferdedecke zusammennahm. Sie trat heran.

„Guten Abend, Löbell," sagte sie.

Hartard drehte sich um.

„O Gott!" rief sie.

Die Tasche welche sie trug, fiel ihr aus der Hand.

Sie stand und zitterte. Sie hatte ihn gleich erkannt. Sie wußte auf der Stelle, daß es Hartard war und nicht sein Vater — trotz der unsicheren Beleuchtung.

Er hob die Tasche auf.

Hilflos standen sie voreinander.

„Ist es Ihnen — ist es Ihnen unangenehm — — daß ich es bin?" brachte er heraus.

„Nein — nein. Ich bin nur . . . es war nur . . ." stotterte sie.

„Wollen Sie nicht einsteigen?" bat er leise. Sie stieg sogleich hastig in den Schlitten, und er nahm neben ihr Platz.

Vor Aufregung vergaßen beide die Pelzdecke festzuknöpfen.

Hartard trieb das Pferd an. Die Schellen auf dem Bügel fingen an zu klirren und zu klingeln. Lautlos glitt der Schlitten weiter. Im Schein der Straßenlaternen und all des Lichtes, das aus den Fenstern fiel, sah man, wie das blauweiß gestreifte Schutzleinen hinter dem Pferd sich blähte, wie die blauweißen Haarbüschel auf dem Glockenbügel wehten.

Nach wenigen Minuten hatten sie das Städtchen hinter sich. Plötzlich ließ Hartard das Pferd langsamer gehen. Er hatte bemerkt, daß die Pelzdecke ganz herabgeglitten war.

„O — Sie werden frieren," murmelte er und bückte sich, den Saum der Decke zu erfassen. Und Kleopha, um zu verhüten, daß er sie einwickle, bückte sich zu gleicher Zeit, um die Decke zu sich emporzuziehen.

So berührte seine Wange die ihre. Sie fuhren beide zurück, wie im tödlichen Schreck.

Dann saßen sie einige Minuten still und meinten, voneinander ihre Herzen klopfen zu hören.

Die Decke lag noch, anstatt über ihren Knieen, zusammengesunken auf ihren Füßen.

Kleopha glaubte vor Angst gleich ohnmächtig zu werden.

Verzweifelt dachte Hartard: „Diese Situation muß enden. Ich muß was Harmloses sagen. Ich muß sie fragen, wie's denn in Berlin war."

Und seine Zunge war ihm trocken, wie einem, der von Durst leidet.

Sie schwiegen weiter.

Das Pferd, gar nicht mehr angetrieben, ging einen bequemen Trott.

Es war Hartard, als schaure Kleopha, wie jemand, den sehr friert.

Er bückte sich und zog die Decke in die Höhe.

Dann, den Zügel über dem linken Arm, fing er an Kleopha warm einzupacken.

Sie saß still, so still, daß sie kaum zu atmen wagte. Ihre Nasenflügel bebten, und sie schloß die Augen.

Und wie Hartard so mit liebevollen Händen die Pelzdecke fest um die Gestalt des Mädchens zu legen versuchte, ermatteten plötzlich sein Wille und seine Kraft.

Er wußte nur, daß er liebte, und spürte, von einem verzehrenden Glücksgefühl durchbebt, daß er geliebt sei, daß sie ebenso zittere, wie er und ebenso, fröstelnd in Bangen, fast vergehe.

„Kleopha," murmelte er.

Und dann fiel er ihr um den Hals und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. —

Das Pferd stand still. Hartard hatte bei seiner heftigen Bewegung unbewußt die Zügel straff angezogen.

Minuten vergingen.

„Kleopha!" jubelte er. „O Gott — mein! Du siehst, die Liebe war stärker als alles. Sag' mir doch ein Wort — ein süßes Wort."

Er hatte den Arm um sie gelegt, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter.

Ihm war, als mache dieses liebe, schöne Haupt eine verneinende Bewegung.

„Du liebst mich doch?" drängte er leidenschaftlich. „Ich habe es gefühlt. Mir war plötzlich, als gehe von deiner Seele aus eine stumme Gewalt und überströme mich mit der Gewißheit, daß du mich liebest."

Er zog sie fester an sich.

„Weißt du," sprach er leise, „daß ich vor Eifersucht fast verkommen bin, während du fort warest? Ich redete mir ein, du hättest einen Verlobten. Ich hätte dir als ein unsichtbarer Geist überall hin folgen mögen. Ich habe fürchterlich gelitten."

Und da sie noch immer schwieg, flehte er: „Sprich doch zu mir!"

„Was soll ich sprechen?“ murmelte sie, „ich kann ja von diesem Augenblick an nur noch etwas sagen — nur ein Wort . . . es ist vorbei!“

„Vorbei,“ rief er feurig, „vorbei? Es fängt ja an, Geliebte — das Glück fängt an!“

Sie richtete sich auf. Fest umklammerte sie seine Hand.

„Ich hab dich lieben müssen vom Augenblick an, wo ich dich sah,“ sprach sie mit starker Stimme. Es war, als solle ihr Ton, ihre Festigkeit ihm etwas zuschwören, das noch zwischen ihren Worten lag. Sie litt daran, daß kein Wort groß genug war, ihre Liebe ganz zu sagen. „Und ich habe auch gewußt, daß du mich liebst. Dann habe ich gehofft und gefleht, du mögest mich zu hoch halten, um mir von Liebe zu sprechen, weil du mich nicht heiraten kannst.“

Er machte eine Bewegung. Sie aber fuhr fort: „Ich zürne dir nicht. Es war stärker als wir. Und es ist ein unfaßliches Glück. Aber es darf nicht dauern — keinen armen kurzen Tag lang. Gleich morgen muß ich fort. Deine Mutter hat es mir wohl fünfzigmal erzählt in diesen letzten Monaten, daß du eine reiche Frau haben mußt, daß Rethen nicht groß genug ist, zwei Männern Arbeit, zwei Familien Unterhalt zu geben.“

Hartard riß die Geliebte an sich. Es gab keinen Zweifel und keine Kämpfe in ihm. Etwas, woran er nie vorher gedacht, stand in diesem Augenblick als die klarste Pflicht vor ihm.

„Ich werde fortgehen von Rethen, und du, du bleibst bei meiner Mutter, die von dieser Stunde an auch deine Mutter ist — bis ich dir ein Heim schaffen kann. Ich entsage meinem Anrecht auf das Majorat. Als einfacher Edelmann kann ich besser, was dem Majoratserben aus Vorurteil verboten blieb: arbeiten, Geld verdienen, und sei's auch in demütigen Anfängen.“

Kleopha klammerte sich an ihn. Die leidenschaftlichste Freude machte sie trunken.

Das wollte er für sie thun! So liebte er sie! So über alles Maß hinaus!

Oft genug hatte sie es gehört, wie Hartard mit allen Gedanken und Gefühlen an seinem Familiensitz hänge und sich kein anderes Leben vorstellen könne, als auf der angestammten Scholle.

„Ich danke dir — o ich danke dir. Schon dein Vorsatz macht mich unsäglich glücklich,“ stammelte sie. „Es kann ja nicht sein.“

„Warum kann es nicht sein?“ sprach er feurig. „Denkst du, ich bin einer von denen, die in hoher Stimmung von Heldenthaten reden und nachher hinterm Ofen sitzen bleiben?“

Sie suchte sich gewaltsam zu fassen. „Nein,“ sagte sie und drückte ihm fest die Hand, „ich glaube an dich!“

„Also . . .?“

„Denke an deine Mutter! Jedenfalls müßten wir sie ganz allmählich dieser Wendung deines Geschickes geneigt machen. Eine plötzliche Erregung hielte sie nicht aus. Sie ist schwächer, viel schwächer, als ihr ahnt,“ sprach sie leise.

Hartard war es, als habe man ihm plötzlich alle Hoffnungsblüten vernichtet. Ihm wurde kalt und still ums Herz.

Mechanisch nahm er den Zügel und trieb das Pferd an, das sachte weiterging. Die bläuliche Helle des Abends ließ alle Gegenstände in beträchtlicher Entfernung noch erkennen. Aus dem Schneegelände tauchte die Mühle auf, ihre schwarzen drei Flügel standen sperrig vor dem grauen Himmel, den vierten verbarg sie hinter ihrem schmächtigen Bau. Es war sehr kalt, aber kein Windhauch rührte sich.

Kleopha wagte kein Wort.

Und er saß und dachte der Stunde, wo er in dem brütenden Sonnenglast des reifen Herbstgartens seinem Vater geschworen hatte, allezeit eignes Glück hintenan zu setzen vor der Sorge um die kranke Mutter.

Ihn ein armes Mädchen heiraten zu sehen, eines, um dessenwillen er dem Erbe entsagen mußte — nein, das würde seine Mutter nicht ertragen. Sie war an gar keine Kämpfe gewöhnt, an gar keinen Widerstand gegen ihre Wünsche und Hoffnungen. Das eine körperliche Unglück war für sie wie ein Kaufpreis geworden, womit sie ein Dasein bezahlt hatte, wie es vielleicht keine zweite Frau führte — ein Dasein, in dem es nur Liebe, Schonung, Frieden gab.

Was hatte sein Vater getragen und gelitten?! Wer war der eigentliche Dulder in diesem Schicksal?!

Eine nervöse Kälte durchwühlte ihn. Kleopha spürte die Bewegung. Sie wollte

ihm wohlthun, ihm irgend etwas Tröstliches sagen.

„Vielleicht gelingt es uns, die arme Mama langsam, langsam zu gewinnen. Ich habe beobachtet, daß dein Papa, wenn er sie an einen Gedanken gewöhnen will, erst wie zufällig erwägende oder vermutende Worte hinwirft, bis sie nachher fast von selbst sich in alles findet. Und was bei Kleinigkeiten, wie Einladungen, Dienstbotenwechsel und dergleichen richtig ist, wird es auch im Großen sein. Denn jedem Menschen ist immer auf eine bestimmte, in

Ihm war schrecklich zu Mut. Es war ihm, als höre er ganz von fern, wie ein geisterhaftes Echo seine eigne Stimme zurücktönen: „Solange sie noch lebt — solange sie noch lebt. . .“

War das wie ein Wunsch, der sich in dem Abgrund seiner Seele rührte? . . .

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Nur schnell heim — heim,“ dachte er inbrünstig, „nur zu ihren Füßen liegen, ihre Hände küssen, die sanfte, arme, liebe Stimme hören — nur fühlen, daß sie mir noch lebt!“

Er griff wieder nach dem Zügel, denn

Aus unserer Studienmappe:

Aus Th. Riechaas' Skizzenbuch.

allen Fällen gleiche Weise beizukommen — das habe ich schon in meinem Berufe gelernt.“

„O Gott — mein Vater!“ sagte er stöhnend, denn ihre Worte sprachen wieder von ihm und seinen täglichen Selbstüberwindungen.

„Nein, meine Süße,“ fuhr er mit schmerzlicher Stimme fort, „es ist hoffnungsloser, als du weißt. Solange Mama lebt, können wir uns nicht gehören. Das arme Mädchen hätten wir ihr langsam begreiflich gemacht. Daß ich Rethen verlieren müßte — das — nie, nie.“

Er preßte die Faust gegen die Stirn.

das Pferd hatte abermals still gestanden. Aber Kleopha legte hindernd ihre Hand auf seinen Arm.

„Du sagtest schon zum zweitenmal, daß du deinem Erbrecht entsagen müßtest, wenn du mich heiratest. Das verstehe ich gar nicht. Das gibt's doch nicht, daß ein Majoratserbe verpflichtet ist, reich zu heiraten. Deine Mama war ja auch arm, sie sagte es mir selbst.“

Hartard lächelte trübe.

„Ach, mein Kind,“ sprach er, „meine Frau braucht eine bestimmte Ahnenreihe.“

„Aber die fehlt mir doch nicht!“ sagte sie erstaunt.

Ihr war, als wisse er schon ihr ganzes Leben, als gäbe es keinen Gedanken in ihr, kein Ereignis ihrer Vergangenheit, das er nicht kenne. Sie dachte gar nicht daran, daß sie noch kein Wort über diese Äußerlichkeiten gewechselt.

„Wieso denn das?“ fragte er ebenso erstaunt. Sie fiel ihm um den Hals. In all ihren schmerzlichen Aufregungen mußte sie lachen, wie nur die Aprillaune der Jugend lachen kann.

„O du ... ja, es ist wahr. Ich sagte nichts. Aber Lieber, Geliebter! Konnt' ich dir wohl gleich zwischen deinen Küssen sagen, ich bin die Gräfin Lehben? Ich dachte gar nicht daran. Es fällt mir aber ein. Mir war so, als seien wir plötzlich eins, und du wissest demnach wie ein Wunder alles.“

Hartard schob sie ein wenig von sich. Sein Herz klopfte. Ein leises Mißbehagen regte sich in ihm. Alle Geheimnisse haben eine Witterung von Verdächtigkeiten oder Sonderbarkeiten an sich. Er für seine Person haßte dergleichen. Er hatte schon genug davon gelitten, Kleopha von einem solchen umgeben zu sehen — denn trotz all ihrer einfachen, klaren Angaben fühlte er, daß sie noch etwas verbarg.

„Eine Gräfin Lehben ...“ fragte er zögernd.

„Ja“, erzählte sie lebhaft, „aus dem Hause Reineck. Mein Papa war der Enkel eines zweiten Sohnes. Das Vermögen ist Fideikommiß. Na, da kannst du dir denken ... Papa, schon als Hauptmann pensioniert, starb vor drei Jahren. Erst nach seinem Tod erfuhr ich, daß er mit kleinen Agenturen, wie sie ein Kavalier in seinen Kreisen unauffällig betreiben kann, und durch Unterstützungen seines Vetters, des Grafen Lehben-Reined, unser Leben bestritten hat.“

Hartard stieg aus dem Schlitten. Er warf dem Pferd eine Decke über und führte es im Schritt. Es war ein Vorwand, sich zu besinnen. Den Kopf etwas zurückwendend, fragte er: „Und warum das Geheimnis?“

Kleopha ganz ohne Arg, fuhr ebenso eifrig fort.

„Ich hatte nichts gelernt. Nur gerade, was so junge Damen brauchen. Papa hatte wohl gehofft, ich würde mich gleich verheiraten. Wir gingen in Breslau, wo wir wohnten, viel in die Welt. Einmal fand sich auch Gelegenheit. Das erzähl' ich dir später — ich sollte mich an einen Greis verkaufen. Unser Vetter meinte, die große Stellung, das Vermögen, der stolze Name sollten mir genug sein. Er hat es mir nicht verziehen, daß ich nicht wollte. Dann starb Papa. Nun standen wir so da — Berthold und ich. Eine Freistelle im Kadettenhaus konnten wir nicht erlangen für ihn. Graf Lehben versprach das Jahrgeld für ihn zu zahlen, bis ich genug verdiene, dies zu thun. Er versprach auch, Berthold später die nötige Zulage, aber nur für ein Linienregiment, zu geben. Die Bedingung war, daß ich mich in meinem Beruf meines Namens begebe.“

Hartard trat an den Schlitten, der wieder still stand, legte seine Arme auf die Kante und fragte, sich seines Unbehagens schämend, und doch in einer befangenen Stimmung:

„Es gibt doch genug Prinzessinnen und Gräfinnen, die Krankenpflegerinnen sind.“

„Ja — aber anders als ich! Sie gehören einem religiösen oder weltlichen Verband an und arbeiten innerhalb des Schutzes eines solchen und für seine Ziele und Zwecke. Oder sie gehen mit den Missionen hinaus in Gefahren. Weißt du — das ist so anders — so ganz anders. Das gibt einen Nimbus — das ist ideal — das empfiehlt bei Hofe. Aber ich — ich habe ja nur im Rotenkreuzhospital gelernt, und die liebe, gute Gräfin Klingsberg, meiner verstorbenen Mama Jugendfreundin, verhalf mir dazu und verhalf mir auch zur Stellung bei deiner Mama. Ich arbeite ja ganz einfach um Lohn und Brot, wie jede beliebige Proletarierin, die Geld verdienen muß. Lehrerin konnte ich nicht sein — ich habe, glaube ich, kein Talent dazu. Und das mit dem Examen — das ist nicht so einfach. Und Gesellschafterin? Da, wo man eine Gräfin Lehben als solche bezahlt, werden so viel Toiletten verlangt, daß für Berthold nichts übriggeblieben wäre. Auch meinte die Klingsberg, mein Äußeres passe nicht dafür, sie meinte auch, so eine Art klösterlicher Tracht, die ich als Krankenpflegerin, auch ohne einem Verband anzugehören, tragen könne und solle, gäbe ungeahnt viel Würde und Schutz. Darin hat sie recht gehabt. Und obenein, siehst du, war es furchtbar praktisch, als simple Kleopha Reineck im

schwarzen Kleid herum zu laufen und sechshundert Mark für Berthold übrig zu haben."

Eine so reine, naive Freude sprach aus ihren Worten, daß Hartard ihr Gesicht zwischen seine Hände nahm und sie innig ansah.

„Verzeihst du mir?" bat er.

„Was . . ."

„Daß ich in eine etwas unglückliche Stimmung geriet, als Geheimnisse auf dem Plan erschienen?"

Sie küßte ihn.

„Von Herzen," sprach sie, „ich begreife das ganz. Es war mir ja auch selbst gräßlich — weißt du noch, wie ich weinte, als die hundert Mark kamen?"

„Damals wäre ich dir schon beinahe um den Hals gefallen."

Sie vertieften sich in Erinnerungen. Plötzlich wieherte das Pferd laut. Als der glucksende, wellige Ton laut durch den stillen Abend scholl, schraken die beiden Verliebten aus ihrem zärtlichen Geflüster auf.

„Wir kommen zu spät," rief Kleopha ängstlich, „man wird mißtrauisch werden."

Hartard war mit einem Satz im Schlitten.

Nun ging es in rasender Fahrt auf Rethen zu.

„Mir ist doch besser, mutvoller," sagte er. „Die Lage ist doch anders. Morgen schon wirst du Mama deinen wahren Namen nennen. Ich kenne Ma. Sie hat ungemein viel Sinn für Romantik. Du wirst ihr interessanter, unglücklicher vorkommen. Sie wird darüber nachdenken, wie man das Aschenbrödelchen zur Prinzessin machen könne. Sie wird damit anfangen zu denken: ‚Wie schade, daß Kleopha arm ist, sonst wäre sie die Frau für Hartard' und sie wird damit enden zu sagen: ‚Es macht nichts, daß sie arm ist — möchte er sie trotzdem lieben.'"

Kleopha schmiegte sich an ihn.

„Überlaß das mir, ein paar Tage zu sondieren. Ich kann dir sagen, so im Hospital lernt man viel. Es gibt Kranke, die eine Wärterin en canaille behandeln und dann nicht einmal mehr aus lauter Respekt von ihr eine Tasse Thee sich bringen lassen mögen, sobald sie erfuhren, das sei eine Gräfin oder Baronin. Das Bewußtsein, wer man ist, nimmt auch Hochgebildeten, Herzvollen oft die rechte Unbefangenheit im Begehren von Diensten. Vielleicht möchte auch deine Mama sich von der Gräfin Lehben nicht mehr so alles thun lassen. Von ihrer künftigen Tochter wird sie es sicher. Laß uns etwas nachdenken — es ist so neu alles — so neu . . ."

Hartard neigte sich zu ihr und küßte sie. „Du hast recht."

„Und nicht wahr, Geliebter — du meidest mich, wie bisher!"

Er fuhr förmlich auf.

„Das ist doch meine einfachste Pflicht!" rief er.

Das Schloß lag vor ihnen. Die Lichter vom Wirtschaftshof blinkten. Hunde schlugen an.

„Und noch ein Wort!" sagte sie hastig. „Ein unumstößliches! Wenn deine Eltern nicht frohen Herzens mich willkommen heißen, oder wenn es sich herausstellt, daß wir's deiner Mutter überhaupt gar nicht sagen dürfen — dann — ja dann wollen wir scheiden! Warten will ich nicht, Hartard! Ich habe so viel Häßliches gesehen an Sterbelagern — warten auf einen Tod — das ist beinahe . . . hoffen auf einen Tod! Nein, ich will nicht warten. Lieber fortgehen . . . auf ewig."

Er drückte ihr die Hand mit eisernem Druck. Seine Lippen waren ihm verschlossen.

Er war bis ins tiefste erschüttert. —

VII.

Niemand behelligte sie mit Fragen. Wie die meisten Menschen, die ein großes Erlebnis erfuhren, glaubten sie, die Fülle der seelischen Ereignisse habe sich über Stunden und Stunden hingedehnt. Der reiche Inhalt der Minuten hatte sie das Zeitmaß verlieren lassen. Ihnen schien, als müsse eine lange, lange Frist verstrichen sein, seit sie am Bahnhof den Schlitten bestiegen. Inzwischen hatte sich doch ihr ganzes Leben verwandelt.

In der That kamen sie noch keine Stunde zu spät, und das hatte Christine von vornherein erwartet.

„Zögere nur alles hin," bat sie Albrecht, gleich nachdem Hartard abgefahren war, „am Heiligenabend verspäten sich die Züge immer ungeheuer."

In der Halle war alles fertig; sowie sie eintraten, sagte Albrecht, daß er in einer Viertelstunde die Lichter anzünden wolle, sie sollten nur schnell erst den Thee nehmen, der im Eßzimmer bereit stehe.

Aber sie gingen beide gleich zu der Leidenden.

Hartard kniete vor dem Bett seiner Mutter und bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen.

Sie fühlte, daß er bis zur Fassungslosigkeit erregt war. Zärtlich legte sie ihre Hand auf sein Haar und wühlte mit liebkosenden Fingern in der dunklen Fülle.

„Was hast du denn?“ fragte sie innig.

„Als ich den Tannenbaum draußen sah, mit all der bunten Zier, die du gemacht hast — da fiel mir's auf die Seele: zwei Jahr war ich nicht bei dir an diesem Tag,“ sagte er leise.

Er hob sich höher, er küßte ihre Wangen und streichelte sie.

„Ich habe sie noch — ich habe sie noch!“ dachte er.

Kleopha hatte ihren Hut und ihre Jacke unterdes abgelegt. Neben ihrem Bett, hinter dem Vorhang, führte eine Thür in ein Stübchen im Anbau. Das war ihr kleines Eigentum.

Nun kam sie wieder, mit der großen weißen Schürze, wie immer. Aber das Mützchen fehlte auf ihrem Haar. Während sie zärtlich von den heimlichen Werdetagen ihrer Liebe geflüstert, hatte Hartard ihr gesagt, daß er dies klösterliche Mützchen hasse. Er sollte es nicht mehr sehen.

Sie trat an das Bett heran. Hartard sprang auf und machte ihr Platz. Und auch Kleopha, einem übermächtigen Gefühl nachgebend, beugte sich und küßte die Hand seiner Mutter.

Ihre Lippen trafen auf eine trockene, brennende Haut.

Sofort ganz Aufmerksamkeit, betastete Kleopha mit ihren beiden Händen die Hände der Kranken.

Sie waren fieberheiß, kein Zweifel. Ganz nah beugte sich Kleopha über die Liegende.

„Sie fühlen sich wohl?“ fragte sie zärtlich.

„Danke, liebes Kind, nicht so wohl wie sonst. Etwas Kopfweh. Aber ich bin am Bescherungsabend immer etwas aufgeregt,“ sagte Christine.

Ihre Augen leuchteten dunkel, ihre Wangen hatten rote Flecken.

Draußen ging ein langes Gebimmel los.

„Geht hinaus — schnell!“ bat Christine. „Und lassen Sie die Thür halb offen stehen, Schwester Kleopha, dann höre ich alles.“

Und nach diesen Worten hustete sie kurz, aber mit einem rohen, dunklen Ton.

Kleopha erschrak und erbleichte. Es dauerte aber nur Sekunden, bis sie sich faßte.

„Ich möchte lieber hier bleiben,“ sagte sie. „Nein, ich will, daß Sie hinausgehen,“ befahl Christine, „mein Mann spricht so schön.“

„Ma — du bist ja plötzlich heiser,“ rief Hartard.

Kleopha ging hinaus und trat an Albrecht heran, der vor dem, im Lichterglanz strahlenden, etwas sehr bunten Tannenbaum stand und sorgsam nachsah, ob auch irgendwo ein Flämmchen ein Papiernetz aufzehren könne.

„Gestatten Sie den Leuten nicht, in das Zimmer der gnädigen Frau zu gehen,“ flüsterte sie, „wenn Sie können, verschieben Sie auch die Bescherung für Ihre Frau selbst bis morgen. Sie hat Fieber. Sie gefällt mir nicht. Ich will sofort die Temperatur messen.“

Albrecht erschrak.

„Mein Gott,“ sagte er kleinlaut, „das würde Christine aber sehr, sehr aufregen. Sie würde sich in den Kopf setzen, sie sei krank.“

Da öffnete sich schon die Thür des Eßzimmers, durch welches die Leute, vom Küchenanbau her, in die Halle traten. Lina und Dora voran, dann Frau Löbell mit Baum, der Diener und Gärtnergehilfe in einer Person war, Löbell mit seiner beständigen Miene des Schuldbewußten folgte: Schüchtern drängten sich die Tagelöhner mit Frauen hinterher.

Man ordnete sich im Kreise. Kleopha stellte sich neben den weitklaffenden Thürspalt, um keinen Laut von drinnen zu verlieren. Sie hörte nichts von Albrechts warmen Worten, in denen er väterlich-freundschaftlich zu den Leuten sprach. Ihre Hände waren kalt vor Angst. Ihr Herz schwer vor plötzlich erwachter Sorge.

Hartard war es gelungen, sich neben der Geliebten aufzustellen. Das war alles. Ihre herabhängende Hand zu berühren, mit seinem Blick ihr Gesicht zu streifen, wagte er nicht.

Die immer wachsame Dora hätte es bemerken und beklatschen können. Und niemand sollte vorher besprechen, was erst in schweren, heiligen Kämpfen zu erringen war.

Aus unſerer Bildermappe:

Adolf von Menzel. Gemälde von Max Koner.
Nach einer Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Er versuchte den Worten seines Vaters zu folgen.

Da schrak er zusammen. Drinnen hatte seine Mutter wieder so häßlich gehustet.

Nun sahen sie einander doch an, er und Kleopha, in unwillkürlichem Entsetzen.

Kleopha glitt leise in das Zimmer und zog die Thür hinter sich zu.

„Liebe gnädige Frau," sagte sie, „gestatten Sie doch, daß die Leute Ihnen morgen die Hand küssen. Sie haben offenbar ein kleines bißchen Fieber. Wir wollen einmal nachsehen. Nicht wahr, die Leute kommen morgen? Ich werde es befehlen."

Der bestimmte Ton berührte die Kranke sehr eigen. Sie wollte sagen, daß es ihr gar nicht einfalle, bis morgen auf den schönen Moment zu warten, aber indem sie den Kopf etwas heftig umwenden wollte, bemerkte sie, daß er sehr schmerze und schwer schien und so, als ob er ganz groß sei.

„Wie schade . . ." sagte sie heiser. Kleopha eilte hin und her, maß die Temperatur, holte Kompressen zusammen und schlüpfte dann wieder hinaus. Gerade schüttelte Albrecht allen Dankenden der Reihe nach die Hand.

„Holen Sie mir Schnee," flüsterte sie Hartard zu.

„Die gnädige Frau läßt alle Leute bitten, ihr morgen guten Tag zu sagen," sprach Kleopha ganz laut.

Eine große Bewegung entstand, das war noch gar nicht dagewesen! Albrecht stürzte an das Bett seiner Frau.

Ja, sie glühte, und obschon ihre Augen größer und dunkler schienen als sonst, schienen sie doch zugleich sehr trübe.

Seit dem Mittag war er immer nur auf Minuten bei ihr gewesen und hatte wohl eine gewisse fiebrische Art an ihr bemerkt, sie jedoch auf die Festerregung geschrieben.

„Wir wollen lieber morgen feiern," sagte sie fast unhörbar, mit rauhem Ton. Es war, als habe sich ein Reif auf ihre Stimme gelegt.

„Aber natürlich," sagte er mit heiterstem Gesicht, „da habe ich zweimal die Freude, einen brennenden Baum zu sehen."

Sie lächelte ein wenig.

Hartard kam mit einem Eimer voll Schnee. Er flüsterte an der Thür mit Kleopha, ob er Eis schlagen lassen solle. Sie bat darum, für die Nacht, es halte sich länger.

Dann ließen die Männer die Pflegerin und die Kranke allein.

Im Eßzimmer standen sie ratlos, vor Schreck gelähmt. Was war das? Was konnte das werden? Dora kam herein. Sie war immer etwas gereizt gegen Kleopha, die sich durchaus von ihr fern hielt und immer nur höflich mit ihr war. Dora war an Intimitäten gewöhnt, auch von ihrer Herrin. Daß die Krankenwärterin sie ihr versagte, erbitterte sie.

Während sie nun das, von der heftigen Bewegung sich blähende Tischtuch über den Tisch hinwarf, sagte sie:

„Die Schwester macht das so fürchterlich wichtig. Das ist bloß 'ne kleine Erkältung."

„Auch bei einer kleinen Erkältung ist bei der gnädigen Frau Vorsicht am Platz," sagte Hartard scharf und hochfahrend.

„Nu ja," sprach Dora, „ich meine man bloß so. Die Herren sollen sich nicht ängstigen. Die Löbell hat eben in der Küche erzählt, was ihre kleine Stine is, die hat vorige Woche gerade so bellend gehustet. Und 'n roten, dicken Kopf hat sie gehabt — so."

Dora zeigte mit hohlen Händen eine ganz unmögliche Kopfgröße und fuhr fort:

„Da ist die Löbell gegangen und hat Dolman seine Mutter geholt. Die alte Dolma ist klüger als mancher Doktor. Die hat der kleinen Stine 'nen gerührten Heringmilcher eingegeben. Da hat das Kind sich mehrmals erbrochen, und den anderen Tag war's beinah schon wieder gut."

„Und davon hat die Löbell kein Wort gesagt!" rief Albrecht empört. „Wer weiß, was dem Kinde gefehlt hat."

Er glaubte zu wissen, was dem Kinde gefehlt hatte — — die Beschreibung war deutlich genug. Das Herz klopfte ihm. Er eilte hinaus, um Schwester Kleopha das Gehörte mitzuteilen.

Sie begegnete ihm schon in der Halle.

„Es muß sofort zum Arzt geschickt werden. Hier — ich habe die Temperatur und die Symptome aufgeschrieben — dann kann er gleich allerlei mitbringen," flüsterte sie.

„Am Weihnachtsabend," stotterte er. Sie verstand seinen Ausruf falsch.

„Es ist meine Pflicht, darauf zu bestehen," sagte sie.

Er aber hatte unwillkürlich gedacht:

„Wenn die Schwester es an einem solchen Abend für nötig hält, einen Arzt kommen zu lassen — wie ernst sind dann ihre Befürchtungen!"

„Ich fahre selbst," sprach er tonlos. Hartard stand schon neben ihm.

„Du bleibst, Mama wird dich verlangen. Ich fahre."

Und, während sein Vater am Bett der schwer und schwerer atmenden Frau saß, fuhr er wieder jenen Weg zurück, auf dem er vorhin im Siegerglanz der jungen Liebe gekommen war.

Diesmal ließ er sein Pferd dahinrasen. Seine Gedanken waren nicht beweglich, schwer und stumpf kreisten sie immer um das eine Wort:

„Sie darf nicht sterben."

Und als sein Schlitten an der Mühle vorbei sauste, da, wo vor wenig Stunden das Wort gefallen war:

„Solange sie lebt — —" dieses Wort, das ein so gespenstisches Echo gefunden, das ihn durchrüttelte wie das Bewußtsein eines Verbrechens — da trat der Schweiß auf seine Stirn. Das weite, weiße, in der Ruhe der beginnenden Nacht liegende Gelände schien ihm wie ein Gefilde des Todes.

„Sie darf nicht sterben!" flehte er inbrünstig und laut.

Er fand den Arzt, er nahm ihn fort aus den Familienfreuden, er raste mit ihm zurück nach Rethen.

Und Vater und Sohn erfuhren, daß die arme Gelähmte an Diphtheritis schwer erkrankt war. Das Löbellsche Kind hatte einen leichten Anfall gehabt, Frau Löbell die Krankheit übertragen.

Sie erschraken kaum noch über das schlimme Wort, sie hatten etwas dergleichen sofort gefürchtet. Sie waren beinahe wortlos. Nach Männerart saßen sie unthätig und zwecklos zusammen. Stunden vergingen.

Der Vater redete dem Sohn, der Sohn dem Vater zu, zu Bett zu gehen. Jeder wußte vom anderen, er würde nicht schlafen, aber jeder lechzte nach Einsamkeit.

Endlich entschloß Hartard sich, in sein Zimmer hinauf zu gehen. Er machte kein Licht, sondern saß still am Fenster.

Draußen wölbte sich über der weißen Winterwelt ein dunkler Himmel, der durch seine Klarheit leuchtete und an dem tausend Sterne flimmerten, als ständen sie nicht ganz fest, so funkelte zitternd durch die reine Kälte ihr Licht hernieder.

Hartard fühlte, daß ihm besser werde in der vollkommenen Stille. Unten hatte das Licht der Hängelampe über dem Eßtisch, hatte der Rauch der Cigaretten, das Ticken der Uhr ihn gestört. Die Haltung seines Vaters sogar, der wie ein Gebrochener dasaß, hatte ihn gequält. Alles sprach von der schrecklichen Wirklichkeit der Lage.

Hier oben, in der Stille und beim Ausblick in die feierlich glänzende Winternacht, fühlte er sich der Sorge mehr entrückt. Sie grinste ihn nicht so unmittelbar an. Sie zermalmte ihn nicht, er konnte wenigstens wieder nachdenken.

Irgend ein Ahnungsgefühl wuchs siegreich in ihm auf, das ihm sagte, seine Mutter werde an dieser Krankheit nicht sterben. Sie hatte nicht viel Kraft, die arme Dulderin, aber sie hatte mehr: Zähigkeit.

In schweren Stunden des Lebens ist auch der Klarste, der Vorurteilsloseste geneigt, geheime Verknüpfungen des Schicksals anzunehmen. Hartard fing an darüber nachzusinnen, ob dieses furchtbare Ereignis, welches wie ein Blitz aus heiterstem Himmel niedergefahren war, nicht eine tiefe Bedeutung habe. Es wollte und mußte ihn lehren, wie unendlich teuer ihm seine Mutter war, wie unkindlich frevelhaft jene geheimsten Gedanken gewesen, mit denen er, über seine Mutter hinweg, eignem Glück zugestrebt hatte. Er sollte in diesen Prüfungsstunden begreifen, daß ein Glück ohne den Segen seiner Mutter und nur durch Warten auf ihren Tod gewonnen, niemals ein rechtes Glück hätte werden können.

Er war sich selbst ein Rätsel, wie er, gerade er, der so an seiner Mutter hing, nur eine Sekunde lang an ihren Tod hatte denken können. Wie fürchterlich wahr, was Kleopha sprach: warten auf einen Tod, ist immer beinah hoffen auf einen Tod.

Sie mußte leben! Ihm war, als würde sein heißer Wunsch es erzwingen.

Es war ja auch gar nicht die Mutter, die zwischen ihm und seinem Glück stand. Sie würde sich geneigt machen lassen. Es war der Vater, dieser junge Vater in seiner blühenden Lebenskraft — —

Hartard war sich bewußt, immer ein sehr guter Sohn gewesen zu sein. Er durfte von sich sagen, seinen Eltern nur Freude bereitet zu haben. Er sah seine Eltern als vollkommene Menschen an, die durch Thorheiten zu betrüben, ihn beschämt hätte. Er war ehrgeizig vor den Eltern gewesen; sie sollten stolz auf ihn sein, ihn loben und lieben. Ihre Freude an ihm war seine Lebenssonne gewesen. Und nun, wo er kein Kind mehr war, wo er als Mann mit den Eigenrechten der Persönlichkeit seinem Vater gegenüberstand, nun fühlte er sich schon durch den bloßen Umstand bis zur aufkeimenden Feindschaft beeinträchtigt, daß auch sein Vater solche Eigenrechte noch beanspruchte?

Und fühlte er sich nicht im stärkeren Recht, bloß kraft des brutalen Umstandes der größeren Jugend?

Pochte nicht er im Grunde nur auf einen Geburtsschein, auf äußerliche Daten, während der Vater auf erprobte, wertvolle Charaktereigenschaften pochen durfte? Das heißt, er pochte gar nicht — er seinerseits kämpfte gar nicht. Er stand da, kraftvoll und fest und leuchtend in der Sicherheit seines Rechts. Und Hartard selbst kam sich vor, wie jemand, der widerrechtlich und heimlich an die Wurzeln eines stolzen Baumes herangräbt.

Ob dies wohl allgemein und menschlich war, daß erwachsene Kinder die Jugendfrische ihrer Eltern als ein Hindernis eigner Lebensentfaltung empfinden? Vielleicht immer da, wo diese Lebens- und Kraftentfaltung nur auf demselben Gebiet sich bethätigen kann.

Welche Geheimnisse auch in reinen Herzen, welche Untiefen, dicht neben der heiligsten Liebe!

Unten rührte sich etwas. Es schien, als öffne man die große Eingangsthür.

Richtig, da schritt sein Vater über den Weg hinweg, in den Gemüsegarten hinein. Deutlich sah Hartard, wie die hohe dunkle Gestalt sich dem Steg drüben näherte und dort niederkauerte. Der Eimer, den sein Vater in der Rechten, die Axt, die er in der Linken getragen, machten sein Geschäft deutlich: er holte Eis.

Dies lenkte Hartards Gedanken wieder plötzlich und mit verzehnfachtem Schreck auf die Erkrankung seiner Mutter.

Kleopha war bei ihr! O, sie würde die Teure pflegen, wie noch nie ein Kranker gepflegt worden war, das wußte er gewiß. Und zugleich wuchs eine Angst in ihm auf, vor der Ansteckungsgefahr. Wie, wenn seine Mutter genas, aber Kleopha erkrankte und starb? Dergleichen kam alle Tage vor — —

Ihm war, als müsse diese Nacht ihn noch verrückt machen.

Einmal schlich er hinab. Er fand seinen Vater weder im Eßzimmer noch im Bett. Er war also bei der Kranken, wachte mit Kleopha zusammen — treu und hingebend wie immer. Er horchte an der Thür. Ihm war, als höre er rasselnde Atemzüge. Vielleicht waren es auch nur Geräusche in seinem Ohr. Er sagte sich: wenn Gefahr ist, werden sie mich rufen.

Dann versuchte er zu schlafen. Als es nicht ging, dachte er an lauter frohe, gute Dinge.

Während dieser Krankheit lernte seine Mutter Kleopha noch mehr würdigen und lieben, so sehr, daß sie in Freudenthränen ausbrechen würde, wenn sie hörte, Kleopha werde ihre Tochter. Auch der Vater stimmte freudig bei aus Dankbarkeit, denn Kleophas Pflege rettete seiner Frau das Leben. Nun schien es Hartard, als sei diese Krankheit vom Himmel geschickt, um seiner Geliebten die Herzen seiner Eltern zu öffnen. Seine Phantasie eilte immer weiter und langte schnell bei der Gestaltung des künftigen gemeinsamen Lebens an.

Natürlich konnte Kleopha später die Pflege seiner Mutter mit ihrer Sachkenntnis wohl überwachen, aber nicht mehr selbst besorgen. Man würde eine andere Pflegerin nehmen. Für Kleophas Bruder zu sorgen, war seine Pflicht, niemals würde er den kleinen Burschen, den er schon im voraus lieb hatte, der Sorge des Grafen Lehben-Reineck überlassen. Das verboten sein Herz und seine Ehre als Fronhofsen. Auch für seine Mama konnte der junge Berthold eine Quelle der Freude und neuer Interessen werden, bis einmal eine Schar von Enkeln um ihr Lager sich tummeln werde.

Und mitten hinein in dies reichbewegte Zukunftsbild schrie sein Gedächtnis ein schnödes, zerstörendes Wort. Das Wort „Geld". Einen solchen Hausstand, mit so verzweigten Ansprüchen konnte Rethen nicht erhalten, solange eine immer Kranke einer so verschwenderischen Pflege bedurfte.

Sein Vater hatte die arme Frau an ein nahezu fürstliches Leben gewöhnt. Welche Liebe! Liebe?

Hartard fühlte, daß sein Glück ihm die Blicke heller gemacht. Da er nun mit ganzer Seele und mit allen Sinnen liebte und begehrte, konnte er nicht fassen, wie sein Vater diese Ehe ertragen hatte, deren ganzer Inhalt doch Entsagung hieß.

So ging ihm die Nacht hin. Aber vor tauter fiebrischer Unruhe fühlte er am Morgen gar nicht, daß er nicht geschlafen habe.

Er durfte an das Bett seiner Mutter treten.

Sie schien ihn zu erkennen, drückte ihm die Hand und schloß dann sogleich die Augen. Im Zimmer herrschten Terpentindünste. Die oberen Fensterflügel standen auf, es war recht kalt im Zimmer, und Kleopha hatte ihr Jackett an.

Hartard nahm ihre Hand und preßte sie heftig. Er konnte nicht beherrscht bleiben. Die Angst um die Mutter und um das, was der Geliebten durch die Krankheit aufgebürdet ward, quälte ihn zu sehr. Aber ehe er noch einige Worte, die ihm auf den Lippen brannten, flüstern konnten, trat gerade sein Vater ein.

Die Kranke mußte ihn wohl am Schritt erkennen. Sie öffnete die Augen wieder und tächelte ein wenig.

Albrecht beugte sich über das Bett und sagte mit seiner zuversichtlichen, tönenden Stimme, deren beruhigende Kraft auch der Sohn mit Erstaunen empfand:

„Heut morgen geht's schon besser. Wir sind über den Berg. In zwei Tagen können wir Weihnacht nachfeiern."

Sie machte eine Bewegung mit den Augenlidern. Man sah ihr an: es war ein gläubiges „ja", was in ihrem Ausdruck lag.

„Und Alexandra wird binnen einer Stunde hier sein," fuhr er fort.

Hartard hatte eine widrige Empfindung. Kaum graute draußen der Tag. Eben war es sieben Uhr. Und schon war ein Bote zwischen seinem Vater und Alexandra hin- und hergegangen?! Beinahe heftig sprach er:

„War es so eilig, sie zu benachrichtigen?"

Aus unserer Studentmappe:

Studie von Carl Gehrts.

Etwas erstaunt sah Albrecht sich nach seinem Sohn um.

„Mama hat diese Nacht dreimal gefragt, warum Alexandra noch nicht käme? Ich habe um fünf Uhr Löbell hinüberfahren lassen."

Hartard schwieg und ging hinaus.

Er fühlte sich unglücklich und überflüssig. Selbst in diesen schweren Stunden vollkommen überflüssig in seinem Vaterhaus.

Er dachte daran, Zwota zu holen. Aber der Pastor war heut und morgen sehr beschäftigt, es war Weihnachtszeit.

So mußte er sein Bedürfnis, sich mit irgend jemand auszusprechen, niederkämpfen.

Er quälte sich zwei, drei Stunden mit Lektüre in seinem Zimmer hin. Er sah ganz genau, daß Alexandra vorfuhr, aber er wollte sie nicht begrüßen. Ihm war, als müsse er hart gegen sie werden, als würde er sich hinreißen lassen, gegen seinen Vater eine Ungehörigkeit zu begehen. Und warum? Auf bloße Empfindungen hin?

Die gärende Unruhe seines Innern wuchs bis zur Verzweiflung.

Endlich glaubte er, das Geräusch eines abfahrenden Schlittens zu hören. Silbernes Geklingel verschwebte in der Luft. Eine Thür fiel dumpf zu.

Er wollte hinab gehen und blieb auf den obersten Stufen der Treppe stehen. Seine Kniee bebten, sein Herz klopfte. Da unten standen sein Vater und Alexandra und besprachen sich.

Das Treppengeländer endete in einer viereckigen Holzsäule, deren obere Platte eine Lampe trug. Albrecht stand an dies Geländer gelehnt und hatte den Ellenbogen gerade in den Winkel gestemmt, wo das Geländer an die Säule stieß. Alexandra stand vor ihm, das Gesicht in ihrem Taschentuch verborgen. Sie weinte leise.

„Nein," sagte Albrecht mit fast tonloser Stimme, „es kann, es wird nicht sein. Sie lebt so gern. Sie ist so zufrieden. Gott wird ihr das Leben lassen."

„Was hätte auch sonst das unserige noch für einen Zweck?" sprach sie weinend. „Wir wußten es gar nicht anders, als daß sie der Mittelpunkt war, für alles, was wir thaten und dachten."

Sie schwiegen.

Albrecht nahm ihre Rechte. So standen sie still, und Alexandra schien leiser zu weinen.

Bleich und stumm kam Hartard nun vollends die Treppe herab. Er kam sich wie ein Unwürdiger vor, der diese beiden Edlen mit seinen Gedanken beleidigt hatte.

„Der Doktor war eben hier," sprach Albrecht, als er den Sohn die Treppe herabkommen sah.

„Nun und . . ."

„Wir müssen uns auf alles gefaßt machen."

„O Gott!" stöhnte Hartard.

Da trat Alexandra an ihn heran und nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, wie sie manchmal gethan, als er noch ein halbwüchsiger Junge war.

Sie sah ihn an, tief und innig.

„Mein armer Junge," sagte sie mit bebender Stimme, „nicht wahr, wir wollen nicht darauf gefaßt sein! Es ist, als könnte man mit der Kraft des Wunsches das Schicksal aufhalten."

Sie sprach seine drängenden Gedanken aus. „Nein, Ma darf nicht sterben," murmelte er.

Die Tage und Nächte vergingen. Sie hatten für Vater und Sohn jede Unterscheidung verloren.

Jeden Morgen, noch vor Tagesanbruch, wenn das blasse Sonnenlicht durch den Frühnebel sich mühsam kämpfte und der Himmel noch nicht mit der Kraft leuchtender Bläue durchsogen war, jeden Morgen kam Alexandra. Sie half Kleopha bei der Pflege und sorgte dafür, daß das junge Mädchen täglich einige Stunden schlief.

Wie war Hartard ihr dankbar dafür! Er sah die blassen, abgespannten Züge der Geliebten täglich schärfer werden und konnte nichts für sie thun, als darauf achten, daß sie ordentlich sich ernähre. Es fiel niemandem in diesen Tagen auf, daß er starke Weine herbeitrug und darüber nachdachte, wie man Kleophas Kräfte schone und erhalte. Sein Vater dankte ihm sogar einmal dafür.

„Was sollten wir ohne die beiden Frauen machen?" sagte er. „Schwester Kleopha übertrifft sich selbst. Wenn ich daran denke, daß mir das Mädchen vor ein paar Monaten gestand, Hospitalgerüche und Hospitalschrecken seien ihr fürchterlich, so muß ich nur doppelt ihre beispiellose Hingabe bewundern."

„Sie wird Mama eben sehr, sehr lieb

gewonnen haben," meinte Hartard, und er kam sich einen Augenblick ordentlich glücklich vor.

Selten nur gelang es ihm, einige Worte mit Kleopha zu wechseln. Sie waren fast nie allein oder nur auf knappste Minuten.

Einmal flüsterte sie ihm zu:

„Benachrichtige Berthold, daß ich ihm in diesen Tagen nicht schreiben kann. Er ist gewöhnt, alle acht Tage einen Brief zu bekommen."

Das war ein beglückender Auftrag. Hartard setzte sich hin und schrieb an den Kadetten einen langen Brief, der im Grunde nichts war wie eine einzige Lobeshymne auf Kleopha. Wenn Berthold ein heller Junge war, mußte er bemerken, daß der Schreiber seine Schwester anbete.

Auf den Nachbargütern wurde es bekannt, daß Frau von Fronhofen lebensgefährlich erkrankt sei. Boten kamen und fragten nach dem Stande der Dinge. Zwota sprach täglich vor. Und jedermann wandte sich, wenn sein Vater grade auf dem Wirtschaftshof sich befand oder sonst beschäftigt war, in einer ganz selbstverständlichen Weise an Alexandra. Man mußte den Eindruck haben, als sei sie die Hausfrau. Die Dienstboten fragten sie. Hartard bemerkte mit Erstaunen, daß sie das ganze Getriebe der Rethener Wirtschaft genau kannte und in einer unmerklichen, überlegenen Art zu regeln wußte. Jeder fühlte einen starken klaren Willen über sich.

Alles, was auch nur entfernt für die Bedürfnisse der Kranken in Frage kommen konnte, war vorgesehen und wie von selbst zur Stelle. Wenn der Doktor irgend ein Stärkungs- oder Nährmittel vorschlug, sagte Alexandra: „Wir haben es gestern kommen lassen."

„‚Wir' das heißt ‚sie!'" sagte Albrecht dann dankbar.

„Nun ja, Männer können nicht an all diese Dinge denken," meinte sie dann.

Hartard küßte ihr jeden Tag zehnmal die Hände. Alle seine feindseligen Gedanken waren in einem stürmischen Enthusiasmus untergegangen.

Furcht vor Ansteckung schien Alexandra auch nicht zu kennen. Er hatte sie schon oft vor dem Bett der Kranken knieend gefunden. Die in Atemnot Ringende hatte dann ihre Arme um den Hals der schönen, blühenden Frau geschlungen. Es sah aus, als wolle sie sie mit sich ziehen in den Tod.

Aber er wagte keine Warnung. Er sah wohl, Alexandra dachte nicht an sich.

Er sprach sich einmal mit Zwota darüber aus. Der alte Mann bekam nasse Augen.

„Na ja," sagte er, „das sind schon Menschen von besonderem Zuschnitt, zwischen die dich das Leben gestellt hat, mein alter Junge. So von fürstlicher Art kann man sagen. Menschen, die Mut haben! Ich mein' nicht bloß den, sich einer Ansteckung auszusetzen, was ich kaum rechne. Höheren Mut. Den höchsten! Na, lassen wir das. Und was deine Mutter anlangt, so glaube ich: sie kommt durch."

Es schien wirklich, daß Zwota Recht erhalte. Es schien wirklich, als habe die brünstige Gewalt heißer Wünsche eine zwingende Macht besessen.

Eines Morgens erklärte der Arzt, daß alle Erscheinungen zurückgegangen wären. Fieber war ebenfalls nicht mehr vorhanden. Nur eine Schwäche, eine hochgradige Schwäche des Herzens — leider immer eine Folge der greulichen Krankheit.

Und nun stellte es sich heraus, daß die beiden Männer beinahe zu erschöpft waren, um sich zu freuen. Acht Tage tödlicher Sorge hatten sie aufgerieben. Matt und still saßen sie zusammen in der Halle auf der Truhenbank, und in ihrem Ohr lag noch der Nachhall der klingenden Schlittenglocken. Der Arzt war eben fortgefahren.

Hartard hatte das Bedürfnis, zu weinen wie ein Knabe und kämpfte schwer dagegen. Albrecht dachte immer: „Sie lebt so gern — sie lebt so gern."

Er gönnte ihr dies arme Schattenleben, mit dem sie doch so zufrieden war. Er hätte sein eignes hingegeben, um es ihr zu erhalten.

Die Sonne schien durch die beiden Fenster der Halle und zeichnete auf dem Estrich zwei länglich viereckige gelbe Lichtflächen. Im Kamin brannte ein großes Feuer. Um dunkle, enorme Wurzelkloben lohten die gelben Flammen hinauf zur schwarzen Höhe.

Die Thür des Krankenzimmers öffnete sich. Strahlend in einer scheinbar unzerstörbaren Frische kam Alexandra.

„Christine will euch sehen. Sie ist glücklich. Der Doktor hat ihr gesagt, daß er sehr zufrieden sei," rief sie.

Auf der Stelle von aller lähmenden Schwerfälligkeit befreit, sprangen sie beide auf.

Drinnen im noch sonnenlosen Zimmer war es gleichwohl licht und festlich freundlich. Die großen Fenster gaben den Ausblick frei auf die blendende, sonnenüberglitzerte Schneelandschaft. Auf einem Tischchen stand ein Korb mit einer Unmenge roter Kamelien. Sie glühten wie warme Lebensfreudigkeit. Alexandra hatte sie heute früh, in Watte und Moos verpackt, mitgebracht, „aus ihrem Treibhaus".

Christine lag bleich und lang im weißen Bett, mit all ihren steilen Linien und blassen Farben anzuschauen wie ein getöntes Marmorbild.

„Kommt her," sagte sie mit matter, aber klarer Stimme. „Hat der Doktor es euch auch erklärt?"

Albrecht und sein Sohn traten jeder an eine Seite des Bettes, das man in diesen Tagen herumgeschoben hatte, um die Kranke besser bedienen zu können.

„Jawohl," sprach Albrecht heiter, „freilich hat er's erklärt: deine Halsentzündung ist gehoben, und in einigen Tagen bist du wieder die Alte."

Christine war der Meinung, daß sie eine Halsentzündung gehabt habe.

Sie lächelte Albrecht an.

„Daß man von so etwas so krank sein kann," sprach sie. „Lacht mich nicht aus, aber ein paarmal dachte ich, ich müßte sterben."

„Aber Christine!" sagte Albrecht in scheltendem Ton. „Du und sterben! Du hast mehr Widerstandskraft als wir alle."

Sie sah herum. Ihr Gesicht strahlte in einer tiefen und glücklichen Befriedigung.

Da standen ihr Sohn und ihr Gatte. Da standen am Fußende des Bettes die treue Freundin und die treue Pflegerin. Und alle lächelten ihr verheißungsvoll zu, als sei sie der Mittelpunkt einer Feier.

„Ja, es wäre auch noch zu früh für mich gewesen," fuhr sie fort und tastete mit schwachen Fingern nach Hartards Hand. „Eben habe ich meinen Jungen wieder. Und ich weiß auch gar nicht, warum ich mir den Tod wünschen sollte. Ich bin sehr, sehr glücklich gewesen. Mein Glück ist ja anders wie das anderer Frauen. Aber Glück ist es doch. Das dank ich dir, Albrecht — ja dir vor allem."

„Rege dich nicht auf. Sprich nicht so viel," flehte er.

Aber Christine war befriedigt, endlich wieder ein paar Worte sprechen zu können und zu dürfen.

„Ich danke euch allen, allen," sprach sie weiter. „Dir, Hartard. Ich weiß wohl, du hast so viel mitgewacht nachts. O, ich habe immer alles gemerkt. Nur manchmal war es so komisch. Da kam es mir vor, als wenn der Ofen sich gegen mich verbeugte und Zwotas Gesicht habe."

„Das war im Fieber, gnädige Frau. Es ist nun gottlob vorüber," sagte Kleopha sanft.

„Ach, und dir danke ich, Alexandra. Ich kann ja seit unendlichen Jahren nichts thun, als dir immer danken."

Ihre Stimme bebte vor Rührung. Alexandra drohte ihr scherzhaft.

„Willst du wohl schweigen! Thätest du mir nicht dasselbe? Aber doch ganz gewiß."

„Und Ihnen danke ich, Schwester," sprach Christine, die sich wie von einem beseligenden Überschwang getragen fühlte und ihre hohen Empfindungen um jeden Preis mitteilen mußte. „Ihnen danke ich am allermeisten. Wißt ihr, Schwester Kleopha hat sich für mich aufgeopfert. Ich bin ihr Dank schuldig, so viel wie man gar nicht sagen kann. Schwester Kleopha, ich habe Sie so lieb gewonnen, daß Sie uns nie mehr verlassen dürfen."

Kleopha errötete.

Hartard meinte, vor Freude die Beherrschung verlieren zu müssen. Er streichelte seiner Mutter zärtlich die schmalen blassen Finger. „Ich werde es sagen," dachte er, „jetzt und gleich!"

Aber Christine war von der nervösen Sucht befallen, zu sprechen, zu sprechen. Das unüberwindliche Bedürfnis kam ihr ja oft — man konnte die Wiederkehr desselben vielleicht für ein Zeichen sicherer Genesung nehmen.

„Ich glaube, Lexe, du schwindelst mit all den Prachtblumen, die du immer aus deinem Treibhaus haben willst. Seit wann wachsen da denn so viel geruchlose, für ein Krankenzimmer geeignete herrliche Sachen? Jeden Tag was anderes," fuhr sie unauf-

Studienkopf von Emanuel Spitzer.

haltsam fort. „Denke dir, ich hatte einen stillen Aberglauben an deine Blumen geknüpft. Jeden Morgen wenn du kamst, sah ich auf deine Hände: ‚Bringt sie mir bunte, leb' ich, bringt sie mir weiße, sterb' ich', dachte ich. Und du hast immer lila oder gelbe oder rote gebracht."

„Aber du mußt nun schweigen!" befahl Albrecht.

„Gleich. Ganz gewiß gleich. Aber bleib hier. Dann verspreche ich zu schweigen. Ach Gott, und Schwester Kleopha hat wieder noch nicht gefrühstückt. Schwester, gehen Sie, die Meinen bleiben bei mir. Von nun an quäle ich Sie auch nicht mehr so viel."

„Sie haben mich gar nicht gequält, gnädige Frau," sprach Kleopha leise. „Sie waren immer noch rücksichtsvoll für andere."

„Wirklich?" meinte Christine und nahm dies Lob mit naiver Freude gern hin. „Ich fürchte oft, dieses ewige Kranksein hat mich zur Egoistin gemacht."

„Aber gar nicht, mein Herzchen," behauptete Alexandra, und Albrecht lächelte nachsichtig.

„Kommen Sie," sagte Hartard, „Mama wird böse werden, wenn Sie nun nicht an sich denken."

Er öffnete einfach die Thür vor Kleopha und folgte ihr. Es war ihm gleichgültig, ob seine Eltern es auffallend finden konnten. Er mußte mit ihr sprechen, jetzt gleich.

Kaum waren sie im Eßzimmer, so riß Hartard die Geliebte in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Sie entrang sich ihm mit Gewalt.

„Was thust du, was wagst du!" rief sie mit zitternder Stimme.

„Ich danke dir, für alles, was du Mama gethan."

„Und setzst mich dabei der Gefahr einer Mißdeutung aus," sprach sie beinahe zornig.

„Nein! Der Augenblick ist gekommen, die Wahrheit zu sagen," rief er jubelnd. „Du hast es gehört, Mama liebt dich, sie will dich nie mehr von sich lassen, sie glaubt dir ewigen Dank zu schulden. Laß uns gleich vor sie hintreten und ihren Segen erbitten."

Kleopha faltete die Hände und hob sie bittend zu ihm empor.

„Und die äußeren Verhältnisse? Haben sich die geändert? Glaubst du, sie würden deine Eltern weniger aufregen, weil die Gefühle sich vertieft haben, die sie mir schenken? Glaubst du, daß deine Mutter sich nicht, gar nicht erschrecken würde!"

Ihre dunklen Augen sahen ihn beschwörend an.

Sein hoher Mut sank schon in sich zusammen.

„Es ist wahr. Im Grunde genommen ist die Lage dieselbe. Aber sie kann sich doch leichter klären, weil Mama dich liebt, Papa dich achtet."

„Ganz gewiß. Aber erst laß Mama aus aller Gefahr sein."

„Ist sie es denn nicht?" rief er entsetzt.

„O doch — die eigentliche Krankheit ist ja vorbei — nur die Herzschwäche," sagte Kleopha ausweichend, „aber darüber werden wir schon durch Schonung und Pflege hinwegkommen."

„So sehe ich wohl, daß ich noch schweigen muß," sprach er niedergeschlagen.

„Ich würde dich bitten, vertraue dich deinem Vater an," begann sie nach einer Pause des Nachdenkens, „aber wenn er unserem Bund nicht zustimmen will, würde dadurch eine peinliche Lage geschaffen, die mich zwänge, Rethen zu verlassen. Und in diesem Augenblick darf deine Mama die Pflegerin nicht wechseln, ohne Schaden davon zu haben."

Er nahm ihre Hand, er zog mit sanfter Gebärde und bittender Miene die ganze liebe, sich ihm nun doch willig zuneigende Gestalt an sich.

„Du denkst mehr an Mama als an mich," sagte er mit einem Vorwurf, der von Liebe und Dankbarkeit durchglüht war.

„O Hartard — deine Mutter. . ."

Er küßte ihre Lippen. Und auch sie vergaß Strenge und Vorsicht.

Das Recht ihrer Liebe siegte. Sie waren glücklich und wagten einige Minuten an ihr Glück zu glauben.

Am Abend dieses Tages sagte Albrecht sich behaglich dehnend: „Heut nacht kann man mal endlich wieder in Frieden schlafen. Das waren harte Tage."

Hartard sah es seinem Vater an, daß sie ihn mitgenommen hatten. Er schien etwas hagerer geworden, und seine Farben waren fahl. Das griff ihm ans Herz. Er machte eine liebevoll besorgte Bemerkung darüber. Albrecht lächelte. Aber es war ein recht melancholisches Lächeln.

„Ja, mein Junge, das ist nun mal mein Los. Ich hab' immer mit etwas anderem zu thun, als wozu ich von Natur aus wohl bestimmt bin. Ich hab' Fäuste zum Dreinschlagen, eine Stirn, um Wände einzurennen. Ich glaub beinah, in mir steckt eigentlich so ein Stück von einem alten Ritter, der sich mit dem Schwert Leben und Liebe erobert. Und ganz unversehens hat das Schicksal aus mir einen stillen Lastträger gemacht. Aber siehst du, das wäre nun kein Kunststück, ein rechter Mensch zu sein, wenn man auf seinem rechten Fleck stände! Aber auf falschen Boden stehen und dennoch aus sich machen, was man kann — da scheint mir auch Moral drin zu stecken."

Hartard dachte in seinem Bett noch lange über seines Vaters Worte nach. Ihm lag darin auch eine Mahnung, sich seiner eignen schiefen Lage nicht länger in unzufriedener Beschaulichkeit hinzugeben. Er war glücklich, zur Versöhnlichkeit gestimmt und voller Hoffnungen.

„Im Grunde liegt es so: ich fühlte mich lediglich als Erbe von Fronhofen. Will man heute Junker sein, muß man große Mittel haben. Sonst ist es eine Albernheit. Warum soll nicht der Majoratsherr von Rethen für sein Brot arbeiten? Von dem Taschengeld, welches Papa mir gibt und welches der Zulage entspricht, die ich als Offizier von ihm bekommen haben würde, kann ich keine Familie gründen. Es muß und wird mir gelingen, eine Stellung zu finden."

Und weil er im Augenblick gute und klare Gedanken hatte, glaubte er am Ende aller Kämpfe zu stehen, und sah dem morgenden Tag wie einem Glücksereignis entgegen. Er wollte mit seinem Vater sprechen. War der erste Schritt zur Lösung der Existenzfrage gethan, konnte der zweite Schritt, die Bitte um die Einwilligung zu dem Bündnis mit Kleopha bald folgen.

Trotz all den fröhlichen Empfindungen wollte ihm der Schlaf nicht kommen. Die Stunden schlichen. Eine unerträgliche Unruhe peinigte ihn. Mehrmals machte er Licht und sah nach der Uhr. Eins. Dann halb drei. Dann drei Uhr.

Wenn es nur draußen nicht so unerträglich totenhaft ruhig gewesen wäre. Wenn nur einmal, wie in den nächtigen Straßen der Stadt, ein Wagen vorbeigerasselt käme oder ein hallender Schritt davon Kunde gegeben hätte, daß es noch lebende Wesen außer ihm, dem einsam Wachenden gäbe.

Endlich stand er auf und sah hinaus. Kein Stern. Selbst das Schneegebreite schimmerte nicht in jener Helle, die es unter klarem Himmel auch nachts ausdämmert. Schweres Gewölk mußte die Höhe verhüllen.

Er ging wieder zu Bett und machte nach drei Minuten wieder Licht. Ein heulender Klageton war durch die Luft gegangen. Ein zweiter folgte und endete in einem kurzen Gebell.

Was hatten die Hunde?

Vielleicht strich ein wildes Kaninchen vorbei.

Sie waren wieder still.

Aber Hartard kleidete sich an. Ein nervöser Kälteschauer lief ihm den Rücken entlang. Ein unwiderstehliches Gefühl trieb ihn an, hinab zu gehen, an der Thür zu horchen, hinter welcher seine Mutter schlief und die Geliebte wachte.

Leise, leise schlich sein Fuß, und seine Hand, die das Licht hielt, zitterte

Als er, ohne daß auch nur eine Stufe geknarrt hätte, schon auf die untere Hälfte der Treppe gelangt war, schrak er zusammen. Aus seines Vaters Thür, dicht am Fuß der Treppe, quoll ein Lichtschein. Leise ward die Thür geöffnet, sein Vater erschien auf der Schwelle.

Mit großen Augen sahen sich die Männer an, jeder beim Anblick des anderen einen peinlichen Schreck empfindend.

Sie atmeten schwer und mußten doch stumm bleiben.

Sie begriffen sofort: die gleiche quälende Unruhe hatte sie von ihrem Lager aufgescheucht, und in ihrem Herzen erwuchs eine abergläubische Furcht.

Sie schlichen, die kalten Finger ineinandergepreßt, Hand in Hand bis zur Thür der Genesenden.

Mit gierigem Ohr horchten sie.

Drinnen kein Laut, kein einziger. Albrecht war der erste, der sich freimachte von dem bangen Zwang. Er schlich zurück und winkte dem Sohn, ihm zu folgen.

Erst als sie in Albrechts Stube waren und die Thür hinter sich geschlossen hatten, wagten sie zu flüstern.

Albrecht saß auf dem Rand seines zerwühlten Bettes, Hartard hockte auf der

Chaiſelongue. Auf dem Nachttiſchchen brannte rauchend das Licht und ließ an der einen Seite ſchwere Tropfen wie eine entſtellende Geſchwulſt an ſeiner weißen kleinen Rundſäule niederfließen. In dieſem Flackerſchein ſahen beide Männer in ihrer halbgeordneten Kleidung elend, faſt verkommen aus.

„Warum kamſt du herunter?“ fragte Albrecht.

„Ich weiß nicht. Ich mußte,“ ſagte Hartard leiſe und ſchaudernd.

„Das dumme Hundegeheul hatte Schuld,“ meinte Albrecht. „Wir ſind eben nervös. So 'n Kraftmenſch iſt niemand, daß er acht Tage faſt ohne Schlaf leben kann, ohne ein bißchen überreizt zu werden.“

„Gewiß,“ ſagte Hartard.

Dann blieben ſie ſitzen, ſtumm und ſtumpf. Sie dachten nicht daran, daß ſie wieder ins Bett gehen müßten.

Draußen war alles wieder ſtill. Und die Stille ſchlich durch das ganze Haus und legte ſich nählich ſanft auf die Seelen der beiden Männer. Ihr brütendes Grübeln linderte ſich in Müdigkeit. Dem einen fielen beinahe die Augen zu, der andere gähnte. Und doch ſaßen ſie zwecklos und froren und waren nicht imſtande, ſich zu erheben.

Mit einemmal ſchraken ſie auf und wurden ganz wach mit allen Sinnen.

Das klagende Hundegeheul ſcholl wieder durch die Nacht. Das Tier mußte hart unter dem Fenſter der Stube vorbeiſtreichen. Denn in erſchreckender Nähe klang der Mißton ſchaurig durch das Dunkel.

Eine widrige Empfindung bedrückte Albrecht. Hartard bekam raſendes Herzklopfen.

Aber ſie wollten es beide abſchütteln, was ihr Gemüt ſo rätſelvoll beklemmte.

„Komm,“ ſagte Albrecht, „laß uns ſchlafen gehen. Dies Herumſitzen iſt thöricht. Geh hinauf oder ſtreck dich auf die Chaiſelongue. Da haſt du ein Kiſſen.“

Er warf ihm eines aus ſeinem Bett hinüber.

Sie wollten und mußten beiſammen bleiben, das fühlten ſie beide.

Und dann erſchraken ſie zum andernmal. Aber jetzt ſtürzten ſie hinaus — hinüber.

Ein fürchterlicher Ruf war durch das Haus gegellt.

„Hilfe — Hilfe.“

Die Thür des Krankenzimmers ſtand weit geöffnet, und drinnen warf ſich gerade Kleopha wieder über das Bett, um an dem Herzen zu horchen, das nicht mehr ſchlug. —

VIII.

Später konnte ſich Hartard niemals beſinnen, was nach dieſem ſchrecklichen Augenblick alles geſchehen war. Er hatte nur eine dumpfe Erinnerung an verworrenen Lärm, an Lichter, die durch die Nacht getragen wurden, an ein Kommen und Gehen, an Schreie, Thränen, Klagen. Und daß es endlich feierlich ſtill im Hauſe geworden war, als der Tag anbrach und der Arzt davon gefahren war, der nur noch den Tod beſtätigen konnte.

Den Tod!

Ganz ſanft war ſie eingeſchlafen. Kleopha bewachte ihren Schlummer, der etwas ſchwerer und feſter ſchien als ſonſt. Wie immer ſeit der Erkrankung hörte ſich die Atmung etwas raſſelnd an. Aber friedvoll waren die edlen Züge, und kein Zucken des Geſichts, keine Bewegung der Hände deutete auf irgend eine Not. Dann flog es wie ein Schatten über das Antlitz. Die Bruſt hob ſich nicht mehr. Schlafend war ſie erlöſt, ſchlafend, leiſe, hatte ſich die Sanfte aus der Welt geſchlichen. —

Die ſie zurückließ, waren faſſungslos. Dreiundzwanzig Jahre lang war die Gelähmte der Mittelpunkt ihres Lebens geweſen. Das Daſein aller ſchien zunächſt zwecklos, weil der Mittelpunkt nun fehlte.

Und ſeit dreiundzwanzig Jahren hatte der Arzt, hatten alle Menſchen zahlloſe Geſchichten gewußt von Fällen, wo ein ſo Leidender alle ſeine geſunden Familienmitglieder überlebt habe. Es war wie eine Legende, wie eine ganz naive, ſelbſtverſtändliche Annahme geweſen, daß Chriſtine ſehr alt werden würde. Ja, man ſprach ſogar oft davon, daß ſie um ihr fünfzigſtes Lebensjahr herum wohl gar noch von ihrer Lähmung geheilt werden könne.

Nun war ſie tot! Sie, die noch geſtern geſagt hatte: „Ich lebe gern. Ich bin ſehr glücklich geweſen.“

Hartard hörte dieſes Wort immer und immer in ſeinem Ohr nachklingen. „Ich bin ſehr glücklich geweſen!“

Kraft weſſen ſtiller Größe?!

O, es brauchte keiner Antwort! Hartard hing am Halse seines Vaters und stammelte weinend: „Dir dank ich, — dir — für alles, was du ihr gethan.“

Albrecht war totenbleich, ein eherner Ernst lag auf seiner Stirn. Es war, als gehe eine besondere Würde und Festigkeit von ihm aus, die den Sohn mit Ehrfurcht erfüllte.

Und alle Geschäfte, die der Tod mit sich bringt, ordnete er selbst an. Dazwischen saß er stundenlang am Bette der Verblichenen, wie er zu ihren Lebzeiten gethan.

Sie hatte es immer gefordert und war immer glücklich gewesen über seine Gegenwart. Es war, als wolle er sie ihr auch jetzt noch schenken, da sie kein Bewußtsein mehr davon hatte. Treu bis zuletzt Ergeben, bis an die Schwelle des Grabes.

Und am Bett der Stillen saß er auch, als man ihm den ersten Besuch meldete: Alexandra. Sein Sohn sagte es ihm, daß sie da sei.

Er erhob sich. Hochaufgerichtet blieb er neben dem Lager stehen.

„Alexandra wird *sie* sehen wollen,“ sprach er.

Das war so natürlich. Aber Hartard wußte nicht, wie ihm geschah. Sein Herz klopfte. Er hätte gewünscht, zugegen bleiben zu dürfen, und fühlte doch, daß er sie allein lassen müsse.

Aber das sah er doch noch, daß sein Vater unbeweglich neben der Toten stehen blieb, daß Alexandra, bleich wie eine Tote selbst, auf ihn zuschritt, und daß sein Vater sich tief über ihre Hand neigte — so ernst, so ritterlich. — — Und er sah noch, daß Alexandra dann aufweinend neben dem Bett in die Knie fiel.

Draußen fand er Frau von Stechow, die sich eben von Kleopha den Hergang der letzten Nacht erzählen ließ. Frau von Stechow war sehr ernst und ihre Haltung ganz so, wie man sie fordern mußte.

Und dennoch schien es Hartard, als hätte sie mehr Trauer, mehr Teilnahme zeigen müssen. Ihn kränkte ihre Fassung. Er wollte Thränen sehen. Er meinte, alle Menschen müßten mitweinen. Es war das erstemal, daß der Tod in seinen Gesichtskreis trat. Er glaubte, es sei ein so furchtbares, ein so noch nie dagewesenes Geschehnis, daß es jedermann aus allem Gleichgewicht bringen müsse. Daß Frau von Stechow gefaßt, sehr gefaßt schien, ließ ein feindseliges Gefühl gegen sie in Hartards Herzen aufkeimen.

Er konnte sich nicht überwinden, sich an dem Gespräch zu beteiligen. In seines Vaters Wohnstube saß er neben den Frauen und hörte grollend zu. Er war auch böse, daß Kleopha sprechen müsse. Sie war so blaß, so vollkommen überangestrengt, daß er sich ängstigte. Er nahm sich vor, alle Besuche abweisen zu lassen und darüber zu wachen, daß Kleopha nun Ruhe bekomme. Da schlugen Worte an sein Ohr, die ihn entsetzten.

„Und Sie, liebe Schwester,“ fragte Frau von Stechow in ihrer abgemessenen und doch gütigen Art, „verlassen Sie schon heute Rethen?“

„Ich — ich — nein,“ stammelte Kleopha. Dann aber suchte sie sich zu fassen. „Ich kehre selbstredend so bald als möglich nach Berlin zurück und bin sicher, daß die Gräfin Klingsberg mich gleich anstellen wird, wenn es irgend geht, oder wenigstens mich zunächst bei sich aufnimmt. Aber von dem Bett einer Diphtheritiskranken darf ich unmöglich sofort in eine Anstalt übersiedeln. Das ist verboten und wäre frevelhaft. Ich hoffe, daß Herr von Fronhofen mir die nötigen acht Tage noch gestattet zu bleiben.“

Da begriff Hartard die neue Situation. Sie mußte nun fort. Natürlich. Aber er hatte noch gar nicht daran gedacht.

Er durfte keine Stunde mehr zögern. Heute noch wollte er seinem Vater sagen, daß er Kleopha liebe. Im Thränen und Leid, am Sarge der Mutter wollte er sich den Segen des Vaters holen. Und würde der ihn jetzt nicht, aus kummerschwerem Herzen, ergriffen geben? Brachte dieser Bund nicht gleich in die tiefsten Leidensstunden die tröstliche Verheißung lichtvoller Zukunftsstunden?

Das Haus war leer und verwaist. Sogar die treue Dora ging weinend umher und jammerte: sie habe gar nichts mehr zu thun.

Sein junges Weib würde die Freude und das Leben wieder bringen.

Und bis zu der heiligen Stunde konnten Alexandra und ihre Mutter seine Braut bei sich aufnehmen.

Aus unserer Studienmappe:

Meran. Aus Josef Kriwer's Skizzenbuch.

Sie würden es thun. Denn sie hatten Christine geliebt.

Alexandra kam und holte ihre Mutter. Sie drückte Hartard nur hastig die Hand. Man sah, es wollte kein Wort von ihren Lippen. Ihr Gesicht war von Thränen überwaschen. Ihre Augen rot. Kaum hielt sie sich aufrecht.

Sein Vater aber blieb unsichtbar, auch noch als die beiden Frauen fortgefahren waren.

Am Bette der Toten, das fühlte Hartard wohl, durfte er die ersten Worte nicht sprechen. Da durfte nur die Weihe, nicht der Kampf stattfinden.

Und er dankte dem Zufall auch für die ruhigen Minuten mit Kleopha. Ihm brach nun erst sein Gram in ganzer Größe auf. Das Haupt an ihrer Schulter, beweinte er seine Mutter. Und sie, von Mitleid mit ihm erschüttert, vor Abspannung fast zerbrochen,

von dem Anblick des Todes fürchterlich erregt, weinte mit ihm.

Dora kam und störte sie auf. Sie dachten beide nicht daran, daß ihre gemeinsamen Thränen, daß ihre Haltung mißdeutet werden könne.

Löbell sei schon vorhin dagewesen, sie habe bloß nicht stören wollen wegen Frau von Stechow. Das Trauergeschirr in der Geschirrkammer sei nicht im besten Stande, Löbell meine, ob er das silberne mit Flor überziehen dürfe.

Mit einem schweren Seufzer erhob sich Hartard.

Draußen ging ein leiser Nebel nieder und verdichtete sich zum Sprühregen. Das Schneegefilde sah glasig aus. Auf dem Wege war es schon braun und breiig. Die Luft hatte eine undurchdringliche, zinnerne Farbe. Traurig und jammervoll schien die Welt.

Hartard ging nach dem Wirtschaftshof. Da war es unfroh und schmutzig. All die zahllosen Fußtritte, die den Schnee durchkreuzten, waren schon zu wässerigen, länglichen Flecken geworden, all die Wagen- und Schlittenspuren zu braunem Schmutzgeäder. Eine Schar von Spatzen lärmte vergnügt darin herum.

Quer im Grunde des Hofes, ihn abschließend, lag der Pferdestall, an dem einen Ende von Löbells Wohnung, am anderen von der Wagenremise begrenzt. Weit stand das Thor der Remise auf. Aber Hartard ging durch den Stall, von dessen Mittelgang aus auch eine Thür in die Geschirrkammer führte.

Im Stall war es dämmerig, dunstig und warm, und es rumorte darin von all den kleinen, leisen und lauten Geräuschen, die in ihren Verschlägen die angebundenen Pferde verursachten.

Auf dem festen Lehmgang schritt Hartard entlang. Am Ende des Ganges gähnte eine schwarze Öffnung; die Thür, welche in die Geschirrkammer führte, stand offen. Im letzten Verschlage darin hatte Pluto seinen Stand.

Es kam Hartard vor, als dürfe er an dem Tier, das er in glücklicher Stunde für seinen Vater gekauft, nicht so vorbeigehen. Ihm war, als müsse er ihm sein Leid kund thun. Er fühlte sich so elend, so verwaist, so beraubt. Jedes Lebewesen sollte ihm Mitleid geben. Seinen Hund hatte er inniger geliebkost als sonst; ihm kam es vor, als müsse selbst ein unvernünftiges Vieh begreifen, daß etwas Furchtbares geschehen war.

Leise klopfte er dem edlen Tiere die Kruppe. Aufwiehernd und den Kopf wendend dankte es ihm.

Nebenan sprachen Löbell und ein Knecht so laut zusammen, wie Leute bei eifriger Arbeit pflegen, wenn sie mit ihren Stimmen eine gewisse Entfernung überschreien müssen. Wahrscheinlich war der Knecht im zweiten Raum der Remise, während Löbell sich direkt nebenan befand. Aber sie sprachen, als seien sie nicht durch zehn, sondern durch fünfzig Schritte getrennt.

Hartard stand und hörte zu. Müde und zwecklos eigentlich — immer mechanisch das Pferd mit liebkosender Hand streichelnd.

„Wat ik dir sage," schrie Löbell, „du lackierst den ollen Landauer uff. Drei in eine Kutsche hinter 'n Leiche, dat is nu mal nich."

„So'n Aberglauben!" rief der Knecht.

„Von Aberglauben is keine Rede. Dat sind Thatsachen. Als der olle Aulendorff begraben wurde, fuhr Zwota mit den jetzigen und seinem jungen Bruder. Und wat ik dir sage: in 'n Wochner zehne oder zwölfe war der junge Aulendorff dodt. Also for'n Pastor und unsern Herrn den neuen Landauer. Der Junker kann mit jemand anders in den zweiten Wagen steigen. Sollst mal sehen, mit den Glanzlack und dann mit det viele Flor krieg'n wir noch pumpösen Chik in den ollen Landauer."

„Der Junker kann ja mit seine künftige Stiefmutter fahren," sagte der Knecht.

„Willst du dat unjewaschne Maul halten," schrie Löbell.

„Na, dat wir nu bald die Hörsteler Baronin als Jnädige kriegen, ist woll jewiß," rief der Knecht.

„Und wenn dat zehnmal jewiß is und wenn sich auch jeder dat denkt, denkt er dat stille bei sich," schrie Löbell; „zumal in den Monang, wo die Jnädige noch über die Erde steht. Und auf Händen hat er ihr jetragen, da kann ihm keiner was nachsagen."

Hartard hielt sich mit klammernden Händen an dem Balken des Verschlags.

Seine Lippen bewegten sich — wie bei einem, der etwas rufen will. Sein Mund

blieb stumm. Jede Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Fahl und grau sah er aus, und seine Lippen waren blau.

Er atmete mühsam.

Draußen, die beiden rohen Sprechenden schwiegen. Das leise rumorende Geräusch des Stalles ging weiter.

„Ich muß fortgehen," dachte er und stand doch hilflos still.

„Hier kann ich nicht bleiben." Und er blieb stehen, betäubt und matt.

Die leisen und traulichen Stallgeräusche hörte er nicht mehr.

Um ihn war ein ungeheures, drohendes Schweigen. Er stand allein, in einer fürchterlichen Einsamkeit.

Er lehnte die Stirn gegen den hölzernen Träger, neben welchem er stand, er umfaßte das Holz mit seinen Armen.

Er weinte.

Löbell wollte aus dem Stall etwas holen, erschien auf der Schwelle und trat sofort scheu zurück, heftig hinter sich winkend, daß der Knecht sich nicht rühre. Er hatte den jungen Herrn in einer fassungslosen Haltung gesehen — an der Bewegung der Schultern sah man es: er weinte.

Löbell wurden auch die Augen naß, und sachte putzte er an der silbernen Krone auf einer Lederklappe weiter, obschon sie bereits blank war. Dabei schielte er manchmal zur Thür hin, in der Erwartung, daß der junge Herr sich fassen und doch kommen werde, um Befehle zu geben. Aber Hartard kam nicht. Und als Löbell nach einigen Minuten den Mut faßte, nachzusehen, war niemand mehr im Stall.

Im Schloß suchte jedermann vergebens nach Hartard. Sonst schien es immer, als sei er dort eine völlig überflüssige Persönlichkeit. Aber heute wollte jeder etwas von ihm. Selbst Albrecht hatte Bitten und Fragen auf dem Herzen.

Für den folgenden Tag waren die Besuche der Nachbarn zu erwarten.

Die Ausschmückung des alten Festsaales mit Tannenreisern und Flor mußte angeordnet und überwacht werden.

Hartard hätte nach Hörstel hinüberfahren können, um mit Zwota den Text der Trauerrede zu besprechen. Vielleicht hatte Christine einmal einen besonderen Wunsch gehabt.

Aber Hartard war nicht zu finden.

Auf Albrechts Stirn erschien eine Falte, die von leiser Ungeduld sprach, vielleicht auch von Sorge.

Kleopha übernahm es, die Ausschmückung des Saales anzuordnen und zu beaufsichtigen.

Sie fühlte sich elend, traurig, besorgt. Aber in ihrer ganzen, weiblichen Kraft der Selbstüberwindung nahm sie sich zusammen.

Sie gab sich die größte Mühe, nur an die Arbeit der Stunde, nicht aber an ihre und Hartards Lage zu denken. Denn jeder Gedanke darüber mußte sie notwendig zu der Erkenntnis führen, daß ihrer Verbindung mit Hartard nun alle Wege gebahnt seien.

„Die Selbstsucht ist doch etwas Furchtbares," dachte sie, beinahe über sich selbst entsetzt, „im tiefsten Leid rührt sie sich noch. Wie darf ich, wie kann ich jetzt an uns denken!"

Vielleicht ging es Hartard ebenso. In all seinem Gram fand sich in seiner Seele noch Raum für die Hoffnung, die durch die neugeschaffene Lage ja riesengroß wachsen durfte. Vielleicht war er davongelaufen, nur um nicht zu sprechen.

Mußte es den Gatten, der eben die Frau verloren, nicht peinlich kränken, wenn gerade neben ihm der Sohn an ein eignes Glück dachte, das sich nur auf dies frische Grab aufbauen ließ?

Kleopha nahm sich vor, Hartard zu bitten, daß er noch ein paar Wochen schweige.

Erst in der Dämmerung kam Hartard heim. Er sah leichenblaß aus. Seine Füße und Kleider waren derart beschmutzt und bespritzt, daß man merken mußte: er war stundenlang umhergelaufen, durch Schneeschlamm und Waldtiefen.

Albrecht, der ihm gerade in der Halle begegnete, war tief erschüttert. Er hatte gehofft, sein Sohn werde sich als Mann bewähren. Aber wie verzeihlich, daß gerade der Tod der Mutter den Sohn nicht als gefaßten Mann findet! Albrecht erinnerte sich des Todes seiner Mutter und seines leidenschaftlichen Jammers. Er war freilich damals erst sechzehn Jahr alt gewesen. Aber der Tod einer Mutter — das ist die Stunde, die wohl auch gereifte Männer wieder zu Kindern machen kann.

Seiner Umarmung entzog sich Hartard. „Mir ist nicht wohl," murmelte er, „ich bitte um Erlaubnis, allein bleiben zu dürfen."

Und er ging mit tappenden Schritten in sein Zimmer hinauf.

Oben auf dem Flur erschreckte ihn ein dumpfes Hämmern.

Die Thür nach dem großen Festsaal stand auf. —

Drinnen arbeitete im letzten blassen Schein des verschwindenden Tages Baum mit einem Knecht. Kleopha, lange Florstreifen über dem Arm, stand mitten im Raum und sah mit zugekniffenen Augen zu den Männern empor, die auf Leitern standen und Tannenzweige annagelten. Die Spiegel waren schon schwarz verhängt.

Hartard stürzte in sein Zimmer.

Er wollte nichts sehen und nichts hören. Nicht die Hammerschläge, nicht den Flor und das finstere Grün. Er schloß seine Thür hinter sich ab und öffnete sie für niemanden.

Die einzige, die nicht vergebens gepocht haben würde, Kleopha, wagte nicht zu ihm zu kommen.

In dieser Nacht schlief Hartard traumlos, fest und lange. Sein Körper war schwer, sein Hirn betäubt.

Aber am Morgen wachten die Gedanken wieder mit ihm auf.

Und es war etwas so Seltsames, Unheimliches mit diesen Gedanken.

Sie nahten ihm, wie dem physischen Auge sich manchmal eine Gestalt nähert, die man ganz genau zu erkennen meint; aber plötzlich, in greifbarer Nähe sieht man, daß es doch eine andere ist.

Sein Herz bebte vor Empörung über die Roheit, die seines Vaters Namen schon heute mit einem anderen Namen zusammen nannte, und zugleich dachte er immer, was er gar nicht denken wollte:

„Wenn es wahr ist, war, wird, wenn ... dann kann ich die Geliebte nie erringen, nie ..."

Er empörte sich gegen sich selbst und seinen Egoismus. Aber indem er sich verachtete, fühlte er es doch:

„Wenn mein Vater meiner Mutter eine Nachfolgerin gibt — kann ich nicht heiraten — ich nicht ..."

Welche gewichtigen Gründe, welche schreienden Beweise mußte man haben, wenn man schon davon sprach, während die Tote noch unbegraben auf der Erde stand.

Er vergaß den Bildungsgrad der Männer, die er belauscht. Er dachte nicht an die naive Nützlichkeitsmoral dieser Leute, die oft nur in einer Frau eine Haushälterin oder ein bißchen Mitgift erwerben und, kaum daß ihnen ein Weib stirbt, bedacht sind, schnell ihrem Herd eine neue Hüterin zu geben.

Er wurde blind und ungerecht. Er hatte nur für Empörung, Verzweiflung und Erbitterng die Seele bereit.

Höhnisch dachte er an das Hamletische:

„Das Gebackene vom Leichenschmaus
Gibt kalte Hochzeitsschüssel."

Mit seinem Vater zusammenzutreffen, war ihm unmöglich. Er klingelte nach Dora, sagte, er sei krank und wolle allein bleiben.

Natürlich besuchte Albrecht ihn trotzdem sofort. Er fand den Sohn am Fenster sitzend und in den Regen hinausstarrend.

Auf seine liebevollen Fragen wandte Hartard widerwillig das Haupt ab.

„Mein alter Junge," sagte Albrecht und legte die Hand auf des Sohnes Haar, „ich verstehe und ehre deinen Schmerz. Aber ich glaube, in Mamas Sinn wäre es, wenn du versuchtest, dich etwas zu fassen."

„In Mamas Sinn?!" schrie Hartard auf. „Ja, in Mamas Sinn ist es, wenn wenigstens ich ihr wahrhaftig nachweine!"

Albrecht trat einen Schritt zurück. Maßloses Erstaunen drückten seine Züge aus. Aber er bezwang sich. Es war doch unmöglich! Sein Sohn, der noch gestern an seinem Halse gehangen und ihm gedankt hatte für alles, was er der Toten gewesen, dieser Sohn konnte nicht die Aufrichtigkeit seines Grames oder die Tiefe desselben bezweifeln wollen.

„Du bist überreizt," sprach er nachsichtig, „es ist so menschlich und so allgemein: jeder glaubt, sein eignes Leid übertreffe das aller anderen."

Hartard schwieg.

„Wenn du von Mama Abschied nehmen willst," fuhr Albrecht fort, während seine Stimme bebte, „so mußt du es heute morgen. Wir haben sie schon im Saal aufgebahrt."

Hartard nickte.

Sachte ging sein Vater hinaus. Einsamkeit mochte das Beste für ein so tödlich verwundetes Herz sein.

Aber da er seinen Sohn beunruhigend elend gefunden hatte und da er wußte, daß fast alle Menschen die Schwäche haben, bei gewissen Seelendispositionen gegen Freunde mitteilsamer, selbstbeherrschter und dankbarer

Aus unſerer Bildermappe:

Hermann Müller als Richter Adam: „Alſo 'ne Klinke war's?“ (Aus H. v. Kleiſt, „Der zerbrochene Krug“.)
Nach einer Aufnahme von Franz Kullrich in Berlin.

zu ſein, als gegen die Nächſten, ſo bat er Kleopha, doch einmal nach ſeinem Sohn zu ſehen.

Hartard warf ſich leidenſchaftlich in ihre Arme wie einer, der des Schutzes und Troſtes bedarf.

„Ich kann dich meinem Vater nicht als Braut zuführen,“ ſagte er heiſer. „Es geht nicht — noch nicht — wir müſſen warten. Zweifle deshalb nicht an mir.“

„Sei doch ruhig,“ bat ſie traurig, „du zehrſt dich ja auf. Denke nicht an mich. Ich habe ſchon von ſelbſt gedacht, daß wir nun warten müſſen. Wie können wir ſo egoiſtiſch ſein, an Glück zu denken, von Glück zu ſprechen, während dein Vater ſo todtraurig iſt.“

„Ist er es wirklich — wirklich?“ fragte er leise und packte sie fest am Handgelenk.

Kleopha sah erschreckt in seine glühenden Augen.

„Was für eine Frage?“ sprach sie erstaunt. „Du zweifelst an deines Vaters Gram? Hast du denn nicht selbst gesehen, was dieser Mann fort und fort für die Kranke that? Ich darf dir sagen, es war beispiellos. Ich habe solche Aufopferung noch nie gesehen. Und dir, dir allein darf ich es wohl sagen: sie war sehr anspruchsvoll, deine arme liebe Mama, sehr — — Ich habe manchmal gedacht, das Leben deines Vaters hätte sich anders und reicher gestaltet, wenn ihm eine gesunde Frau beschieden gewesen wäre oder wenn deine Mama gleich zu Anfang ihrer Leiden gestorben wäre.“

„Nicht wahr — nicht wahr — das wäre eine Erleichterung für ihn gewesen — ihm vielleicht erwünscht . . .“ rief er fiebernd.

Sie nahm seine Hand.

„Du sagst furchtbare Sachen,“ sprach sie milde, „die du nicht weißt und bedenkst. Du bist krank. Du kannst die Dinge nicht objektiv ansehen. Aber ich warne dich davor, gegen deinen Vater ungerecht zu werden.“

„Du weißt nicht . . .“ sagte er hastig, „es gibt Umstände . . . vielleicht ist alles nicht wahr. Dann will ich vor ihm auf den Knieen liegen . . . Aber ich muß auf etwas warten — warten . . . Wird dich mein Warten nicht an mir zweifeln machen?“

„Nie!“ sprach sie mit starker Stimme.

„Komm mit mir zu Mama,“ bat er, „nur mit dir zusammen will ich sie noch einmal sehen.“

Schweigend gingen sie hinüber.

Als Hartard über die Schwelle des Raumes trat, fiel aller Zorn, ja beinahe aller Schmerz von ihm ab.

Die heilige Stille, die ihm entgegenwallte fast wie etwas Körperliches, wie eine Gestalt, die feierlich und schweigend schreitet, erdrückte mit ihrer Majestät alle menschliche Leidenschaft.

Und die stumme weiße Frau, die lang und steif, hoch aufgebahrt inmitten lag, erschien wie eine Gebieterin. Ihr starres Schweigen forderte wieder Schweigen. Ihre hoheitsvolle Ruhe bebende Ehrfurcht.

Lichter brannten, ihre zahlreichen rotgelben Lichtpünktchen standen wie Goldgestein vor grünem und schwarzem Grunde.

Es war ein Duft wie bei einem Weihnachtsfest, aber daneben noch ein anderer Geruch, der süßlich und durchdringend dem Atem der Tannen und Wachskerzen beigemischt war.

Hartard stand an dem hohen Sarge, von dessen Rand schwarzer Stoff bis auf den Estrich niederwallte und gegen den schon Kränze lehnten.

Er sah seine Mutter an.

Ihm war, als könne das nicht seine Mutter sein. Das kindliche Lächeln, das ihr Reiz und ihre Anmut gewesen, war fortgewischt. Die harte Hand des Todes war über ihre Züge gefahren und hatte sie umgeformt. Nun waren sie schön und streng und erbarmungslos. Mehr zum Fürchten als zum Lieben.

Das Leben hatte das Angesicht seiner Mutter nicht zeichnen können. Sie war ein großes Kind geblieben in ihrer Krankenstube. Aber der Tod hatte es gezeichnet.

Auf den Kissen ihres Bettes lag ein lächelndes, unberührtes, fragendes, vertrauendes, bittendes Gesicht.

Hier auf dem Kissen des letzten Lagers lag ein hartes, herrisches, stolzes Antlitz.

Wie seltsam! Wäre so ihr Ausdruck geworden, wenn sie im Kampf des Daseins hätte stehen müssen?

Er legte die Hand über die Augen.

Kleopha stand neben ihm. Sie schien zu beten, ihr Haupt war geneigt, ihre Hände gefaltet.

Plötzlich griff er nach einer dieser Hände. „Wie ist sie verändert!“ flüsterte er bang.

„Das kommt dir nur so vor,“ sprach sie leise, „es sind dieselben, edlen, teuren Züge. Der Ausdruck im Angesicht eines Entschlafenen — das ist Zufall — das erklär' ich dir später einmal.“

Er fühlte sich erleichtert, beinahe beglückt. Und auf einmal bildete er sich ein, die Strenge käme nur von der Starre — er habe in dieses geliebte Gesicht Züge hineingesehen, die nicht dastanden.

„Mama,“ flüsterte er, „könntest du uns segnen!“

Sie drückten sich fest die Hände und sahen sich tief und lange an. So schlossen sie schweigend im Angesicht der Toten noch einmal ihren Bund.

Und sie gingen hinweg mit dem Gefühl, den Segen der Mutter empfangen zu haben.

Am anderen Morgen, um neun Uhr, begann die Trauerfeier. Alle Gutsnachbarn kamen gefahren, die Männer und Frauen aus den Rethener Tagelöhnerhäusern schlichen sich frühzeitig schon in die Halle.

Dieses Kommen und Drängen und Wühlen von Menschen war beiden Männern furchtbar. Aber sie wußten, daß es ihre Pflicht war, mit ernstem Anstand Dankbarkeit für die Teilnahme zu zeigen.

Niemand sprach ein lautes Wort, aber wenn dreißig bis vierzig Menschen sich noch so vorsichtig bewegen, noch so gedämpft flüstern — die Unruhe ist unvermeidlich.

In der Halle wie in den beiden Zimmern rechts und links davon, in Albrechts Gemach wie im Speisezimmer, war es recht düster. Draußen strich der schwere Regen unaufhörlich nieder. Schon hatte das Tauwetter große schwarze Löcher in die Schneedecke gerissen und die verbleibenden weißen Fetzen mit Wasser und Erde überschwemmt. Der Himmel war grau wie Zinn, eintönig und gleichförmig. Das Rauschen des Regens hatte eine immer gleiche Tonstärke.

Im Speisezimmer stand ein Imbiß auf dem Tisch. Kleopha bediente die Damen mit Thee.

Alles fror und schauderte. Die Taukälte war empfindlicher als der lichte Frost der vorigen Tage. Frau von Aulendorf und die Baronin Montefort tranken mit bekümmerten Mienen den heißen Thee. Meta und Lizzie Aulendorf saßen an der Wand auf Stühlen, hilflos und in einer Mischung von Angst und Langeweile sehr befangen. Sie froren auch, aber sie hielten es für seelenvoller, den angebotenen Thee zu verschmähen. Dabei ärgerten sie sich über Natalie Montefort, die am Fenster saß und so ostentativ weinte, als sei sie eine allernächste Leidtragende.

Hartard, der blaß, sehr wortkarg, aber doch voll Haltung mit Frau von Stechow in der Nähe stand, fühlte sich durch diese aufdringlichen Thränen qualvoll berührt. Es lag geradezu ein Anspruch in der so offenkundigen Fassungslosigkeit Natalieus. Herr von Calatin, der seine Orden trug und ungemein stolz aussah, schien es für seine Aufgabe zu halten, ihr tröstend zuzusprechen. Aber dieser Trost sah so sehr nach einer förmlichen Kondolenz aus, daß Meta Aulendorf vor Zorn zitterte. Natalie spielte sich ja auf, als sei sie der Heimgegangenen Tochter gewesen! Das nannte man doch, sich Hartard an den Hals werfen! Und bei solcher Gelegenheit! Meta und Lizzie wechselten einen Blick. Sie verstanden sich. Es war unerhört.

Draußen an den Wänden der Halle drückten sich die Leute. Die Frauen hatten ihre schwarzen Kirchgangskleider an und weinten ausnahmslos still vor sich hin die Thränen, die sie für schicklich und unerläßlich bei solchen Gelegenheiten hielten. Die Männer standen verlegen da.

Schweigend und allein ging Alexandra langsam in der Halle auf und ab. Ihr Haupt war von einem Crêpehut mit vorn und hinten lang herabwallenden Schleiern ganz verhüllt. Man sah wohl die Blässe ihres Angesichtes, aber kaum den Ausdruck der Züge. —

In Albrechts Zimmer standen mehrere Herren und flüsterten zusammen; darunter der Oberstleutnant von Schill, Christinens Vetter, der von Stettin herbeigeeilt war, um als einziger männlicher Verwandter Christinens Familie zu vertreten. Albrecht selbst wartete am Fenster, ob Zwota nicht endlich vorfahren werde.

Draußen stand eine ganze Wagenburg, dazwischen der Hörsteler Leichenwagen. Der Regen schlug herab, wusch alle Verdecke und zierte sie mit blanken Glanzlichtern.

Albrecht meinte, es würde ihm doch wohlgethan haben, wenn ein blauer Himmel tröstlich hernieder gelacht hätte. Die äußerlichen Unbilden vertieften die Pein dieser Stunden. Sie nahm ihnen auch etwas von ihrer gesammelten Feierlichkeit. Das Wetter war aufdringlich, es nötigte die Leidtragenden, es zu beachten, sich vor ihm zu schützen.

Zwota fuhr vor. Nicht in seinem alten, wackeligen Wagen, dessen Halbverdeck schon grau und brüchig war und auf den Zwota nur in äußersten Fällen verzichtete, weil er behauptete, sein Wagen kleide ihn. Albrecht hatte ihn holen lassen. Aber das mit vollem Trauerpomp aufgeschirrte Gespann sah schon ebenso kläglich und verregnet aus, wie die anderen Fuhrwerke. Die Flöre von Löbells Hut hingen wie Strippen herab.

Albrecht eilte ihm entgegen. Auf der Schwelle umarmten sie sich.

Es war sehr merkwürdig: durch Zwota

ſchien etwas Freundlichkeit und Behagen in die Situation zu kommen. Die ganze Scene hatte Zweck und Inhalt.

Seine rüſtige Bauerngeſtalt bewegte ſich im geiſtlichen Gewand ebenſo raſch und ſicher wie ſonſt. Sein friſches Geſicht ſah niemals bekümmert darein. Auch nicht an Särgen und Gräbern. Ihm war immer mutvoll und immer liebevoll zu Sinn. Das ſtrahlte ſein Auge und ſein Lächeln aus.

„Ich möchte wohl wiſſen, wo Zwota das her hat," ſagte Calatin zu Hartard, „aber wenn man ihn ſieht, denkt man gleich mehr an die zukünftige gute, als an die gegenwärtige traurige Zeit."

„Jawohl," bemerkte Frau von Stechow, „das kommt, er iſt kein Prediger für Heulen und Zähneklappern, ſondern für Vergeben und Seligkeiten."

Zwota ſtieg mit Albrecht und Hartard die Treppe empor Alle Anweſenden folgten in einem zaghaften Gedränge. Als der letzte eintrat oben in den alten Feſtſaal, ſah er Zwota ſchon mit gefalteten Händen am Sarge ſtehen.

Die Leidtragenden bildeten einen großen, dünnen Kreis. In dem Raum verloren ſich vierzig Menſchen.

Albrecht und ſein Sohn ſtanden Zwota gegenüber, am Fußende des Sarges. Und nahe bei ihnen, geſondert von den übrigen Anweſenden, ſtanden Alexandra und Kleopha.

Das Mädchen hatte ſich beinahe erſchreckt, als in der Halle plötzlich Alexandra ihre Hand feſt ergriff und flüſterte:

„Wir gehen zuſammen."

Alexandra wußte ſelbſt nicht, warum ſie das that. Vielleicht wollte ſie der treuen Pflegerin der Heimgegangenen auf dieſe Weiſe eine Auszeichnung gewähren, vielleicht verlangte ſie ſelbſt inſtinktiv nach einer Gefährtin. Sie hatte das Gefühl, daß ſie da oben nicht allein eintreten wolle. Und ihre Mutter hatte ſchon Frau von Aulendorf neben ſich.

Im Saal war es traulich und feierlich zugleich,

Aus unſerer Studienmappe:

Unwiderſtehlich.
Nach der Ölſtudie von Ludwig Alth.

gegen die naſſe Düſternis der Halle unten. Das fahle Tageslicht war abgeſperrt, zahlloſe Kerzen brannten wie zu einem Feſt. Auf und um den Sarg häuften ſich Blumen und Grün. Zwiſchen den weißen, koſtbaren Kränzen, die von den Spendern aus Berlin und Erfurt verſchrieben waren und dem Tod ebenſo gerecht wurden wie dem Rang der Toten, lagen luſtige und komiſche Kränze von Tannengrün und Stroh- oder Papierblumen. Mit dankbaren Händen und gerührtem Herzen hatte Albrecht gerade dieſe ſorgſam aufgebaut.

Und befriedigt ſah Frau Löbell aus ihrer Ecke ihren rot und weißen Papierblumenkranz auf dem Sargdeckel; ſtärker floſſen die Thränen der alten Dolma, als ſie ihren Mooskranz mit gelben Strohblumen neben den prachtvollen Palmenzweigen ſah, die Herr von Calatin geſtern geſchickt hatte.

Zwota wartete mit gefalteten Händen und geſenktem Blick, bis ihm ſchien, als höre er kein Fußſchurren und kein Kleiderrauſchen mehr.

Da hob er die Stirn und ſah mit einem aufmerkſamen Blick rundum. Alles war verſammelt.

Er ſtellte ſich noch ein bißchen zurecht, faltete die Hände feſter und begann. Seine Stimme war das einzige an ihm, was gealtert ſchien. Sie klang immer ein wenig verſchleiert, was ihr aber eine beſondere, eindringliche Kraft gab. Es war immer, als ſage dieſe Stimme allein ſchon:

„Gebt acht, es iſt ein alter, ein erfahrener Mann, der aus innerſtem Herzen zu euch ſpricht.“

„Laſſet uns beten, meine lieben Kinder,“ ſprach er und fuhr fort, während die Frauen ihr Haupt neigten und die Männer ihre Hüte vor das Geſicht hielten:

„Herr, allmächtiger Gott und Vater, verleihe dieſer unſerer lieben Mitchriſtin um deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti willen die ewige Freude und Ruhe; laß ihr leuchten dein ewiges Licht, erwecke ſie am jüngſten Tage und gib ihr das ewige Leben!

O, getreuer Herr und Heiland, Jeſu Chriſte, geleite und führe dieſe Seele, die du ſelber durch dein heiliges Blut erkauft haſt, aus dieſem Jammerthal in die Herrlichkeit Gottes und zur Schar aller heiligen Engel und aller vollendeten Gläubigen und Gerechten, um deines Namens willen! Amen!“

Hierauf ſeufzte er und rückte ein wenig auf ſeinem Platz zurück, wie jemand, der einen friſchen Anlauf nimmt.

Auch durch den Kreis der Verſammelten ging es wie ein Rauſchen. Jeder bewegte ſich und rüſtete ſich zum genauen Hören. die Einleitung war erledigt, nun bekam man den wirklichen Zwota zu hören. Er begann, mit einer redneriſchen Geſte ſeine erſten Worte begleitend:

„Meine Kinder und Freunde, insbeſondere Sie, meine beiden lieben zunächſt Beraubten! Wenn jemals eine Gelegenheit geweſen iſt, in einem Augenblick, wo unſere Herzen kummerſchwer ſind und wir zuſammenkamen, um eine teure Heimgegangene zu beweinen — wenn, ſage ich, jemals eine Gelegenheit geweſen iſt, ſich des dreizehnten Korintherbriefes zu erinnern, ſo iſt ſie heute. Wir alle kennen das Leben der Verewigten. Und wer es ſo obenhin betrachtete, möchte meinen, es ſei ein Märtyrerleben geweſen und in den Gram um ihren Tod könnte ſich leicht die Bitterkeit über das ihr beſchieden geweſene Schickſal miſchen und man könnte ſich verſucht fühlen zu fragen: Lieber Vater, warum bürdeteſt du gerade ihr eine ſo ſchwere Laſt auf? Meine Lieben, wir ſind alle immer raſch mit der Antwort bei der Hand, daß Gottes Wege eben unerforſchlich ſeien und daß wir uns als gute Chriſten zu fügen haben. Laßt mich euch geſtehen, meine Lieben, daß ich dieſe Unerforſchlichkeit noch nicht gefunden habe. Immer offenbarte die Zeit oder offenbarte ſich dem tiefer ſchauenden Blick noch Sinn, Folge und Zuſammenhang aller Geſchehniſſe. Weil wir nicht den Mut haben, immer wahr gegen uns ſelbſt zu ſein und vollkommen maskenlos vor unſeren Nächſten hinzutreten, nur darum reden wir von Unerforſchlichkeiten.

„Unſere teure Verſtorbene, gerade ſie und ihr Leben war mir immer ein Beweis dafür.

„Jung und vom Glück verwöhnt, traf ſie das Schickſal, gelähmt zu werden. Ich ſagte ſchon: ſo obenhin ſah das aus wie ein Unglück.

„Aber wer unſere Verklärte, wer ihr Haus, wer ihren Gatten gekannt hat, wird mit mir ſagen müſſen: es war die beſondere Form eines beſonderen Glückes.

„Wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben ſollen. Wer in der Welt ſteht, ſteht auch in ihren

Kämpfen und Sündfälligkeiten. Unsere teure Freundin aber stand nicht in der Welt. Ihr Herz blieb bewahrt vor allen Anfechtungen, rein war ihr Sinn, milde ihre Gedanken. Sie kannte das Böse nicht. Sie brauchte sich nicht einmal dagegen zu wehren, es war ihr eine unbekannte Wissenschaft. So lebte sie in holder Lauterkeit. Ihr Gemüt blieb das eines Kindes, eines gläubigen, guten!

„Wem von uns, meine Lieben, ist eine solche ungetrübte Friedfertigkeit des inneren Lebens beschieden?

„Dies alles waren, könntet ihr mir sagen, meine lieben Kinder, gleichsam negative Vorteile, die ihr aus ihrem Leiden erwuchsen.

„Gut. Ich sage ja. Aber ich sage euch weiter, diese beglückte Frau sah und erlebte etwas, das wir anderen nicht so erleben dürfen, das so zu erleben überhaupt nur wenigen Sterblichen beschieden ist.

„Sie sah die wahre Liebe."

Hartard zuckte zusammen. Seine Nasenflügel bebten. Sein flammendes Auge richtete sich auf seinen Vater.

Der stand hoch und ernst da, sein blasses Gesicht trug den Ausdruck eines ehernen Ernstes.

„Ich meine nicht jene Liebe, die sich im Glücke, im Genuß, in der Leidenschaft flammend bethätigt, um ach, fast immer hinterher einer trüben Gleichgültigkeit zu weichen, nicht jene Liebe, die erst in Prunkgewändern Hochzeit macht und nachher im reizlosen Alltagskleid überdrüssig einherschlampt — ich meine die Liebe, von denen uns der dreizehnte Korintherbrief erzählt. Die war es, die unsere teure Heimgegangene sah, in deren Glanz sie sich sonnte."

Zwotas Hände waren beredt wie sein Mund. Bald mit gespreizten, bald mit zusammengekrümmten Fingern schien er plastisch gestalten zu wollen, was sein Geist an Bildern vor sich sah. Und als er mit starker Betonung aussprach „die war es", da hob er feierlich und groß seine linke Hand hoch empor.

„Ich erfülle nur einen Willen der Verblichenen, wenn ich davon rede. ‚Zwota,' sagte sie mir manchmal, ‚versprechen Sie es mir in die Hand, wenn ich dennoch einmal vor meinem Manne davongehen sollte, sprechen Sie an meinem Sarg über den Korintherbrief. Nach ihm hat mein Albrecht gelebt, nach ihm mich und unser Geschick getragen.' Seine Liebe war, wie Vers vier sagt, langmütig und freundlich, sie eiferte nicht, sie trieb nicht Mutwillen, sie blähte sich nicht. Und nach Vers fünf stellte sie sich nicht ungebärdig, sie suchte nicht das Ihre!'"

Zwota atmete tief auf und schien eine Sekunde lang von einem besonderen Gedanken abgeleitet.

Hartard atmete kaum.

Sie, die da standen, die Frau, die ihr Gesicht unter wallenden Schleiern verbarg, und der Mann, dem langsam eine feine Röte ins Gesicht stieg, sie hörten es an. Hörten es schamlos und mutig?

Er zitterte. Er fühlte das gierige Verlangen, der Frau den Schleier vom Gesicht zu reißen, seinem Vater die Frage entgegenzuschreien:

„War nicht alles Lüge, erbärmliche Lüge?"

Die milde Greisenstimme sprach weiter. Zwota unterbrach den Gedankengang seiner Rede doch nicht. Er zählte jeden Vers an seinem Daumen auf.

„Und mit Vers sieben vertrug sie alles, glaubte alles, hoffte alles, duldete alles. Auf ihr Grabmal aber wollen wir ihr Vers acht setzen: ‚Die Liebe höret nimmer auf.' Ihr hat sie nicht aufgehört, und diese Frau, die Fernerstehende für eine Märtyrerin hielten, konnte noch am Tage ihres Todes sagen: ‚Ich bin so glücklich gewesen.' Wenn der Mann, der dreiundzwanzig lange Jahre all seine schäumende Jugend- und Mannesskraft zügelte, der auf jedes andere Glück, nach dem er vielleicht hätte greifen können, verzichtete, der sich zum unermüdlichen Krankenwärter machte, noch eines Zeugnisses bedurfte: die Verklärte hat es ihm gegeben. In ihren letzten Stunden, in einem Augenblick, als sie sich der Genesung näher als dem Tode glaubte, sprach sie es aus: ‚Ich bin sehr glücklich gewesen.'

„Der Sohn, der seiner Mutter beraubte, hat es mir, erschüttert vor Gram und auch von Dankbarkeit erzählt."

„Damals!" schrie es in Hartard auf, „damals — als ich noch nicht wußte — — oder als ich vergessen hatte . . ."

„Ich weiß auch, daß ich im Sinn der Verblichenen spreche," fuhr Zwota in traulichem Ton fort, „wenn ich euch noch einmal sage, was ihr ja alle gesehen und gewürdigt habt. Die immer gleiche Atmo-

sphäre des Friedens, welche der Gatte um das Lager seiner Frau zu verbreiten wußte, die wunderbare körperliche Pflege haben wahrscheinlich das Leben der Zarten so verlängert, haben es sonnig gemacht. Ob an ihn auch Kämpfe und Sorgen herantraten, wie sie ja keinem von uns erspart bleiben — sie erfuhr es nicht, sie merkte es nicht."

Albrecht machte eine Bewegung. Es war ihm peinvoll, dies alles hören zu müssen. Als hätte Zwota seine Empfindung erraten, fuhr er abschließend fort:

„Er wird dies ungern hören. Es wird ihm wie Lob vorkommen. Er wird sich sagen: ‚O süßer Trost in meinem Herzen — ich habe meine Pflicht gethan.' Wohl ihm. Wohl uns, wenn wir alle in allen Lebenslagen das Gleiche von uns wissen oder wußten. Auch der Sohn darf mit reuelosem Herzen an diesem Sarge stehen. Seine Rückkehr und Gegenwart hat der Verklärten die letzten vier Monate ihres Lebens noch besonders verschönert. Sie hat es mir oft gesagt, er war ein treuer, ein zärtlicher, ein guter, ein ergebener Sohn."

Hartard fühlte, daß ihm Thränen über die Wangen rannen. Als er sich erwähnen hörte, nur auf dies bloße Wort hin, ergriff ihn sein Schmerz mit ungeheurer Gewalt. Er weinte, weil man von ihm sprach. Und er schämte sich zugleich dieser Schwäche.

„Aber auch wer sonst hier trauernd an dieser Stätte steht, darf sich sagen: ‚Wir haben als treue Freunde und Nachbarn das Unsrige mitgethan, der nun Heimgegangenen das Leben zu verschönern.' Arm und reich, Diener und Herren, wie ihr hier versammelt seid, meine lieben Kinder, ihr habt Treue bewiesen und Mitleid bethätigt.

„Und wenn wir dies nun alles so bedenken, können wir Gottes Wege wahrlich nicht mehr unerforschlich nennen. Die Krankheit ward Ursache, daß die Teure dahinleben konnte in sonnigem Frieden, in ungestörter Herzensreine; und weiter ward die Krankheit Ursache, daß sich in der Umgebung der Leidenden sittliche Kräfte auslösten, die sonst vielleicht niemals zur Übung gekommen wären. So hatte der Herr sie und die ihrigen nicht erdrückt, er hatte sie erhoben!

„Darum, meine Lieben, wollen wir nicht in haltloser Trauer an diesem Sarge stehen. Laßt die Schuldigen trauern und die Schwachen und die Pflichtsäumigen. Uns aber laßt gerade an diesem Sarg Wehmut zwar, aber auch Dankbarkeit empfinden. Der Herr hatte es wohlgemeint mit ihr im Leben, und wohl meint er es mit allen, die er zu sich ruft in sein himmlisches Reich. Wir sagen mit dem Psalmisten: ‚Was er ordnet, das ist löblich und herrlich, und seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich.' Amen."

Ein Rauschen und Raunen ging durch die Versammlung, um sogleich wieder zu erstarren, denn Zwota sprach noch den Segen über den Sarg.

Albrecht hörte die Segensworte kaum. Mit unerhörter Erinnerungsgewalt, so deutlich, daß es einer Vision glich, trat die Stunde vor ihn hin, wo sein junges Weib ihm seinen Sohn geschenkt. Er sah sich vor ihrem Bette knieen und ihre Hände mit Thränen bedecken.

Und dieser Sohn stand neben ihm, Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blut, sein Kind, sein einziger, geliebter Sohn, ein Teil von ihr, von ihm, von jenem fernen, jungen, kurzen Glück.

Albrecht umarmte seinen Sohn in heftiger Bewegung.

Aber steif und stumm stand Hartard, und seine Arme schlossen sich nicht um den Vater.

Die Träger kamen und hoben den Sarg auf.

Im Zuge ging es hinab. Hinter Zwota, der mit gefalteten Händen schritt, gingen Vater und Sohn. Die anderen folgten.

Es war ein merkwürdiger und peinlicher Scenenwechsel. Aus der Feierlichkeit des mit Trauerpomp geschmückten Raumes kam man in die schnöde Häßlichkeit des Regentages.

Alle Weihe war verscheucht. Jede Familie hastete mit hoch genommenen Kleidern und langen Schritten an ihren Wagen. Abseits rüsteten die Arbeiter und ihre Frauen sich auf die lange Wanderung nach Hörstel. Die Männer krempten ihre Beinkleider um, die Frauen nahmen ihre Kleider bis zum Gürtel hoch.

Endlich schwankte der Leichenwagen fort. Im langsam hintrottenden Zuge folgten die Wagen, denen sich die Fußgänger unter ihren Regenschirmen anschlossen.

Unter dem niederströmenden Regen, über das graue, schlammige Land ging so langsam, traurig und überwaschen der schwarze Zug.

Albrecht fuhr mit Zwota, Hartard mit dem Oberſtleutnant von Schill.

Der Vetter der Heimgegangenen hatte die beiden Fronhofens nur ſelten und flüchtig geſehen. Seeliſche Beziehungen hatte man gar keine. Von einer wirklichen Trauer konnte bei Herrn von Schill nicht die Rede ſein. Erfüllung konventioneller Familienpflichten können bei heiteren Anläſſen ſchon langweilig ſein; bei traurigen ſind ſie immer peinlich.

Aber Hartard war es recht, einen fremden Mann neben ſich zu haben. Er konnte ſich verſtecken. Er konnte auf der Oberfläche bleiben. Sie ſprachen allerlei auf die Verſtorbene Bezügliches, und Herr von Schill konnte noch einige Scenen aus Chriſtinens Kinderjahren erzählen.

Dann kam man auf dem Hörſteler Kirchhof an, und die Dorfmuſik blies mit viel Lärm und falſchen Tönen einen Choral vor der kleinen Grabkapelle der Fronhofens, die innen an der Kirchhofsmauer angebaut war. Zwota ſprach ein Gebet. Der Sarg wurde hineingeſchoben und in die ausgemauerte Gruft hinabgelaſſen.

Es war zu Ende.

Alle ſchüttelten Vater und Sohn die Hand.

Die Aulendorf, Monteforts, Calatin und einige andere Familien aus der Gegend, waren von Alexandra gebeten worden, bei ihr auszuruhen und zu ſpeiſen.

Herr von Schill hatte keine Zeit, wieder nach Rethen zurückzukehren. Er nahm gern die Einladung an, auf dem Hörſteler Schloß ein wenig zu raſten und ſich von dort aus zum Bahnhof fahren zu laſſen.

So konnten denn die beiden Fronhofens endlich die Wohlthat des Alleinſeins genießen.

Für Hartard aber war es keine Wohlthat. Stumm ſaß er neben ſeinem Vater, ließ ihm ſeine Hand und ließ ihn reden.

„Laß uns feſt und treu zu einander ſtehen, mein lieber Junge,“ ſagte Albrecht, „es war ihre innigſte Freude, uns in Liebe und Vertrauen verbunden zu wiſſen. So ſoll es auch für immer bleiben.“

„Ich hoffe es,“ ſprach Hartard tonlos. Aber er wußte, daß es unmöglich ſein würde.

IX.

Die nächſten Tage brachten Hartard noch eine große Erregung, bevor die große, gähnende Stille über ſein Leben ſank und es viele Monate lang zu einem ſonnenloſen machte.

Er mußte ſich von Kleopha trennen. An jenem Tage, als ſie vom Kirchhof heimkamen, hatten Vater und Sohn ihr liebevolles Walten wie eine unbeſchreibliche Wohlthat empfunden.

Nur zu genau, mit neuerwachtem Schmerz erinnerte Kleopha ſich des Todes ihres Vaters und aller Begleitumſtände. Sie wußte, daß es für die Überlebenden ſchrecklicher iſt, dem Begräbnis als dem Sterben des geliebten Menſchen zuzuſehen.

Mit wahren Feenhänden, die Dienſtboten zu raſender Eile antreibend, hatte ſie Rethen von allen Spuren der Feier wie der vielen Menſchen befreit.

Die Heimkommenden fanden ein warmes, gemütliches Haus. Es war, als ſei gar nichts geſchehen.

Nur jene eine Thür, links hinten in der Halle — die brauchte man nie mehr zu öffnen — nie. Die da gewohnt, ſchlief nun an verſchloſſener Stätte.

Hartard ging an den nächſten drei, vier Tagen viel mit Kleopha ſpazieren. Sein Vater ſelbſt hatte ihn darum gebeten, er meinte, Schweſter Kleopha müſſe die paar Tage recht zur Erholung benutzen.

Der Regen hörte noch am Abend des Begräbnistages auf, ein leichter Froſt machte die Erde hart und ließ alle Waſſertümpel auf den Wegen, zwiſchen den Schollen und in den Furchen zu kleinen Eisdecken in Strahlenlinien zuſammenſchießen. Unter dem ſchreitenden Fuß knatterte und krachte es. Der Himmel war bläßlich, aber klar. Ein wenig Gewölk ſtand bleich und ſtill über dem Horizont.

Hartard war zärtlich. Aber glücklich war er nicht. Kleopha ſchob alles auf die Trauer um den Tod der Mutter und dachte ihm wohl zu thun, wenn ſie viel von ihr ſprach. Er kehrte hartnäckig immer auf allerlei Fragen zurück. Ob ſeine Mutter nie die Liebe ſeines Vaters bezweifelt habe? Nein, nie. Ob nie ſeine Treue? Darüber hatte ſie nicht geſprochen.

Nicht geſprochen? Seine mitteilſame Mutter nicht geſprochen? Das konnte doch nur ein Zeichen ſein, daß ſie über den Punkt nicht unbefangen war.

Ob ſie glaube, daß ein Menſch jahre-

Maria als Tröſterin der Betrübten. Nach dem Gemälde von William Bouguereau. (1877.)

lang heucheln könne? Nein, das konnte Kleopha von niemanden glauben. Heuchelei und Trug sei unter anderem ein sehr mühsames Geschäft, viel mühsamer wie alle Kämpfe um Wahrheit.

Und wenn sie von ihren Gängen heimkamen, fragte Hartard jeden, der ihm in den Wurf kam, wo sein Vater sei? Im Zimmer? Ausgefahren? Wohin? Nach Flieders? Nach Dolae? Und meinte doch immer nur: nach Hörstel. Ob inzwischen jemand dagewesen sei? Herr von Aulendorf? Pastor Zwota? Frau von Stechow? Und meinte doch nur Alexandra von Königsegg.

Es waren gerade neun Tage seit dem Tode Christinens vergangen, als es für Kleopha keinen Vorwand mehr gab, zu bleiben. Ihre mütterliche Freundin, die Oberin Gräfin Klingsberg, hatte ihr geschrieben, daß es sich als möglich erwiesen habe, sie im Hospital unterzubringen und zwar als eine Art Adjutant und Sekretärin der Oberin selbst. Hierdurch wenigstens waren die beiden jungen Menschen wie von einem Alp befreit. Beide hatten sich mit der heimlichen Furcht gequält, daß Kleopha allen Selbstüberwindungen ihres Berufes wieder ausgesetzt sein werde.

„Denke nicht klein von mir deshalb," bat sie, „ich bin wohl Weib, aber den Stoff zu einer Märtyrerin habe ich nicht in mir. Ich kann dulden und arbeiten und mich opfern für die, die ich liebe. Aber eine völlige Befriedigung darin zu sehen, die Wunden fremder Leute zu verbinden, ihre üblen Zustände erleichtern zu helfen — nein, dazu bin ich nicht großartig genug."

Hatard umarmte sie.

„Gottlob, daß du Weib bist. Das ist mehr als Märtyrerin sein. Ist dabei nicht immer ein Geschmack von Surrogat? Im Grunde trösten sie sich, wenn sie andere trösten. Womit ich ihren Segensberuf nicht verkleinern will."

Sie besprachen, daß Kleopha sich der Gräfin Klingsberg anvertrauen solle und daß Hartard alle vierzehn Tage Sonntags nach Berlin hinüberkommen würde, die Geliebte zu sehen. Hierbei waren sie beide mutvoll.

„Die wenigen Wochen, bis du dich deinem Vater offenbaren kannst, gehen so wohl hin," meinte sie.

„Wenige Wochen? Es kann ein Jahr werden, Kleopha. Nicht nur die Trauer, andere Dinge schließen mir den Mund."

Sie zerbrach sich den Kopf und konnte nichts finden.

Dora half ihr, ihre Sachen zusammenzupacken. Dora fühlte sich jetzt als Leiterin des Hauses und war deshalb etwas leutselig und sehr mitteilsam.

„Es freut mich zu hören, daß Sie bleiben," sagte Kleopha, „Sie werden beide Herren sorglich zu bedienen wissen."

„Na ja," meinte Dora, „das weiß man nachgerade. Das einzige ist bloß, ob mir's nachher noch so passen kann. Wenn man mal ganz selbständig gewesen ist ... zwar Frau Baronin haben gradezu einen Narren an mir gefressen ... haben Sie's gemerkt, Schwester Kleopha? Wie freundlich sie immer ist. Eine himmlische Frau, das muß man ihr lassen."

„Ich verstehe keine Silbe ..."

„Thun Sie man nich so!" sagte Dora, „das kann man sich an den fünf Fingern abzählen, daß unser Herr, wenn's Trauerjahr vorbei ist, die Baronin heiratet, obgleich wohl kein vernünftiger Mensch einsieht, warum die so lange warten sollten."

„Dora," rief Kleopha empört, „wie können Sie so etwas sagen! Die gnädige Frau ist acht Tage tod."

„Aber dreiundzwanzig Jahr lahm gewesen," sprach Dora gereizt. „Unser einer sagt es frisch von der Leber weg. Die Vornehmen denken es. Ist zwischen Denken und Sagen denn so'n Unterschied? Der gnädige Herr hat lange genug sich bloß immer geopfert. Der muß endlich mal an sich denken. Der ist noch jung genug, um noch riesig glücklich zu werden. Bloß mir schwant, daß der Junker sich nicht sehr freuen wird. Na, der soll nur zulangen, daß er die Natalie Montefort samt Flieders kriegt. Dann ist der auch besorgt. Wer weiß, ob's nicht schon so weit wäre, wenn man ihn der armen Natalie nicht abspenstig gemacht hätte."

Kleopha stand wie versteinert.

„Hinaus!" hätte sie schreien mögen, „hinaus!"

Aber Dora ging von selbst. Sie hatte alle ihre Trümpfe ausgespielt, zugleich war ihre Lust zu helfen erloschen.

Kleopha suchte sich zu fassen. Sie war gerecht genug, dem Mädchen nicht sehr zu

zürnen. Sie hatte es als aufopfernd und treu erkannt. Die war eben von roherer Art. In ihrer Sphäre fand man keine Unzartheit darin, an einem frischen Grabe solche Reden zu führen. Man sah alle Ereignisse und Dinge vom Nützlichkeitsstandpunkt aus an.

Aber wie erschreckend dies alles! Waren sie denn von Glas? Lebten sie unter der Kritik und Kontrolle von Dienstboten dahin.

Was konnte Dora von den geheimen Hoffnungen ihres Herrn wissen? Hegte er solche? Oder war es lediglich Dienstbotengeschwätz?

Wenn nur Hartard nicht von ähnlichen Redensarten behelligt wurde. Aber wer sollte es wagen, ihm damit zu kommen!

Und wenn es wahr wäre — würde — Kleopha sanken die Arme am Leibe nieder.

Wenn der Vater, dieser stattliche, noch so jugendliche Vater sich wieder vermählte, noch einmal sein Leben von vorn anfing, dann, ja dann war es aus zwischen ihr und Hartard. Dann konnte er ganz gewiß nie eine arme Frau heiraten.

Noch hatte sie sich nicht ganz gefaßt, als man nach ihr rief.

Albrecht erwartete sie in seinem Zimmer. Er wollte ihr die vereinbarte Gage auszahlen. Am 1. Dezember hatte er stillschweigend, in einem verschlossenen Couvert ihr das Geld für die Monate September, Oktober und November hingelegt. Kleopha hatte vorher ausdrücklich nicht um monatliche, sondern um vierteljährliche Zahlung gebeten.

„Dann habe ich doch nur viermal im Jahr den peinlichen Moment zu überstehen," dachte sie damals.

Die taktvolle Art, womit Albrecht die Geldfrage am 1. Dezember gelöst, hatte sie dankbar empfunden.

Jetzt aber war es ihr schrecklich, daß davon zwischen ihnen die Rede war, sein mußte. Sie konnte und durfte nicht sagen: „Ich habe des Geliebten Mutter, meine Mutter in Ihrer Frau gepflegt."

Dunkelrot im Gesicht, die Augen niedergeschlagen stand sie da.

Albrecht dankte ihr mit warmen Worten und wünschte ihr einen angenehmen neuen Wirkungskreis. Dann reichte er ihr eine kleine Rolle. Sie fühlte, indem sie sie nahm, daß es mehr sein müsse, als sie zu empfangen hatte.

(Schluß folgt.)

Mondlicht, gib deinen Segen!

Von

Frida Schanz.

Mit Vignette von **O. Groß.**

Durchs mächt'ge weiche Windeswehn
Geht erstes Frühlingsregen.
Die Welt will wieder auferstehn.
Mondlicht, gib deinen Segen!

Ich bin bereit zum Lenzgeschmeid!
Klingt's aus dem Dorngeranke.
Die Veilchen haben auch ihr Kleid
Im kleinen grünen Schranke.

Ein jedes eilt mit stillem Glühn,
Sein Gut bereit zu legen.
Die Welt will wieder auferblühn.
Mondlicht, gib deinen Segen!

William Bouguereau.

Von

Dr. Adolf Rosenberg.

Mit zwei Einschaltbildern und zwölf Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Der Zersetzungsprozeß, der seit etwa fünfzehn Jahren, den einen zur hellen Freude, den anderen zum Mißvergnügen oder auch zu heftigem Ingrimm, die normale Weiterentwickelung der modernen Kunst beunruhigt, ist wie alle Revolutionen der neueren Zeit von Frankreich ausgegangen. Schon um die Mitte der fünfziger Jahre begann dort der Sturmlauf gegen die Akademie, die den jungen Revolutionären als eine Art künstlerischer Bastille galt, und gegen alles, was mit der Akademie zusammenhing, gegen Kunstschulen, gegen Professoren, gegen die Kunstpflege des Staats und die Bevormundung oder vielmehr Knebelung der Kunst durch den Staat. Aber was damals die im Grunde ihres Herzens doch sanften Idyllenmaler der Schule von Fontainebleau, was selbst Millet, später Courbet, schon ein viel schrofferer Draufgänger, und in den siebziger Jahren sein Nachfolger Manet versuchten, ist doch nur ein Kinderspiel, wenn man diese immerhin noch mit heroischer Pose vorgetragenen Freiheits-dithyramben mit der cynischen Anarchie in der Kunstbewegung der Gegenwart vergleicht, die nur in der Zerstörung alles Vorhandenen und in der Verachtung der Überlieferung ihre Freude sieht und sich mit höhnischem Grinsen auf den Trümmern aufpflanzt, die sie niemals wieder durch ein besseres Gebäude ersetzen wird.

In diesem anscheinend so trost- und hoffnungslosen Gesamtbilde der modernen französischen Kunst, insbesondere der Malerei, da die Plastik bei weitem weniger von der revolutionären Strömung ergriffen worden ist, fehlt es aber keineswegs völlig an lichten Punkten. Inmitten der tosenden Brandung erheben sich immer noch starre Felsen, an deren Spitzen der trübe Gischt nicht heranreicht. Noch leben und schaffen viele Männer der alten Phalanx, die mit olympischer Ruhe und Heiterkeit auf das wüste Treiben des Tages um sie herum herabblicken und mit fester Hand den alten Ruhm aufrecht erhalten, den sich die französische Malerei, in engem Zusammenhang mit ihren alten klassischen Über-

Abb. 1. William Bouguereau. Selbstbildnis (1895).

lieferungen, während der fünfziger und sechziger Jahre erworben hat. Es sind jene Männer, denen noch der oberste Grundsatz alles künstlerischen Schaffens gilt, daß Kunst von Können herkommt, daß sich der Meister nur in der Vollendung zeigt, daß diese Vollendung aber nur durch viele Jahre rastloser Arbeit erworben werden kann.

Einer von diesen Männern ist Bouguereau, der von der Künstlerjugend und der ihr schmeichelnden Kritik wegen seiner Glätte und Eleganz viel verspottete, aber wieder von einem anderen Teile der Künstlerjugend viel begehrte Lehrer der Akademie Julian, der besuchtesten Lehranstalt des modernen Paris, in der lernbegierige Kunstjünger aus allen Teilen der civilisierten Welt zusammenströmen. Aber die Huldigung der einen Partei hat ihn ebensowenig wie die beißenden Angriffe der anderen an den Idealen seiner Jugend irre gemacht, und wie vor fast fünfzig Jahren, wo ihn seine römischen Genossen wegen seines Strebens nach höchster Vollendung „Sisyphus" nannten, so sieht er noch heute in der Sisyphusarbeit der Vollendung seine letzte Befriedigung. William Adolphe Bouguereau ist am 30. November 1825 in der Hafenstadt La Rochelle am Atlantischen Ocean, dem letzten Zufluchtsort der Hugenotten im XVII. Jahrhundert, geboren worden. Seine Mutter war englischer Herkunft, woran nicht bloß einer seiner Vornamen, sondern auch ein Grundzug seines künstlerischen Naturells, die Ruhe und Besonnenheit in der Komposition und die Klarheit und Sauberkeit in der zeichnerischen und malerischen Darstellung, erinnern. Die Vermögensverhältnisse seiner Eltern erlaubten es ihm nicht, seiner früh erwachten Neigung zur Kunst zu folgen, und er war froh, daß er, herangewachsen, eine kleine Anstellung erhielt, die ihn wenigstens der äußersten Sorgen des Lebens enthob. Während er am Tage seiner Beschäftigung nachging, ge-

Abb. 2. Christi Begegnung mit seiner Mutter. In der Kirche St. Vincent de Paul in Paris. (1882.)

hörten die Abende und Nächte der geliebten Kunst. Er besuchte die Abendkurse, die, wie jetzt bei uns, schon viel früher auch in kleinen französischen Provinzialstädten jungen strebsamen Leuten zu ihrer weiteren Förderung offen standen, und des Nachts arbeitete er an den Zeichnungen weiter, die er in der Abendschule begonnen hatte. Ein so eiserner Fleiß trug endlich seine Früchte. Ein wohlhabender Oheim nahm sich des jungen Mannes, dessen Eifer ihm Vertrauen eingeflößt hatte, an, und Bouguereau konnte sich nun vollends der Malerei widmen, in der er, wie alle Anfänger, mit Bildnissen debütierte, deren er, wie er selbst einem seiner Biographen erzählt hat, in wenigen Monaten dreißig anfertigte.

Abb. 3. Amor mit dem Schmetterling. (1888.)

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bordeaux kam er 1846 in Paris an, um nunmehr die ersten Schritte auf der erwählten Laufbahn zu thun. Er hatte eine Empfehlung an François Eduard Picot mitgebracht, einen damals sehr beliebten Lehrer, der noch ganz in den Überlieferungen der Davidschen Schule lebte, aber sich doch bereits unter dem Einfluß der Romantiker entschlossen hatte, dem Kolorit gewisse Zugeständnisse zu machen. Er war ein Mann ganz nach Bougueraus Geschmack, der in gefälliger Art sehr korrekt und gewissenhaft, aber ohne tiefere Wärme des Gefühls mythologische und religiöse Bilder malte, vor allem aber die Gabe besaß, seine gründlichen Kenntnisse auch seinen Schülern beizubringen. Außer Bouguereau haben neben vielen anderen noch Pils, Canabel, Henner und Gustav Moreau in seinem Atelier gelernt, durchweg Männer, die gediegenes Können mit geläutertem Geschmack und edlem Stilgefühl verbinden und durch diese Eigenschaften den Ruhm der modernen französischen Schule, d. h. jener, die in den Jahrzehnten von 1855 bis 1885 die herrschende war, begründet haben. Um das höchste Ziel des Ehrgeizes eines jeden Kunstjüngers, den römischen Preis, zu erreichen, besuchte Bouguereau neben dem Atelier Picots auch die École des beaux-arts, die staatliche Kunstakademie, und schon im Jahre 1850 gelang es ihm, den Preis zu erringen, den er jedoch mit dem ihm geistesverwandten Paul Baudry teilen mußte. Weit entfernt, die jungen Leute voneinander zu entfremden, legte diese erste Rivalität den Grund zu einer innigen Freundschaft für das Leben. Waren doch beide von dem gleichen idealen Streben beseelt, und wenn der berühmte Schöpfer der Deckenmalereien in der Pariser Oper und des „Triumphs des Gesetzes“ im Saale des Kassationshofes auch einen höheren Aufschwung nahm und auch temperamentvoller als Bouguereau war, so waren sie doch darin einig, daß sie beide die Wahrheit in der Schönheit suchten. Das den Bewerbern um den römischen Preis gestellte Thema war ein echt akademisches: die Auf-

Abb. 4. Das Frühlingslied. (1889.)

findung der Zenobia an den Ufern des Araxes. Die künstlerische Erziehung bewirkt und bezweckt auch heute noch nichts anderes, als den Schülern ein möglichst gründliches und gediegenes Können beizubringen. Die Züchtung von Genies ist nicht die Aufgabe der Akademien; denn das Genie entfaltet sich erst im Kampfe mit dem Leben. Die beiden jungen Leute legten denn auch von ihrem positiven Können so überzeugende Proben ab, daß die Preisrichter sich nicht entschließen konnten, den einen dem anderen vorzuziehen, und so mußte sich jeder auf fünf Jahre mit der Hälfte des Preises einrichten, der sonst den viel beneideten Pensionären der Villa Medicis, des Sitzes der französischen Akademie in Rom, ungeteilt zufiel.

In Rom verdoppelte Bouguereau seinen Fleiß. Galt es doch einerseits die empfangenen Eindrücke zu bewältigen, andererseits an der eignen Vervollkommnung in zeichnerischem und malerischem Können immer weiter zu arbeiten. Durch die neuen Eindrücke ließ er sich aber nicht verwirren und zerstreuen. Die Kunstwerke des klassischen Altertums, die Bildwerke wie die Wandmalereien, die er in Pompeji und Neapel kennen lernte, und von den Neueren Raffael waren seine Leitsterne, denen er mit Bewußtsein folgte. Sie bestärkten ihn noch in der Überzeugung, daß die äußerste Vollendung in der Kunst, für ihn wenigstens, ein Höchstes bedeute, und das Festhalten an dieser Überzeugung, das er durch die That bewies, brachte ihm, wie schon erwähnt, von seinen römischen Kunstgenossen den Beinamen „Sisyphus“ ein, womit sie ihn wegen seiner überflüssigen und zwecklosen Anstrengungen verspotten wollten. Charles Garnier, der Erbauer des Pariser Opernhauses, gehörte zu diesen Genossen, und er spricht in seinen Erinnerungen davon. Der Name „Sisyphus“ war Bouguereau auch später geblieben, „und wir hatten uns daran gewöhnt, ihn immer seinen Felsblock vergeblich den Berg hinaufrollen zu sehen. Heute ist Sisyphus auf der Höhe des Berges angelangt, und er hat dort seinen Felsen fest genug aufgepflanzt, so daß er nicht zu befürchten braucht, daß er wieder herabstürzt.“

Es ist Vorschrift, daß die Pensionäre der Villa Medicis Proben ihres Fleißes nach Paris schicken, von denen bisweilen ihre ganze Zukunft abhängt, soweit sie

durch Auszeichnungen und sonstige, vom Staate gebotene Vorteile gewährleistet werden kann. Bouguereau hatte dieses Glück sogleich mit seiner ersten Sendung (1854), deren Gegenstand die Studien wiederspiegelt, denen er sich während der ersten Jahre seines römischen Aufenthaltes gewidmet hatte. Unter dem Titel „der Triumph der Märtyrerin" schilderte er in strenger Auffassung, in gedämpfter, dem Gegenstande angemessener Färbung, in feierlichem Stile die Überführung des Leichnams der heiligen Cäcilie in die Katakomben. Das Bild brachte ihm nicht nur auf der Weltausstellung von 1855 eine Medaille zweiter Klasse ein, sondern wurde auch für das Luxembourgmuseum angekauft, und damit sind schon für einen französischen Künstler die Thore zur Unsterblichkeit aufgethan. Ein Programm hat Bouguereau mit diesem seinem ersten Erfolge aber keineswegs entrollt. Religiöse Stoffe haben zwar auch in seinem späteren Schaffen einen breiten Raum eingenommen; aber das asketische Element, das den jungen Mann in Rom zunächst gefesselt hatte, trat mit den Jahren immer weiter hinter dem rein menschlichen zurück. In seinen religiösen Bildern ist Bouguereau niemals wieder als Fanatiker aufgetreten, der den Leuten predigt, das irdische Jammerthal so schnell als möglich mit der himmlischen Herrlichkeit zu vertauschen. Als ein milder, versöhnlicher, alle seelischen Schmerzen mit sanften Händen heilender Mann tritt er den Kindern dieser Welt entgegen, die in einem Gebilde der Kunst Trost und Erhebung suchen.

Weit stärker sind die Eindrücke gewesen, die Bouguereau in Rom von den Göttern und Göttinnen der antiken Welt empfangen hat, die für alle späteren Zeiten die lieblichen Symbole naiver Freuden und süßer Schmerzen geworden sind. Venus, Amor und Psyche sind die Regenten in diesem Reich, und zu ihnen gesellt sich dann noch ein Gefolge von namenlosen Nymphen und Genien, deren heiteres Spielen und Treiben in einer von allem Zauber der Phantasie erfüllten Natur uns einen ewigen Frühling vorspiegelt. Diese Phantasiegebilde haben aber nebst den religiösen Vorstellungen Bougereaus Geist in jener Zeit noch nicht ganz ausgefüllt. Er hatte auch die Schönheit nicht übersehen, die damals noch das römische Volksleben einem Künstlerauge enthüllte, und in seiner Art, die immer die einzelne

Abb. 5. Die Madonna mit den Engeln. (1889.)

Erscheinung zu einem Typus erhob, hat er auch Genrebilder aus dem römischen Volksleben gemalt oder vielmehr nur einzelne Figuren oder höchstens zwei oder drei, die eine Komposition nach seinem aufs Ideale gestimmten Geschmack bildeten. In diesen Genrebildern suchte er einen Kompromiß zu schließen zwischen der Auffassung Leopold Roberts, der in den römischen Campagnabewohnern noch die würdigen Nachkommen eines antiken Heldengeschlechtes sah, und der schwermütigen Empfindsamkeit Héberts, dessen Campagnolen ohne eignes Verschulden für die Sünden vieler Generationen zu büßen scheinen. In diesen Genrebildern aus dem römischen Land- und Familienleben hat Bouguereau nicht selten eine echt Raffaelsche Grazie entfaltet, immer bei großer Auffassung, und dieser Auffassung blieb er auch treu, wenn er sich in späteren Jahren seines Lebens gelegentlich wieder der Genremalerei zuwandte, wobei er dann die Motive dem Leben der nordfranzösischen Bauern entnahm. Eine Darstellung der mütterlichen Liebe (1874 gemalt) ist von dieser Gattung von Bildern besonders hervorzuheben, und auch die Gruppe zweier eng verschlungener Frauen, die am Allerseelentage Immortellenkränze auf ein Grab niederlegen, gehört in diesen Kreis.

In der Hauptsache war aber Bouguereau, bald nachdem er sich in Paris niedergelassen, der Maler der heiteren Idylle, der Schönheit im mythologischen Gewande und der feierlichen Kirchlichkeit. Mit einer idyllischen Darstellung, der „brüderlichen Liebe", erzielte er im Salon von 1855 den ersten großen Erfolg, und selbst ein grimmiger Kritiker, wie Theophil Gautier, der leidenschaftliche Vorkämpfer und litterarische Parteigänger der Romantiker, der neben Delacroix kaum noch andere Götter gelten ließ, mußte bekennen, daß das Bild Bouguereaus ihn an Andrea del Sarto erinnerte. Zur Zeit, als Bouguereau aus Italien heimkehrte, war gerade das sogenannte neupompejanische Genre in Mode gekommen. Die vornehme

Abb. 6. Amor und Psyche als Kinder. (1890.)

Welt und die Finanzaristokratie ließen sich nicht nur städtische Villen und Landhäuser im heiteren griechisch-römischen Stile erbauen, sondern auch ihre Empfangszimmer, ihre Säle und Boudoirs mit Decken- und Wandmalereien nach pompejanischer Art dekorieren. Bouguereau war der richtige Mann für gefällige Dekorationen, auf denen sich Genien und allegorische Wesen von rosiger Hautfarbe zwischen lichten Wölkchen oder im blauen Äther tummeln, und als die Kirche Sainte Clotilde im Faubourg St. Germain, dem Sitz der Aristokratie, vollendet war, war es selbstverständlich, daß auch ihr Maler Bouguereau an der Ausschmückung des Inneren beteiligt wurde,

Abb. 7. Die Ohrgehänge. (1891.)

Abb. 8. Das Wespennest. (1892.)

wo er in einer der Kapellen Fresken aus der Geschichte des heiligen Ludwig malte (1859). Sieben Jahre später folgten dann noch Wandmalereien in der Kirche St. Augustin.

Das richtige Ausdrucksmittel für die Gestalten Bouguereaus war aber nicht die Fresko-, sondern die Ölmalerei. Mit ihren glänzenden Hilfsmitteln konnte er dem ihm immer vorschwebenden Ideal der Vollendung am nächsten kommen, und schon frühzeitig erreichte er darin eine solche Virtuosität, daß das malerische Machwerk völlig hinter der himmlischen Erscheinung zurücktrat, die auf den Beschauer stets mit der bezaubernden Macht des mühelos Gewordenen wirkte. War mit dieser Vollendung des Machwerkes auch oft eine gewisse Kälte und Glätte verbunden, so verstärkten und vertieften gerade diese Eigenschaften meist den Eindruck von Bouguereaus religiösen Bildern.

Ein dramatisches Element, überhaupt eine lebhaftere Bewegung, die über die sanften Grenzlinien der Anmut hinausgingen, wird man in den religiösen Bildern des Künstlers wie in allen seinen übrigen Kompositionen vergebens suchen. Er hat einmal, noch in den fünfziger Jahren, einen Dante und Virgil in der Hölle gemalt, aber doch in seiner gelassenen Weise, die selbst das höllische Treiben unter die Gesetze einer Stilisierung nach idealen Grundsätzen zwingt. Er hat Bacchus und sein übermütiges Gefolge gemalt, aber niemals ein Bacchanal, und selbst in den zahlreichen Huldigungen, die er Amor und seinem weit verzweigten,

in die geheimnisvollſten Tiefen keuſcher Mädchenſeelen dringenden Walten dargebracht hat, hat er niemals die Grenzen der reinen Anmut überſchritten. Er hat weder unter dem zweiten Kaiſerreich der frivolen Sinnlichkeit gedient, die ſich vor dem Throne der Kaiſerin Eugenie ungeſcheut breit machen durfte, noch hat er einen Augenblick dem frechen Cynismus gehuldigt, der, je älter ſie wird, immer mehr das charakteriſtiſche Merkmal der dritten Republik wird.

Außer den ſchon erwähnten Kirchenbildern hat Bouguereau im Laufe der Jahre mehrere Madonnen, den kleinen Chriſtusknaben mit dem kleinen Johannes dem Täufer, eine Pietà, eine Verkündigung der Maria und eine Begegnung Chriſti mit ſeiner Mutter auf dem Kreuzwege (Abb. 2), die heiligen Frauen am Grabe Chriſti, eine Madonna in der Engelglorie (Abb. 5) und andere religiöſe Bilder gemalt; aber keines von ihnen wirkt ſo majeſtätiſch, ſo erſchütternd und erhebend zugleich, wie die troſtreiche Gnadenmutter, in deren Schoß ſich ein junges verzweifeltes Weib geflüchtet hat, dem der Tod den blühenden Knaben geraubt hat (Abb. zw. S. 32 u. 33). Es ſind gerade zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem ich dieſes Bild in einem der kalten, grauen Säle der Pariſer Weltausſtellung von 1878 zum erſtenmale ſah, und noch heute empfinde ich in der Rückerinnerung die gewaltige Wirkung dieſer erhabenen Geſtalt, die, von einem tiefblauen Mantel umfloſſen, durch einen hellen Hintergrund plaſtiſch herausgehoben, mit flehenden, zu Gott und dem Gottesſohn erhobenen Händen über dem menſchlichen Jammer thront, den ſie nicht zu heilen vermag.

Bei uns in Deutſchland hat die religiöſe Malerei eine Richtung eingeſchlagen, die ſich von dieſem hohen Idealismus abkehrt. Sie ſucht die religiöſen Geſtalten der Vergangenheit durch den Umgang mit dem modernen Realismus und Naturalismus aufzufriſchen, und ſie hat damit auch große künſtleriſche Erfolge erzielt, bei den einen, ohne die Andacht zu fördern, bei den anderen, ohne ſie weſentlich abzuſchwächen. In Frankreich hat

Abb. 9. Das Opfer für den Liebesgott. (1893.)

dieſe Richtung auch bereits einige Nachahmer gefunden; aber die Mehrzahl der Maler hängt doch an dem alten Idealismus. Bouguereau hat immer zu ihnen gehört, und auch heute noch hält er, unbeirrt von dem religiöſen Skepticismus der Voltairianer, daran feſt, daß nur ſtille Größe und Erhabenheit die Gläubigen am eheſten zur Andacht ſammelt und zwingt und daß die Andacht immer dann am nachhaltigſten wirkt, wenn ſie ſich unter dem Mantel der Schönheit in die menſchlichen Herzen ſchleicht.

Abb. 10. Der geſtochene Amor. (1894.)

Es ſteht durchaus im Einklang mit der Inbrunſt der religiöſen Empfindung, die trotz der äußerlichen Kälte aus den Andachtsbildern Bouguereaus zu uns ſpricht, wenn ſeine mythologiſchen und idylliſchen Darſtellungen, in denen Amor über allen anderen Göttern und Göttinnen herrſcht, von einer gleich ſtarken Empfindung durchdrungen ſind. Für Bouguereau iſt die himmliſche und die irdiſche Liebe immer eine ideale Einheit, die kein unlauterer Gedanke zu trennen vermag. Für ihn war es keine leere Spielerei mit einem geläufigen Sinnbild, als er die Unſchuld in Geſtalt einer jungen Frau malte, die ein junges Kind und ein Lamm zuſammen an ihre Bruſt drückt (Abb. zw. S. 48 u. 49). Das liebliche Bild, welches Amor und Pſyche in inniger Umſchlingung als Kinder darſtellt (Abb. 6), iſt gewiſſermaßen der Leitſtern, der Bouguereau vorgeſchwebt hat, wenn er ſeine Liebesidyllen von den erſten Zuflüſterungen der Liebesgötter, die ſich auf den Schwingen Zephyrs in das Ohr des ſinnenden Mädchens einſchmeicheln (Abb. 4), zur erſten Verwundung durch den Pfeil Amors (Abb. 12) und von da bis zu den Drangſalen des auf allen Seiten von Liebesgöttern umſchwärmten, aber noch in holder Verwirrung ſchwankenden Mädchens ausſpann (Abb. 8), wenn er eine Schar von liebreizenden Mädchengeſtalten, die ſich bereits dem ſüßen Joch gefügt haben, zu einem Opfer um den Altar des kleinen, leibhaftig vor ihnen ſtehenden Gottes verſammelte (Abb. 9) oder wenn er aus den idylliſchen Mädchenträumen in die lebendige Wirklichkeit hinabſtieg und den ſchwarzlockigen Jüngling um ſeine ſpröde, aber im Grunde ihres Herzens doch ſo hingebungsvolle Schöne werben ließ (Abb. 7). Amor iſt, auch wenn er allein auf Bouguereaus Bildern erſcheint, immer der ſchalkhafte, naive Knabe (Abb. 3 und 10). Niemals entſtellt

Abb. 11. Amor und Pſyche. (1895.)

ein Zug frivoler Lüſternheit ſein kindliches Antlitz, und auf dem herrlichen Bilde, wo Amor ſeine Pſyche nach Überwindung allen Erdenleides, das ihr die Prüfungen Aphrodites auferlegt haben, als Sieger zum Olymp emporträgt, überſtrahlt ein Glanz von heldenhafter Begeiſterung die edlen Züge des Jünglings (Abb. 11).

Seine Neigung, Geſtalten und Geſichter nach ſeinem Schönheitsbegriffe zu idealiſieren und damit aus dem Bereiche der Wirklichkeit in jene Sphären zu erheben, in der ſich gleichgeſinnte Geiſter aller Nationen freudig zu gemeinſamer Andacht und Erbauung zuſammenfinden, hat Bouguereau nicht daran gehindert, ein tüchtiger Bildnismaler zu werden, der allen Anforderungen, die man an einen ſolchen ſtellt, gerecht wird. Man rühmt ſogar ſeinen Bildniſſen große Ähnlichkeit nach, und das will bei einem Idealiſten ſeines Schlages viel ſagen. Trotz ſeines Idealismus iſt er aber keineswegs ein unpraktiſcher Grübler, der ſich in äſthetiſche Myſterien verliert. Seine Äſthetik iſt ſogar von einer überraſchenden Nüchternheit und Kürze. Als einſt Kunſtgenoſſen mit ihm ein Geſpräch über Bildnismalerei im allgemeinen an-

Abb. 12. Die Liebeswunde. (1897.)

fingen und dabei die seltsamsten Theorien aufgestellt wurden, schnitt er den Streit kurz mit den Worten ab: „Malen Sie, wie Sie sehen, und zeichnen Sie richtig, darin liegt das ganze Geheimnis Ihrer Kunst." Es ist ein Wort, das nicht so blendend und geistreich ist wie die Zolasche Bestimmung des Begriffs der Kunst: „Die Kunst ist die Natur, aber sie muß von einem Temperament gesehen werden." Es ist vielmehr die uralte Weisheit, der schon Giotto und Raffael und die Kleinen und Großen zwischen und nach ihnen vertraut haben, daß die Hand dem Auge folgen muß und daß beide langer und strenger Schulung bedürfen, wenn etwas Vollendetes zustande kommen soll.

Handel, Recht und Sitte im alten Babylonien.

Von

Professor Dr. Friedrich Delitzsch in Breslau.

(Abdruck verboten.)

Nach dem Osten waren in den letztvergangenen Monaten mehr als sonst unsere Augen gerichtet, unser Kaiserpaar begleitend auf seinem Zug nach der heiligen Stadt auf dem Berg Zion; nach dem Osten möchten die folgenden Zeilen von neuem den Blick lenken, nach einer nicht minder berühmten, obschon weniger heiligen Stadt: nach Babylon und dem babylonischen Tiefland. Freilich, wenn wir den Namen Babylonien hören, so kommt dies den meisten von uns vor wie ein Land, das unserem Gesichtskreis und den Interessen unserer modernen Zeit allzu entlegen ist, räumlich wie zeitlich. Und doch kann uns in Wahrheit ein Land nicht fern erscheinen, zugehörig zu dem nämlichen großen Reiche, in welchem deutsche Kolonisten da und dort blühende Niederlassungen gegründet haben und dessen unendlich reichen Hilfsquellen neu zu beleben und zu erschließen — zum Heile des erhabenen Freundes unseres Kaisers, des Sultans — deutsches Kapital und deutsche Unternehmungslust seit Jahren unablässig bemüht sind. Und fern in der Zeit und damit fern unserem Interesse? Gewiß, wenn wir an jene uralte Zeit denken, da Euphrat und Tigris den Gottesgarten in Eden bewässerten und die der Sintflut Entronnenen in der Ebene Sinear den himmelanstrebenden Turm bauten, oder an die Zeit, da Abraham auswanderte aus Ur in Chaldäa, so mag uns das allerdings eine Zeit dünken, in unerreichbare Fernen entschwunden gleich dem verlorenen Paradies. Aber Babel und Babylonien standen in höchster Blüte doch auch noch zu Cyrus' und Darius' Zeit; Alexander der Große hatte sich Babylon zur Residenz ersehen, als ihn ebendort ein jähes Geschick 323 dahinraffte; ja noch im zehnten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung war Babylonien das, was es drei Jahrtausende hindurch gewesen: fertilissimus ager totius orientis, der fruchtbarste Acker des ganzen Orients. Weltreiche und Dynastien waren über das Land dahingegangen, Assyrer und Chaldäer, Perser und Macedonier, Parther und Araber hatten sich abgelöst im Besitz dieses herrlichen Landes, aber trotz Sturm und Graus hatte das babylonische Tiefland, das Sawad oder „der schwarze Boden", wie es die Araber nennen, seine unverwüstliche Kraft und Lebensfrische bewahrt, also daß noch arabische Nationalökonomen des zehnten Jahrhunderts den Bruttoertrag des Sawad auf 566 Millionen Mark bezifferten, obwohl damals schon große Strecken des Landes verdorrt und versumpft waren. Erst vor etwa 900 Jahren, also lange vor Beginn der osmanischen Herrschaft, begann dieser Gottesacker zu jener Steppe und Wüste zu werden, als welche das Land zwischen Bagdad und Basra heutzutage sich darstellt. Aber wenn wir auf Grund der genauen Berechnungen unserer ersten Autorität in geographisch-merkantilen Fragen des Orients, des verstorbenen Professors Aloys Sprenger, bedenken, daß, sobald mittels Kanalisierung wieder alles wie in früheren Zeiten für die Fruchtbarmachung des Landes geschähe, eine Fläche von zwölf Millionen Hektar besten Pflanzlandes neu gewonnen würde und damit ein Bruttoertrag von jährlich zwei Milliarden Mark, so sind das Zahlen, welche gewiß der allgemeinsten Beachtung wert sind, zumal in unserer Zeit, da der Herrscher über alle jene alten Kulturländer Vorderasiens, der weitblickende, unermüdliche Förderer ihres wirtschaftlichen Aufschwungs, der Begründer von Ackerbauschulen in allen Teilen seines Reiches, den Wunsch hegt, daß die in deutschen Händen ruhende anatolische Bahn bis nach Bagdad fortgeführt werde. Ist die Verwirklichung dieses Wunsches aber in absehbarer Zeit zu erwarten, so wird Babylonien mit einem Male auch unserem modernen Interesse sehr nahe gebracht sein

und gleich den Hunderten von Trümmerhügeln altbabylonischer Städte und Dörfer werden die wieder zu eröffnenden alten Kanäle nachhaltig gemahnen an die große Vergangenheit jenes Landes und die hohe Kultur seiner Bewohner, eine Kultur, die in vielen Stücken bis in unsere Zeit hinein fortwirkt.

Für diese altbabylonische Kultur sind wir bekanntlich nicht mehr wie früher ausschließlich auf die Nachrichten im Alten Testament und die Mitteilungen der klassischer Schriftsteller angewiesen. Nein! Schon geraume Zeit ehe Schliemann nach Troja und Mykenä sich aufmachte, sind, eines deutschen Gelehrten Anregung folgend, Franzosen und nach ihnen Engländer und neuerdings Amerikaner mit Spaten und Schaufel eingedrungen in die geheimnisvollen Hügel am Euphrat und Tigris und haben den unter ihnen begrabenen babylonisch-assyrischen Palästen und Tempeln eine solche Fülle von Kunst- und Litteraturschätzen entrissen, daß wir über Wissenschaft und Religion, Handel und Recht, Sitten und Gebräuche jener alten Pioniere menschlicher Kultur jetzt unvergleichlich viel besser denn vordem Bescheid wissen.

Eine Kulturerrungenschaft, die wir Germanen gleich den Griechen und Römern und allen abendländischen Völkern dem Oriente verdanken, finden wir bei den Babyloniern schon im vierten Jahrtausend v. Chr., die Schrift. Ihre Schrift, die sogenannte Keilschrift, mag zwar etwas ungelenk sein, aber sie entsprach vollkommen ihrem Zweck, und gar ihr Schreibmaterial können wir nicht hoch genug preisen. Alles, was nicht bloß für den Augenblick Geltung besaß, schrieb man auf Thon; in den weichen Thon, in Thoncylinder und -prismen, vor allem aber in Thontafeln großen, kleinen und kleinsten Formats wurden mit einem hölzernen Griffel die Schriftzeichen eingeritzt und hierauf die Schriftstücke mehr oder weniger sorgfältig im Feuer gebrannt. Hätten die Babylonier, wie die Ägypter, auf Papyrus geschrieben, so wäre, da Babylonien den trockenen heißen Sand Ägyptens nicht kennt, alles zu Grunde gegangen. So aber haben die babylonischen Thontafeln die Jahrtausende mit allen ihren Kriegen und Verheerungen siegreich überdauert. Unsere heutigen Archivare sehen mit wachsender Sorge, wie die ältesten Handschriften dem Zahn der Zeit rettungslos verfallen, und sie haben erst kürzlich in St. Gallen beraten, wie das unaufhaltsame Verderben einigermaßen wettgemacht werden könne — die mit Hunderten von Zeilen bedeckten Thonprismen und Thoncylinder der babylonisch-assyrischen Könige und die nach vielen Tausenden zählenden beschriebenen Thontafeln, welche wir in den Bibliotheken der Paläste, den Archiven der Tempel, den Kellerräumen der großen Handlungshäuser aufgestapelt finden, sind, wenn vom Staube befreit, so deutlich zu lesen, als wären sie nicht vor drei-, ja viertausend Jahren, sondern gestern beschrieben. „Es kam über mich die Hand Jahves" — heißt es beim Propheten Ezechiel Kap. 37 — „und er führte mich hinaus im Geiste Jahves und ließ mich nieder auf der weiten Ebene voll von Gebeinen. Und er führte mich an ihnen vorbei rings umher, und siehe, es waren ihrer sehr viele auf der Ebene, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, meinst du auch, daß diese Beine wieder lebendig werden? ... Und ich weissagte. Da entstand ein Geräusch, und siehe, es rauschte, und es kamen die Gebeine eines zum anderen, und es kam Odem in sie und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr, sehr großes Heer." An diese Worte werden wir immer von neuem erinnert beim Durchforschen der unabsehbaren Menge von Schriftstücken vergangener Jahrtausende, welche aus den Grabhügeln des babylonischen Reichs zu neuem Leben erstehen. Vom Könige von Babel, seinen Priestern, Richtern und Notaren, von den Chefs der Welthandelshäuser bis herab zu der Sklavin, die mit ihrem noch nicht entwöhnten Kinde verkauft wird, treten ganze Generationen babylonischer Männer und Frauen mit ihren Namen und Verwandtschaften, ihren Alltagsgeschäften, ihren Sorgen und Plänen im Geiste vor uns hin, wir können die Eindrücke der Fingernägel betasten, mit welcher die babylonischen Frauen einer Abmachung ihre Zustimmung erteilten, und all die Kauf- und Darlehns-, Miets- und Heiratsverträge, Prozeßakten, Geldanweisungen, Depositenscheine, Wohnungs- und Felderpläne, dazu die Hunderte von Briefen aus alter und jüngerer Zeit lassen uns im Verein mit den großen Werken der

Die Unschuld Nach dem Gemälde von William Bouguereau.
(1894.)

Astronomie, Astrologie und Mathematik, den Psalmen und Gebeten, den Epen und Tierfabeln, den Schulbüchern, Kalendern und so weiter eine klare Vorstellung von dem privaten wie öffentlichen Leben der Babylonier durch mehr als zwei Jahrtausende hindurch gewinnen.

Die Araber, deren scharfe Beobachtungsgabe bekannt ist, behaupten, daß sich der Mensch im Euphrat-Tigris-Lande veredele und sonst nigends eine so hohe Vollkommenheit erreiche. Thatsache ist, daß — während der Reichtum der tropischen Natur die Menschheit am langsamsten sich entwickeln läßt — in den trockenen Regionen, zu denen Babylonien zählt, mit ihren spärlichen atmosphärischen Niederschlägen und der hierdurch bedingten angestrengtesten Arbeit Semiten, Turanier, Arier zu den schönsten, edelsten Formen und hoher geistiger Begabung gelangt sind. Es ist der Segen der Arbeit, welcher wie im Leben des einzelnen, so auch in der Entwickelung der Völker handgreiflich zu Tage tritt. Babylonien, an Größe etwa dem Königreich Italien (mit Ausschluß der Inseln) gleichkommend, ist Alluvialland, angeschwemmt hauptsächlich vom Euphrat und Tigris, und dieser Alluvialboden ist an sich ungemein fett und fruchtbar. Aber da im Sommer wenig oder gar kein Regen fällt, die Niederschläge erst im Herbst oder Winter eintreten, so würde das Land doch nur eine ungeheure Heide geblieben sein, wenn nicht das befruchtende Naß der Ströme durch Kanäle und Gräben den von den Flußufern entfernten Länderstrecken zugeführt wurde. Und da überdies die Überschwemmungen des Euphrat und Tigris nicht wie die des Nil befruchtend, sondern verheerend wirken, indem sie die Ufer durchbrechen, die Kanäle verschlammen, die Fluren verwüsten und die menschlichen Niederlassungen unter Seen begraben, so mußten die Ansiedler gleichzeitig bedacht sein, die Fluten der Ströme durch hohe und feste Dämme zu zügeln. Mit vereinten Kräften und im Schweiße des Angesichts Jahr für Jahr, Tag für Tag arbeitend, galt es die heimische Scholle gegen Überschwemmung nicht minder wie gegen Vertrocknung zu schützen. Ein vielmaschiges Netz großer und kleiner Kanäle, deren Wasser mittels Schleusen auf möglichst hohem Niveau gehalten wurde, breitete sich über das ganze Land, von jedem Kanal zweigten unzählige Gräben sich ab, das Wasser zuzuführen jedem Feld, jedem Baum, und diese bewunderungswürdigen Wasserbauten steigerten die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens zu geradezu beispielloser Höhe. Herodot, welcher Babylonien zur Zeit Artaxerxes' I. besuchte, schreibt hierüber nach eigener Anschauung: „Das Land ist für den Bau des Getreides so geeignet, daß es überhaupt zweihundertfältig trägt, und wenn es recht gut trägt, sogar dreihundertfältig. Die Blätter des Weizens und der Gerste erreichen dort leicht eine Breite von vier Fingern; bis zu welcher Baumhöhe aber die Hirse oder Sesamstaude sich erhebt, will ich hier gar nicht anführen, weil ich wohl weiß, daß diejenigen, die nicht in das babylonische Land gekommen sind, selbst das, was von dem Getreide bemerkt wurde, für ganz unglaublich halten." Noch in der Kalifenzeit standen im Netz von Zweigkanälen des Königskanals nördlich von Babylon 360 Dörfer, und die dem Staate aus ihnen zufließenden Revenuen beliefen sich auf 15 Millionen Kilo Getreide und 225 000 Dirhem in Geld.*) Jede Ortschaft des alten Babylonien hatte ihren größeren oder kleineren „Segenspender" oder Kanal, der daneben zugleich dem Verkehr diente, vor allem aber war die Hauptstadt Babylon, „die Stadt des Lebens", das antike Amsterdam, mit mächtigen und zahlreichen Wasserstraßen bedacht. Außer dem Euphrat, welcher die Stadt mitten durchfloß, brachte der große Kanal Arachtu, welcher in weitem Halbbogen durch ganz Mittelbabylonien sich hinzog, die Hauptstadt in Verbindung mit allen Teilen des Landes; dazu kamen der Ost-, der Borsippa-, der Kuthakanal und andere, welche mit ihren Abzweigungen die Riesenstadt, auch „Kanalstadt" genannt, nach allen Richtungen durchschnitten und auch die nicht am Euphrat selbst gelegenen Speicher der Tempel und Handlungshäuser an die Hauptverkehrsadern des Landes anschlossen.

Es begreift sich leicht, daß die Babylonier schon in früher Zeit immer ausschließlicher dem Landbau, der Viehzucht und allen Werken des Friedens, Handel, Kunst und Wissenschaft sich zuwandten, und der kriegerische Geist, welcher von Haus aus den

*) Diese und andere Angaben sind der sehr empfehlenswerten Schrift von Professor Aloys Sprenger, „Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit" (Heidelberg, 1885), entnommen.

nichtsemitischen wie semitischen Bewohnern des Landes eignete, in dem Maße schwand, als die Sittigung und Verfeinerung des Lebens wuchs und erstarkte. Wohl bedurften die uralten Städtewesen ebenso wie die Könige des späteren Einheitsstaates wohlgerüsteter Krieger, um das nach allen Seiten offene Land und den mühsam erworbenen Besitz gegen die Feinde ringsum, Elamiten und Nomaden, zu schirmen, aber jene Ausbildung und Kriegstüchtigkeit, die wir am assyrischen Heere und dessen Heerführern bewundern, erreichte das babylonische Heer niemals. Ebendeshalb rissen ja so oft und so lange fremde Herrscher das Königtum Babyloniens an sich — die Interessen friedlicher Kulturarbeit hatten im Volke so überhand genommen, daß ihm schließlich jeder König, mochte er kossäischen oder assyrischen oder persischen Geblüts sein, recht und willkommen war, wenn er nur die Kraft besaß, die zum Plündern und Brandschatzen allzeit bereiten Nomadenstämme fernzuhalten und Handel und Wandel wirksam zu schützen.

Soweit wir die Geschichte Babyloniens zur Zeit zurückzuverfolgen vermögen, nämlich bis in's dritte, wohl sogar vierte Jahrtausend v. Chr., finden wir die Bevölkerung bereits auf einer Kulturstufe, welche auf eine unabsehbar lange Zeit voraufgegangener Entwickelung schließen läßt. Schon zur Zeit der alten Priesterfürsten der südbabylonischen Stadt Lagasch und der gleichzeitigen Könige von Agade, Sargon I. und Naram-Sin, sehen wir den Süden und Norden des Landes in wohlorganisiertem Handelsverkehr. Agade exportiert, vornehmlich die Kanäle benutzend, Korn und Wollstoffe und empfängt seinerseits von Lagasch Vieh, Milch und Geflügel. Solcher Tauschhandel, bei welchem Gerste mit Datteln, Ochsen mit Wolle bezahlt wurden, blieb bis in die späteste Zeit hinein üblich. Was aber auf das höchste überrascht, ist die Wahrnehmung, daß der Gebrauch der Edelmetalle, vornehmlich des Silbers, als Wertmessers und Wertäquivalents schon in jener ältesten Zeit ganz allgemein war, und zwar bildete das Talent zu 60 Minen, die Mine zu 60 Schekel, der Schekel zu 180 Sche (d. i. Korn) die seitdem üblich gebliebene Gewichtsskala. Wie die Gewichte, zeigt auch die Teilung der Flächen- und Hohlmaße das altbabylonische Sexagesimalsystem, in welchem nicht die Hundert, sondern die Sechzig nach den Einern die nächsthöhere Einheit bildet, ein System, welches von Babylonien aus über ganz Vorderasien hin Verbreitung gefunden hat und bis in unsere Tage geläufig geblieben ist. Denn wenn wir den Kreis in 360 Grade teilen und die Stunde in 60 Minuten zu 60 Sekunden, so folgen wir hierin unmittelbar unseren babylonischen Lehrmeistern, und unser „Schock" zu 60 Stück oder die französische Bezeichnung der 70 als 60 + 10 (soixante-dix) sind möglicherweise auch nur versprengte Überreste jenes altbabylonischen Sexagesimalsystems. Ursprünglich wurde das Silber nach Gewicht dargewogen, wie denn Schekel „Gewicht, Gewichtseinheit" bedeutet, doch hatten diese Schekel gewiß schon frühzeitig ein gewisses Normalgewicht, sodaß sie nicht nur dargewogen, sondern auch aufgezählt werden konnten, sie hatten wohl auch, ebenso wie die Fünf- und Sechsschekel-, die Halb- und Viertelschekelstücke eine bestimmte Form, die bequemes Tragen im Lederbeutel und rasches Aufzählen ermöglichte. An eigentliche Münzen, von Obrigkeits wegen geprägt, dürfen wir jedoch nicht denken, denn das Verdienst, Erfinder der Münzprägung zu sein, dieses eminent bedeutsamen Kulturfortschritts, gebührt dem kleinasiatischen Volke der Lyder.

Die Haupthandelsartikel bildeten naturgemäß in erster Linie die Landesprodukte, welche Babylonien in ebenso verschwenderischer als mannigfaltiger Weise hervorbrachte. Die Frühjahrsernte lieferte Weizen und Gerste, Zwiebeln, Futterkräuter und Hülsenfrüchte, die Herbsternte Mais, Sesam, Hirse und Linsenarten. An Fruchtbäumen war es unter anderen Obstarten obenan die Dattelpalme, welche massenhaft vorkam und hauptsächlich durch ihre Frucht, aus welcher Mehl und Wein und Honig gewonnen wurde, allein schon zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse hinreichte. Ob es neben dem stark berauschenden, darum stets mit Wasser verdünnten Dattelwein auch schon in früherer Zeit Traubenwein von babylonischen Weingärten gab, mag dahingestellt bleiben, im allgemeinen wurde der Traubenwein importiert, aus Syrien und besonders Armenien. Edle Weinsorten, wie z. B. der Wein von Chelbon bei Damaskus, waren den Göttern und Priestern als Opferspende

ſtets beſonders willkommen. Der Handel mit Landesprodukten beſchäftigte und ernährte unzählige Groß- und Kleinhändler; auch Wolle, Rohwolle wie gefärbte Wolle, desgleichen Öl, zumeiſt Seſamöl, welches in den heißen Ländern zur Hautpflege ſo notwendig iſt wie das Brot zur Ernährung, waren Verbrauchs- und damit Handelsartikel erſten Ranges. Unerſchöpflich an Thon, dem Material für die vorzüglichſten Backſteine, ſowie an Erdpech, welches als Mörtel der Backſteinbauten diente, ermangelte das babyloniſche Tiefland gänzlich des Bauholzes und der maſſiven Steine. Beide Baumaterialien mußten daher eingeführt werden, aus Armenien, Syrien, aus Cypern und ſogar der Sinaihalbinſel. Andere wichtige Importartikel waren Pferde aus Medien und Ägypten, Eſel aus Syrien, Wohlgerüche aus Arabien.

Der Reichtum des Landes und die durchſchnittliche Wohlhabenheit ſeiner Bewohner begünſtigte in hohem Maße die Entwickelung der Induſtrie, welche es auch in der That vortrefflich verſtand, den geſteigerten Bedürfniſſen eines verfeinerten Wohllebens, ja ſchließlich eines raffinierten Luxus gerecht zu werden. Alle Induſtrien in Thon, Holz, Leder, Elfenbein, Glas, Silber, Gold und koſtbaren Steinen ſtanden in hohem Flor. Und wenn bei der Einnahme Jerichos durch die Iſraeliten ein babyloniſcher Mantel die Habſucht Achans erregte, ſo beſtätigt dieſer kleine Zug, was wir auch ſonſt wiſſen, daß die Weberkunſt Babyloniens in ganz Vorderaſien berühmt war, und daß gleich der babyloniſchen Schrift und Sprache auch die Erzeugniſſe der babyloniſchen Manufaktur, lange vor der Einwanderung der Hebräer, in Kanaan weite Verbreitung genoſſen. Die einzelnen Städte wetteiferten miteinander in der Erfindung immer geſchmackvollerer Muſter in Trinkgefäßen, Bettgeſtellen, Armſpangen ꝛc. und entwickelten ſo ihre Specialinduſtrien, doch war auch in der Induſtrie wie im Handel das Herz des Landes Babylon.

Während ſich der Kleinhandel wie heutzutage in gedeckten, den glühenden Sonnenſtrahlen möglichſt entzogenen engen Bazaren vollzogen haben wird und daneben Geſchäfte aller Art auch in und an den Stadtthoren, der orientaliſchen „Börſe“, abgewickelt wurden, konzentrierte ſich der Großhandel z. B. in Babylon auf die City, den Stadtteil, in welchem die großen Firmen des Landes ihre eignen Paläſte hatten, mit der Fülle ihrer Geſchäfts- und Lagerräume und der dieſe umſchließenden weiten Höfe kleinen Städten vergleichbar. Zur Zeit des Darius bildete der vom Pigudukanal ſowie der Königsſtraße durchſchnittene „Platz von Suſa“ das Centrum des Großhandels: dort lagen die Häuſer oder Städte des Ubar, des Belidannu, vor allem aber des Marduk-nazir-aplu von der alten Kaufmannsfamilie Egibi, deſſen Geſchäfte ſich auf Getreide, Datteln, Geld, Grundſtücke und Sklaven erſtreckten und den Reichtum der Firma ins Ungemeſſene ſteigerten.

Rieſigen Geſchäftshäuſern glichen auch die großen Tempel des Landes: der Marduktempel in Babel, der Sonnentempel in Sippar. Denn die als Zehnten zuſtrömenden Maſſen von Naturalien mußten, ſoweit ſie nicht zu Opferzwecken, zur Speiſung und Beſoldung der vielhundertköpfigen Prieſter- und Dienerſchaft Verwendung fanden, nutzbringend angelegt werden, mittels Ankaufs von Häuſern und Grundſtücken, die dann vermietet bezw. verpachtet wurden, mittels Verkaufs von Getreide und Datteln, vor allem aber mittels Gelddarlehen, ſo daß die Tempel ſchließlich Bankhäuſer wurden. Die den Tempeln gelieferten Schafe und Ziegen wurden beſonderen Tempelhirten überwieſen und auf beſonderen Weiden geweidet, ihre Wolle aber wurde, ſoweit ſie nicht für die Kleidung der Prieſter und ihrer Damen (denn die babyloniſchen Prieſter durften heiraten) und für die Herſtellung der koſtbaren Garderobe der Götterbilder benötigt war, durch Verkauf ebenfalls in Gold und Silber umgeſetzt.

Was nicht bar bezahlt wurde, wurde beurkundet, d. h. ein Notar ſchrieb eine mit genauem Datum verſehene Thontafel und beglaubigte auf dieſer mit ſeinem Namen und den Namen von drei oder mehr Zeugen, daß X an Y die und die Forderung an Geld habe, daß das Geld von dem und dem Tage an ſich verzinſe, daß das Geld nebſt Zinſen zu dem und dem Termin zu bezahlen ſei. Der übliche Zinsfuß war 20 %. Ein Pfand, am liebſten auch noch ein zahlungsfähiger Bürge diente dem Gläubiger als Sicherheit. Und wie bei den Guthaben an Geld, wurde es mit allen Forderungen, die jemand an ſeinen Nächſten

hatte, gehalten. Z. B. bei Datteln, die vom Pächter dem Feldeigentümer oder von sonst einem Schuldner dem Gläubiger zurückzuerstatten sind, wird außer der Quantität, der Zeit und dem Ort der Ablieferung auch das Maß ausbedungen, in welchem die Datteln, und zwar auf einen Posten, darzumessen sind. Über empfangene Werte wird sorgfältig quittiert und an etwaige andere noch unbeglichene Schulden mit einer Klausel erinnert. Was immer an kaufmännischen Geschäften erdacht werden mag: Gründung und Auflösung von Compagniegeschäften, Geldzahlungen für Rechnung des eigentlichen Schuldners, beiderseitige Entlastung zweier Parteien eines Kaufgeschäftes — alles ist in den uns überkommenen Geschäftsbüchern der Handelshäuser und Tempel vertreten. Der Prophet Nahum sagt zu Nineve (3, 16 f.): „Du hast deiner Händler mehr gemacht als Sterne am Himmel, und deine Schreiber sind gleich den Heuschrecken eines Heuschreckenschwarmes“ — genau so war es in Babylonien. In den Städten wie in den kleineren Ortschaften gab es eine Menge von Notaren, welche die Anfertigung von Rechtsurkunden besorgten. Jeder Rechtsanspruch des einzelnen war in ausreichender Weise gesichert, und erhob sich Streit, so gab es genug Richter und von Präsidenten geleitete Gerichtshöfe, vor welche beide Parteien ihre Sache bringen konnten, dessen gewiß, in unparteiischer Weise gehört und gerichtet zu werden.

Die Babylonier besaßen gleich anderen Semiten ein außerordentlich stark ausgeprägtes Rechtsgefühl, der Grundsatz suum cuique und, falls dieser verletzt wurde, die Strafe „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ beherrschte schon in ältester Zeit Staat und Gesellschaft. Es ist darum selbstverständlich, daß solche fundamentale Rechtsgrundsätze, wie sie uns als das fünfte, sechste, siebente Gebot geläufig sind, schon lange vor der mosaischen Zeit in Babylonien die gleiche Geltung besaßen. „Hat er“ — so fragt ein Priester, der einen Menschen von schwerer Heimsuchung betroffen sieht — „hat er das Haus seines Nächsten betreten und sich dem Weibe seines Nächsten genähert? Hat er das Blut seines Nächsten vergossen, das Kleid seines Nächsten an sich genommen?“ Aber aus der an Überraschungen so reichen babylonisch-assyrischen Litteratur sind uns neuerdings Bruchstücke eines Werkes bekannt geworden, welches, wenn vollständig, für die vergleichende Rechtsgeschichte von einzigartigem Werte sein wird — ich meine die aus der Königsbibliothek von Nineve uns überkommenen und von Bruno Meißner veröffentlichten Bruchstücke eines babylonischen bürgerlichen Gesetzbuches aus der Zeit um 2250 v. Chr. Es scheint, daß Hammurabi selbst, der größte König der ersten babylonischen Dynastie und der Begründer des babylonischen Einheitsstaates, den Befehl gab, alle damals geltenden Gesetze und Rechtsordnungen zu einem Gesetzkodex zu vereinigen, und wenn nun im Folgenden einige dieser Gesetze mitgeteilt werden, so vergesse man dabei nicht das ehrwürdige Altertum, dem sie entstammen.

„Wenn ein Mann Gesinde erwirbt und zieht sich eine Evictionsklage zu, so hat der Verkäufer des Gesindes für die Eviction aufzukommen.“

„Wenn der Bauer, der ein Grundstück bewirtschaftet, zum Händler spricht: ‚Von den Datteln des Gartens nimm dir für dein Geld!‘, so soll jetziger Händler sich hierzu nicht verstehen. Die Datteln des Gartens soll der Herr des Gartens empfangen und den Händler befriedigen entsprechend dem Geld und dessen Zinsen, wie solches schriftlich fixiert ist, die übrigen Datteln des Gartens aber soll der Herr des Gartens empfangen.“

„Wenn ein Kaufmann dem Lehrling Getreide, Wolle, Öl oder sonst welche Ware zu veräußern übergeben hat, so soll der Lehrling das Geld dem Kaufmann aufzählen, der Lehrling aber eine Bescheinigung über das Geld, das er dem Kaufmann gegeben, empfangen.“

„Wenn, nachdem die Schafe von der Flur weggetrieben worden sind und die ganze Herde zum Thore herein ist, der Hirt der Schafe auf ein Feld abbiegt und das Feld seine Schafe abweiden läßt, so soll der Hirt, welcher das Feld zum Abweiden gegeben hat, das Feld bewachen und so und so viel bezahlen.“

„Wenn ein Fronvogt oder Fischer, der zu königlicher Dienstleistung kommandiert ist, nicht kommt oder einen Mietling dingt und dieser an seiner Stelle sich einfindet, so wird der Vogt oder Fischer des Todes sterben, und sein Mietling nimmt sein Haus an sich.“

Eine ingeniöse Art, Rechtsurkunden möglichst zu schützen und ihren Wortlaut unversehrt zu erhalten, finden wir bei einer zahlreichen Gruppe von Thontafeln ebenfalls aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie. Man pflegte nämlich die Tafeln, auf deren Vorder- und Rückseite der Kontrakt geschrieben war, innen hohl herzustellen, in diese Höhlung dann ein kleineres, natürlich

sehr eng beschriebenes Täfelchen zu stecken, welches das Wichtigste der äußeren Urkunde wiederholt, und dann das Couvert samt Inhalt zu schließen. Auch das Berliner Museum bewahrt viele solcher sogen. case-tablets. In Assyrien finden sich häufig Schuldscheine in ebendieser Weise geschrieben.

Die meisten wichtigeren Rechtsgeschäfte wurden auch noch durch einen Schwur bei den Göttern und dem König bekräftigt, wie denn überhaupt der Eid, oft gepaart mit dem Fluch gegen den Überteter, in allen Perioden des babylonischen und assyrischen Staates große Macht und Wirkung besaß. Der berühmte, im Medaillenkabinett der Nationalbibliothek zu Paris befindliche sogen. caillou de Michaux enthält die Schenkung eines großen Grundstückes als Mitgift für die Braut eines hohen Staatswürdenträgers und bekräftigt die Urkunde mit einem Fluch gegen den „. der den Inhalt der Urkunde antasten solle oder diese selbst verletzt, vernichtet, verletzen oder vernichten läßt. „Selbigen Menschen mögen die großen Götter zornig anblicken, mit der Wurzel ausrotten und vertilgen seine Nachkommenschaft; Marduk, der große Herr, lasse ihn Wassersucht als unlösbare Fessel tragen; Sin bekleide ihn mit Aussatz wie mit einem Kleide, und wie ein Wildesel verrecke er an der Ringmauer seiner Stadt; Adar, Bels erhabener Sohn, möge seinen Rain, seine Grenze und seinen Grenzstein ausreißen, Gula nicht weichendes Gift in seinen Leib thun, daß er Blut und Eiter vergieße wie Wasser; Ramman überschwemme seine Flur und vernichte das Korn, Dorngestrüpp wachse üppig, Futter und Weide mögen seine Füße zertreten; Nebo sende ihm Mangel und Hungersnot, und was immer er begehrt für den Schlund seines Mundes, erreiche er nicht; die großen Götter alle mögen mit bösem unlösbarem Fluch ihn verfluchen und auf ewig zerschmettern seinen Samen!"

Es kann nicht anders sein, als daß die unverbrüchlichliche Rechtsordnung sich auf alle Gebiete des bürgerlichen und staatlichen Lebens ausdehnte. Zwei derselben, Hausmiete und Sklavenwesen, mögen wenigstens kurz gestreift werden.

Mit der Hausmiete hielt man es in Babylonien ziemlich genau, wie bei uns. Man mietete und vermietete zumeist auf drei Jahre, woneben natürlich auch kürzere und längere Fristen (ein bis fünf Jahre) vorkommen. Der Mieter zahlte halbjährlich, am Anfang und in der Mitte seines Kontraktjahres, und besorgte alle während der Mietszeit sich vernotwendigenden Reparaturen auf eigne Kosten. Befremdend ist die Sitte, daß der Abmieter dreimal im Jahr zu ganz feststehenden Terminen dem Hauseigentümer ein Geschenk, meist in Naturalien bestehend, machen mußte. Warum und wozu, wissen wir nicht. Doch würden wir auch unseren Hausbesitzern ein solches Geschenk gern zugestehen, wenn sie sich ihrerseits bezüglich der Höhe des Mietzinses die Babylonier zum Vorbild nehmen möchten. Mietzinse, wie wir sie in der jüngeren Zeit finden, variierend von 5—35 Schekel d. h. etwa 12—85 Mark jährlich, wären ein auch bei uns freudig begrüßter Kulturfortschritt.

Betreffs der Sklaven sei nur ein Punkt hier hervorgehoben. Der auch bei uns vielfach verbreiteten Anschauung, daß nur einige bevorzugte Sterbliche wirklich „geboren" seien, begegnen wir schon in Babylonien, insofern als zwar im allgemeinen alle Menschen geboren sind und deshalb das Recht haben, sich als Söhne des und des Vaters zu schreiben, die Sklaven dagegen keine Geborenen sind. Der Freie ist „X, Sohn des Y, Sohn des MM", der Sklave nur X: „Kindzeugungsrecht" und Freilassung sind im Babylonischen ein Begriff, doch wurde das Wort „Kindzeuger" auch noch in engerem Sinn speciell dem Aristokraten beigelegt.

Was die babylonische Familie betrifft, so war das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren" den Babyloniern so heilig, wie den Israeliten und uns. „Wenn ein Sohn" — so lautet ein uraltes babylonisches Gesetz — „zu seinem Vater spricht: Du bist nicht mein Vater, so schert er ihn kahl, legt ihm Fesseln an und verkauft ihn für Geld." „Wenn eine Tochter zu ihrer Mutter spricht: Du bist nicht meine Mutter, so schert man ihr das Haupthaar, verweist sie aus der Stadt und jagt sie aus dem Hause." Familienzucht und Familienordnung galt auch den Babyloniern als die Grundvoraussetzung der menschlichen Gesellschaft: Aufhetzung von Bruder wider Bruder, Entzweiung von Schwiegersohn und Schwiegervater, jede Stiftung von Unfrieden galt als schwere Versündigung. Wie nach altbaby-

lonischem Brauch der Vater seiner Tochter einen Mann gab, ohne daß die Tochter Einspruch erheben konnte, so konnte auch noch in spätester Zeit ein junger Mann nur mit Zustimmung seiner Eltern um ein Mädchen freien oder es ehelichen. Nabuache-bullit, der Sohn eines Offiziers des Königs Cyrus, hat ein Mädchen Namens Tablutu, d. h. Eva, die Tochter des Hausmeisters eines höheren Offiziers unter Beihilfe dieses höheren Offiziers und des Bruders des Mädchens geehelicht. Der Vater des jungen Mannes bringt die Angelegenheit vor Gericht, die Ehe wird für null und nichtig erklärt, die Heiratsurkunde zerbrochen, und Eva, wenn sie sich dem nicht fügt, mit der Magdschaft bedroht. Interessant ist, daß in diesem den Sohn eines königlich persischen Offiziers betreffenden Rechtsfall das Richterkollegium des Königs durch Große des Königs verstärkt ist.

Als den weisesten Gebrauch der Babylonier rühmt Herodot den folgenden. In jedem Dorfe — sagt er — bringt man einmal im Jahr alle heiratsfähigen Jungfrauen zusammen und führt sie an einen von einer Schar von Männern umstandenen Platz. Der Herold läßt dann eine Jungfrau nach der anderen aufstehen und bietet sie zum Kauf aus, zuerst die schönste von allen, hernach, wenn diese um eine große Summe erstanden ist, die nächstschönste. Die heiratslustigen Babylonier nun, welche reich sind, überbieten einander und suchen die schönsten zu kaufen; die Leute vom gemeinen Volke aber, die heiraten wollen, ohne nach einer schönen Gestalt Verlangen zu tragen, empfangen das Geld und die häßlichen Jungfrauen. Denn wenn der Herold mit dem Verkauf der schönsten Mädchen fertig ist, läßt er die häßlichsten vortreten oder eine, die etwa verkrüppelt ist, und bietet sie zum Kauf aus, bis sie an den kommt, der sich zur geringsten Summe versteht. Es kommt aber dieses Geld von den schönen Jungfrauen, welche auf diese Weise die häßlichen und mißgestalteten an den Mann bringen. Mit Recht bemerkt Herodot, daß dieses sehr schöne Gesetz auf die Dauer nicht in Geltung geblieben sei. Die Sache verhält sich folgendermaßen. In altbabylonischer Zeit machte der Bräutigam bezw. dessen Eltern dem Vater des Mädchens ein Geschenk, bestehend in Sklaven oder Geld (1—60 Schekel), wogegen die junge Frau das Hausgerät mitbringt. In der jüngeren Zeit aber lesen wir nichts mehr von solchem Frauenkauf, vielmehr hielt der junge Mann auf Freiersfüßen oder sein Vater bei dem Vater des Mädchens um dieses an und stipulierte, sobald das Jawort erfolgt war, mit dem zukünftigen Schwiegervater die Mitgift des Mädchens. Diese bestand stets aus dem Hausgerät, ferner aus Sklaven oder Sklavinnen, sowie aus Geld, 3 Schekel bis zu 24 Minen, d. i. 7—3600 Mark, welch letztere Summe die reiche Patriciers-tochter Nubta, d. h. Dora erhielt. Es folgte dann die notarielle Aufsetzung und Beglaubigung des Mitgifts- oder Ehekontraktes, etwa lautend: „Marduk-schar-uzur, Sohn des Nabu-etir, hat in freiwilliger Entschließung 5 Minen Silber, 4 Sklaven, 30 Stück Kleinvieh, 2 Rinder und Hausgerät nebst seiner Tochter Chibta als Mitgift dem Nabu-ban-zer, Sohn des Bel-uballit, gegeben." Endlich wurden beide Teile auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht und diese beschworen: wenn der Mann seine Frau verläßt und eine andere Frau nimmt, soll er so und so viel Geld (es werden 10—360 Schekel genannt) seiner Frau geben, die dann gehen kann, wohin sie will; wird aber die Frau ihrem Mann untreu, soll sie des Todes sterben. Beides entsprach ältestem babylonischen Recht, doch begreift sich, daß nur die wenigsten Heiratsurkunden das zur Genüge bekannte Gesetz in ausdrückliche Erinnerung bringen.

Die verhältnismäßige Leichtigkeit der Ehescheidung seitens des Mannes, dagegen die schwere Strafe, welche die Frau für Untreue erleidet, darf uns jedoch nicht zu dem Glauben verleiten, als habe die Frau in der babylonischen Gesellschaft eine niedrige, unwürdige Stellung eingenommen. Im Gegenteil, wir sind überrascht durch die außerordentliche Freiheit und Selbständigkeit der babylonischen Frau, die übrigens auch nach ihrer Verehelichung meist nur als Tochter ihres Vaters, seltener daneben als Frau des und des Mannes bezeichnet wird. Die jung verheiratete Frau konnte nicht nur — das ist selbstverständlich — mit dem „Geld in der Büchse" d. h. gewiß dem Geld, das sie sich als Mädchen erspart hatte, sondern auch mit ihrer Mitgift schalten und walten, wie sie wollte. Die Mitgift blieb

unter allen Umständen ihr unantastbares Eigentum. Sie konnte sie mittels Darlehen oder Anlegung in einem Haus, einem Grundstück, in Sklaven vermehren, und gab sie die Mitgift dem Mann, daß dieser sie für sein eignes Geschäft mit verwende, so enthielt sie entsprechende Sicherung durch Verpfändung eines Hauses oder Grundstückes oder Übertragung eines sonstigen Einkommensrechtes. Natürlich kann sie auch freiwillig mit dem Mann gemeinsame Geschäfte machen: beide Ehegatten entleihen Geld mit gegenseitiger Haftung, pachten ein Feld zur Bewirtschaftung, und was dergleichen mehr ist. Auch über alle ihr vom Mann gemachten Schenkungen hat die Frau vollstes Eigentums- und Verfügungsrecht: sie kann für den Fall ihres Todes frei darüber bestimmen. Auch als Klägerin kann die Frau selbständig vor Gericht auftreten. Nur eins war ihr versagt, nämlich als Zeuge zu fungieren, mit ihres Namens Unterschrift eine Urkunde zu bestätigen. Kommen bei einem Geschäft auch Rechtsansprüche ihrerseits in Frage, so wurde sie zur Ausfertigung der Urkunde beigezogen, und wenn sie der Abmachung zustimmte, auf der Tafel vermerkt: „im Beisein der Frau so und so." Selbstverständlich erklärt sich dieser Brauch nicht daraus, daß die babylonischen Frauen nicht schreiben (und lesen) konnten. Diese Erklärung würde um so weniger zutreffen, als die Vertrautheit mit Schreiben und Lesen wenigstens bei einigen babylonischen Frauen sich wohl beweisen lassen dürfte.

Mehrere Frauen zu haben, mag auch in Babylonien erlaubt gewesen sein, doch kam es, soviel wir sehen, in Wirklichkeit kaum vor. Ein einziger Fall ist aus altbabylonischer Zeit bekannt, wo ein Mann zwei Stiefschwestern ziemlich gleichzeitig heiratet, doch wird selbst hier nur die eine, Taram-saggil, wirkliche Frau. Wenn die Urkunde betreffs der anderen, Iltani, bestimmt: „Iltani soll die Füße der Taram-saggil waschen, ihren Stuhl in den Tempel tragen, den Schmuck der Taram-saggil soll Iltani ihr anlegen, sie hat ihr zu Willen zu sein", so begreift man nicht, wie das Mädchen einwilligen konnte oder warum sie einwilligen mußte, von Anfang an zu solch einem Aschenbrödel erniedrigt zu werden.

Das vom Vater hinterlassene Vermögen erbten in erster Linie die Söhne, und wenn keine vorhanden, auch kein Sohn adoptiert war, die Brüder oder sonstigen Verwandten des Mannes. Doch wurde den Töchtern unter allen Umständen eine Mitgift ausgesetzt, während die Frau, wie bemerkt, alles behielt, was sie in die Ehe mitgebracht oder während der Ehe geschenkt erhalten hatte.

Recht und Religion sind von jeher bis auf diesen Tag im Orient innigst miteinander verwachsen. Die Babylonier waren ein sehr religiöses Volk und wurden von den Priestern in der Furcht der Götter, der Beobachtung der Feste, dem Darbringen regelmäßiger Opfer sowie sonstiger freiwilliger Gaben streng erzogen und erhalten. Sie waren aber auch zugleich furchtbar abergläubisch, wie ja innerhalb der Priesterschaft selbst eine strenge Scheidung zwischen Priestern und Magiern kaum möglich ist. Babylonien ist das Heimatland der Magie, und alle die mannigfachen Klassen von Magiern: die Astrologen, Wahrsager, Vogel- und Eingeweideschauer, Beschwörer und Zauberer, Traumdeuter, Totenbeschwörer beeinflußten das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit aufs tiefste. Kalender informierten im allgemeinen, welche Tage der Monate günstig oder ungünstig, ganz oder teilweise oder für gewisse Verrichtungen günstig oder ungünstig seien: sie sagen, daß man an dem und dem Tag keinen Fluß überschreiten oder kein Schweinefleisch essen oder kein Getreide verkaufen solle; am 29. Kislev soll man nicht heiraten, denn es bringt keinen Segen, am 25. Ijjar auch nicht, denn das Herz wird nicht fröhlich. Trotzdem erscheint es bei allen halbwegs wichtigeren Vorhaben angezeigt, über die Wahl des Tages den Magier entscheiden zu lassen. Der Landmann holt sich beim Magier Rats, doch auch der König fragt an, ob der und der Tag, an welchem der Kronprinz ihn besuchen solle, richtig gewählt sei, er erkundigt sich, ob auf das und jenes nicht etwa ein Fluch gesetzt sei, und erhält die Antwort: „Wir haben nachgesucht; nein, es steht kein Fluch darauf geschrieben."

Außer jener Verheiratungsweise der schönen und nicht schönen Jungfrauen vom Lande rühmt Herodot noch ein anderes weises Gesetz der Babylonier, daß man nämlich die Kranken aus ihren Wohnungen

auf den Markt bringe und jeder, der etwa eine ähnliche Krankheit selber gehabt oder einen anderen daran habe leiden gesehen, seinen Rat betreffs des anzuwendenden Mittels gebe. Still an einem Kranken vorüberzugehen, sei nicht erlaubt, ehe man ihn gefragt, an welcher Krankheit er leide. Hätte Herodot recht mit seiner Behauptung, daß die Babylonier keine Ärzte besaßen, so wäre das freilich sehr schlimm gewesen, denn an Krankheiten aller Art war kein Mangel: von Appetitlosigkeit und Nasenbluten bis zu dem Schreckensgespenst des Landes, der Pest, finden wir so ziemlich alle Krankheiten erwähnt: Krankheit der Augen und der Zähne, der Füße und des Herzens, Hautkrankheiten, Wassersucht, Schüttelfrost, und vor allem die gefürchtete Kopfkrankheit, deren angegebene Symptome auf ein hochgradiges, mit Phantasieren verbundenes Fieber hinführen. Indes ganz so verzweifelt war es mit dem Nichtvorhandensein von Ärzten nicht bestellt. Es gab viele Ärzte, wir lesen viel von ärztlichen Krankenbesuchen, der König hat die berühmtesten Leibärzte. Aber natürlich, mochte man gleich die Heilkraft verschiedener Pflanzen beobachtet haben, im Anlegen von allerlei Verbänden geschickt sein und frisches, klares Wasser zum Trinken, Waschen oder Baden mit besonderer Vorliebe verordnen — von einer ärztlichen Wissenschaft kann keine Rede sein. Ebendeshalb mußte der Arzt, sofern er nicht selbst auch Magier war, in allen schweren Fällen dem Magier das Feld räumen, der mit Zaubersprüchen und allerlei nichtsnützigen Ceremonien den Dämon der Krankheit bannen zu können vermeinte. Sehr lehrreich für die hyperbolische Ausdrucksweise der Babylonier wie der Orientalen überhaupt ist der Brief eines Generals an den assyrischen König, in welchem es heißt: „Isaischa-aplu, der Arzt, welchen der König zur Rettung meines Lebens gesandt hat, hat mich am Leben erhalten. Mögen die großen Götter Himmels und der Erde meinen Herrn König segnen, dieweil ich tot war, und der König mich wieder lebendig gemacht hat.“ Ich war tot und bin wieder lebend gemacht worden — hiernach wird der Beiname der Schutzpatronin der Ärzte, der Göttin Gula, „die die Toten lebendig macht“, zu verstehen sein, nicht minder manche orientalische Erzählung von sogenannter „Totenerweckung“.

„Daß du lange lebest auf Erden“ — das erschien wie den Israeliten so auch den Babyloniern als der herrlichste Gotteslohn, zumal wenn das lange Leben gepaart war mit großer Nachkommenschaft, welche das Andenken und den Namen auf lange Zeit hinaus lebendig erhielt. Natürlich! War erst der Leib ins Grab gebettet und kehrte zur Erde zurück, von der er genommen war (es ist dies auch die babylonische Vorstellung), dann stieg die Seele hinab in die mit sieben Thoren verschlossene Unterwelt, in das „Land ohne Heimkehr“, die lichtleere finstere Behausung, wo Staub und Erde die einzige Nahrung ist der gleich Vögeln herumflatternden Schatten. Staub liegt auf Thür und Riegel, und alles, woran einst das Herz sich erfreut, ist Moder und Staub. In diese trostlose Vorstellung von der Unterwelt fällt wie ein matter Lichtstrahl die Hoffnung, auch dort nicht ganz vergessen zu sein, sondern unter den noch Lebenden einen „Fürsorger“ zu haben, der über das Grab hinaus die Liebe bewahrt und eine Wasserspende ausgießt am Grab. Unbeerdigt zu bleiben und dann ruhelos gespenstisch umherzuirren, ist der furchtbarste Fluch, der den Menschen treffen, den er aussprechen kann; aber ein kaum weniger schrecklicher Gedanke ist es, keinen „Wasserspender“ auf Erden zu haben und infolge davon selbst unter den Schatten der Mißachtetsten einer zu sein. Die tiefe Beeinflussung der alttestamentlichen Vorstellungen von Babylonien tritt in der gleich düsteren hebräischen Vorstellung vom Scheol besonders deutlich hervor — sie gehörte mit zu der „Finsternis“, die über den Völkern des Erdkreises lag, als die Weisen aus dem Morgenland Babylonien den Stern aufgehen sahen, welcher den Anbruch eines neuen Morgens, einer neuen Ära der Menschheit verkündete.

Tiroler Berge.

Von

Georg Freiherr von Dumpteda.

Mit einem Einſchaltbild und fünfzehn Textilluſtrationen nach Aufnahmen des Verfaſſers.

(Abdruck verboten.)

II.

Dreiſchuſterſpitze 3162 m.

Durch mein Fenſter in Innichen grüßt ſie zu mir herüber, eine gewaltige wunderbar edelgeformte Pyramide, deren ſchlanke Spitze eine Zackenkrone trägt, die Schuſterkrone genannt (Abb. 1). Sie iſt einer der ſchönſten und gewaltigſten Dolomitberge, ſchwierig dazu. Ihr erſter Bezwinger — wieder Paul Grohmann, der Dolomitenkönig — hat „den Schuſter" regelrecht belagert. Zuerſt in einem Jahre rekognosciert, im nächſten vergeblich angegriffen, endlich im dritten iſt es ihm gelungen am 18. Juli 1869, von einem Bivouak aus, das er mit den Führern Peter Salcher und Franz Innerkofler in der Weißlahn (das große Geröllfeld, das ins Fiſchleinthal niederzieht) hoch oben bezogen hatte, den Gipfel zu erreichen.

Seitdem iſt der Schuſter ſogar von noch einer anderen — der entgegengeſetzten Seite — aus dem Innerfeld erobert worden. — Wie der „Hochtouriſt" von Purtſcheller und Heß ſagt: „Klettertour erſten Ranges, nur für ſehr geübte ausdauernde Felsſteiger." — Die erſten Verſuche nötigten Dr. Emil Zſigmondy (abgeſtürzt an der Meije), Ludwig Purtſcheller (wohl der Mann, der, qualitativ wie quantitativ, die großartigſte Laufbahn als Bergſteiger durchlaufen hat) und Profeſſor R. Schulz am 16. Juli 1884, nachdem ſie ſich mehrfach hatten abſeilen müſſen und den ganzen Tag in den Felſen geweſen waren, von Steinfällen bedroht, zum Bivouak. Vier Jahre ſpäter gelang es den Herren Schmitt und Zilzer aus Wien mit den Führern Pietro Dimai und Veit Innerkofler nach zehn Stunden den Gipfel zu erzwingen.

Abb. 1. Die Dreiſchuſterſpitze.

Ich war ſchon früher einmal vom Fiſchleinthal aus auf dem Schuſter geweſen und wollte diesmal eigentlich mit Bergmann vom Innerfeld hinauf, doch wir gaben den Plan auf, weil Michel Egger, der wieder geſund war, mit dem Freund auf der anderen Seite hätte allein gehen müſſen und beide den Berg nicht kannten — und meine Frau bat mich darum.

So fuhren wir denn am 6. Auguſt früh zwei Uhr von Innichen mit dem Wagen durchs Sextenthal nach Sexten

und Bad Moos. Unterwegs huſchten in der halben Dunkelheit fünf Geſtalten an uns vorüber, die — wie wir ſpäter erfahren ſollten — den Schuſter vom Innerfeld angreifen wollten. Am Bad Moos ſtiegen wir aus, nahmen die Rucksäcke auf den Rücken, die Pickel unter den Arm, verſenkten die Hände in die Taſchen, denn es war bitterkalt, und gingen ins Fiſchleinthal hinein.

Während unſeres Weges ward es all-

Abb. 2. Traverſe am Schuſter.

mählich Tag, die wundervollen Umriſſe des Fiſchleinthales, denen es in den Reiſehandbüchern die Sterne verdankt, enthüllten ſich, je höher wir durch Krummholz und dann Geröll hinanſtiegen, mehr und mehr: die eis- und ſchneebedeckte Rotwand links, dann die ſcharfe Gratſchneide des Elfers, der lange Rücken der Hochbrunnerſchneide, endlich der gewaltige Zwölfer. Hier und da ruhten Nebelſtreifen, ſanken, ſtiegen, umflatterten die Spitzen und umwickelten dann wieder alles mit dichten Schleiern.

Der Schuſter lag ſtumm vor uns da mit ſeinen rieſigen vermorſchten Wänden, unnahbar, als hätte ihn nie eines Menſchen Fuß betreten. Langſam, unendlich langſam, ſtiegen wir die Weißlahn hinan. Dieſe ewigen Gerölhalden können zur Verzweiflung bringen!

Wir wandten uns, wo der Schutt ſcheinbar aufhörte, rechts in eine breite Felsſchlucht hinein, in der wieder Geröll ſteil hinaufzog. Nachdem wir die Schlucht erklommen, ging es über ein paar Schroffen und Felſen durch eine Steilklamm auf ein breites Schuttband hinauf, das ſich ziemlich wagerecht, wenn auch abſchüſſig, nach Norden zog. Schon von weitem konnte ich dem Freunde die zum Bande niederſetzende Wand zeigen, die uns zwei Drittel der weiteren Felſen hinaufführen ſollte.

An den Felſen wurde Raſt gemacht, und wir bereiteten uns zur Kletterarbeit vor. Die Pickel, die wir nun nicht weiter brauchten, blieben am Fels verſichert zurück, ebenſo Rucksäcke und alles Entbehrliche, wie Weſten, Portemonnaie, Brieftaſche, Proviant, Wettermäntel. Nur Bergmann nahm ſeinen Rucksack mit und in ihm die Waſſerflaſche, ſowie ein paar Butterbröte. Ich natürlich den Apparat.

„Blitzt er auch noch?“ fragten natürlich die anderen. Ich bekam einen fürchterlichen Schreck, aber — er blitzte. Eine Probe und damit eine geopferte Platte ergab es.

Rechts von den Felſen zog ſteil eine Schneerinne herauf, wiederum rechts von ihr türmten ſich unangreifbare Wände empor, die zum Gſellknoten, dem Nachbar und ſozuſagen Begleiter des Schuſters, führten. Früher ſtieg man in dieſer Rinne, die wie die Steine auf dem Schnee bewieſen, äußerſt von Steinſchlägen bedroht iſt, ein Stück hinauf, während man jetzt lieber gleich die Felſen anpackt. Unten an der Rinne träufelte Waſſer, und Bergmann ging hin, um die Flaſche zu füllen, während wir aufmerkſam am Schnee hinaufblickten, um ihn zu warnen, wenn eine Steinſalve käme.

Die Führer legten uns das Seil um, ich band mir den Rock auf den Rücken, und es ging los.

Dieſe Felskletterei am Schuſter — ſie dauert zweiundeinehalbe bis drei Stunden — iſt das Intereſſanteſte, was man ſich in Felſen denken kann. Erſt ziemlich hoch oben, ſagen

Abb. 3. Verfasser an der Wand des Schusters.

wir, in der letzten halben Stunde kommen ernstliche Schwierigkeiten. Bis dahin geht es ununterbrochen über mehr oder minder steile Wandeln einmal rechts, einmal links hinauf. Hier muß man die Felsmauer direkt angreifen, dort arbeitet man sich in einem kleinen Kamin, einem Riß empor. Einmal kommt eine Traverse, dann geht es wieder gerade empor. Immer aber — natürlich bei der überall im Fels nötigen Vorsicht — ohne jede ernste Schwierigkeit, ohne Gefahr.

Selbstverständlich muß man soviel Trittsicherheit haben, um auf schmalen Vorsprüngen und Simsen sicher zu stehen, auch wenn nicht die ganze Sohle fußt. Es darf einen kein lästiges Gefühl beschleichen, wenn man einmal unter sich weit hinabblicken kann.

Solange es gerade hinauf ging, kletterten wir meist gleichzeitig. Nur bei Traversen gingen die Führer zuerst und ließen uns dann am Seil folgen. Übung macht auch hier den Meister. Wo man als Anfänger meinte, unbedingt die Hände mitgebrauchen zu müssen, lernt man mit der Zeit aufrecht gehen.

Allerdings folgen nun im letzten Drittel des Weges Stellen, wo es heißt, alle Glieder anzuspannen. Wir waren allmählich in südlicher Richtung an die Südostwand gekommen. Über uns erblickten wir fortwährend Türme und Spitzen, und immer glaubte man die Gipfelkrone zu sehen. Aber hinter der vermeintlichen Spitze tauchen immer wieder neue auf. Einmal geht's über eine Schneezunge, dann über Schroffen, Wandeln, einen scharfen vorspringenden Grat. Die Wand des einen war unangenehm, denn Wasser war heruntergeronnen und die Felsen waren vereist. Das ist fatal, und man klettert sehr, aber *sehr* vorsichtig.

Endlich kamen wir an die sogenannten „entscheidenden Stellen". Ich habe versucht, sie festzuhalten.

Zuerst eine Traverse auf einem Felsabsatze, der abbricht, so daß man, um weiterzukommen, gerade in die Höhe muß (Abb. 2). Ich bin ein Stück weiter geklettert, habe einen leiblichen Stand gefunden und mache die Aufnahme: der Freund kommt eben um die Ecke auf dem gut gangbaren Gesimse. Hinter ihm drein Egger mit dem Seil. Bergmann aber hat sich eben in einen Spalt geschoben und erklettert das Wandl. Drunter aber, wie man sieht — einige Tiefe!

Leider ist das Bild verschleiert — aber wir waren auch — in einer Wolke, Dunst, Nebelstreifen — wie man's nennen will. Eine der Tücken bei der Hochgebirgsphotographie.

Nun folgte kurz darauf das Schwerste an der Partie: zwei Wände, beide wie man sagt „exponiert". Das heißt: darunter „nix und uochamol nix", wie die Führer meinten.

An der einen Wand mühe ich mich eben ab (Abb. 3). Das eigentümliche Gebilde auf meinem Rücken ist der ausgezogene umgebundene Rock. Die Wand ist absolut senk-

Abb. 4. Der Freund und ich auf dem Steinmann.

recht, links hängt sie sogar über. Es ist jedenfalls ein hartes Stück Arbeit, hinaufzukommen. Gemacht wird das — ich spreche für den Leser, der derartiges nicht kennt — folgendermaßen: Der Führer wickelt das ganze Seil ab, so daß er nur noch die Schlinge umbehält, dann erklimmt er die Wand, sehr langsam, sehr vorsichtig jeden Griff und Tritt sorgfältig tastend und suchend. Außerdem prüft er jeden Griff — im Dolomit besonders wichtig — auf seine Festigkeit. Hält er nicht, so bricht er ihn ab und schleudert ihn in die Tiefe.

An irgendwie unsicheren Kletterstellen muß dann der andere — also hier der Tourist — das Seil versichern. Das heißt, er schlingt es, wenn es irgendwie möglich ist, um einen Felszacken, klemmt es fest ꝛc. und läßt es nur langsam und allmählich nach, immer auf einen Sturz gefaßt, immer bereit, ihn nach Möglichkeit zu hemmen.

Hat dann der Führer oben irgend einen Punkt erreicht, wo er sicher steht — einen sogenannten „guten Stand" —, so folgt der Tourist am straff gehaltenen Seile nach, auf das Kommando „los" des Führers. Der kann ihm nun nicht weiter helfen, als indem er das Seil fest anzieht. Verliert etwa der Tourist den Halt — so schwebt er am Seile, das der Führer nachläßt, bis der Kletternde wieder Tritt und Griff gefunden hat.

Der Vorgang wiederholt sich an der Wand unmittelbar darüber, und ist hier

Abb. 5. Die Führer auf dem Steinmann.

schwerer noch als bei der ersten. Oder ist es umgekehrt? Ich habe es vergessen. „Ein kleiner Scherz, so Sonntag nachmittag von drei bis vier!" wie der Freund sagt, sind sie jedenfalls beide nicht.

Nun ging es wieder besser weiter, und der Gipfelturm stand auch vor uns. Wir waren an den Zacken der Schusterkrone. Etwa der mittelste trägt eine Riesenplatte — die höchste Spitze. Wir kamen in eine Art von steilem Kessel, über dem sich die Zacken erhoben. Über plattige Wandstufen ging es hinan. Das letzte Stück sehr anstrengend, fast senkrecht. Mit Klimmzug und seitwärts Hinauswerfen des linken Beines erreicht man den Gipfelgrat. Kaum steht man aufrecht, so blickt man auf der anderen Seite in die gähnende Tiefe hinab, ins Innerfeld.

Dann geht es über den verflucht schmalen Grat in wenigen Schritten zur Spitze, wo jene mächtige Platte balanciert, die den Steinmann trägt. Bergmann hat mich mit dem Freunde sofort aufgenommen (Abb. 4). Aber diesmal habe ich mich nun gerächt und die beiden Führer hinterrücks in einem Augenblick überfallen, als sie sich gerade eins erzählten (Abb. 5).

Abb. 6. Die drei Zinnen.

Das Stück Fels hinter dem Steinmann ist der luftige Grat, auf dem wir gekommen.

Es mochte halb zehn Uhr sein, als wir oben anlangten. Ich machte sofort einige Aufnahmen: den Haunold mit seiner überhängenden Spitze uns gegenüber auf der anderen Seite des Innerfelds, dann Elfer und Zwölfer, sowie die drei Zinnen (Abb. 6). Sie stehen in der Mitte des Bildes, links die furchtbare turmartige „kleine" — ein Wolkenfetzen hängt daran — dann die „große" und rechts die westliche. Vorn links ist die Schusterplatte. Ganz hinten zwischen kleiner und großer Zinne der bei San Vito in Italien liegende Monte Antelao. Der lange Grat hinten rechts ist die Sorapiß bei Cortina.

Nach einem Imbiß durchblätterten wir das Gipfelbuch, das in einer Blechhülse steckt. Manche bekannte Alpinisten waren zu lesen. Was uns aber am meisten erfreute, war, daß ein Ehepaar hier oben seinen Hochzeitstag begangen hat. Aber den — fünfundzwanzigsten. Die silberne Hochzeit auf dem Schuster!

Ein „Grüß Gott!" wenn sie dies lesen sollte, der tapferen Dame, die Herz und Körper jung bewahrt und mit ihrem Gatten keinen schöneren Erdenfleck wußte, ihren Ehrentag zu feiern als eine der ewigen Spitzen, die rein in den Äther ragen, fremd allem Elend, aller Kleinlichkeit der Tiefe! „Grüß Gott!"

Wir gingen an den Abstieg, nachdem wir eine Stunde oben geweilt. Da hörten wir auf der Innerfeldseite unter uns in den Schusterwänden eine Partie klettern. Wir sahen nichts und schickten den Genossen nur, ehe wir die Spitze verließen, einen Juchzer hinunter. Ich stieg voran. Bergmann saß noch oben und hatte mich eben die halbe Seillänge etwa an der Wand herabklettern lassen, als er plötzlich rief:

„Haben 's Stand?"

Ich suchte mich auf den schmalen Felsleisten, so gut ich konnte, festzustellen und rief „ja". Das Seil wurde locker, und ich hörte oben laut rufen, dann erschien plötzlich über mir Bergmanns Kopf. Sein Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck angenommen. Er rief mir zu:

„Herr Baron, es ischt ein Unglück g'schehn!"

„Wo denn?"

„Unter uns, g'rad unter uns, auf der Innerfeldseiten. 's ischt die Partie, der wir heut in der Fruh begegnet sein."

Ich erfuhr noch, daß sie Lärm gehört, Geschrei, Steinfall und furchtbares Poltern.

Abb. 7. Bergmann auf dem Gratturm am Paternkofel.

Bergmann hatte sich, so gut es ging, mit dem Führer unten verständigt, hatte aber nur verstehen können: „Steine, Unglück im Kamin." Er wollte sich abbinden und sofort hinunter zu Hilfe. Aber wir litten es nicht. Er durfte sein Leben nicht in die Schanze schlagen. Ohne Eispickel, wie er war, konnte er nicht dort hinunter, wo er fürchterlich steile Eisrinnen hätte überschreiten müssen, die noch nie im Abstiege zurück-

Abb. 8. Kirchhof von Schlanders.

gelegt, in denen er ohne Pickel gleiten und abstürzen mußte. Wir durften es nicht zugeben.

Natürlich war es nun mit Freude und guter Laune vorbei, und wir kletterten, so schnell es die Vorsicht erlaubte, die Felsen hinab, stumm, ohne ein Wort zu sprechen. Mit dem Photographieren war es selbstverständlich aus. Ich steckte die Camera ein. In solchem Augenblick muß das Vergnügen schweigen. So habe ich auch keine Bilder mehr vorzuführen. Um aber zu zeigen, was dem Dolomitkletterer möglich ist, gebe ich noch ein Bild (Abb. 7), das ich einmal in der Nähe der Zinnen gemacht. Es ist Bergmann, auf einem Gratturme am Paternkofel. Dabei ist zu bemerken, daß die Rückseite des Felsobelisken durchaus nicht einladender ausschaut, als die drei anderen.

Es bleibt nicht viel zu erzählen. Am Raſtplatz trennten wir uns von Bergmann. Er ließ alles zurück. Ich nahm das Gepäck, und er stürmte über Band, Felsen, Geröll, Thal nach Sexten — in siebenunddreißig Minuten — um Hilfe zu holen. Ein Weg, zu dem wir im Aufstiege fast vier Stunden gebraucht!

Aber wie sich später fand — zu helfen war nichts mehr. Der Steinfall, den die drei auf der Spitze gehört, war der Absturz von zwei Teilnehmern jener Partie gewesen, denen wir am Morgen auf dem Wege ins Innerfeld begegnet.

Vierzehn Führer und Träger machten sich auf den Weg, die Leichen von den jähen Wänden herabzuholen. Zuerst wurden die beiden anderen Herren herabgeleitet, die oben an die Felsen gebunden geblieben waren und sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, die Nacht oben zubringen zu müssen. Bis ein Uhr nachts gelang es doch noch, ihnen herabzuhelfen. Zweitägiger gefährlicher Arbeit bedurfte es, die beiden Toten herabzuholen. Helfen konnten der Freund und ich dabei nichts — wir wären nur im Wege gewesen, aber wir stiegen wenigstens ins Innerfeld hinauf, um den erschöpften Führern Wein und Essen zu bringen.

Wir geleiteten die Abgestürzten nach Innichen. Sie sahen schlimm aus. In Leinwand wurden sie eingenäht, in Decken gehüllt, zwei Kränze, einfach und schlicht wie sie die Berge bieten, legte man ihnen zu Häupten. Die Führer, Fackeln in der Hand, geleiteten den ernsten Zug.

Die beiden waren keine leichtsinnigen Bergfexe. Es sind erprobte Steiger gewesen, die schon Außergewöhnliches wagen durften. Einem unglücklichen Zufall fielen sie zum Opfer: einem abbrechenden Felsblock, der auf den einen stürzte und ihn hinunterschleuderte, so daß er den anderen unter ihm, der am selben Seile hing, mitriß. Wie die Überlebenden versichern, haben beide keinen Laut von sich gegeben, und gelitten haben sie bestimmt nicht mehr — der Sturz war zu tief.

Auch der Ernst darf in den Bergen nicht fehlen. Wir unterliegen dort oben den gleichen Gesetzen, wie in der Ebene. Und fehlt hier unten etwa solcher Ernst?

Als ich meiner Frau von dem Unglück auf der Innerfeldseite, die ich zuerst hatte wählen wollen, erzählte, blickte sie mich nur an, und wir gaben uns die Hand.

Wir hatten uns verstanden.

Ortler 3902 m.

Unter dem Eindruck des Unglückes am Schuster, dessen Zeugen wir geworden, gab ich die weiteren Dolomittouren für dieses

Jahr auf. Michel Egger, der damit die Felstouren auch von ihrer dunklen Seite kennen gelernt, kehrte ins Stubai zurück, und auch der Freund verließ uns bald.

Aber irgend etwas wollten wir doch noch unternehmen. Wir wollten uns einen Schneegipfel aussuchen, der (normale Verhältnisse natürlich vorausgesetzt) gefahrlos ist und (für einen Geübten natürlich), ohne Schwierigkeit, so daß meine Frau, obgleich sie nicht mitgehen konnte — ruhig schlafen durfte. Wenn sie mitgeht — schläft sie nämlich ruhig — auch bei schwierigerer Tour. Trotzdem mußte unser Berg Interesse haben durch Höhe und Lage.

Wir fanden den passenden Gipfel im Ortler. Er ist auf dem gewöhnlichen Wege von Sulden über die Payerhütte gefahrlos, nicht schwer, erfordert höchstens ein gewisses Maß von Ausdauer und Schwindelfreiheit, jedenfalls hatten wir zu den bisherigen Touren diese Eigenschaften in ungleich höherem Grade besitzen müssen. Vor allem aber bot er uns Orientierung in dem uns beiden noch unbekannten Ortlergebiete, und endlich ist er — auch das spricht, wenn man ehrlich ist, mit — der höchste Berg der Ostalpen.

Der Entschluß war schnell gefaßt, wir packten die Rucksäcke und fuhren mit der Pusterthalbahn nach Franzensfeste und weiter mit der Brennerbahn nach Botzen und von dort nach Meran. Da wir die schöne frische Luft Innichens (beinahe 1200 m Höhe) gewöhnt waren, so schien uns das tiefgelegene Meran die reine Hölle. Es ist ja richtig, man geht eben Mitte August nicht nach Meran! Aber wir hatten keine Wahl. Jedenfalls waren wir noch abends zehn Uhr, als wir, ohne uns zu regen, im Garten des Habsburger Hofes saßen — wie aus dem Bade gezogen.

Der nächste Tag sollte ermüdend werden. Wir fuhren mit dem Wagen von Meran vierzehn Stunden lang durch das Vintschgau nach Sulden. Dabei zuerst Kälte, dann unbarmherziger Sonnenbrand, immer aber Staub! Verfluchte Fahrt! Im Thale schimpfe ich immer.

In Schlanders benutzte ich die Gelegenheit, als Bergmann, während die Pferde zu fressen bekamen, sich den Kirchhof besah, schnell einen Probeversuch anzustellen, ob der Apparat noch blitzte (Abb. 8). Es scheint, als hätte er geblitzt.

Schon in Neuspondinig, wo der Weg zum Stilfser Joch abgeht, dann aber erst recht in Gomagoi, an der Jochstraße, wo wir ins Suldener Thal einbogen, überkam

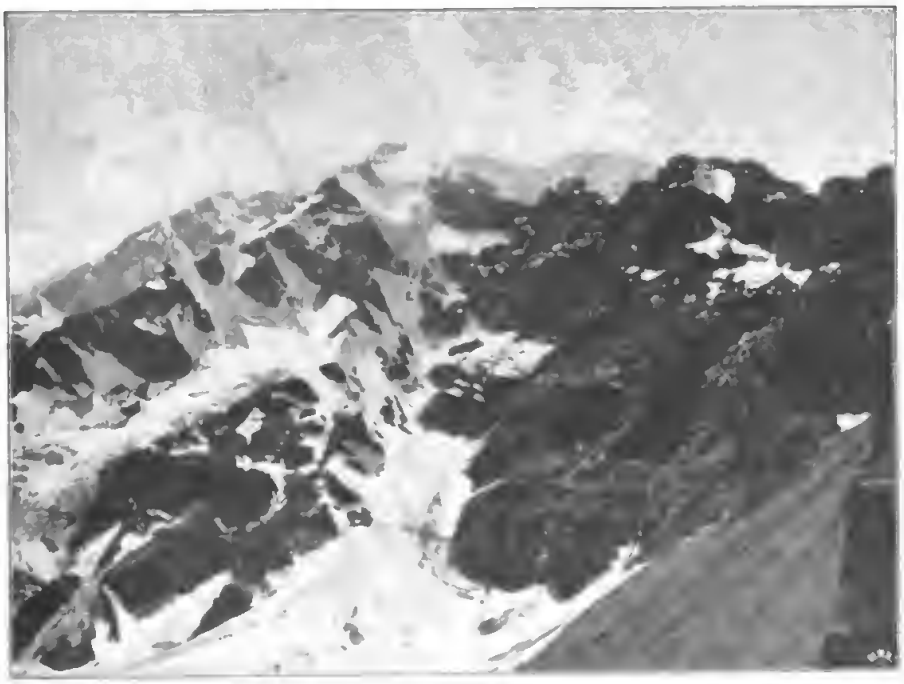


Abb. 9 Ortler von der Suldener Seite.

uns die Angſt, wir möchten Sulden nicht früh genug erreichen. Wir mußten vor fünf Uhr da ſein, denn wir wollten noch zur Payerhütte hinauf, um dort zu übernachten. Da Purtſcheller für den Aufſtieg dreiundeinviertel Stunde anſetzt und wir beide den Weg nicht kannten, durften wir in den Felſen vor der Hütte nicht von der Dunkelheit überraſcht werden.

Aber wir kamen noch zeitig genug im Suldenhotel an, daß ich für meine Frau ein Zimmer nehmen konnte, dann mußten wir fort. Es war fünf Uhr.

Schon auf dem Wege vom Wagen aus hatten wir den Rieſen betrachtet (Abb. 9), dem wir morgen früh den Fuß aufs Haupt ſetzen wollten. Er macht allerdings, wie er ſo allmählich auftaucht, einen ganz rieſigen Eindruck. Die gewaltigen Schnee- und Eismengen dort oben fielen auf, wenn man aus den Dolomiten kam, wie die Maſſigkeit, die breite Geſtalt.

Abb. 10. Spalte am oberen Ortlerferner.

Dagegen hatten Tabarettaſpitze und Wände, die wir neugierig betrachteten, geradezu in ihrer Formation etwas vom Dolomit, ſie ſind nur nicht ganz ſo zerriſſen, ſo ſteil, ſo ſchroff.

Im Eilſchritt ging es nun das Thal herab, beim berühmten Curat Eller vorbei, am Suldenbach hin, durch Wald, über die gewaltige Schuttmoräne, die im kleinen Martlthal vom Ortler herunterzieht, dann im Zickzack am Martlberge hinauf und zu den Tabarettawänden. Alles immer angeſichts des Rieſen dort oben.

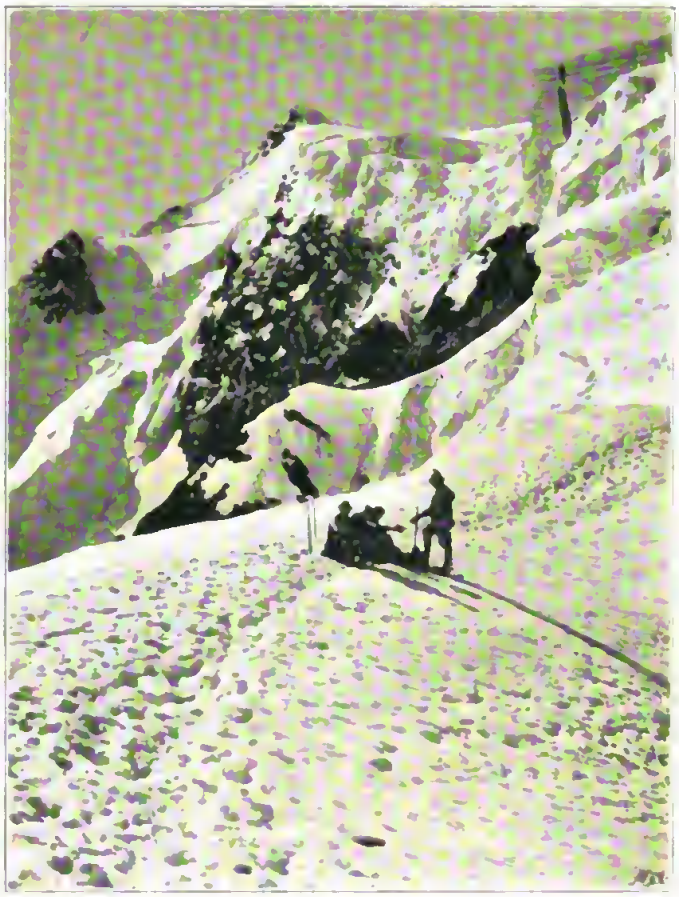
Die Tabarettawände waren uns aber als von „abſchreckender Steilheit“ bezeichnet worden. Kurz, ehe man auf den Grat kommt, ſind auch in der That überall Drahtſeile angebracht. Aber in den Dolomiten wird man ſolche Neigungsverhältniſſe gewöhnt, daß man die Notwendigkeit, derartige Hilfsmittel anzubringen, nicht recht einſieht, denn der Weg iſt immer noch ſehr bequem und gut gangbar. Aber vielleicht muß damit gerechnet werden, daß die Payerhütte manche Touriſten beſuchen, die weiter keine hochtouriſtiſchen Abſichten haben und denen eben nichts paſſieren ſoll.

Während wir uns noch in den Wänden befanden, ward es dunkel. Der ganze Himmel hatte ſich ſchwarz umzogen, drüben gegen Finſtermünz zu ſah es am drohendſten aus. Und plötzlich, als wir über den Grat der Hütte zuſtrebten, ward es faſt Nacht, ſo daß wir nur mit größter Vorſicht das letzte Stück zurücklegen konnten. Als wir über die Schwelle traten und im Vorraume nach Hüttenbrauch die Pickel weggeſtellt hatten, begann es zu regnen.

Schöne Ausſichten für morgen!

Aber in der Hütte war es um ſo gemütlicher. Einige Herren und ſogar eine Dame waren ſchon anweſend, und eine italieniſche Geſellſchaft, zwei Herren und zwei Führer, erſchienen noch. Nach einer warmen Suppe und einer Taſſe Thee, ging ich etwa um zehn Uhr zu Bett. Richtig zu Bett, denn auch das gibt's in der trefflichen Payerhütte, ein Bett, nicht bloß mit wollenen Decken, ſondern mit Laken und Zubehör.

Ich ſchlief wie ein Bär. Schon zeitig wurde am anderen Morgen aufgeſtanden, und die einzelnen Partien — es mochten deren nun im ganzen wohl ſechs ſein — rüſteten ſich zum Aufbruch. Das heißt nach dem Frühſtück wurden noch in der Hütte die Seile angelegt, und allmählich ging eine Partie nach der anderen davon. Bergmann und ich folgten beinahe als die letzten. Ich kann dieſe Völkerwanderungen nicht leiden. Auf dem Berge muß man allein ſein.



Die Ortlerſpitze in Sicht.
Nach der Liebhaber-Aufnahme von Georg Freiherr von Umpteda.

Abb. 11. Schneebrücke am oberen Ortlerferner.

Als wir von der Hütte fortgingen, dämmerte es kaum. Die Hände in den Taschen, den Pickel unter den Arm geklemmt, stolperten wir gemütlich um die Felsen herum über den kleinen Tabarettaferner, dann auf hergerichtetem Steige — dem Hamburger Weg — an der Tabarettaspitze hinab zur Scharte, wo wir den oberen Ortlerferner vor uns hatten, wie er steil hinaufzog. Über ihn geht es nun allmählich hinauf, ab und zu steil, oft bequemer. Den Spalten wird ausgewichen, oder man benutzt eine Schneebrücke, um hinüberzugelangen. Im allgemeinen gab es nur wenig Hindernisse unterwegs. Die Schneebedeckung war reichlich, und der Gletscher ist nicht besonders zerrissen. Je ruhiger er gelagert ist, desto glatter pflegt auch das Schneefeld zu sein. Je steiler der Gletscher, desto zerklüfteter ist er meist.

Natürlich können die Spalten auch verborgen sein, verschneit oder verweht — sie zu überwinden, dient eben bei Schnee- und Eistouren das Seil. Bricht einer in eine Spalte ein (sie können hundert und mehr Meter tief sein), so vermag ihn der andere, falls er aufgepaßt hat, das Seil straff gewesen war, und die beiden im gehörigen Abstand (etwa fünf Meter) voneinander gegangen sind, auch zu halten. Sicherer noch ist es natürlich, wenn drei Personen am Seil gehen, was bei Überschreitung stark zerklüfteter Gletscher immer geschehen sollte.

Ich habe zwei Spalten photographiert, um dem Leser, der so etwas nicht aus eigner Anschauung kennt, einen Begriff davon zu geben. Der brave Bergmann nahm mich etwas fest am Seil, dann ließ er mich etwas hinab in eine Spalte, und ich machte die Aufnahme (Abb. 10). Man sieht genau die Eiswände rechts und links, vorn den Boden der Spalte, die nach hinten zu immer tiefer wird. Dort trifft sie sich mit einer anderen

Spalte, ſo daß die beiden die Geſtalt eines Krähenfußes bilden. An dieſer Stelle ſind beide ſehr tief, dort im Dunkel geht es in unergründliche Schlünde hinab.

Weht nun ſolch eine Spalte zu, vielleicht ganz pulverig und loſe, ſo ſieht man ſie nicht und bricht ein, wie es gerade, als wir in Sulden waren, drüben auf Trafoier Seite zwei Brüdern geſchah, von denen der eine ſeinen Tod fand, weil ihn der andere, der ihn nicht mehr halten konnte, vom Seile ſchneiden mußte.

Hat ſich über einer Spalte das Eis an einer Stelle geſchloſſen, ſo gibt das eine ſogenannte Schneebrücke (Abb. 11), die man benutzt, um die Spalte zu überſchreiten. Die Haltbarkeit wird in Zweifelsfällen mit Pickel oder Fuß geprüft.

Himmeldonnerwetter, jetzt müſſen wir aber weiter, alſo Camera eingepackt und Pickel wieder zur Hand! Sofort geht es etwas ſteiler hinauf. Wir haben vor uns nur Schnee und Eis. Eis, denn ein paar Tritte brauchen wir Stufen. Aber unſere Vorgänger ſind bereits ſo liebenswürdig geweſen, für uns die Arbeit zu thun, und dank ihrer Thätigkeit ſtehen wir bald auf dem Schneerücken, der nun in ſanfter Steigung hinanführt.

Wir kamen an den Rand; links ſtürzten die Wände ſteil ab ins Martlthal, das wir geſtern abend heraufgekommen waren. Gerade vor uns lag die höchſte Spitze des Ortlers, ein ſcharfer Schnee- und Eisgrat, der vorn in gewaltigen dunkeln Felſen abbricht (Einſchaltbild zwiſchen Seite 64 u. 65). Von dort herab nach links zieht der Martlgrat, über den auch ſchon, freilich ſehr lang und ſehr ſchwierig, die Spitze gewonnen worden iſt. Rechts dehnte ſich ein Hochplateau aus — über das wir noch kommen mußten, nur galt es, ganz rechts herum, eine Eiswand mit Rieſenſpalte zu umgehen, die dort oben herabdrohte. Sie ſah höher aus als die Spitze, weil ſie näher war.

Abb. 12. Traverſe am oberen Ortlerferner.

Bei der Wendung nach rechts kamen wir an eine ſtärker geneigte Stelle und ſchließlich an einen Eisabbruch oder eine Eiswand, wie man es nennen will, die traverſiert wurde (Abb. 12). Überall war ſchon gut vorgearbeitet: nicht nur Stufen waren geſchlagen, ſondern Griffe im Eis für die Hände. Auf dem Bilde ſieht man, wie die Geſellſchaft vor uns, die wir eingeholt haben, ſich vorſichtig an der Wand hintaſtet. Der letzte ſteigt eben ein paar Stufen zur Traverſe hinauf, vom vorausgehenden Führer am Seil gehalten. Unter den Steigern gähnt eine Spalte.

Nach der Traverſe wandten wir uns nach links und ſtiegen — hier war alles Eis, und daher waren Stufen geſchlagen — den Hang hinauf ziemlich genau in der Linie, wie man ſie am Himmel abgezeichnet ſieht. Nun waren wir auf dem Schneeplateau, wo die Steigung viel allmählicher wird, und

Abb. 13. Die Spitze des Ortlers.

da winkte auch schon die höchste Spitze, ein Schnee- und Eisgrat von etwa fünfzig bis sechzig Meter Länge. Er war bald erstiegen. Nach links verfolgten wir den Grat und kamen in wenigen Schritten zur Spitze, die mit einem letzten Schwunge ansteigt und als Kleine Wächte (überragendes Stück Eis oder Schnee des Grates) überhängt. Auf dem „höchsten Punkt der höchsten Spitze" steht Bergmann und sieht sich die Aussicht an (Abb. 13).

Nachdem ich meine Aufnahme gemacht hatte, aber erst dann, weil ich sie unbedingt haben wollte, fragte ich, denn ich hatte Angst, die Wächte möchte abbrechen:

„Sagen's mal, Sie wissen doch, daß Sie auf der Wächte stehn?"

„Bloß der Pickel und der eine Fuß. 's Gewicht ischt zruck. 's wird schon halten!" antwortete er. Er hatte recht, und doch ist mit solchen Wächten nicht zu spaßen. Gerade im Ortlergebiet ist ein Wächtenabbruch geschehen, der in der Geschichte des Alpinismus eine Berühmtheit erlangt hat. Am 21. September 1867 versuchte Julius Payer, der Durchforscher der Ortlergruppe und spätere Nordpolfahrer, mit seinem Führer, J. Pinggera, den Eisgrat zwischen der Punta San Matteo und dem Pizzo Tresero zu überschreiten. Dabei kamen sie auf eine Wächte, sie brach, und beide stürzten 800—900 Fuß tief auf den Fornogletscher hinab. Wunderbarerweise kamen sie unverletzt an, und der furchtbare Sturz hatte ihren Unternehmungsgeist so wenig beugen können, daß sie sich sofort daran machten, den Pizzo Tresero von neuem anzugreifen.

Nun machten wir uns ans Frühstück, und ich zog meinen Rock an, denn es fing doch an, kalt zu werden. Wir erregten nämlich das größte Staunen der anderen Führer, weil wir ohne Handschuhe und Westen, ich sogar ohne Rock, gingen, während die übrigen sich fürchterlich vermummt hatten.

Nachdem der Leib seinen Teil abbekommen hatte, überließen wir uns ganz der Freude über den überwältigenden Blick. Wir wußten gar nicht, wohin uns vor Schönheit wenden. Solch ein Schauspiel müßte eigentlich auch

Abb. 14. Blick von der Ortlerspitze.

Der Abstieg ging schnell. Ich holte mir nur noch ein Bild der einzig schönen Stilfser Jochstraße, der höchsten Straße der Alpen, dann eilten wir zur Payerhütte. Beim weiteren Abstieg, kurz ehe man zu den Tabarettawänden hinabgeklettert, fiel uns ein allseits wie eine Säule emporstrebender Felsturm auf. Natürlich etwas für Bergmanns Kletterkunst. Er nahm ihn zur nicht geringen Freude einer der anderen Partien, die gleich uns Sulden zustrebten, sofort in Angriff.

die eingefleischten Philister bekehren, die im Bergsteigen weiter nichts erblicken, als eine Art von Wahnsinn, gleich Luftballonfahren, Rennenreiten und dergleichen auch.

Die anderen Partien waren längst auf dem Abstiege, die letzte schritt eben den Grat hin und verschwand in der Tiefe, aber Bergmann und ich blieben noch oben. Wir konnten uns nicht von der Aussicht trennen. Auch darin ist ja der Toni so ein famoser Kerl, daß er Sinn für die Natur hat und nicht drängt weiterzugehen, sondern geduldig mit photographieren hilft.

Wir waren beide ganz ergriffen über den Blick vor uns, über die Lawinenrinne zur Königsspitze hinüber. Ich habe das ganze Panorama photographiert, aber das schien mir doch das Schönste (Abb. 14). Links im Hintergrund der hohe lange Schneegrat ist der Cevedale, dann folgt die gewaltige wunderbar edelgeformte Königsspitze, endlich immer näher zu uns, der Zebru.

Abb. 15. Binggeras Frau.

Ehe wir schieden, besahen wir uns noch den hinteren Grat, der zu uns heraufzog, um ihn nächstes Jahr mit meiner Frau zu probieren.

Zum Lunch, im Suldenhotel, waren wir unten. Ich wollte noch die Berühmtheit Suldens, Payers alten Führer Pinggera, auf die Platte bannen, aber er war von Hotelgästen umlagert. Als wir nach den Gampenhöfen kamen, wo er wohnt, hoffte ich, glücklicher zu sein, doch es gelang mir nur seine Frau festzuhalten (Abb. 15). Nächstes Jahr kommt er selbst daran.

Damit nahmen wir Abschied von Sulden und vom Ortler. Es erübrigt noch aus Dankbarkeit des ersten Ersteigers zu gedenken, des Passeyrer Josele (Josef Pichler), der ihn am 27. September 1804, von Trafoi aus, über die „Hinteren Wandln" in achtundeinhalb Stunden erstieg. Die Leistung des kühnen Passeyrer Jägers ist gar nicht zu unterschätzen, denn damals kannte man den Gebrauch von Seil und Pickel nicht, und noch heute ist der Anstieg über die „Hinteren Wandln" obwohl keiner der schwierigsten, so doch einer der gefährlichsten.

Bald fuhren wir wieder durch das Vintschgau den Weg zurück, den wir gekommen. Der Ortler lag hinter mir wie ein Traum.

Wacht auf!

Von

F. Reimund.

Wacht auf! Es iſt Oſtern! Die Lerchen ſteigen.
An die alten Herzen pocht es ſo eigen,
In den jungen flammt's auf wie der grüne Brand,
Den der Märzwind entfacht an der Wälder wand.

Wacht auf! Es iſt kein eitles Frohlocken!
Es iſt heilige Wahrheit; die Dorfkirchen glocken
Rufen ſich's zu über ſproſſende Saat,
Daß es Oſtern wird, daß der Frühling naht!

Der arme Grule.

Von

Wilhelm von Polenz.

(Abdruck verboten.)

Die Tischler streikten. Angefangen hatten die Bautischler, dann schlossen sich die Arbeiter in den großen Möbelfabriken an, schließlich wurden auch die kleinen Meister hereingezogen, die für Magazine auf Lager arbeiteten. Die Bildner, Drechsler und Tapezierer konnten es schließlich nicht länger mit ansehen, daß ihre Kollegen etwas vor ihnen voraus haben sollten, und streikten auch. Bald legten sie alle: Meister, Gesellen, Werkführer und Arbeiter die Hände in den Schoß. Man verschwor sich, die Arbeit nicht wieder aufzunehmen, es hätten denn die Unternehmer die lange Liste der aufgestellten Forderungen bis aufs ß bewilligt.

Aber wieder einmal erwies sich die metallene Brustwehr der vereinigten Kapitalisten allzu stark, um Bresche darein zu legen. Nach einem Vierteljahr voll Beschlußfassens, Demonstrierens und verzweifelten Hin- und Herzerrens mußte man schließlich einsehen, daß auch dieser Feldzug verloren sei. Durch Schaden war da mancher zwar nicht klüger, aber doch kleinlauter geworden und kehrte zur alten Arbeitsstätte zurück. Aber viele fanden verschlossene Thüren. Ihre Plätze waren vergeben an pfiffige Kollegen, die, von auswärts zugereist, die günstige Lage des Marktes benutzt hatten. Der Arbeitsherr wies den Bittsteller — vielleicht nicht ganz ohne Schadenfreude — ab mit der Begründung, er habe seinen Betrieb infolge des Streikes verkleinern müssen.

Mit solchem Bescheid konnte man dann zurückkehren zu Weib und Kind, die seit Monaten mit Hilfe der mageren Streikgelder gerade vorm Verhungern bewahrt worden waren. Als einziger Trost mußte ihnen die Nachricht dienen, daß, wenn der Streik mißlungen, doch die Unternehmer auch um einige Millionen geschädigt seien. Aber die Millionen, die jenen fehlten, machten nicht satt auf die Dauer.

Wer unverheiratet war und keinen eignen Hausstand besaß, für den war es weniger schlimm, der zog den Leibriemen einfach ein wenig fester an, sah, daß er irgendwo anders zu Brote kam, oder verließ die Stadt ganz und gar. Das Reich ist ja groß!

So zogen sie denn hinaus in Trupps zu zweien und dreien oder auch einzeln, nach allen Richtungen der Windrose, gedrückt oder übermütig, planlos oder mit einem festen Ziele vor Augen, je nach Veranlagung und Laune.

Auf dem Bahnsteig standen drei von diesen Auswanderern, den Zug erwartend, der sie nach der nächsten großen Stadt führen sollte. Dort seien Tischler gesuchte Ware, sollte irgendwo in einer Zeitungsnotiz gestanden haben; und wie ein Lauffeuer hatte sich das unter den Arbeitslosen verbreitet. Jeder strebte so bald wie möglich dorthin zu gelangen, und mißgünstig ruhte da manches Auge auf dem Reisegenossen, in dem man einen Konkurrenten vermutete.

Die drei hatten sich zusammengethan, weil gemeinsame Schicksale sie bereits von früher her verbanden. Sie waren in einer der größten Bautischlereien gewesen, der eine, Prägerow, als Werkführer, die anderen beiden als einfache Arbeiter. Die Firma hatte erklärt, daß sie grundsätzlich keinen Ausständigen wieder anstelle; über hundert Männer waren dadurch arbeitslos geworden. Der eine von den jungen Leuten, Runzig mit Namen, war ein mittelgroßer, gut gebauter Bursche mit starkem Schnurrbart, dem er offenbar sorgfältige Pflege ange-

beihen ließ; Runzig sah überhaupt für einen, der drei Monate Streik hinter sich hatte, noch recht wohlgenährt und schmuck aus. Dem anderen, einem rothaarigen, lang aufgeschossenen Menschen, den seine Freunde nur unter dem Namen „Peter“ kannten, hatte die magere Zeit der Arbeitslosigkeit übler mitgespielt. Peter hing nur noch in seiner Haut wie in alten schlodderigen Kleidern. So standen die drei da, Cigarrenstummel im Munde, Peter mit einer Pfeife ausgestattet, das Arbeitsgerät in bunte Tücher eingeschlagen. Der Zug, in den sie einsteigen wollten, wurde noch rangiert.

Neben ihnen spielte sich eine bewegte Scene ab; ein Familienvater nahm Abschied von Frau und Kindern. Gleich ihnen war er ein durch den Streik brotlos gewordener Tischler. Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, noch unter dem Konfirmationsalter, schleppten sich mit einer mächtigen Hucke, offenbar des Vaters Habseligkeiten enthaltend. Es war ein großes in Sackleinwand genähtes Ding, mit allerhand Ecken, das auf kantigen Inhalt schließen ließ. Die Frau war um den Mann beschäftigt, sie zog ihm sein Halstuch, das sich verschoben hatte, zurecht. Er war ein magerer Vierziger, wachsbleich, mit eingefallener Brust. Sein krauser Vollbart zeigte sich in der Ohrengegend schon etwas angegraut. Grule befand sich offenbar in einiger Hast; das Reisen war ihm wohl etwas Neues; schon daß er sein Gepäck nicht aufgab, bewies das zur Genüge. Bald holte er sein Billet hervor, betrachtete es und steckte es wieder in die Tasche, um nach der Uhr zu sehen, oder die Kinder zu fragen, ob sie alle seine Sachen noch hätten.

Plötzlich griff Grule in seine Hosentasche und zog daraus ein kleines abgenutztes Geldtäschchen hervor; lange kramte er darin herum, bis er gefunden, was er suchte; unter manchem Kupfer und Nickel ein Zehnmarkstück. Er wollte es der Frau geben, aber die wies es standhaft ab. Fast wurde er ärgerlich; seine nervös gedrückten Mienen blickten noch um eine Schattierung sorgenvoller. Dann auf einmal sich eines anderen besinnend, that er das Goldstück in die Börse zurück. Das Zucken um die Mundwinkel, das er dabei hatte, wäre einem Lächeln vielleicht ähnlich gewesen, wenn es nur nicht so etwas Krankhaftes gehabt hätte.

Die drei anderen beobachteten die Scene, ohne daß sie ihnen Eindruck zu machen schien. In drei Monaten Streik stumpft sich das Gefühl ab, und wer selbst um die Existenz ringt, hat selten für seinesgleichen Mitgefühl übrig. Sie kannten den kleinen mageren Mann von Ansehen ganz gut; er war auch fleißig in den Versammlungen gewesen als stummer Zuhörer.

Jahrelang hatte Grule als Kleinmeister für einen Möbelbazar gearbeitet, billige Möbel, die man ihm schlecht bezahlte. Trotzdem war es ihm gelungen, sich einige hundert Mark zu ersparen. Da wurde er in den Streik hineingerissen, und schnell war sein sauer Erspartes verschlungen. Er hatte gar nicht daran gedacht, sich aufzulehnen — zur Unzufriedenheit fehlte ihm jede Veranlagung — nur seine und seiner Familie Lage hatte er ein wenig aufbessern wollen. So war er ins Unglück geraten, er wußte nicht wie.

Der Zug stand fertig zur Abfahrt. Die jungen Leute waren schon eingestiegen. Grule riß den Kindern das große Paket aus den Händen und legte es auf das Trittbrett des Wagens. Er wollte sich hastig mit einem Händedruck von den Seinigen verabschieden, aber die Frau ließ das nicht zu. Er mußte die Kinder ordentlich küssen, jedes einzelu, und dann umarmte sie ihn selbst, indem sie ihm noch ein freundliches Wort, so etwa wie „glückliche Reise“ und „auf baldiges gesundes Wiedersehen“ ins Ohr flüsterte. Er hörte es kaum, zerstreut und benommen, wie er war von dem Außerordentlichen, daß er Frau und Kinder verlassen sollte, die er doch so liebte. Dann stolperte er in das Coupé vierter Klasse hinein, seine Hucke unter dem Arme.

Zunächst konnte er kaum etwas sehen. Die Abteilung war voll Menschen, die sich drängten und stießen. Die schmalen Bänke an den Seiten waren von den zuerst Gekommenen bereits besetzt. Grule sah sich ratlos um; würde er die ganze lange Fahrt so auf seinen Füßen stehen müssen? Da stieß ihn jemand an. Es war Peter, der lange junge Mensch, der ihm einen Platz neben sich anwies, indem er ein wenig zurückte. Seine Hucke wurde ihm abgenommen und unter die Bank geschoben. So saß er, ehe er sich's versah, neben den dreien.

Es wurde nicht viel gesprochen. Grule,

Digitized by Google

von der Angst gepeinigt, er könne etwas Wichtiges zu Haus gelassen haben, fing an, seine Hucke aufzumachen und die Sachen einzeln herauszuholen. Die anderen sahen ihm zu, weil sie nichts Besseres zu thun wußten. Was der Mensch da alles drin hatte! Einen vollständigen Anzug, ein Paar Stiefel, dazu Wäsche. Ein Winkelmaß, Schmiege, Stemmeisen, Wasserwage und andere Werkzeuge.

„Die Hälfte von dem Kram wäre mir schon zu viel!“ meinte Runzig.

„Man kann doch nich wie en Lehrling auftreten, der in die erste Stelle kommt,“ sagte Grule dagegen. „Ich bin Meister.“

„Hast du vielleicht Arbeit? Na, also! Ich bin drauf gefaßt, den Sommer durch zu walzen. Mein Gepäck ist leicht.“ Damit hob Runzig seine Hucke, die er zwischen den Beinen stehen hatte, mit einem Finger in die Luft.

„Es gibt aber doch Fabriken und große Geschäfte dort, wo wir hinwollen. Die müssen doch Werkführer brauchen.“

„Sei du man froh, wenn du als simpler Arbeiter unterkommst!“ rief Prägerow dazwischen.

„Aber ich dachte . . .“ meinte Grule und blickte mit einem Male äußerst sorgenvoll drein. „Es muß doch Arbeit geben irgendwo! Verhungern können sie einen doch nicht lassen, wenn man arbeiten will.“ —

Runzig lachte ihn aus. Er scheine allerdings der richtige „Heuochse“ zu sein. Wer sich denn um sie kümmere! Die Arbeitskräfte seien billig geworden durch das Ausland. Man werde ihnen Schundlöhne anbieten, vielleicht gar sie abweisen von vornherein, weil sie gestreikt hätten; denn die Unternehmer hingen ja alle zusammen wie die Kletten.

„Aber man hat doch sein Handwerk erlernt! Man hat sich doch zwanzig Jahre redlich durchgeschlagen. Und nun mit Frau und Kindern! — Nein, wenn es so zugeht in der Welt . . .“ Er sah sich mit einem verzweifelten Blicke um und hob die hagere Hand; man wußte nicht gegen wen.

Runzig ergriff das Wort. Obgleich noch jung, hatte er doch zu den Führern des Ausstandes gehört. Er war ein Bursche, der sich überall bemerkbar zu machen verstand durch sein keckes Auftreten und sein loses Mundwerk. Auch hier vernahm man durch das Rattern des Zuges hindurch seine laute Stimme. Alles hörte auf den jungen Menschen mit dem flotten Schnurrbart und den blitzenden Augen, wie er gegen die „verfluchte Kapitalistenklasse“ wetterte. Er brauchte keinen Widerspruch zu befürchten von denen hier; er sprach ihnen aus dem Herzen. Nur Peter saß vergnügten Gesichtes dabei, seine Pfeife im Munde. Der schien guter Laune trotz Arbeitslosigkeit und schlechter Zeit.

Es war ein langsamer Zug, der an jeder Station anhielt; mit der Zeit näherte man sich jedoch dem Ziele. Grule erkundigte sich, ob jemand die Stadt kenne. Runzig erklärte, er sei bekannt hier, und bot sich zum Führer an. Das wurde dankbar angenommen. Das bißchen Selbstvertrauen, das Grule vorher vielleicht noch besessen, war durch das, was er auf der Fahrt gehört hatte, vollends in die Brüche gegangen.

Man schritt unter den eisernen Bogen eines Riesenbahnhofs weg. Grule fühlte eine eigne Beklemmung, als er die mächtige gewölbte Halle sah, in deren erhabener Kuppel sich der Blick verlor wie in einem Dom; aber sonst war da nichts von dem Frieden eines Gotteshauses. Die Züge brausten herein und heraus, Pfiffe gellten, Menschen kamen an und eilten fort; ein überwältigendes Treiben für den Kleinmeister, der die Ruhe seiner bescheidenen Werkstatt kannte, wo er jahraus, jahrein mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen gearbeitet hatte. Das Herz sank ihm tiefer, wie würde er sich jemals hier zurecht finden? — Er mußte froh sein, daß er Kollegen gefunden hatte, die sich seiner annahmen.

Nun ging es über einen großen freien Platz mit einem Denkmal darauf, das zu betrachten in diesem Durcheinander von Wagen und geschäftigen Menschen niemand Zeit und Lust fand. Dann bogen die vier in eine enge Gasse ein, wo Runzig eine Kneipe zu kennen behauptete. Denn nach solcher Fahrt müsse man doch „einen genehmigen.“

Bald saßen sie um einen viereckigen Tisch herum, jeder eine Weiße vor sich und einen Schnaps daneben. Brot, Butter, Käse und Wurst wurden gebracht. Die Mühe des Bestellens hatte Runzig den anderen abgenommen. Er war auch hier wieder der Anführer; zunächst ließ er sich das gelesenste

Geschäftsblatt des Ortes geben und forschte im Inseratenteile. Die Aussichten seien „mau," meinte er nach einiger Zeit, wie er's vorausgesagt. Wie sollte 's denn auch anders sein, jetzt im Sommer, wo jedes Geschäft flaute. Ihm sei's recht, er habe nichts gegen ein paar Monate walzen. Dabei schlug er auf den Tisch und bestellte vier Korn.

Grule stierte trübe vor sich hin. Er dachte an die zu Haus. Die jungen Kerle, mit denen er hier zusammensaß, mochten gut reden, die hatten niemanden, der sehnsüchtig auf die Nachricht wartete: ob der Vater wieder Arbeit habe. Ihm brannte der Boden unter den Füßen; er wollte etwas thun, Geschäfte aufsuchen, sich vorstellen, um Anstellung bitten. Um jede Minute, die man hier vertrödelte, war es schade. Aber Runzig und die anderen schienen dieser Ansicht nicht zu sein; noch einmal wurde frisch nachgefüllt.

Endlich erhob sich Grule, er hielt das nicht länger aus. „Der Herr bezahlt für das Ganze!" sagte Runzig auf Grule deutend. Der lachte verlegen über den schlechten Witz und wollte wissen, was sein Anteil an der Zeche sei. Aber Runzig bestand darauf, Grule müsse für alle bezahlen, sie seien arme Teufel, und „bei dir habe ich doch vorhin einen leibhaftigen Zehnmärker gesehen — lüge nicht!" Grule mußte zugeben, daß er ein Goldstück besitze, das letzte freitich; gern hätte er es seiner Frau, die es vorhin abgewiesen, doch noch mit der Post zugeschickt. Er zögerte daher, wollte das Stück nicht hergeben, um es nicht anzureißen. Aber Runzig verhöhnte ihn: das sei ihm schöne Kameradschaft, seine Kollegen so im Stiche zu lassen! — Das wurmte ihn doch. Ein schlechter Kamerad wollte er nicht sein. Er bezahlte also die Zeche und sah den größten Teil seiner Barschaft im Kassensache des Wirts verschwinden.

Die nächsten zwei Tage brachte er damit zu, von Geschäft zu Geschäft zu gehen, und sich anzubieten. Er sah, daß Runzig nur zu sehr recht gehabt hatte mit seiner Voraussage: niemand wollte neue Leute anstellen. Die paar Stellen, die frei gewesen, fand er bereits von anderen Arbeitstosen besetzt. Schließlich irrte er auf den Straßen der großen Stadt ratlos umher, selbst nicht mehr darauf hoffend, daß sich etwas finden würde. Er war müde, todmüde von den paar Tagen ungewohnten Umherstreifens. Nach Weib und Kind hatte er unaussprechliche Sehnsucht. Aber der Gedanke, vor sie zu treten mit leeren Händen und in ihren Augen die verzweifelte Frage lesen zu müssen: was nun? ließ ihn die Heimreise schnell wieder aufgeben.

Auf irgend einen Zufall hoffend, der als rettender Engel zu ihm kommen sollte, schlenderte er gedankenlos durch die Gassen. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: „Heda, Landser." Gleichzeitig fühlte er sich gepackt und festgehalten. Da waren Runzig und Peter. „Hast du Arbeit?" Grule schüttelte trübe den Kopf. „Wir auch nicht! Haben uns freilich nicht weiter sehr bemüht. Der Schafskopp, der Prägerow, ist für zehn Mark wöchentlich bei einem Meister untergekrochen. — Wo sind deine Sachen?" Grule berichtete, daß er in der Herberge zur Heimat übernachte.

Runzig schlug vor, das „Gelumpe" dort abzuholen. Sie wollten ihr Glück anderwärts versuchen, denn in diesem Nest sei nun doch mal nichts zu machen. Gemeinsame Wanderschaft war sein Plan. Grule wußte nichts Besseres. Er hatte nicht mehr soviel Kraft, sich zu widersetzen, er wurde einfach mitgezogen.

Eine Stunde später schon marschierten die drei im Sonnenbrand durch den Staub der Landstraße. Für Grule war es ein niederdrückendes Gefühl: er, ein Familienvater, der sich Meister genannt hatte, nun auf einmal herabgesunken zum Walzenbruder. Das anhaltende Gehen war ihm eine ungewohnte Sache. Tagein, tagaus hatte er in seiner Werkstatt gestanden, und sich der freien Luft fast entwöhnt. Und nun mit einer schweren Hucke auf dem Rücken Schritt halten sollen mit diesen beiden jungen Kerlen! Er fing an zurückzubleiben. Runzig meinte spottend: er hätte besser daran gethan, das unnütze Zeug im Leihhause zu versetzen, dann würde er weniger zu schleppen und einen besser gespickten Beutel haben. Peter, dem seine vom Mundwinket herabhängende Pfeife nur gestattete zu lächeln, nahm ihm schließtich, ohne ein Wort zu sagen, den schweren Sack ab und schwang ihn auf den eignen breiten Rücken. Grule schlich weiter.

Man kehrte, als der Abend herankam,

Digitized by Google

in einem Dorfkruge ein. Grule warf sich zu Tode erschöpft ohne Abendbrot in die Streu, die man ihm statt eines Bettes anbot. Der sonst so stille Peter, der die Streu mit ihm teilte, erwies sich durch sein Schnarchen als ein ziemlich lauter Lagergenosse. Auch anderen Lärm gab es, der den Armen nicht zum Einschlafen kommen ließ. Im Gastzimmer, das sich gerade unterhalb der Schlafstätte befand, war gewaltiges Hallo. Erst spielte man Karten, wobei Runzig, den Flüchen der Bauern nach zu schließen, der Gewinner war. Dann sang er der Gesellschaft Lieder vor, dröhnendes Gelächter durch seinen Vortrag entfesselnd. Zum Schluß hielt er eine Rede, bis der Wirt dreinfuhr, der keine „Roten" in seinem Lokale dulden wollte, weil der Krug dem Rittergute gehöre. — Schließlich kam Runzig zu seinen Gefährten zurück, nach Tabak und Schnaps stinkend. Er warf sich zwischen die beiden und nahm die halbe Streu für sich in Anspruch.

Am nächsten Morgen waren Grules Füße derartig geschwollen, daß er nur mit den größten Schmerzen in seine Stiefel hineinkonnte. Er sprach davon, die Wanderschaft aufzugeben und heimzureisen, aber Runzig fuhr ihn barsch an, das wäre hundsföttisch von ihm, und man werde seine Sachen zurückbehalten, wenn er sich etwa aufs Auskneifen verlegen wolle.

Runzig hatte überhaupt jetzt völlig das Regiment an sich gerissen. Er bestimmte, wie man marschieren und wo man einkehren wolle; er führte auch das Kassenwesen. Grule hatte ihm alles, was er noch besaß, ausliefern müssen. Runzig nannte das: die „Genossenschaftskasse".

Übrigens verstand es Runzig, diese Kasse leidlich gefüllt zu erhalten. Wenn er sich vor der Behörde sicher wußte, sprach er im Vorübergehen an, je nachdem er es für passend hielt, in drohender, einschmeichelnder oder mitleiderweckender Weise. Wo es eine sittsame oder gar fromme Miene aufzustecken galt, besonders Frauen gegenüber, stand ihm auch diese zu Gebote. Brot statt Geld nahm er ungern, und die Aufforderung, ein paar Stunden für Lohn im Holzstall zu arbeiten, lehnte er als unter seiner Würde mit Entschiedenheit ab. Gegen den Gensdarm war er stets voll Höflichkeit; kaum hatte der Beamte freilich den Rücken gewandt, dann steckte er ihm die Zunge heraus und sprach von den „dummen Teckels". Man zog die wilden Pennen den christlichen Herbergen vor, weil es da keinen Schnaps gab und man zu Zucht und Ordnung angehalten wurde.

Peter hatte für dergleichen kein Geschick; dafür war er überall da am Platze, wo man Körperkräfte brauchte. Er trug Grules schwere Hucke auf dem Rücken, als wäre Stroh darin. Der junge Mensch war stets guter Laune, das Wetter mochte gut sein oder schlecht, die Straße staubig oder naß. Unzufrieden war er nur, wenn er nichts hatte, um seine Pfeife damit zu stopfen. Diese Pfeife, ein Porzellankopf mit einem bunten Bilde, einen Schützen darstellend und einen springenden Hirsch, kam nur aus seinen Zähnen, wenn er aß oder schlief. Diese Pfeife schien ihm eine willkommene Entschuldigung dafür zu bieten, daß er eigentlich so gut wie niemals ein Wort äußerte. Peters Lippen waren geschaffen, das Pfeifenende zu halten; daß sie sich zu mitteilsamen Reden öffnen sollten, wäre ihm ein Widerspruch zu ihrem höheren Zwecke erschienen.

Als eines Tages das Geld doch knapp wurde und ein Wirt sie bereits als Zechpreller herausgeworfen hatte, verlangte Runzig, Grule müsse den Anzug verkaufen, den er in seiner Hucke führte. Grule wollte davon nichts wissen, es war sein Sonntagsanzug; er hatte ihn mitgenommen, damit er etwas Anständiges zum Anziehen habe, wenn er sich beim Arbeitsuchen vorstellen würde. Hier wagte er es einmal, sich zu widersetzen. Aber Runzig behauptete, Grule sei ihm sowieso Geld schuldig, in den letzten Tagen hätten die anderen auf seine Kosten gelebt, denn er allein habe den Lebensunterhalt verschafft. Grule wußte dem nichts zu entgegnen. Er vergoß Thränen, denn er hing an diesem Anzug, den er mit seiner Frau gemeinsam im Kleidermagazin ausgesucht und von dem sie immer sagte, er nehme sich so stattlich an ihm aus. — Aber was blieb ihm übrig! Er mußte schließlich doch den geliebten Anzug herausgeben. Schweren Herzens sah er ihn zu dem jüdischen Trödler wandern im nächsten Städtchen, durch das sie kamen. Was waren die paar Thaler, die sie dafür bekamen, verglichen mit dem Werte, den dieses Stück für ihn gehabt! —

Digitized by Google

Schließlich kamen sie in die große Industriestadt, das Ziel ihrer Wanderung. Auch in diesem Orte war Runzig bekannt, er hatte hier als Soldat gedient. Es wurde ihm nicht schwer, in der Vorstadt einen Gasthof ausfindig zu machen, wo sie billiges Quartier bekamen. Als der Wirt Schwierigkeiten machen wollte, die abgerissenen Pennenbrüder aufzunehmen, wies man ihn auf Grules Hucke hin, die immer noch einen stattlichen Umfang hatte.

Am Tage darauf ging's an's Arbeitsuchen. Vorher machte Runzig mit den beiden anderen aus, daß sie auch fürderhin gemeinsame Sache machen wollten. „Einigkeit macht stark!" sagte er. Wer Glück habe und Arbeit fände, sollte einen Beitrag in die Genossenschaftskasse zahlen, davon wollten sie die ersten Ausgaben bestreiten. Peter, in seiner Schweigsamkeit that auch bei dieser Gelegenheit den Mund nicht auf, und Grule kannte überhaupt nur noch einen Gedanken: wieder Arbeit zu bekommen, wenn er das erst erreicht, sollte ihm alles andere recht sein.

Diesmal kam man auf den guten Gedanken, sich eines Auskunftsbureaus zu bedienen, das umsonst Arbeit vermittelte. In dem Journale der Gesellschaft waren einige große Tischlerfirmen verzeichnet, die Arbeiter suchten. Die Bedingungen waren keine glänzenden; jedenfalls kamen sie nicht an das heran, was man vor dem Streik erhalten hatte. Aber man mußte vorlieb nehmen.

Grule und Peter ließen sich sofort einstellen. Runzig dagegen erklärte, weiter suchen zu wollen, um Besseres zu finden. Da die Arbeitsstätte nicht weit war vom Gasthofe, blieb man vorläufig dort wohnen und beschloß, erst später Schlafstellen zu suchen. Außerdem mußte man ja auch zur Bezahlung des Wirtes auf den Lohn warten, der erst am Ende der Woche ausgezahlt wurde.

Grule schrieb seinen ersten Brief nach Haus, bis dahin hatte er die Seinen ohne Nachricht gelassen. Jetzt konnte er ihnen endlich bessere Kunde geben. Er verdiente wieder. Die Arbeit flog ihm ja von den Händen. Er hatte um Stücklohn gebeten, da er wohl wußte, daß er bei seiner Geschicklichkeit dabei besser fahren werde als im Tagelohne. Nun war auch Gelegenheit, manche Gutthat, die ihm Peter auf der Wanderschaft erwiesen hatte, zu vergelten. Sie arbeiteten in einem Raume, und der lang aufgeschossene junge Mensch mit den groben Fäusten war nicht gerade der geschickteste Arbeiter. Da kam ihm Grules Erfahrung, der sich als Meister manchen Geschäftskniff angeeignet hatte, gut zu statten.

Am Lohntage bekam man ein leidliches Sümmchen ausgezahlt. Zum Sonntag wollten sich die beiden einmal gründlich ausruhen von der Arbeit und sich vor allem ordentlich satt essen, denn dazu hatte im Laufe der Woche das Geld gefehlt. Von Runzig hatten sie so gut wie nichts gesehen. Er schien noch immer keine Arbeit gefunden zu haben. Des Nachts kam er spät in die gemeinsame Kammer, und früh, wenn sie aufbrachen, war er nicht zu erwecken.

Auf dem Heimwege von der Werkstatt machte Grule vor einer Postanstalt Halt. Er blickte unruhig drein und schien sich über irgend etwas nicht schlüssig werden zu können. Peter sah ihm mit gewohnter Gelassenheit zu.

„Ich hätte gerne en Märker zehne nach Haus geschickt," sagte Grule ziemlich abgerissen. „Aber es geht ja nicht!" damit schritt er weiter, dem Postgebäude den Rücken kehrend. Peter folgte ihm, Hände in den Taschen und Pfeife im Munde. „Sie würden sich zu Hause gewaltig freuen." Es war mehr ein Selbstgespräch bei Grule; denn wer wußte, ob Peter, der nie etwas sagte, überhaupt etwas hörte. „Wer weiß, ob sie morgen zum Sonntage was zu essen haben! Vielleicht hat die Frau auch schon die Betten versetzen müssen. Ach Gott, ach Gott, wenn man das denkt! Edmund hat sowieso nichts zuzusetzen. Ich möchte ihnen sogern was schicken, und wenn's auch nur zwei Thaler wären. Ich muß mal mit Runzig darüber sprechen." Peter sagte nichts, machte aber beim nächsten Krämer Halt und kaufte sich eine Rolle Tabak für seine Pfeife.

Als sie in die Nähe ihres Gasthofes kamen, erblickten sie an der Straßenecke Runzig. Kaum daß sie ihn wiedererkannt hätten. Er trug einen neuen Anzug und unterhielt sich mit einem Mädchen, das, in der Entfernung gesehen, einer feinen Dame glich an Eleganz. Als er die beiden kommen sah, verabschiedete er sich kurzer

Hand von der Person und ging seinen Freunden entgegen.

„Habt ihr den Lohn einkassiert?“ war seine erste Frage. Und als er eine bejahende Antwort erhalten: „Das ist gut! In der Kasse ist Ebbe. Ich weiß nicht mal, wovon ich unsere Miete bezahlen soll.“

Sie begaben sich in die Gaststube und nahmen Kassensturz vor. Einige zwanzig Mark betrug das, was Peter und Grule in die Genossenschaftskasse einzuwerfen hatten. Runzig kam mit leeren Händen, doch vertröstete er die Freunde, daß er Aussichten habe auf eine großartige Anstellung. Dann werde er seinen Anteil mit Zinsen zurückerstatten. Als er sich dann in seiner Eigenschaft als Kassierer daran machte, das Geld einzustreichen, brachte Grule in schüchternem Tone seinen Wunsch vor: er habe doch den größten Teil des Geldes durch seine Arbeit verdient, und er habe daran gedacht, seiner Frau etwas davon zu schicken.

Runzig brauste auf; er sei wohl verrückt geworden! Die Kasse sei gemeinsam, so hätten sie's abgemacht, und keinen Pfennig könne einer für sich verlangen, das widerspreche den „Statuten“.

Grule blickte verdutzt drein; von Statuten wußte er nichts. Aber wie immer erschrak er vor Runzigs entschiedenem Auftreten, gegen das nicht aufzukommen war.

Da ereignete sich etwas Außergewöhnliches: Peter, der stumm dabei gesessen hatte, nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel und begann zu sprechen. „Hier die zehn Mark“, damit zog er ein Goldstück von dem Gelde ein, das noch auf dem Tische lag, „wird Grule morgen an seine Frau schicken.“

Runzig blickte wie versteinert auf den Sprecher, der ihn seinerseits mit Kälte fest anschaute. Als er sich ein wenig erholt von seinem Staunen über solche Kühnheit, meinte Runzig: Peter solle keine schlechten Witze machen und das Geld herausgeben; die Kasse habe Schulden.

Peter lächelte eigentümlich, betrachtete sich den neuen Anzug Runzigs eine Weile, schien etwas sagen zu wollen, hing aber schließlich doch nur die Pfeife an ihren alten Fleck und war damit seiner gewöhnlichen Rolle wiedergegeben.

„Das ist der reine Diebstahl!“ schrie Runzig und verließ mit giftiger Miene die Gaststube.

An diesem Abende führten Grule und Peter ihren Plan aus, sich einmal ordentlich satt zu essen. Dann flickten sie noch ein wenig an ihren Sachen herum, die arg zerrissen waren, um schließlich zu Bett zu gehen und sich des wohlverdienten Schlummers zu erfreuen.

Am nächsten Morgen, als sie nach einer gesund durchschlafenen Nacht erwachten, standen sie vor einer eigenartigen Entdeckung: alles, was sie von einigem Werte besessen hatten, war verschwunden. Auch Kleinigkeiten, wie Grules Glaserdiamant, hatte der Dieb mitgehen heißen. Peters Tabaksbeutel mit dem Zehnmarkstück darin fehlte, und was für ihn das bei weitem Schmerzlichste war, die Pfeife mit dem springenden Hirsch und dem Schützen war auch nicht mehr zu finden.

Es konnte für die beiden kein Zweifel darüber sein, wer der Dieb sei, obgleich solche Niedertracht von Runzig schwer zu glauben schien.

Grule saß da, kreidebleich, wie vernichtet, er fand keine Worte, und selbst die Thränen, die ihm sonst so leicht gekommen waren, versagten einem so harten Schlage gegenüber. Peter ging in die Stadt, er dachte, er könne des Diebes vielleicht doch noch habhaft werden; aber das war vergebene Mühe. Entweder hielt sich Runzig gut versteckt, oder, was noch wahrscheinlicher war, er hatte sich längst mit seiner Beute aus dem Staube gemacht.

Als Peter nach mancher Stunde in den Gasthof zurückkehrte, fand er Grule in derselben Verfassung, wie er ihn verlassen, halb angekleidet auf seinem Bette sitzend, mit merkwürdig veränderten Zügen vor sich hinbrütend.

Peter erschien Grules Wesen sonderbar. Was hatte der Alte für einen stieren Blick! Und reden wollte er gar nicht; das war für Peter am unheimlichsten. Das Schweigen hatte er doch sonst gepachtet. Es blieb nichts anderes übrig, er mußte sich entschließen, den Mund aufzuthun, wenn er aus jenem etwas herausbekommen wollte.

Der junge Mensch hatte sich mit dem Mißgeschick, das ihn betroffen, schon halb ausgesöhnt; ein paar Wochen angestrengter Arbeit, und der Schaden war wieder ausgeglichen. Aber das mußte er sich sagen, mit dem Alten dort auf dem Bette war es

Digitized by Google

etwas anderes. Der hatte einen ganz anderen Verluſt erlitten, und wenn man älter war, verwand man wohl auch ſchwerer. —

In der Nacht fing Grule an zu phantaſieren. Er ſprach mit Runzig, von dem er in energiſchen Worten die Herausgabe der „Genoſſenſchaftskaſſe“ forderte. Er ſchrie und tobte ſchließlich, und Peter hatte Mühe, den ſchwächlichen und ſonſt ſo friedliebenden Mann im Bette zu erhalten.

Am nächſten Morgen war Grule nicht dazu zu bewegen, ſich zur Arbeitsſtätte zu begeben. Er habe das nicht nötig, erklärte er, denn er ſei ein reicher Mann. Peter gab nicht viel auf ſein Gerede; der Alte war wohl nicht ganz richtig im Kopfe! Eines ſchien ihm klar: er mußte nach Haus, zu den Seinen. Peter entſchloß ſich, ihn dorthin zu bringen.

Zunächſt war allerdings die ſchwierige Frage: wovon den Wirt bezahlen? Eine tüchtige Rechnung war aufgelaufen, denn Runzig hatte natürlich nicht an ein Begleichen der Zeche gedacht. Man mußte eben die paar Sachen, die der treuloſe Genoſſe ihnen noch gelaſſen, drangeben; im übrigen hatte ſich der Wirt mit Peters Verſprechen zu begnügen, daß er die Schuld ſpäter einmal begleichen werde.

Nun waren ſie alſo wieder auf der Landſtraße mit erleichtertem Gepäck. Außer den dürftigſten Kleidungsſtücken und den im Walde geſchnittenen Stöcken nannten ſie nichts ihr eigen. Nur langſam kamen ſie vorwärts, denn Grules Füße gerieten bald in einen ſolchen Zuſtand, daß man kurze Tagesſtrecken zurücklegen mußte. Er klagte nicht, beinahe gleichgültig und oft wie geiſtesabweſend ſchaute er drein, mechaniſch einen Fuß vor den anderen ſetzend. Peter leitete ihn wie ein Kind. Kaum daß man ein Wort von Grule hörte, außer des Nachts, wo er ſich mit Runzig noch immer wegen der Genoſſenſchaftskaſſe herumzankte, an die er eine Forderung von einer Million zu haben behauptete. Hin und wieder unterhielt er ſich auch mit ſeiner Frau, der er von ſeinen Reichtümern berichtete. Peter dachte bei ſich: das wird alles wieder gut werden, wenn er nur erſt zu Haus iſt.

Dem jungen Menſchen war eine eigentümliche Rolle zugefallen. Er mußte um Almoſen anſprechen, und das fiel ihm ſchwer genug. Aber da er keine Pfeife hatte, die ihn am Sprechen verhindert hätte, gewöhnte er ſich mit der Zeit wirklich eine gewiſſe Beredſamkeit an. Gelegentlich, wenn ſich gar nichts erbetteln ließ, mußten ſie im Freien übernachten, in einem einſamen Schuppen oder gar im Stroh einer Feime. Bald ſahen ſie auch danach aus. Die Blicke der kontrollierenden Gendarmen wurden immer ſchärfer und ihre Anreden immer gröber. Einmal, als ſich Peter hatte beim Betteln abfaſſen laſſen, mußten ſie ſogar eine Nacht im Polizeigewahrſam zubringen.

Endlich nahte die Heimat. Grule ſchien auch dieſe Thatſache teilnahmlos hinzunehmen. Ruhig ließ er ſich von dem Freunde durch die Straßen führen.

Man traf die ganze Familie zu Haus an. Es war gegen Abend. Frau Grule war im Wohnzimmer mit Plätten beſchäftigt, die Kinder ſaßen über den Schularbeiten. Das Ganze machte einen einfachen, aber ſauberen Eindruck und erſchien Peter, der zuerſt eintrat, um die Ankunft des Familienvaters anzumelden, als das Höchſte an Gemütlichkeit, was er ſeit langem geſehen.

„Der Vater iſt zurück!“ ſo kam's vom Munde der beglückten Frau, und „Der Vater iſt zurück!“ antworteten die Kinder in einem Atem.

Als er nun freilich über die Schwelle ſtolperte, mit wildem Haar, zum Skelett abgemagert, in ſchmutzſtarrenden völlig abgeriſſenen Sachen, herabgekommen und verwildert, da verſtummte der Jubel. Beſtürzt blickte die Frau drein und ängſtlich die Kinder.

Grule umarmte niemanden, ging vielmehr, einer alten Gewohnheit folgend, auf ſeinen Armſtuht zu und ließ ſich dort nieder. Die Frau kannte ja ihren Alten als Sonderling, aber das war ihr doch zu viel; ſie wandte ſich an den Freund um Erklärung.

Peter berichtete in Kürze, wie es ihnen ergangen. Er ſagte dann noch, daß Grule ſehr müde ſei von der Wanderung, ſie möge ihn nur gut pflegen, das übrige werde ſie dann ſchon ſelbſt ſehen. Damit ſchien er ſeine Aufgabe hier für erfüllt anzuſehen und wollte nun eigentlich ſeiner Wege gehen.

Aber Frau Grule ließ ihn ſo nicht fort. Trotz ihrer begreiflichen Erregung wollte ſie doch zeigen, daß ſie Lebensart beſitze. Sie bot dem Freunden einen Stuhl an und räumte das Plättbrett weg. Gleichzeitig erzählte

ſie ihre Erlebniſſe: Sie habe ſich tüchtig plagen müſſen ohne den Ernährer, aber durchgekommen ſei ſie. Sie habe Arbeit erhalten für ein großes Hotel in der Nähe, das jetzt ſeine ganze Herrenwäſche bei ihr beſorgen laſſe. Verſetzen habe ſie nichts brauchen, und gehungert hätten die Kinder auch nicht. Und als der Vater damals geſchrieben, er habe Arbeit, da hätten ſie ihm geantwortet unter poſtlagernd, er ſolle nur ſchleunigſt nach Hauſe kommen, ſie hoffe ihn durchzubringen, bis ſich hier am Orte wieder was für ihn fände. Der Brief ſei aber wohl nicht in ſeine Hände gelangt.

Während ſie noch ſprach, fing er an, ſich in ſeinem Stuhl zu regen, dann erhob er ſich und ging im Zimmer umher; er betrachtete die Möbel, die er zum größten Teile einſtmals ſelbſt angefertigt hatte, dann ſagte er plötzlich zu ſeiner Frau: man müſſe ausziehen von hier und das ſofort!

„Ausziehen?“ meinte die Frau Grule. „Weshalb denn? Die Wohnung iſt doch gut und dabei nicht allzu teuer.“

„In ſolch einem elenden Loche werde ich nicht wohnen bleiben! Wir ſind jetzt reiche Leute. Ja, ja, ich bin zum Millionär ernannt worden. Ja, ja, Frau! Die Genoſſenſchaftskaſſe hat mich zum Millionär ernannt.“ — Dabei lachte er haſtig mit rauher Stimme.

Seine Frau blickte ihn offenen Mundes an. Sie begann etwas zu ahnen, ängſtlich fragte ſie den Fremden, was der Vater damit meinen könne. Peter legte zur Antwort nur den Finger auf die eigene Stirn.

Frau Grule begriff ſofort. Sie begann leiſe vor ſich hin zu weinen. Alſo, ſo war der Meiſter zu ihr zurückgekehrt! — —

Aber lange gab ſie ſich ihrem Schmerze nicht hin; mit zwei jungen Kindern und einem ſchwer erkrankten Manne durfte man das nicht.

Zunächſt hieß es: was ſollte nun geſchehen? Sie legte dieſe Frage dem Fremden vor. Peter überlegte einige Zeit, dann meinte er, man würde wohl gut daran thun, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Das leuchtete der Frau ein. Der Fremde ſchien überhaupt ein vernünftiger Mann zu ſein, ſie fragte ihn, ob er nicht noch ein wenig bleiben könne. Aber Peter erklärte, er müſſe fort. Die Frau erkundigte ſich, ob er denn nicht wenigſtens etwas zum Danke annehmen wolle für alles, was er an ihrem Manne gethan.

Da lächelte Peter eigentümlich. Sein Blick hatte ſchon vorher mit ſtummer Bewunderung an einer Stelle der Wand geruht, wo an einem Nagel Tabakspfeife und Beutel des Hausherrn hingen. Er ſagte nichts, aber Frau Grule, die ſeinem Blick folgte, erkannte, woran er mit ſolcher Verliebtheit hing. „Die alte Pfeife! Macht Euch das Spaß?“ Und ſie nahm Pfeife und Beutel vom Nagel und brachte ſie ihm.

Peter grinſte vergnügt. Ein Schütze und ein ſpringender Hirſch waren zwar nicht auf dem Porzellankopfe, aber dafür das Bildnis eines jungen ſchönen Mädchens mit pechſchwarzem Haar und roten Backen. Das gefiel ihm. Sofort hing ſie in ſeinem Mundwinkel. Sie paßte ausgezeichnet dorthin.

Und als habe er mit einem Male wieder die Sprache verloren, nun dieſes natürliche Vorlegeſchloß an ſeinen Lippen angebracht war, nickte er nur noch mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, reichte allen die Hand, auch ſeinem Gefährten Grule, und ging mit freundlicher Miene.

Frau Grule fragte am nächſten Morgen den Kaſſenarzt, der den Meiſter von früher her gut kannte. Er konnte ihr nur beſtätigen, was ſie ſchon wußte.

Sprüche.

Von

A. Stier.

Das Zuviel iſt des Guten Feind:
Wenn zu viel die liebe Sonne ſcheint,
Zu viel Freude dir beſchert,
Zu viel Segen dir gewährt,
Zu viel Liebes dir geſagt,
So fragt ſich, ob dir's noch behagt!

Manchen ſiehſt du zum Abgrund jagen,
Den weinend ſein guter Engel floh;
Kein Weinen hilft, und Bitten und Klagen
Verhallen nutzlos ebenſo,
Denn Gott, der Herr, kann heut noch ſchlagen
Mit Blindheit wie den Pharao.

Digitized by Google

Der 200 Jahre alte Streit um die Neufundland-Fischerei.

Von

Alfred Franz.

(Abdruck verboten.)

Bei dem Jahresessen der Handelskammer von Wolverhampton hat Mr. Chamberlain, der englische Kolonialminister, Mitte Januar in öffentlicher Rede das Verhalten Frankreichs in der Neufundlandfrage „das typische Beispiel einer boshaften und erbärmlichen Politik, welche darauf berechnet zu sein scheine, den anderen das größte Maß von Ärger und Schaden zu bereiten, ohne ihren Urhebern das Geringste zu nützen," genannt. — Eine solche Sprache eines Ministers gegenüber einer befreundeten Regierung ist so ungewöhnlich, daß sie mit Recht großes Aufsehen weit über die Grenzen der direkt beteiligten Länder erregt hat. Selbst Napoleon III. hat auf der Höhe seiner Macht nicht so offen seinen Gefühlen Ausdruck verliehen! Dieses Aufsehen ist noch dadurch gesteigert worden, daß kaum die sich näher mit Politik befassenden, geschweige denn die Kreise des großen Publikums eine Ahnung davon haben, worin die Neufundlandfrage, der plötzlich eine solche Bedeutung zukommt, denn eigentlich besteht.

Die Insel Neufundland, welche dem britischen Nordamerika im Osten vorgelagert ist, stellt den Teil der neuen Welt dar, welchen englische Seefahrer gegen Ende des XV. Jahrhunderts zuerst entdeckten. Wegen des Fischreichtums der umliegenden Meere zog das unwirtliche Land die Aufmerksamkeit nicht nur der englischen, sondern auch französischer, spanischer und portugiesischer Fischer früh auf sich, und gegen Mitte des XVI. Jahrhunderts waren hier oft 40 und mehr Schiffe mit Fischfang beschäftigt. Die Beute wurde am Strande in rasch errichteten Baracken getrocknet oder geräuchert und fand nicht nur in den katholischen Ländern, wo der Stockfisch als Fastenspeise begehrt war, Absatz. In England ordnete die Königin Elisabeth, um die Fischerei zu fördern, 1563 an, daß jeder ihrer Unterthanen Mittwochs und Sonnabends Fische zu essen habe!

Von Ende des XVI. Jahrhunderts an machten englische Unternehmer Versuche, sich der Insel zu bemächtigen und die französischen Fischer, deren Zahl jährlich wuchs, zu vertreiben. Die von ihnen gegründeten Niederlassungen kamen aber nicht recht vorwärts, nicht allein, weil die fremden Fischerflotten ein englisches Monopol nicht duldeten, sondern auch, weil Skorbut und das rauhe Klima unter den Kolonisten aufräumten. Auch die von Lord Baltimore in Ferriland 1623 ins Leben gerufene Ansiedelung brachte es trotz der dem Gründer zur Verfügung stehenden reichen Mittel zu keinem rechten Gedeihen. Die Insel schien nur zur Niederlassung für Fischer während der Sommermonate geeignet zu sein. Im Jahre 1654 lebten erst 350 englische Familien in Neufundland. Noch geringer war die Zahl der Franzosen, welche seit 1635 hier mit Genehmigung Englands Fischbereitungsanstalten unterhielten, aus denen 1660 eine Ansiedelung Placentia entstand. Die dauernd in Neufundland wohnenden Fischer waren den englischen Fischereiunternehmern ein Dorn im Auge. Sie fanden sich dadurch beeinträchtigt, daß die ersteren an der Küste der Insel in Booten mit geringeren Unkosten fischten und billiger als sie lieferten. Auf ihre darüber erhobenen Beschwerden hin beschloß die englische Regierung 1674, die dauernden Niederlassungen in Neufundland zu zerstören und die Bewohner gewaltsam nach anderen

Kolonien zu verpflanzen. Dank den persönlichen Eindrücken und Vorstellungen des mit der Maßnahme beauftragten Beamten wurde der Befehl nicht streng durchgeführt. Die Regierung begnügte sich schließlich mit dem Verbot weiterer Auswanderung nach der Insel. Doch dauerten die Klagen der englischen Fischer über den Mitbewerb der Neufundländer noch lange fort.

Waren schon die englischen Ansiedler in Neufundland den englischen Fischern verhaßt, so läßt sich denken, wie scheel sie erst die französischen Konkurrenten dort ansahen. Diese hatten sich mit der Zeit in Placentia ganz häuslich niedergelassen, ließen den englischen Besitzanspruch auf die Insel ganz unbeachtet und scheuten sich nicht vor Eingriffen in die Rechte der englischen Ansiedler. Als zu Ende des XVII. Jahrhunderts ein englisch-französischer Krieg ausbrach, versuchte eine englische Expedition 1692 Placentia zu erobern. Ihr Angriff scheiterte am kräftigen Widerstand der Franzosen. Kühn gemacht dadurch, schritten diese nun zu Feindseligkeiten gegen die englische Niederlassung St. John und eroberten sie 1696. Mit Ausnahme von zwei Plätzen, die sich tapfer verteidigten, wurden alle englischen Ansiedelungen verbrannt, und die Franzosen richteten sich in Neufundland dauernd ein. Trotz dieses Erfolgs vermochten sie die Kolonie bei den Friedensverhandlungen nicht zu behaupten. Im Jahre 1698 wurde ausgemacht, daß die Insel wieder, soweit als möglich, in den Zustand wie vor dem Krieg versetzt werden sollte. Die Engländer erhielten sonach ihre früheren Stationen zurück. Aber diese waren verarmt und entvölkert, und die kurzsichtige Politik der Fischereiinteressenten in England sorgte dafür, daß ausreichender Zuzug vom Mutterlande ausblieb. Sie dienten in der Hauptsache nur noch während des Sommers den englischen Fischerflotten zur Verarbeitung ihres Fanges. Die Franzosen dagegen siedelten immer mehr Leute in ihrem Gebiet an und trafen Vorbereitungen gegen künftige Angriffe.

Dank dieser Vorsicht waren sie in der Lage, während des Erbfolgekriegs mehreren Angriffen englischer Flotten zu widerstehen und 1705 aufs neue einen großen Teil der englischen Stationen zu vernichten. Im Jahre 1708 glückte es ihnen sogar, nach einigen vergeblichen Versuchen den englischen Hauptort St. John einzunehmen und niederzubrennen. Alle anderen englischen Niederlassungen hatten dasselbe Schicksal, nur die Station Carbonier hielt sich. — Die Neufundlandfischerei kam durch diese Siege vollständig in Frankreichs Hand. Die Engländer hatten das Nachsehen, da eine von ihnen gegen die Franzosen nach Neufundland geschickte Expedition ohne Erfolg zurückkehrte. Dafür waren ihre Waffen anderweitig so glücklich, daß Ludwig XIV. auf die Länge den neuen Besitz nicht behaupten konnte. Im Utrechter Frieden von 1713 verzichtete er auf Neufundland und die Nachbarinseln. In dem 13. Artikel des Vertrages heißt es in dieser Hinsicht: „Die Neufundland genannte Insel mit ihren Nachbarinseln soll fortan vollständig Großbritannien gehören. Zu dem Ende sollen Stadt und Festung Placentia und die übrigen Frankreich gehörigen Orte binnen sieben Monaten nach Austausch der Ratifikationen des Vertrags vom Allerchristlichsten König den Kommissaren der Königin von England ausgeliefert werden. Der Allerchristlichste König, seine Erben nnd Nachfolger wie ihre Unterthanen sollen niemals später irgend eine Macht auf diese Inseln oder Teile davon beanspruchen. Außerdem soll es den Unterthanen Frankreichs nicht gestattet sein, einen Platz auf der Insel Neufundland zu befestigen, andere Gebäude als Bretterschuppen und Hütten fürs Trocknen der Fische zu errichten und die Insel länger zu betreten, als fürs Fischen nnd Fischtrocknen nötig ist.

Aber es soll den Unterthanen Frankreichs gestattet sein, Fische zu fangen und an Land zu trocknen in dem Gebiet und keinem anderen daneben, welches sich von Kap Bonavista zur Nordspitze der Insel erstreckt, und von da an der Westküste nach Süden bis zum Point Riche. Die Insel Cape Breton und alle anderen in der Mündung des St. Lawrence und im Golf desselben Namens sollen fortan Frankreich gehören."

Auf Grundlage dieser Bestimmungen entwickelte Frankreich seine Fischerei in den Gewässern Neufundlands während der Jahre nach dem Erbfolgekrieg mit solchem Erfolge, daß es 1721 mehr als 400 Schiffe darin beschäftigte und den Engländern bei der Versorgung der Mittelmeerländer mit Stockfisch ernste Konkurrenz machte. Die Eng-

Digitized by Google

Die Toriparzen. Gemälde von C. Gussow.
Nach der Radierung von Hugo Struck.

Digitized by Google

tänder sahen sich genötigt, um dem französischen Wettbewerb besser entgegentreten zu können, Neufundland 1729 eine eigne Verwaltung zu geben und seine Kolonisation kräftiger in die Hand zu nehmen. Gegen Mitte des XVIII. Jahrhunderts schätzte man den jährlichen Wert der an den Küsten Neufundlands gefangenen Fische auf 1 032 000 Pfund Sterling. Mehr als 5000 Fischer und Arbeiter fanden in diesem Gewerbszweige hier ihr Brot.

Während der Kämpfe Englands um den Besitz Kanadas gelang es einer französischen Flotte 1762 nochmals, sich der Hauptorte Neufundlands zu bemächtigen. Die Franzosen wurden zwar rasch aus der Insel herausgetrieben, sie setzten indessen beim Friedensschluß zu Paris 1763 durch, daß ihnen zwei an der Südküste Neufundlands gelegene Inseln, St. Pierre und Miquelon, als Zufluchtsstätten für ihre Fischer abgetreten wurden. Sie sollten nur weder Befestigungen noch dauernd Gebäude darauf errichten dürfen. Der Artikel 13 des Utrechter Friedens wurde im Pariser Frieden ausdrücklich erneuert und bestätigt. Wenn Frankreich Cape Breton und die anderen Inseln im Golf von Lawrence verlor, behielt es doch das Recht der Fischerei in dem Golf. Nur sollten seine Fischer sich drei Meilen von den Festlandküsten und fünfzehn Meilen von Cape Breton entfernt halten!

Das Bündnis Frankreichs mit den aufständischen englischen Kolonien in Amerika bot den Engländern den Anlaß, der französischen Fischerei bei Neufundland zeitweilig den Garaus zu machen. Eine englische Flotte nahm 1779 St. Pierre und Miquelon in Besitz und schaffte die 1932 Köpfe starke Bevölkerung nach Europa. So großen Wert legte Frankreich indessen auf diese Besitzungen und seine Fischerei, daß es bei den Verhandlungen, die dem Versailler Frieden von 1783 voraus gingen, hierauf wieder größtes Gewicht legte und keine Opfer dafür scheute. So erreichte es, daß ihm in Artikel 4 die Inseln St. Pierre und Miquelon und zwar jetzt „zu vollem Recht“ wieder überlassen wurden. Artikel 5 besagte: „Seine Majestät, der Allerchristlichste König, verzichtet, um den bisherigen Streitigkeiten ein Ende zu machen, auf das Recht der Fischerei, das ihm auf Grund des Utrechter Friedens an der Küste Neufundlands zwischen Kap Bonavista und Kap St. John, gelegen an der Ostküste 50° n. Br., zusteht. Dafür genehmigt Seine Majestät der König von Großbritannien, daß die Fischereirechte der Unterthanen des Allerchristlichsten Königs, beginnend am Kap St. John, hinaufgehend nach Norden und von da herabsteigend an der Westküste sich bis Kap Ray 47° 50′ erstrecken sollen.“ Die Fischereirechte im einzelnen und das Recht des Fischens im Golf St. Lawrence blieben bestehen. — Dem Vertrage wurden zwei Deklarationen Englands und Frankreichs beigefügt. Die erstere besagte: England werde nichts versäumen, um die Ausführung des Vertrags „mit seinem gewöhnlichen guten Willen und seiner Pünktlichkeit“ zu sichern und jedem Anlaß zu neuem Streit vorzubeugen. Es werde seine Unterthanen hindern, die französische Fischerei während der ihr gewährten Zeit an der Küste Neufundlands zu stören, und zu diesem Zweck die dort errichteten Niederlassungen beseitigen lassen. England werde auch Befehl geben, daß den französischen Fischern das Schlagen des für ihre Zwecke nötigen Holzes gestattet werde. Artikel 13 des Utrechter Vertrags solle für beide Teile die Richtschnur bilden. Die Franzosen sollten danach in Neufundland nicht überwintern, die Engländer aber sollten die französischen Fischer beim Fischen nicht stören und ihre Dörrvorrichtungen während ihrer Abwesenheit nicht beschädigen. Die Abtretung von St. Pierre und Miquelon, hieß es am Ende, sei nur geschehen, um den französischen Fischern eine Zufluchtstätte zu gewähren, und im Vertrauen, daß sie nie einen Gegenstand der Eifersucht zwischen beiden Nationen bilden würden!

Französischerseits wurde dem Friedensvertrage die Erklärung beigegeben, daß Frankreich keine andere Absicht hege, als die, in der ganzen Welt Streitigkeiten mit England vorzubeugen. Mit den Bestimmungen über die Fischerei sei Frankreich vollständig zufrieden.

Neufundland nahm seit der Erwerbung Kanadas und der Selbständigkeitserklärung der Vereinigten Staaten einen raschen Aufschwung, da das englische Kapital und englischer Unternehmungsgeist der Insel ihre Aufmerksamkeit in höherem Maße als früher zuwandten. Schon 1785 zählte man eine

anfässige Bevölkerung von 10 244 Personen, die 8000 Acres Land bebauten. Je mehr aber die Bevölkerung wuchs, um so lästiger empfanden die Kolonisten die den Franzosen gewährten Privilegien. — Die Kriege, welche infolge der französischen Revolution ausbrachen, wurden infolgedessen hier mit Freuden begrüßt. Machten sie doch der Fischerei und Schiffahrt der Franzosen für lange Zeit ein vollkommenes Ende. Die Kolonisten waren alleinige Herren ihrer Meere und konnten darin nach Belieben schalten.

Um so größer war hier die Entrüstung über die englische Regierung, als sie 1814 in Artikel 8 und 16 des Pariser Friedens Frankreich alle Besitzungen, die es am 1. Januar 1792 gehabt hatte, mit allen Rechten zurückgab, ohne auf die Petitionen der Neufundländer Rücksicht zu nehmen. Artikel 14 dieses Vertrages lautete wörtlich: „Das französische Fischereirecht auf der großen Bank von Neufundland, an den Küsten der Insel dieses Namens und der benachbarten Inseln im St. Lawrenee soll wieder auf den Fuß wie im Jahre 1792 gebracht werden."

Die Wirkung dieser Abmachung war eine schwere Schädigung der englischen Fischerei, die ihr lange genossenes Monopol verlor, und gleichzeitig eine endlose Kette von Streitigkeiten mit Frankreich über die Auslegung des Vertrages. Die Franzosen behaupteten nämlich nunmehr, gestützt auf den Wortlaut des Artikel 14, der nur von ihrem Recht sprach, daß ihnen das Monopol der Fischerei an der 1783 festgesetzten Küstenstrecke zustehe. Gleichzeitig förderten sie ihren Fischfang durch Prämien und verliehen dadurch ihren Fischern beim Absatz einen Vorsprung vor den Engländern. — Die Klagen der Neufundländer in London blieben ohne Gehör. Eine Aussicht, Frankreich gutwillig zum Verzicht auf seine Vorteile zu bewegen, war eben nicht vorhanden, und auf einen ernstlichen Streit wollte man es Neufundlands wegen nicht ankommen lassen. Man nahm sogar den Anspruch der Franzosen auf das Monopol der Fischerei an dem größten Teil der Küste Neufundlands ruhig hin, indem man es 1830 geschehen ließ, daß französische Kriegsfahrzeuge einen von der Handelskammer von St. John zur Probe geschickten Fischer aus dem von Frankreich als Monopolgebiet in Anspruch genommenen Gewässern fortwiesen!

Die Erregung der Neufundländer gegen die Franzosen, wie gegen ihr Mutterland, von dem sie sich bei jeder Gelegenheit als preisgegeben und verraten erklärten, nahm unter diesen Umständen einen so gefährlichen Charakter an, daß die englische Regierung während der vierziger Jahre Verhandlungen über eine bestimmte Auslegung der streitigen Punkte des 1783er Abkommens anknüpfte. Eine englisch-französische Kommission beriet 1844 die Angelegenheit an Ort und Stelle. Auf Grund ihres Gutachtens fanden 1846 zu Paris Besprechungen statt. Dabei bot England 1. Anerkennung des französischen Fischereimonopols an der Küste zwischen Bonne Bay um die Nordspitze der Insel herum bis Kap St. John; 2. Gewährung des ausschließlichen Rechtes der Fischerei und Fischereitrocknung in Belle Isle North; 3. Erlaubnis des Verkaufes von Köderfischen*) (Bait) durch englische Fischer in St. Pierre. Es verlangte dafür von den Franzosen eine Abtretung ihrer Rechte an der Küstenstrecke zwischen Bonne Bay und Kap Ray! So billig diese Vorschläge schienen, die Franzosen fanden sie unannehmbar. Sie verlangten Monopolrechte für Fischerei und Fischtrocknung auch noch in Cod Roy, Red Island, Port-à-Port und Lark Harbour. Die Verhandlungen fielen infolgedessen ins Wasser, und der Streit ging weiter.

Die näheren Beziehungen, in die der Krimkrieg beide Staaten brachte, veranlaßten Napoleon 1854, neue Verhandlungen in der Frage anzuregen. Die französische Regierung bot damals Verzicht auf ihr Fischereimonopol in der Bay St. George und verlangte dafür 1. das Recht, Köderfische an der Südküste Neufundlands zu fangen; 2. während zweier Monate an einem Teil der Küste Labradors fischen zu dürfen; 3. das Recht der Fischerei in Belle Isle North. — Diese Vorschläge wurden von den Engländern für unzureichend erklärt. Sie behaupteten, daß den Streitigkeiten nur

*) Diese Köderfische kommen im französischen Gebiet nicht vor, und die Neufundländer ärgerten die Franzosen, indem sie ihnen keine Köder verkauften.

durch feste Abgrenzung der Fischereigebiete jeder der beiden Nationen vorgebeugt werden könne. Sie boten daher den Franzosen das Fischereimonopol an der Küste von Kap St. John um die Nordspitze herum bis nach Kap Verde im Westen, während sie es für den Rest der Küste in Anspruch nahmen. Auf Drängen der Franzosen zeigte sich der englische Unterhändler schließlich geneigt, ihnen auch das Monopol für Belle Isle North und Fischereirechte in Labrador einzuräumen und alle Hindernisse beim Kauf von Köderfischen aufzuheben. — Der damalige englische Kolonialminister Labouchère hielt diese Zugeständnisse für weniger schwerwiegend als die endliche Beilegung des Streites und gab ihnen seine Zustimmung. So kam auf dieser Grundlage 1857 ein Vertrag zwischen England und Frankreich zustande. Kaum wurden indessen diese Abmachungen in Neufundland bekannt, als dort eine nie dagewesene Aufregung entstand. Viele Kolonisten flaggten Halbmast; andere zogen die amerikanische Flagge auf. Die Presse erging sich in schärfsten Angriffen gegen die englischen Unterhändler und die Regierung, und das Parlament Neufundlands protestierte einstimmig, feierlich gegen den Vertrag. Die Kolonisten könnten eine Schmälerung ihrer Fischerei, die sie ererbt hätten und die das Erbe ihrer Kinder sei, niemals gutheißen! Die englische Regierung sah sich unter diesen Umständen veranlaßt, den Vertrag fallen zu lassen.

Wieder begann der Streit der Fischer in Neufundland. Die Kolonisten hinderten die Franzosen daran, sich Köderfische zu verschaffen, die Franzosen ließen kein englisches Fahrzeug in ihre Gewässer und trieben von St. Pierre und Miquelon aus umfangreichen Schmuggel nach Neufundland. Im Jahre 1884 wurden nochmals Verhandlungen eingeleitet, die zu einem Abkommen führten. Dasselbe scheiterte aber wie die früheren am Widerstand der Neufundländer, welche jetzt als Vorbedingung jeder Verständigung Aufhebung der französischen Fischereiprämien bezeichneten. — Um ihren Wünschen mehr Nachdruck zu verleihen, beschlossen sie 1886 eine Bait-Act. Danach ist es verboten, Köderfische ohne besondere Licenz in Neufundlandgewässern zu fangen. Durch eine eigens nach London gesandte Deputation erwirkte die Kolonie Genehmigung des Gesetzes durch England. Es trat 1888 in Kraft und that den Franzosen in der That vielen Schaden.

Mittlerweile waren aber neue Beschwerden gegen diese laut geworden. Entgegen dem Vertrag hatten sie an der Neufundlandküste feste Gebäude errichtet und dauernd bewohnen lassen. Sie hatten ferner nicht allein selbst in ihren Gewässern mit Hummerfang begonnen, obwohl in den Verträgen nur von Fischfang die Rede ist, sondern sie erhoben nun auch den Anspruch, daß kein Neufundländer die Küste, an der sie das Fischereimonopol übten, bewohnen dürfe.

Auch hierüber erhoben die englischen Kolonisten lautes Geschrei und bestürmten ihre Regierung mit Beschwerden. Wenngleich man in England diese für durchaus begründet erachtete, hat man die Franzosen zu einem einfachen Aufgeben ihrer Ansprüche nicht zu bewegen vermocht, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, daß man es mit Frankreich, das man aus politischen Gründen brauchte, nicht vollständig verderben wollte. Man half sich damit, daß man 1890 mit Frankreich ein Abkommen für die nächste Fischereisaison vereinbarte. Es sollten danach die von beiden Teilen vor dem 1. Juli 1889 eingerichteten Hummerfaktoreien bis auf weiteres bestehen, neue nicht errichtet werden. Dabei ist es vor der Hand geblieben.

Das provisorische Abkommen ist von Jahr zu Jahr verlängert worden, und zu einer den Wünschen der Neufundländer besser entsprechenden Auseinandersetzung ist es nicht gekommen. Darüber herrscht eine große Erbitterung nicht nur in Neufundland und Kanada, sondern auch in den Kreisen der extremen Kolonialfreunde Englands. — Daß Mr. Chamberlain jetzt so weit geht, die Franzosen offen des Vertragbruches und der Hinterlist anzuklagen und eine im politischen Leben ungewöhnlich drohende Sprache zu führen, scheint darauf hinzudeuten, daß auch die englische Regierung am Ende ihrer Geduld angelangt und entschlossen ist, in dieser Frage ihrer Auffassung zum Siege zu verhelfen. Die politische Lage scheint die frühere Rücksicht auf Frankreich in England nicht mehr erforderlich zu machen, und man kann gespannt sein, wie sich die Angelegenheit weiter entwickeln wird.

Digitized by Google

Das Lied.

Kein Segel lebt auf dem blanken Meer,
Wildgänſe rudern aus Norden her,
Der Wolken freie Wandergeſellen
Trompeten über den weiten Wellen.

Von den Dünen herab, wo dem wehenden Sand
Die Diſtel trotzt, überm einſamen Strand,
Wo der Tütvogel läuft und die Möven jagen
Und des Klippers verſandete Rippen ragen,

Vom Dünenkamm ſingt des Schiffers Kind
Seine junge Luſt laut in den Wind,
Ein altes Lied, das die Mütter ſchon ſangen
Und die Väter, die draußen ins Grab gegangen.

Das klingt wie Sturm, wie der Wildgänſe Schrein,
Ein Wikingerhorn dröhnt hell darein,
Schwertſchlag, Schildklang und der Wellen
Brauſen, die ſtürzend am Strand zerſchellen.

Horch auf, Lauſcher im Grund!
Die Freiheit ſingt aus Kindermund
Ihr Lied, darunter die wundervollen
Ewigen Meerakkorde rollen.

Guſtav Falke.

Abb. 1. Modell für den 2. Akt zu „Cyrano von Bergerac."
Von F. Bukacz für das Deutsche Theater in Berlin entworfen.

Die Entstehung einer Theaterdekoration.

Von

H. Katsch.

Mit einem Plan und elf Illustrationen nach Aufnahmen des Verfassers.

(Abdruck verboten.)

In dem Augenblick, in dem sich der Theatervorhang hebt, soll der Zuschauer aus der bisherigen Umgebung heraus in die Scenerie versetzt werden, die der Dichter des zur Aufführung gelangenden Bühnenstückes als Schauplatz der Vorgänge, die sich vor unseren Augen abspielen sollen, vorgeschrieben hat. Mit einem Blick werden wir in einen Märchenwald versetzt oder in das Innere eines Palastes, an ein felsiges Gestade mit brandendem Meer oder hoch oben ins Hochgebirge, und zwar fällt der Scenerie oft eine recht bedeutende Rolle zu, um die sich in ihr vollziehenden dramatischen Vorführungen von vornherein durch eine gewisse Stimmung zum Großartigen, zum Heiteren, zum Düster-Ernsten zu unterstützen. Diesen Grundton durch seine Kunst herzustellen, ist Aufgabe des Theatermalers. Wie manches Stück verdankt seinen Erfolg der Ausstattung, ja es gibt eine ganze Klasse von Darbietungen der Theater, die den Namen Ausstattungsstücke führen. Aber gewöhnlich hat der Zuschauer, der all die prächtigen Bilder an sich vorüberziehen läßt, keine rechte Vorstellung davon, wie nun diese von allen Seiten sich zusammenschließenden bemalten Stücke, die so wunderschön sich zu einem Gesamtbilde vereinigen, entstanden sind, noch weniger hat man im allgemeinen eine Vorstellung davon, was für ein ernstes, tüchtiges Können, eine wie vielseitige Begabung und stets frische Erfindungskraft dazu gehören, in diesem Fache der Theatermalerei Tüchtiges zu leisten. Denen, die auf die Thätigkeit dieser Künstler angewiesen sind — und es gibt berühmte, außerordentlich erfolgreiche Künstler auf diesem Gebiet, — denen, die auf dieselben angewiesen sind, ist auch die Entstehung einer Theaterdekoration vertraut, wenigstens im großen und ganzen; im Publikum selbst aber dürfte wenig oder nichts von der Thätigkeit dieser emsigen, rastlos schaffenden

Maler bekannt sein. Wir wollen deshalb einmal versuchen, an der Hand der Entstehung einer bestimmten Dekoration ein Bild von der Thätigkeit des Theatermalers zu entwerfen.

„Zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät findet, wie alljährlich, die Neuinscenierung einer Oper statt. Sie wollen sich behufs Rücksprache über die neuanzufertigenden Dekorationen am xten d. M., vormittags, in meinem Bureau einfinden ꝛc." So ungefähr lautet die Aufforderung, die den Theatermaler zu dem Oberinspektor der Königlichen Bühnen, dem weit und breit durch seine genialen Bühneneinrichtungen bekannten Brandt, beruft. Handelt es sich wie in diesem Falle um die Neuinscenierung der „Weißen Dame", dann ist die Sache zunächst einfach die, daß der betreffende Maler neue Skizzen anzufertigen hat zu Dekorationen, die ihrem Grundcharakter nach feststehen. Anders verhält es sich, wenn z. B. die allererste Aufführung eines neuen Stückes vorbereitet wird. Da gehen der Bestellung der Skizzen eingehende Beratungen voraus, die, nachdem „das Buch" von den Regisseuren, Requisiteuren, dem artistischen und technischen Oberinspektor und dem Maler gelesen und besprochen ist, festzustellen haben, welche Wünsche der Autor hat in Bezug auf Dekoration, wie dieselben befriedigt werden können, ob z. B. bei einem Seenenwechsel genügend Zeit zum Abbrechen der vorangehenden und Aufbauen der neuen Dekorationsteile zur Verfügung steht, oder nicht, ob in solchem Falle eine Vereinfachung der scenischen Bilder mit dem Autor vereinbart werden muß; da wird ferner dem Grundcharakter des Stückes entsprechend der Grundcharakter der Dekoration nach der ernsten, erhabenen, oder lieblichen, frohen Seite hin festgestellt. Namentlich bei Opern wird die Dekoration stets einen großen Anteil daran haben müssen, die Stimmung, welche die Musik bei uns erzeugen soll, mit ihren starken Mitteln zu unterstützen. Es muß ferner schon vor dem Anfertigen der Skizze der für die zu entwickelnde Menge der Mitwirkenden nötige Raum genau erwogen werden. Namentlich bereitet es oft große Schwierigkeiten, die Dekorationen so einzurichten, daß das Chorpersonal richtig nach den Stimmen verteilt werden kann, damit alle so stehen, daß sie den Kapellmeister sehen können, daß alle bequem erscheinen und verschwinden können. Dann gibt es oft archivalische und heraldische Studien aller Art vorher. So hatte z. B. bei der Neuinscenierung des „Rienzi" der artistische Direktor Brandt umfassende Studien über den zu Rienzis Zeiten etwa sichtbaren Teil des alten Rom zu machen, der natürlich lange nicht so freigelegt war wie heute; ferner über die bei den feindlichen Adels-

Abb. 2. Skizze für den 1. Akt der „Weißen Dame."
Von F. Bukacz für das Königl. Opernhaus in Berlin gemalt.

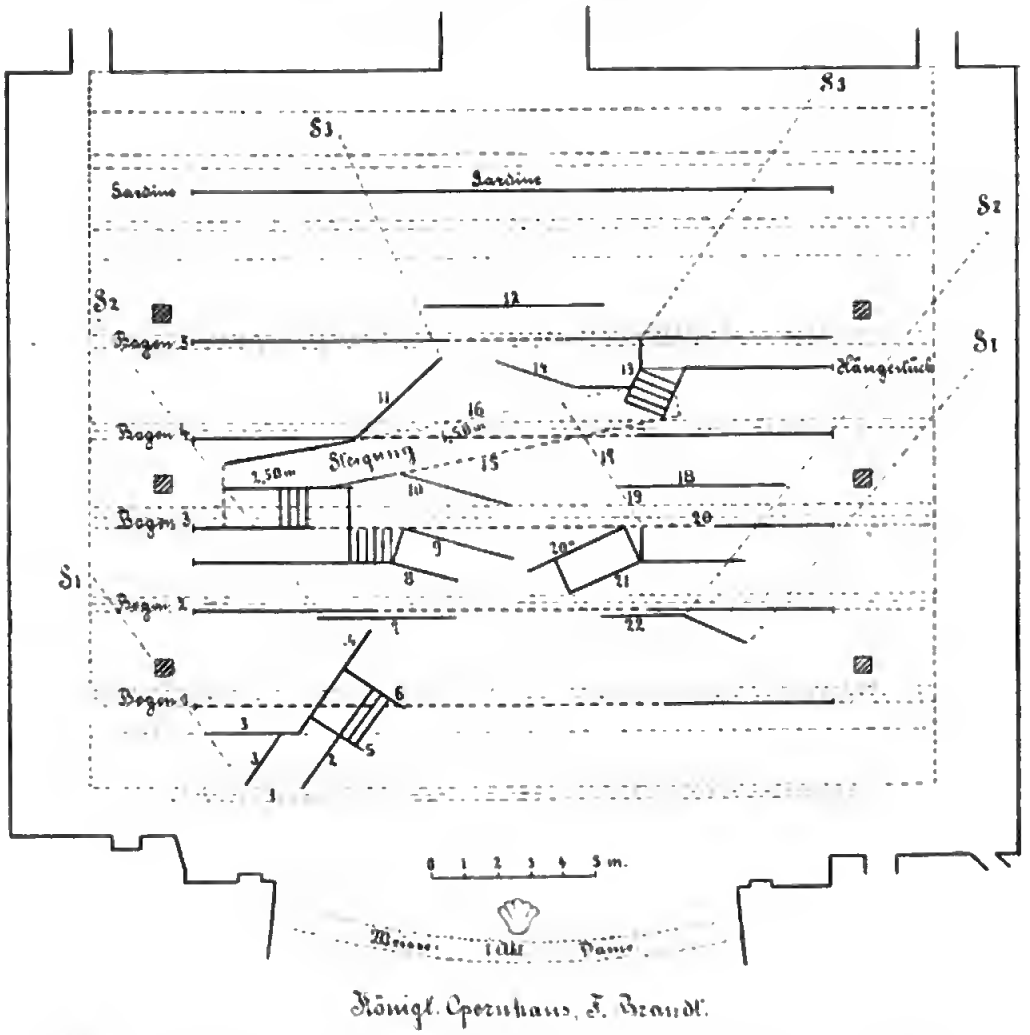


Abb. 3. Plan für den 1. Akt der „Weißen Dame" für das Königl. Opernhaus in Berlin.

geschlechtern üblichen Unterscheidungen in dem Bau ihrer Palazzi, über die Beschaffenheit der sonstigen Wohnhäuser, der Straßen rc., ehe den Malern die Dekoration in Auftrag gegeben werden konnte. Sind alle diese Vorfragen erledigt, dann macht der Theatermaler seine Skizze; dieselbe wird wie jede andere malerische Arbeit, scheinbar wenigstens flott in Öl gemalt und eingereicht (Abb. 2). Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß ein jeder Maler in der Lage wäre, eine Skizze für eine Theaterdekoration zu malen, denn wenn man auch anscheinend ein Bild wie jedes andere vor sich zu haben glaubt, so ist doch die von einem geübten Theatermaler angefertigte Skizze von vornherein auf das Zerteilen berechnet. Zur Erläuterung wollen wir uns einmal vergegenwärtigen, auf welche Teile der Bühne die in einer einfachen, planen Ölskizze entworfene Dekoration verteilt werden muß. Der hier beigedruckte Plan des Königlichen Opernhauses (Abb. 3), den wir der Liebenswürdigkeit des Herrn Oberinspektors Brandt verdanken, ist nach laufenden Metern in Quadrate eingeteilt, der Maßstab unten angegeben. Die mit den laufenden Zahlen von 1 bis 8 bezeichneten Systeme von rechts nach links gehender Linien bezeichnen die Züge, d. h. fest angebrachte Vorrichtungen, um Dekorationsstücke auf den Schnürboden heraufzuziehen oder auf die Bühne herabzulassen. Da, wo das Bühnenbild einen Abschluß hat, im Hinter-

Abb. 4. Im Bau begriffenes Hilfsmodell für den 1. Akt der „Weißen Dame." Von F. Bukacz für das Königl. Opernhaus zu Berlin gefertigt.

grund, werden sich meine Leser erinnern, stets eine glatte, über die ganze Breite der Bühne reichende Malerei, die „Gardine" oder den „Prospekt" gesehen zu haben. Um diesen Hintergrund sichtbar zu machen, sind die in den übrigen davor befindlichen Zügen untergebrachten Dekorationen, — und auch um den Raum für die Darstellung zu gewähren — natürlich nicht über die ganze Breite der Bühne anzubringen, sondern sie hängen nur durch ein oberes Stück mit den Seitenteilen in Verbindung und werden „Bogen" genannt. Das plane Bild muß man sich also zerschnitten denken, so daß es, in mehreren Bogen angeordnet und mit einer abschließenden Gardine versehen, ins Plastische übertragen den Eindruck der kleinen Skizze wiedergibt. Jetzt wird man mir glauben, daß, wenn ein mit der Bühneneinrichtung nicht Vertrauter eine Skizze zu einer Dekoration entwerfen würde, sehr leicht der Fall sich ereignen könnte, daß das zerteilte Bild der ursprünglichen Skizze gar nicht mehr ähnelte. Den oben erwähnten, hier beigedruckten Plan der Bühne braucht der Maler nun ferner zur Einzeichnung seines Grundrisses und zur Ausführung seines plastischen Hilfsmodells. Denn eine Bühnendekoration ist, auch wenn sie eine landschaftliche Skizze darstellt, ein Stück Architektur; sie muß mit einem Grundriß rechnen wie ein Hausbau, namentlich die Geräumigkeit, die Rücksicht auf die Unterbringung der auftretenden Personen ist bei der Abmessung der Verhältnisse des Grundrisses maßgebend. Aber noch eins. Wir sehen in dem eingezeichneten Grundriß Linien mit S_1 S_2 S_3 bezeichnet: das sind optische Hilfslinien, d. h. vermöge dieser Linien stellt der Maler fest, wie breit die einzelnen Bögen sein müssen, damit sie sich für das Auge des seitlich sitzenden Beschauers decken und nicht etwa das Ende der gemalten Herrlichkeit und damit ganz ungehörige Dinge sehen lassen, die alle Illusionen zerstören, etwa Feuerwehrmänner, Maschinisten oder gar sich zankende oder lustige Personen hinter den Kulissen. Nach diesem Grundriß macht sich nun der Maler daran, die ganze Situation plastisch aufzubauen (Abb. 4). Es ist eine Arbeit, die der Anfertigung eines Puppentheaters gleicht, nur zeigt uns das künstlerische Aussehen der Skizze sofort, daß wir es hier mit keiner Spielerei zu thun haben. An der Hand der sich aus dem Grundriß ergebenden Maße fertigt sich näm-

Digitized by Google

lich der Theatermaler die Bögen, die Gardine und alle sonst auf der Bühne anzubringenden Dinge an, indem er alles sauber nach der Skizze aufzeichnet, ausschneidet und, wie wir es als Kinder gethan haben, als „Modellierbogen" zusammenklebt und aufstellt. Er nimmt dazu ein Brettchen etwa in der Größe eines Reißbrettes, zeichnet sich den Grundriß darauf, die Bögen werden aus Papier ausgeschnitten, an kurzen Stahlstangen befestigt, genau da in das Brettchen gestellt, wo der Plan die Züge vorzeichnet, und alle quer in die Bühne hinein ragenden Äste, Stangen, Baumwipfel ꝛc., werden in saubersterWeise ausgeschnitten und an der richtigen Stelle befestigt. In der beifolgenden Abbildung sehen wir so ein im Bau begriffenes Modell nach dem vorher abgebildeten Grundriß aufgebaut (Abb. 5). Das kleine Hilfsmodell ermöglicht nun dem Theatermaler, definitiv die Größe der einzelnen Teile festzustellen; hier kann er durch Drehen und Wenden des Modells von allen Seiten sich die Überzeugung verschaffen, ob die Dekoration eine geschlossene ist, ob auch der neugierigste Zuschauer nicht irgendwo etwas zu sehen bekommen kann, was er nicht sehen soll. Von dem Grade der Genauigkeit, den ein so hergestelltes kleines Hilfsmodell gewährt, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß nach diesem ca. 30 Centimeter hohen, 50 Centimeter breiten kleinen Kunstwerk die Dekorationen angefertigt werden, die in ihren Maßen sich zwischen 12 und 20 Metern halten — wer sich im Augenblick die Länge von 20 Metern nicht vorstellen kann, der denke daran, daß in Berlin die Häuser nicht höher als 22 Meter gebaut werden dürfen — es ist also eine recht respektable Vergrößerung von 50 Centimeter auf 20 Meter! Und doch, so genau ist das kleine Hilfsmodell gearbeitet, daß an der Hand dieser winzigen Teile der Maler an die Ausführung geht. Er muß Stücke Leinwand in der entsprechenden Größe nach dem plastischen Modell ausschneiden und nach der zuerst angefertigten Ölskizze bemalen. Es gibt Fabriken, welche nahtlose Leinwand in solchen Maßen, wie die hier in Rede stehenden anfertigen, aber solche große Stücke finden wegen der enormen Kosten nur für die Panorama-Leinwand Verwendung. Der Theatermaler rechnet mit der Entfernung vom Zuschauer und näht sich die Leinwand, die in $2^1/_2$ Meter Breite käuflich ist, zusammen resp. läßt sich die großen Stücke, deren er bedarf, zusammennähen In unserer Abbildung 6 sehen wir ein junges Mädchen, umgeben von wahren Bergen von Leinwand, die zusammen einen Prospekt von $12^1/_2$ zu 20 Meter bilden, damit beschäftigt, aus den Streifen eine Gardine herzustellen. Ja, aber — wie kann man denn solche Flächen übersehen? Wie kann man auf einem Stück von 250 Quadratmetern, ohne sich zu irren, herumzeichnen, wie kann man das bemalen, wo stellt man dann so etwas auf? Diese Fragen werden sich jedem aufdrängen, der über den Fortgang der bisher geschilderten Arbeit nachdenkt. Beantworten wir die letzte Frage zuerst. Die Dekorationen werden alle in Leimfarbe gemalt, d. h. die gut gemahlene

Abb. 5. Modell für den 1. Akt der „Weißen Dame" mit den Bögen.

Abb. 6. Das Zusammennähen der Leinwand für einen Prospekt.

und wie mit einem Schlage ist das Bild, welches wir noch soeben vor unserem geistigen Auge aufsteigen sahen, vernichtet. Wir stehen am Anfange eines unendlich erscheinenden Raumes, der über 30 Meter lang, 20 Meter breit ist, und der eigentlich total leer aussieht. Außer einigen darin stehenden Menschen kein einziger senkrechter Gegenstand, keine Staffelei, kein Pfeiler, nichts als einige nachher näher zu schildernde niedrige Gerätschaften. Der Fußboden fugenlos und außerordentlich sauber, wo er nicht von großen weißen Flächen bedeckt ist: eben den zu bemalenden Leinwandstücken! Also auf dem Fußboden liegt die ganze Herrlichkeit! Die Leinwand, so

Farbe wird mit einem dünnen Leimwasser „angesetzt", sie hat infolgedessen eine Konsistenz, die der Wasserfarbe, die wir ja alle kennen, gleichkommt. Wie man nun ein Aquarell für gewöhnlich nicht senkrecht aufhängt, weil beim Auftragen die wässerige Farbe an der zu bemalenden Fläche herunterlaufen würde, so kann der Dekorationsmaler schon aus diesem Grunde nicht an einer senkrecht aufgestellten Leinwand arbeiten. Abgesehen aber davon, wie soll ein Mensch an einer Fläche, die 12 Meter hoch ist, die Teile von 5, 6, 7 Metern Länge, wie z. B. große Baumstämme, enthält, wie soll ein Mensch daran herumkrabbeln und überall mit seinen Armen hingelangen? Und dann, welche Räume gehörten dazu, welche Gestelle, welche Mühe des Bespannens und Aufrichtens, welches Heer von Gehilfen?! Nein, das muß anders, als sonst das Malen geschieht, gemacht werden!" Deshalb bitte ich die Leser, mit mir das Atelier eines Theaterdekorationsmalers zu betreten. Herr F. Bukacz hat mir bereitwilligst gestattet, meine Studien in seinem Atelier zu machen, mir alle Dinge erklärt, und er wird mir auch erlauben, die Leser, die mir bis hierher gefolgt sind, von dem zu unterrichten, was ich Merkwürdiges sah. Mit der Vorstellung eines Malerateliers im Kopfe — Staffeleien, spanische Wände, Oberlichtfenster mit Zuggardinen, Podium für Modelle, Teppichen, einem gemütlichen Plauder- und Faulenzereckchen — mit diesem Bilde im Kopfe treten wir ein in die Werkstatt des Theatermalers,

Abb. 7. Beim Grundieren.

belehrt uns der Meister des Ateliers, wird, nachdem sie fertig zusammengenäht ist, flach auf dem sorgfältig gereinigten Fußboden aufgespannt; kein Körnchen, kein Nagel darf sich unter der Leinwand befinden, da der darüber zu streichende Pinsel sonst an dem sich durchdrückenden Gegenstand mehr Farbe zurücklassen würde als an den umgebenden Teilen, d. h. es würde Flecke geben, die leicht stören könnten. Die glatt gespannte Leinwand wird nun zunächst „grundiert" (Abb. 7). Der „Grund" besteht aus Kreide, Leim, etwas Weizenmehl und noch einigen Zuthaten, die jeder Maler erprobt hat, an welche er gewöhnt ist, die aber sein Geschäftsgeheimnis sind und die man also auch nicht verraten darf. Das Auftragen geschieht ebenso wie das Bereiten des Malgrundes durch den Farbenreiber, eine Vertrauensperson, dem das Lager der Materialien, die höchst malerische Leimküche untersteht, der das Aufspannen der Leinwand, das Reinigen der Pinsel und Paletten, das Kontrollieren der Farben in Bezug auf die Zusammensetzung mit Leimwasser obliegt, und die von dieser vielseitigen Thätigkeit ein recht buntscheckiges Aussehen erhält. Das Auftragen des Grundes auf die rohe Leinwand geschieht mit sehr großen Pinseln, die in Süddeutschland „Besen" statt Bürsten genannt werden und die dem damit Beschäftigten Bewegungen vorschreiben wie beim Schrubben oder Schneefegen. Von dem gut zusammengesetzten Malgrund hängt die Haltbarkeit der ganzen Dekoration so wesentlich ab, daß die Mischung und das Auftragen außerordentlich wichtig sind, was man dem ernsten Angesicht des damit beauftragten Farbenreibers auch ansieht. Ist die Leinwand trocken, so gleicht sie, sauber und glatt aufgespannt, einem weißen Linnen — aber nicht lange. Das ist nämlich das für mich Überraschendste gewesen, in wie unglaublich kurzer Zeit eine Fläche wie die geschilderten Prospekte fix und fertig gestellt wird. Allerdings geht es nur den tüchtigsten Meistern so blitzartig von der Hand, wie ich es erlebte. Auf die schön grundierte Leinwand — halt ehe wir dieselbe betreten dürfen, müssen wir uns unseres Schuhwerks entledigen, welches durch seine harten Ränder Eindrücke zurücklassen würde, die sich nachher in der Malerei markieren könnten; wir werden daher veranlaßt, genau wie in den Prachträumen königlicher Schlösser, die der Besichtigung zugänglich sind, Filzschuhe anzuziehen, „Filzpariser", wie der Berliner sagt, und dies lautlose Herumschleichen stimmt vorzüglich zu dem großen, so leer erscheinenden Raume. Wir betreten also weich beschuht die Leinwand und sehen zu, wie zwei Leute eine lange Schnur von Meter zu Meter über die Fläche spannen, während ein dritter Kohlenstriche daran entlang zieht mit Hilfe eines etwas über meterlangen Bambusstäbchens in dessen gespaltene Spitze ein Stück Zeichenkohle eingeklemmt ist. Solcher Art entsteht auf der weiten Fläche ein Netz von Quadraten, die den kleinen Quadraten auf der Skizze entsprechen. Kaum ist die Einteilung fertig, so beginnt auch das Aufzeichnen (Abb. 8). Man denke also, die kolossalen Stücke der Bühnendekoration werden entworfen und gemalt, ohne daß sich das Auge des Malers weiter davon entfernt befindet, als die gewöhnliche Entfernung vom Fußboden beträgt, d. h. etwa $1\,{}^{3}/_{4}$ Meter.

Abb. 8. Das Aufzeichnen.

Es kann sich ja jedermann selber überzeugen, einen wie kleinen Raum man mit Hilfe eines Spazierstockes umschreiben, einen wie kleinen Teil des Fußbodens man mit

einem senkrecht nach unten gerichteten Blick übersehen kann! Da kann man denn den beim Aufzeichnen beschäftigten Maler geradezu mit seiner schreibenden Kohle laufen sehen, wenn es sich um recht lange aufzuzeichnende Gegenstände handelt, z. B. einen Tannenbaum von 6—7 Meter Länge! Ist die Zeichnung in den Umrissen übertragen, so werden diese mit einer dunklen, recht

Abb. 9. Der Farbenreiber mit Zirkel, Lineal und Abstäuber.

stark geleimten Farbe nachgezogen, so daß selbst bei der großen Deckkraft der Leimfarbe später beim Anlegen der Töne die Umrisse der einzelnen Gegenstände stets sichtbar bleiben. Ist alles mit Farbe nachgezogen, dann wird die Leinwand von aller überflüssigen Kohle mit Hilfe eines Abstäubers befreit. Der Abstäuber ist ein großer Leinwandlappen, auch an einem langen Stiel, weil alles, was der Theatermaler thut, im Stehen erfolgt, um einigermaßen eine Übersicht zu haben; so auch die Lineale, die in der Mitte eine Verstärkung haben und darin einen langen Stiel. In Abbildung 9 sehen wir den Farbenreiber mit einem $1^1/_2$ Meter langen Zirkel, mit Lineal und Abstäuber zur Bedienung des Meisters bereit stehen. Auf der von allem Kohlenstaub gereinigten Leinwand beginnt jetzt erst das Malen. Aber du lieber Gott, wer da das Bild eines vor einer Staffelei sitzenden Menschen, der in der Linken die Palette, Pinsel und den Malstock zur Stütze der Rechten hält, vor Augen hat, der lasse die Vorstellung fahren. Da ist zunächst die Palette (Abb. 10)! Mit dumpfem Rollen naht sich das Gefährt, die Palette des Theatermalers, ein großes, niedriges, auf leicht beweglichen eisernen Rädern ruhendes, rechteckiges Gestell, die vertiefte Mitte umgeben von einem Kranz von 34 großen und kleinen irdenen Töpfen, die angefüllt sind mit den in Leimwasser gerührten Farben. Die innerhalb des Kranzes von Gefäßen tiefer gelegene Stelle des Karrens ist der zum Mischen der Töne bestimmte Raum, und meist ist er triefend naß und schillert in allen Farben. Große Flächen, die in einer sehr zarten Farbe angelegt werden sollen, mischt der Maler wohl in einem großen Gefäß, z. B. die hellen blauen Töne, mit denen etwa der ganze obere Teil eines Prospektes bemalt werden soll. Alles übrige dagegen mischt der geschickte Theatermaler auf der Palette, und er wird dadurch, weil er eben öfter mischen muß, nicht einförmig in den verwendeten Tönen werden. Dem Uneingeweihten erscheint es ganz unbegreif-

Abb. 10. Die Palette des Theatermalers.

lich, in welch kurzer Zeit und mit wie sicherer Hand der Maler nun, bald hier, bald dort den langgestielten Pinsel in die Farbentöpfe tauchend, dazwischen aber stets den Pinsel in einem mitgeführten Gefäß mit Wasser ausspülend, sich Töne mischt, die natürlich ganz anders aussehen, als sie austrocknen sollen, und die der flinke Pinsel des mit dem Material vertrauten Meisters in emsiger Eile über die große Fläche verteilt. Unverständliche Striche, Flecke, Töne sehen wir entstehen, wenn wir aber nach einiger Zeit, in der die rasch trocknende Farbe Zeit gewonnen hat, ihre definitive Erscheinung anzunehmen, zurückkehren, so sehen wir, wie aus den regellosen Strichen und Flecken allerlei Dinge entstanden sind, die selbst in allergrößter Nähe greifbar plastisch aussehen.

Freilich wird zuerst in den sogenannten Lokaltönen angelegt, d. h. die Gegenstände werden mit einer Farbe, die ihnen eigentümlich ist und sie voneinander unterscheidet, gemalt; aber wenn es irgend möglich ist, wird vermieden, eine Stelle öfter mit Farbe zu decken, einerseits, weil die Leimfarbe die Eigentümlichkeit hat, daß sie, auf eine untere Farbschicht aufgetragen, anders auftrocknet, als direkt auf dem Malgrund, dann weil mit Rücksicht auf die Behandlung, welche die farbigen Dekorationen erfahren, die ganze Malerei so dünn und einfach wie möglich zu halten ist. Dicke Leimfarbe platzt beim Biegen und Rollen ab, und was hat solch ein Prospekt alles auszuhalten, wenn er das Atelier seines Erzeugers verlassen hat! Die farbige Leinwand wird zusammengelegt, verpackt, verschickt; dann kommt sie in die zarten Hände der Zimmerleute, die sie auf Rahmen spannen und nageln; in dem dunklen Kulissenhaus aufgehoben, werden sie bei Gebrauch nach dem Theater befördert und dabei gewiß nicht wie rohe Eier behandelt, und jahrelang soll solch eine teuere Dekoration doch vorhalten. Deshalb heißt es eben für den Theatermaler, seiner Kunst gewiß sein in jedem Moment, kein Korrigieren, kein Übermalen darf die Solidität der Dekorationen in Frage stellen! Aber nur der Prospekt ist zur Ablieferung fertig, wenn er fertig gemalt ist; die Bögen, die seitlich und von oben das Bild einrahmenden Dekorationen, sind nach dem Malen noch auszuschneiden, damit eben die Form, nach welcher sie heißen, entsteht. Da ragt z. B. eine zierliche Palme mit zarten Ausläufern bis mitten in die Bühne hinein, Schlingpflanzen hängen hoch oben herunter, und alle diese zierlichen Dinge müssen sorgfältig mit der Schere ausgeschnitten werden. Nun ist es klar, daß so dünne, bemalte Leinwandstückchen sich sehr leicht nach allen

Abb. 11. Bergazen einer ausgeschnittenen Dekoration.

Seiten verbiegen und rollen würden; dem muß vorgebeugt werden, und das geschieht durch das sogenannte „Vergazen" (Abb. 11). Das Vergazen besteht darin, daß ein großmaschiges schwarzes Gazegewebe von starrer Beschaffenheit über alle die ausgeschnittenen Teile gelegt und daran durch Nähen befestigt wird. Wer mit einem guten Glase bewaffnet die Ausläufer von Bäumen ꝛc. auf dem Theater genau untersucht, wird auch dieses für den flüchtigen Blick unbemerkbare Hilfsmittel der dekorativen Malerei entdecken. Aber nicht bloß die Form und Farbe seiner Malereien hat der Theatermaler zu bedenken. Es wird jeder schon einmal in Erstaunen geraten sein und sich gar nicht haben erklären können, durch welche Mittel es erreicht wird, daß z. B. bei wechselnder Beleuchtung plötzlich einzelne Teile der Dekoration, als ob sie plastisch hervorragten, Licht fangen. Nehmen wir an, den Hintergrund bildet ein mächtiger Bergabhang. Es ist frühmorgens, die Sonne soll aufgehen; da erscheinen plötzlich einzelne scharf umschriebene Stellen des Berges, die auch schon als Vorsprünge gemalt sind, von den roten Strahlen der Morgensonne eher getroffen als andere. Wie kann das zustande kommen, da doch die ganze Malerei auf einer planen Ebene angefertigt ist und keine aufgeklebten Vorsprünge enthält? Das muß auch der Theatermaler ermöglichen. Soll nämlich ein Prospekt zu einem derartigen Zweck verwendet werden, dann bereitet der Maler nach Gutdünken einige durch die Zeichnung schon dazu sich qualifizierende Stellen für diesen Effekt dadurch vor, daß er die zu beleuchtenden Stellen aus der Leinwand ausschneidet und an die Stelle der ausgeschnittenen Leinwand dünnen Schirting in die Lücke nähen läßt. Dann malt er das ganze Bild in dem Tone, der der Beleuchtung vor Sonnenaufgang entspricht, ohne die Schirtingstellen irgendwie anders zu behandeln. Der Effekt der aufgehenden Sonne wird nun dadurch hervorgerufen, daß von hinten rotes Licht auf den Prospekt geworfen wird, bei welcher Gelegenheit die fast durchsichtigen Schirtingstellen den Eindruck machen, als ob sie seitlich auffallendes Licht empfingen. Die Wirkung ist frappant. Auch sonst hat der erfinderische Kopf des Dekorationsmalers allerlei Stückchen ersonnen, die zu Effekten gebraucht werden, die der ununterrichtete Zuschauer einfach nicht begreift. Ich meine folgendes: es wird dem einen oder anderen von meinen Lesern schon einmal aufgefallen sein, daß eine Wolke, die hell erleuchtet erschien, ohne ihren Platz, ohne ihre Form zu ändern, nach einiger Zeit, wenn sich die ganze Beleuchtung der Bühne änderte, dunkel aussah. Wie kann das zustande kommen? Die Form der Wolke wird auf eine viel dichtere Gaze, als die vorhin erwähnte, aufgezeichnet, und die Schattierung durch immer dichter aufgenähte Gazeschichten hergestellt. Fällt nun von vorn Licht auf diese Gazeschichten, so wird dasselbe an den Stellen, wo die meisten Gazeschichten übereinander liegen, am stärksten zurückgeworfen, und an diesen Stellen erscheint die Wolke hell; fällt dagegen das Licht von hinten auf dasselbe Ding, so passiert das Licht nur die dünnsten Stellen, und die vorhin hellsten erscheinen jetzt als die dunkelsten, weil sie für das Licht am undurchdringlichsten sind. Mit Hilfe eben dieser Gaze wird der Eindruck von Fenstern erzielt, deren Anbringung in Bühnendekorationen wohl nicht gut angängig ist. Die in den Fensterrahmen gehängte Gaze bewirkt eine Trübung des dahinter befindlichen Gegenstandes und erweckt dadurch den Eindruck des Glases. Doppelt genommene Gaze wird zur Hervorbringung von Spinnweben, zerrissene, um zerbrochene Fensterscheiben darzustellen, verwendet. —

Es ist ja leicht erklärlich, daß mit der sogenannten „fortschreitenden Technik" allerlei derartige Kunststückchen von dem Dekorationsmaler verlangt werden, im Grunde genommen ist es aber der Künstler selber, der, nie rastend in dem Erfinden neuer Effekte, in dem Überbieten des schon Dagewesenen die Triebfeder aller dieser den Zuschauer unterhaltenden Dinge ist. Auf allen erdenklichen Gebieten des Landschaftlichen, der Architektur bewandert, mit der Darstellung aller nur darstellbaren Gegenstände vertraut, wird er in bunt wechselnder Folge bald beauftragt, eine Märchenlandschaft, einen Prunksaal des Altertums, das Innere einer gotischen Kirche, brennende Burgen und Dörfer, die Küste des Weltmeeres, und was die Autoren alles verlangen, herzustellen. Außer der unerschöpflichen Erfindungsgabe, die zu dem Berufe nun einmal gehört, außer umfassenden

Kenntnissen muß der Theatermaler auch ein recht ansehnliches Lager von Prachtwerken über alle Arten Architektur, Ansichten aller Städte, die verlangt werden könnten, Abbildungen von berühmten Städten aus früheren Jahrhunderten besitzen, er muß sich eine große Anzahl von Photographien aller möglichen Dinge zulegen und außerdem sich auf dem laufenden erhalten über die Leistungen seiner Kollegen in anderen Städten und Ländern. Nie rastend, mit allem auf seinem Gebiet Neuen sofort bekannt, muß er stets neuer Aufgaben gewärtig sein, muß er stets bestrebt sein, seine und anderer Leistungen durch geschickte Komposition, schöne Farbenwirkung, verblüffende Effekte zu überbieten. Und kein Hervorruf lohnt dem Meister, der der großen Schar der Theaterbesucher ein ganz unbekannter Mann bleibt, für den Anteil, der ihm gebührt an Unterhaltung, an dem frohen Eindruck, den ein gut inscenierter Theaterstück Tausenden bereitet.

Abb. 12. Ein prüfender Blick auf die Arbeit.

Ich möchte zum Schlusse noch einer besonderen Schwierigkeit gedenken, mit welcher kein Künstler in einem anderen Berufe zu kämpfen hat. Ich meine das stückweise erfolgende Abliefern der ganzen Arbeit, deren Gesamtwirkung zu erproben dem Verfertiger niemals möglich ist, trotzdem er die volle Verantwortung dafür trägt, daß alle Teile sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Denn wo und wie könnte eine probeweise Aufstellung der vier bis fünf Bögen des Prospektes und der sonstigen Einbauten vorgenommen werden, die wir z. B. in Abb. 5, dem angefangenen Hilfsmodell zur Dekoration des ersten Aktes der weißen Dame, erblicken. Ungefähr 14 Tage vor der Generalprobe erhalten die Zimmerleute bereits das Hilfsmodell des Malers, um auf der Bühne an Gerüsten und Gestellen zu bauen, welche die später zu liefernden Dekorationen stützen und tragen, das Auftreten der Schauspieler auf vorhandenen Brücken in verschiedenen Höhen des Bühnenbildes ermöglichen sollen, z. B. in den höher gelegenen Teilen der Häuser, auf Balkons und dergleichen mehr. Einen derartigen Komplex von dekorativen Stücken irgendwo probeweise aufzustellen, würde die Kosten der ganzen Inscenierung überschreiten. Das kleine Hilfsmodell und die große Erfahrung, die unabläßige Arbeit setzen allein den Maler in den Stand, die in mehreren großen Ballen verpackte Ausstattung eines Stückes an Ort und Stelle abzuliefern, für die Wirkung des Ganzen einzustehen, ohne mehr als einige Quadratmeter auf einmal davon gesehen zu haben. Um sein Gesichtsfeld zu vergrößern, um einmal an einer besonders wichtigen oder schwierigen Stelle etwas mehr von seiner Arbeit überblicken zu können, sehen wir wohl ab und zu den einen oder anderen der fleißigen Maler auf eine Leiter klettern (Abb. 12) und prüfende Blicke auf die fragliche Stelle werfen. Das ist aber auch alles, was er

zur Beurteilung ſeiner Arbeit vor der Aufſtellung thun kann. Wer ſonſt einem Maler bei der Arbeit zugeſchaut hat, wird ſich erinnern, daß er, ob nun ſein Bild klein oder groß war, ſich faſt nach jedem Pinſelſtrich von ſeiner Arbeit entfernt, zurücktritt, um immer wieder beurteilen zu können, ob das einzelne, mit dem er gerade beſchäftigt iſt, ſich in das Ganze einfügt, „nicht herausfällt", wie der techniſche Ausdruck lautet. Welch konzentriertes Arbeiten, welche Gedächtnisthätigkeit gehört dazu, fünf bis ſechs ſo rieſig große Leinwandflächen, die nicht einmal zugleich nebeneinander liegen können, in einer Farbenſtimmung zu behandeln, daß ſie einheitlich wie ein auseinander gezogenes Bild wirken. In etwas iſt die Neuzeit den Theatermalern zu Hilfe gekommen; früher wurden alle Dekorationen von Gaslicht beleuchtet, es gehörte infolgedeſſen eine beſondere Farbenſkala dazu, die bei Tageslicht gemalten Sachen für die künſtliche Beleuchtung richtig abzuſtimmen. Das elektriſche Licht kommt in der Farbe dem Tageslicht ſehr viel näher, deshalb ſehen die neuerdings gemalten Dekorationen nicht mehr ſo buntſcheckig aus wie früher.

Wenn meine Leſer nun einmal im Theater einen Augenblick Zeit finden — und es kommt, wenn auch ſelten, doch vor, daß die Handlung auf der Bühne nicht alle unſere Sinne beſchäftigt — wer, ſage ich, einen Augenblick Zeit findet in Erinnerung an das hier Erzählte, die vor ihm aufgebauten Bühnendekorationen etwas genauer zu betrachten, der wird ſich gewiß der Künſtler, der Schwierigkeiten, mit denen ſie bei der Herſtellung dieſer Arbeiten zu kämpfen haben, ihrer eigentümlichen Werkzeuge, der Kunſtſtückchen, die ſie zu beſonderen Effekten ſich erdacht haben, erinnern und in der Pauſe den nicht davon Unterrichteten erzählen können: wie eine Theaterdekoration entſteht.

Letzter Schnee. Von Ernſt Muellenbach.

Liebſtes Plätzchen mir im Walde,
Hat der Lenz dich ſchon geſchmückt?
Veilchen blühen vor der Halde,
Wie mein Lieb ſie einſt gepflückt;
Und mit friſch ergrünten Maien
Winkt die Birke, die mein Freien,
Die ein leiſes Ja vernahm.

Doch daß doppelt ſei genoſſen
Dieſes Tags Erinnrungsglück,
Hältſt du zwiſchen Wurzelſproſſen
Noch ein Fleckchen Schnee zurück;
Daß wir uns mit Lächeln ſagen,
Wie es war vor wenig Tagen,
Und wie ſchnell der Frühling kam.

Schubertabend in einer Wiener Bürgerfa
(Verlag der Gesellschaft für ver

Digitized by Google

ullie. Nach dem Gemälde von Julius Schmid.
vielfaltigende Kunst in Wien.)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meinen Kriegsjahren.

Von

Wilhelm Jensen.

(Abdruck verboten.)

Am Morgen des 24. März 1848 in noch erster kaum grauender Dämmerung fuhr ich, ein damals elfjähriger Knabe, zu Kiel aus dem Bett auf, weil die Luft von überaus merkwürdigen Tönen bis zum Rande voll war. Die stellten sich als ein nicht gerade harmonisches Gemisch von Glockengeläut, Trommelschlag, Pfeifengeschrill und tausend rufenden, resp. schreienden Stimmen heraus, und wie ich, meinem Gefühl nach, mit mehr als zwei neugierigen Beinen in die Stadt hinunterlief, stand in der Schloßgartenallee unsere Garnison von „Lauenburgischen Jägern“ zu einer sonderbaren Parade mit höchst kuriosen Gesichtern aufgereiht. Wohl in ihrer Uniform und auch mit ihren Gewehren, nur waren von diesen über Nacht die Perkussionskapseln abgedreht und die Bajonette abhanden geraten. Das mußte ein wenig nachdenklich, auch den größten Heldenmut etwas herabdämpfend stimmen. Zweifellos aber, ob nun dazu aufgelegt, oder nicht, waren sie mit ihren nicht losgehenden Musketen außer stande, an dem zeitweilig in Kiel Geschehenden eine Änderung zu bewerkstelligen, und ich lief weiter bis auf den Kopf an Kopf gefüllten Marktplatz, wo etwas im Grunde sehr Drolliges vorging, indem eine provisorische Regierung erwählt wurde, um den Herzog von Schleswig-Holstein Friedrich VII., gegen Friedrich VII., den König von Dänemark, in Schutz zu nehmen. Doch ward ich von dieser weltgeschichtlichen Feintüftelei nicht sonderlich berührt, sondern schrie ein dutzendmal oder öfter begeistert mit „Hurra!“ und die oberste politische Frage für mich wie für meine Mitquartaner war, ob dieser so großartig begonnene Tag in gleicher Größe weiterschreiten oder sich kümmerlich im Sand verlaufen, d. h. als ein ordinärer Mensatag fortsetzen würde. Durch nicht ungeschickte Operationen gelang es, der ruchbar gewordenen Bestimmung, die Schule solle ausfallen, wenn weniger als die Hälfte der Lernbegierigen sich einstelle, dahin zu genügen, daß mehr als die Hälfte wegblieb. Ein errungener Sieg war's, wie der allgemeine Enthusiasmus ihn nicht herrlicher für die noch unvorhandenen schleswigholsteinischen Waffen erhoffen konnte, und triumphierend rannte ich auf den mittlerweile leer gewordenen Markt zurück, ohne zu sehen, daß ich unweit an meinem Klassenlehrer vorüberkam. Der aber verstand sich auf die Notwendigkeit der Disziplinarhaltung, streng befahl er mich heran: „Will er Flegel wohl die Mütze vor mir abziehen!“ und eh' ich mich dessen noch versah, lag meine Kopfbedeckung, wie von selbst dorthin geraten, am Boden, nur am brummenden Kopf verspürte ich, daß eine kräftige Hand ihr dazu verholfen. Jungelaußen hieß der treffliche Mentor; ich weiß noch, wie ich von staunender Bewunderung festgebannt dastand, daß an solchem Morgen ein Lehrer acht darauf gäbe, ob ein Schüler die Mütze vor ihm abnähme. Doch er that's, der Großgeartete, wie der Landvogt Geßler seinerzeit, und die Erinnerung daran verblieb mir schätzbar durchs ganze Leben.

Damals begannen meine ersten Kriegsjahre, und überaus herrlich waren sie. Weite Begleitung der nach Norden abmarschierenden Soldaten beim Takt der Musik, dann weglos durch Felder und Wälder zurück, verlaufen, mit zerrissenen Hosen, verhungernd und verdurstend. Oftmals zu Haus Einquartierung, und abends bald in der Wohnstube wundersamen Kriegsmären junger Offiziere zuhörend, bald in der Gesindestube von den Gemeinen in die noch wundervollere Kunst des Solospiels eingeweiht. Nur kränkte es mich und ich begriff es nicht, daß sie immer irgend einen Grund hatten, mich nicht selbstthätig daran mit teilnehmen zu lassen. Daß manchmal zwischen den abgegriffenen Karten kupferne Dreilinge und Sechslinge über den Tisch klapperten, erschien mir als durchaus nichtig gegen die Erhabenheit des Spiels, und erst um vieles später ging mir auf, daß jene, die ich noch nicht in der Tasche trug, das Wichtigste an der Sache gewesen seien. Ziemlich weit kommt man ins Leben hinein, eh' man von solchen Mißverständnissen wirklich und endgültig frei wird.

Es wurde damals noch in anständiger Weise Krieg geführt, die bedachtsam Rücksicht auf eine

für die beiderseitigen Armeen bekömmliche Witterung nahm, und zur Verhütung von Schnupfen, Husten und Gliederreißen, wenn der erste Schnee wirbelte, wenigstens für so lange gutgeheizte Winterquartiere beziehen ließ, bis er wieder wegthaute. Dann aber begannen die männermordenden Feldschlachten aufs neue und mit ihnen Volksversammlungen in den Straßen, die viele Köpfe über dem eben erst von der Druckpresse gekommenen Wochenblättchen zusammendrängten, manchmal jubelten, manchmal stumm lange Gesichter machten, und an beiden nahm ich natürlich ebenso begeistert als begriffslos mit Teil. Eine physikalische Kenntnisbereicherung brachte uns ein, daß wir eines Tages an den äußeren Hafen liefen, uns platt auf den Strand und das Ohr auf die kleinen, leise heranspielenden Wellchen legten. Da vernahmen wir aus ihnen ein dumpfes Gebrumm und Geroll heraufkommen: das waren Geschützsalven, mit denen deutsche Kanonen jenseits der jütländischen Grenze die dänische Festung Fridericia beschossen, und so erfuhren wir durch „Anhörungsunterricht", das Wasser trage den Schall viel weiter, als die Luft, denn diese lag rundumher in lautloser Stille. Bei zweien anderen mir in Erinnerung verbliebenen Fällen handelte es sich dagegen um eigentümliche Lufterschütterungen. Das erstemal an einem sonnenschönen Vorfrühlingstage, dem 5. April 1849, an dem ich im Garten dem Einsetzen von Rosen zusah, als plötzlich nordher am blauen Himmel ein polterndes Getöse herüberfuhr, daß der alte Gärtner, den Kopf aufreckend, meinte: „Wat waar nu dat? To liken*) is nix, awer dat mutt jewul doch wat gewen hebbe." Und das hatte es allerdings, eine Kleinigkeit, die indes nicht eben zur Verbesserung der Herzensbeziehungen zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein beitrug, denn vier Meilen nach Norden war in der Eckernförder Bucht das stattliche Linienschiff „Kong Christian den ottende," von deutschen Kanonen in Brand geschossen, in die Luft geflogen. Im nächsten Jahre saß ich an einem heißen Julimittag im Zimmer, dessen Fenster und Thüren auf einmal gleichzeitig von einem Ruck oder Druck aufsprangen. Doch war ich diesmal schon so weit vorgebildet, um mir zu sagen, daß wahrscheinlich Pulver irgendwie damit im Zusammenhang gestanden, und das bestätigte am Abend auch eine Botschaft aus der fünf Meilen westwärts entfernten Festung Rendsburg, dort sei ein militärisches Laboratorium aufgeflogen. Die Entstehung der Explosion war recht übel verdächtiger Art, vergnüglicher dagegen, daß eine uralte und stocktaube Frau, die seit einem halben Jahrhundert keinen Ton mehr gehört, etwa fünf Minuten Wegs von dem Weltuntergangskrachen entfernt, den weißen Kopf vom Strickzeug aufhob und, nach der Stubenthür blickend, freundlich „Herein!" sagte.

Vielleicht nicht ganz unbezeichnend ist's, daß mein Knabengedächtnis von den Geschehnissen des ersten schleswig-holsteinischen Krieges als Hauptsachen die erwähnten in die Luft verpufften Knalleffekte aufbewahrt hat, nur noch mit der Beigabe, das im Gange der Jahre der Begeisterungsjubel auf den Straßen mehr und mehr, zuletzt völlig aufhörte und lediglich die stummen langen Gesichter übrig blieben. Man hieß Schleswig-Holstein nicht übel „das Zündhölzchen Europas," das unzeitig in Brand geraten eine gewaltige Feuersbrunst zu verursachen drohte, und so beeiferten sich damals Rußland, Österreich und England einmütig, es auszublasen. Preußen durfte dabei zusehen oder vielmehr, um sich ein Zeugnis seiner korrekten und wohlanständigen Gesinnung einzutragen, an dem Ausdrücken des Rauchqualmes zwischen Ost- und Nordsee mithelfen. Die weltgeschichtliche Erkenntnis aber befliß sich der nämlichen, aus der Tiefe des deutschen Gemütes strömenden Einsichtsschärfe wie immer, insofern die gesamte schleswig-holsteinische Bevölkerung, meine Wenigkeit einschließend, den tötlichsten Haß auf ihre Rechtsunterdrücker und Zurücklieferer an Dänemark, die perfiden Preußen warf.

Doch dreizehn Friedensjahre und zwar des faulsten Friedens, den Deutschland je gesehen, vergingen. Da geriet das gefährliche Zündhölzchen wieder in Brand, angezündet in eigenartiger Weise von dem Auslöschen einer Lebensflamme. In einer Novembernacht an einem der schönsten Erdenflecke geschah das inmitten eines See's, aus dem ein uraltes, geisterhaftweißes Schloß aufstieg. Rund um den Wasserrand rüttelte der Herbstwind das letzte braune Laub aus den Wipfeln der nordschleswigschen Buchen und Eichen.

Das Leben des Königs Friedrich VII. von Dänemark hatte nicht übermäßig viel Romantisches an sich gehabt, doch sein Tod bekleidete ihn ein wenig damit als letztem Sterbegewand, und deutlicher erkennbar als sonst im Leichenkondukt von Hohen und Höchsten schritt die Frau Weltgeschichte, weniger trauer- als erwartungsvoll, hinter seinem Sarge drein. Daß die Totensalve des letzten vom Oldenburger Mannsstamme ein verstärktes Echo auslösen werde, unterlag wohl keinem Zweifel, aber daß sie berufen sei, ein siebenjähriges Kanonengebrüll, wie's das alte Europa noch nicht gehört, nach sich zu ziehen, das ahnte von allen Lebenden vielleicht ein einziger und auch der nur in einem traumhaften Voraushorchen in die Zukunft.

Der faule Frieden jedoch hatte in der Stille einem merkwürdigen, mit eisernen Muskeln und Knochenbändern ausgestatteten Geschöpf zum Leben verholfen, dessen Bekanntschaft zuerst die Dänen in sehr unliebsamer Weise machten, da es ein völlig anderes Gebahren an den Tag legte, als die preußischen Hilfstruppen des schleswig-holsteinischen Heeres vor fünfzehn Jahren. Der neue Anblick überzeugte sofort von einer bitterlichen Ernsthaftigkeit, und am unangenehmsten fiel dieser Unterschied dem slavisch-deutschen Bruderstaat Österreich auf, dem die Sache bei seiner „Gemütlichkeit" ein bißchen unerwartet schnell über den Hals gekommen war. Und so sahen wir denn endlich unsere kindlich heiße Sehnsucht erfüllt, die treuen gemütlichen Brüder aus Österreich wieder jubelnd bei uns empfangen und an die dankbar klopfende Brust drücken zu können. Denn in Wien war man äußerst besorgt, daß ein noch so junger und unerfahrener Staat, wie der preußische, Unvorsichtigkeiten begehen könne, die nachher nicht leicht wieder gut zu machen seien. Deshalb

*) Sehen.

ſchickte der Kaiſer ſchnellmöglichſt ſo viel Tauſende von ſeinen Weiß- und Grünröcken, als verſandtfähig waren, zu uns zum Beiſtand des vorſchnellen preußiſchen Armeekorps herauf, und mit Kränzen, Fahnen und Thränen der Rührung empfingen wir die lieben, echten Freunde. Denn wir waren ſeit 1850 um vierzehn Jahre älter geworden, eigentlich keine Kinder und in manchem auch grad keine Grünlinge mehr, doch politiſch noch auf ein Haar dieſelben unglaublich gelbſchnäbetigen, dummen Jungen.

Kriegsjahre waren angebrochen, in denen es ſich weniger um Waffenerfolge handelte, denn das kleine, narrenhafttrotzige Dänemark lag eaſch von dem preußiſchen Ernſt zu Boden gebrochen und zum Frieden gezwungen. Ein weit bedeutſamerer Krieg als mit dem Feinde, entwarf damals in Verſchwiegenem ſeine Pläne, führte ſeine Operationen aus und legte ſeine Minen zwiſchen den „Freunden“ — die deutſche Sprache verdankt der Zeit ihre Bereicherung durch das ſchöne Wort „Condominat“ — und wer einmal die wirkliche geheime Geſchichte, d. h. Maulwurfsarbeit jener Tage ſchreiben will — ſchwerlich geſchieht es ja —, der muß ſich vorher einen großen Vorrat an verſchiedenſten Tintenſorten, kohlſchwarzer und roſenroter, grasgrüner, ſympathetiſch auslöſchender, und nicht zum geringſten narrenjackengelber und pfauenſchwanzbunter herrichten. Und der Hiſtoriker dieſes unterirdiſchen Krieges müßte über den durchdringenden Ernſtblick, wie zugleich über den ganzen Schelmenhumor eines Shakeſpeare verfügen, um das wunderſam aus klügſten Rechnungseinſchlägen und albernſten Poſſenfäden zuſammengeſponnene Kleidungsſtück zur Anſchauung zu bringen, in dem damals die Frau Geſchichte durch die Elbherzogtümee und hauptſächtich durch die Straßen, Hausthüren, Korridore und Empfangsräume Kiels dahinwandette.

Mir ward nicht zu teil, viel von der ſchillernden Pracht mit Augen zu ſehen, mein Ohr vernahm nur im deutſchen Süden davon, für kurze Wochen allein lam ich ab und zu in die van Preußen und Öſterreich „condominirte“ Heimat. Was ich mir dabei gedacht, weiß ich nicht genau mehr, jedenfalls recht wenig und zweifellos noch weniger gutes; ich glaube, daß das politiſche Begriffsvermögen meines Kopfes zu der Zeit ziemlich getreu als Paradigma der Faſſungskraft von 999 Tauſendſteln meiner Landsleute dienen lonnte. Wir waren nicht im Beſitz eines leibhaftigen Spießes, aber ſymboliſch warfen wir ſotchen in den Graben und trachteten nur nach einem guten Rückſtock, unſer Einzetleben möglichſt ſicher darauf zu ſtützen, wie es eigenttich ſeit manchen Jahrhunderten im römiſchen Reich deutſcher Nation kaum anders mehr der allgemeine Brauch geweſen. Was meine Spezialität in der Richtung anbetraf, ſo verheiratete ich mich und ließ mich in der, nach Goethes Ausſage „von einem Kranz ernſtherrlicher Berge umſchloſſenen“ Stadt Stuttgart am Neſenbach nieder. Aus heißen Sommern und nebetdicken Wintern wurden zwei glückliche Jahre, und wenn ich mich damals über dieſen Zuſtand „poetiſch“ ausgedrückt habe, wird es vermutlich ungefähr in dee Form geſchehen ſein, „der Frieden halte Wacht vor unſeeer Thür.“ Jedenfalls beunruhigte mich die etwas große räumliche Abgeſchiedenheit der in Schleswig befindlichen öſterreichiſchen „Brigade Gablenz“ von der ſchönen blauen Donau nicht im mindeſten.

Da lam im Juni des Jahres 1866 ein ſonderbares Summen, Pfeifen und Fauchen über den Kranz ernſtherrlicher Berge, das überall in die Straßen heruntertuhr und ſämttiche Hälſe drin ſich horchend aufrecken tieß. Auch meiner beteiligte ſich daran, und dadurch geriet ich zu einem halben Verſtändnis, das Rumoren in der Luft berichte von einem bevorſtehenden Kriege und zwar zwiſchen Preußen und Öſterreich. Wenn ich mich recht erinnere, lachte ich bei dieſer Erlenntnis, denn Kriege hatten für mich etwas Lächerliches, wenn auch nicht an ſich, ja doch, was ihre Zwecke und Reſultate betraf; ja, mir iſt's, daß ich damals ein recht draſtiſches Sprichwort von „Schlagen und Vertragen“ über das zu Erwartende in Anwendung gebracht. Nur eines berührte ein wenig abſonderlich. Wir homines literati, Alte und Junge, Schwaben und Nichtſchwaben hatten bis dahin auf einem gemütlichen Kollegenfuß zu einander geſtanden, und ſelbſt die größten lebendigen Relikten aus der Frankfurter Paulskirche, die zum Teil in Stuttgart die bitteren Auſtern der freiwilligen Verbannung aßen, hatten, ob auch mit gezientlicher Herablaſſung, mich ab und zu einer wohlwollend lehrreichen Berichtigung meiner politiſchen Verſtändnisloſigleit gewürdigt. Doch jetzt plötztich haftete ihr Blick nicht nur mit wegwerfender Miß-, ſondern mit geradezu durchbohrender Verachtung auf mir. Einem Königsmörder würde man nicht ſo oſtentativ aus dem Weg gewichen ſein, wenigſtens hätte ihn ein ſchmerzlich-ſympathiſcher Achtungsblick der einſamen 48er Größen geſtreift. Vergebtich ſann ich nach dem Grund meines jähen Niederſturzes; weder mit Worten, noch Gedanken hatte ich Böſes gethan, war unſchutdig wie ein Kind, das nichts von einem Unterſchied zwiſchen gut und böſe, großdeutſch und kleindeutſch wußte.

Es erſcheint heut äußerſt merkwürdig, daß ein faſt 30jähriger Menſch ſo begriff- und anteillos inmitten des losbrechenden Wirbelſturmes daſtehen konnte, doch Hunderttauſenden, auch ſchon erheblich weiter in der Entwickelung der Weiheitsjahre Vorgeſchrittenen erging es damals nicht viel anders als mir. Nur iſt zumeiſt ihr Gedächtnis nachher ein bißchen unverläßlich geworden, ſo daß ſie ſpäter der freudigen Überzeugung lebten, ſchon um einige Wochen oder Monate früher ihre Hüften und Herzen begeiſtert mit dem kleindeutſchen Schwert umgürtet zu haben. Noch weit merkwürdiger als mein bisheriger apathiſcher Zuſtand aber war's, daß mir's in jenen Junitagen einmal jählings wie eine blendende Feuerkugel vor den Augen niederſchoß: Himmel und Erde, ein Blinder ſei ich geweſen, denn keine Spiegelfechterei ſei's, ſondern diesmal btutiger Ernſt! Preußen wollte diesmal Schteswig-Holſtein nicht wieder in die däniſche Knechtſchaft zurückliefern — Preußen wollte leinen neuen Tag von Olmütz begehen, noch über die Leiche eines neuen Schimmels van Branzell demütig eine Verzeihung bittende Hand ausſtrecken — Preußen zog das

Schwert, um sich und Deutschland aus dem Joch des slavisch-katholischen Österreich zu befreien oder zum alten Markgrafentum Brandenburg unterzugehen! Das Preußen des großen Friedrich wieder war's geworden, das allein gegen Europa ins Feld zog.

Mein Leben hat keine zweite Stunde gehabt, der gleich, in der mich diese Erkenntnis wie ein Blitz durchzuckte; in ihr fiel meine ganze partei- und überzeugungslose Vergangenheit von mir ab, aus dem gleichgültigen Skeptiker wurde der glühendste Gläubige. Die scharfen Augen der Frankfurt-Stuttgarter Freiheitsheroen hatten doch richtig in mich hineingesehen, erkannt, was ich selbst noch nicht gewußt, daß ich mit zu den Henkersknechten der Tyrannei, den nichtswürdigen Verrätern deutscher Volkshoheit, den teuflischen Vergießern deutschen Bruderblutes gehöre. Oben auf dem Hasenberg vor Stuttgart gerädert und danach als weithin in die Runde flammendes Wahr- und Warnzeichen verbrannt zu werden, wäre der einzige gerechte Lohn für einen solchen Auswurf der deutschen Menschheit gewesen.

Das war schlimme Kriegszeit meines Lebens; wenn sie auch in allem kaum mehr als eine Woche dauerte, lag doch am Abend jeder Tag einem Monat gleich hinter mir. Ich sah ein, es bedürfe des Rades und Feuerpfahls zur Strafe meiner Verworfenheit gar nicht, denn mein täglicher Weg durch die Straßen Stuttgarts war schon der raffinierteste Martergang. Ich habe die Schwaben allezeit als einen geistig erlauchten Stamm angesehen, nicht zum mindesten wegen ihrer Begabung, die ihnen von der Natur verliehenen Eigenschaften nötigenfalls zur zweiten und selbst dritten Potenz zu steigern. Das haben sie gar oft, um nur ein paar Belege aus unserer Zeit vorzubringen, durch Schiller, Strauß, Möricke aufs vollgültigste erwiesen, sich als die Feinsten der Feinen kundgethan und infolge davon natürlich auch — z. B. unter Friedrich Vischers weitleuchtendem Banner — als die Gröbsten der Groben. Allezeit und ausnahmslos aber auch zeichneten sie sich als geborene Pädagogen aus, die in den vollen Schulsack auf dem Rücken schon beim Aufbruch vom Stift her ein Weidengertle mit hineingesteckt erhielten, um untergeordneten Leuten damit auf die Finger klopfen zu können. Solche inferiore Geister und erziehungsbedürftige Schüler jedoch waren alle Nichtschwaben, und wenn es im täglichen Friedensleben nicht immer ganz leicht fiel, sich mit dem schwäbischen Schulmeister in einem erquicklichen modus vivendi zu erhalten, so verdoppelten oder verzehnfachten die Kriegsläufte diese Schwierigkeit. Denn ein altes Sprichwort lautete: „Strafe muß sein, sagte der Schulmeister," und Hunderte aufgehobener schwäbischer Bakel zeigten sich jederzeit in Bereitschaft, dieser Pflichterfüllung an jedem in der Geistesbildung kläglich zurückgebliebenen, von Kartoffeln und Schnaps sich ernährenden „Prenßen" eifrigst nachzukommen.

In jenen Tagen gingen oder schlichen vielmehr schattenhaft, zweien mit Lepra behafteten nordischen, von der Kulturmenschheit Ausgestoßenen gleich, Wilhelm Raabe und ich durch die Straßen der württembergischen Residenzstadt: schon daß wir dabei ertappt wurden, Württemberg nur mit einem t zu schreiben, brachte das Undeutsche unserer knechtischen Gesinnung zu vernichtendem Ausdruck. Heißer Sommer war's, und als ob wir mit dazu berechtigt seien, verspürten wir manchmal arge Trockenheit und Durstbrennen in der Kehle, aber wir waren nicht mehr wie im goldenen Zeitalter dazu mitberufen, dies durch schwäbischen Wein oder schwäbisches Bier zu mildern. Als vor Geächteten schlossen sich uns die Thüren, hinter denen redliche Männer am Stammtisch mit Gläsern und Zungen die nahbevorstehende ewige Befreiung des deutschen Gemütes vom nordischen Barbarentum feiernd verkündeten, und wie in einem der Höllenringe Dantes Umgetriebene erlitten wir unsere Pein. Denn immer wieder führte, statt des Virgil, unser schmachvolles Gewissen uns im Kreis vor das große Buchhandlungsschaufenster zurück, aus dem eine Riesenkarte von Böhmen, mit schwarzgelben und schwarzweißen Fähnchennadeln besteckt, uns medusenhaft entgegenstarrte. Sie deuteten, täglich ihre Plätze ändernd, die Stellungen der österreichischen und preußischen Heeresabteilungen; daß von den letzteren noch immer einige übrig blieben, war freilich kaum zu begreifen, da ebenso tägliche Depeschen die Nachrichten von ihrer vollständigen Vernichtung überbrachten. Und an noch einem Rätsel zerscheiterte unser vollständiger Verständnismangel für wahrhaft geniale Strategie, denn merkwürdigerweise rückten die schwarzweißen Fähnchen beständig um einiges weiter nach Süden vor, und in gleichem Verhältnis wandten sich die schwarzgelben mehr gegen diese Himmelsrichtung zurück. In dumpfem Schweigen standen wir vor diesem, unsere Begriffsfähigkeit übersteigenden Anblick, bis ein schwäbischer Federkollege in einer mitleidigen Anwandlung der vormaligen freundlichen Beziehungen aus seinem Kriegsführungsschulsack die Nacht unserer Unwissenheit grell erhellte. Darin erweise sich eben die teuflische Überlegenheitstaktik des Feldzeugmeisters von Benedek, daß er die vollständig unfähigen preußischen Heerführer in sein tötlich um sie ausgespanntes Netz hineinziehe, sie rettungslos umwickele, um mit einem Zusammenschnüren seines ehernen Fanggarnes die gesamte Feindesarmee zu ersticken, auszulöschen, vom Erdball wegzutilgen. Da fiel's uns wie Schuppen von den Augen, wir erkannten unsere strategische Blindheit.

Und da kam sie auch schon am Frühmorgen des nächsten Tages, des 4. Juli 1866, die offizielle Blitzbotschaft: Bei einem „böhmischen Dorf" Königgrätz sei das ganze, in die furchtbare Benedekfalle gegangene Preußenheer niedergeschmettert, bedecke tot oder zu Tote verwundet das Schlachtfeld, der ohnmächtige Rest habe sich in Gefangenschaft ergeben. Und nach wenigen Minuten flatterten Jubelfahnen von allen Häusern Stuttgarts, wogte glockenjauchzendes Dankgeläut von allen Thürmen, und Wilhelm Raabe und ich reichten uns die Hand und sprachen dazu nur: „Also wieder für ein Jahrhundert Unterthanen des Maranis de Brandebourg."

Ungefähr wohl um 6 Uhr war die große offizielle Siegesbotschaft aus Böhmen her eingetroffen, und es mag 8 Uhr gewesen sein, als eine ordinäre kaufmännische Depesche aus Fraul-

Digitized by Google

furt anlangte, die neben den Börsenberichten des Umstandes Erwähnung that, es seien doch noch einige Mann von der preußischen Armee bei Königgrätz übrig geblieben. Um 9 Uhr aber war der Ausgang der Schlacht schon unentschieden, um 10 Uhr wich Benedek mit den, wenn auch nur geringen, doch heldenmütigen Überbleibseln seiner Truppen gegen die Donau zurück, und um 11 Uhr trafen aus Frankfurt a. M. mit dem Schnellzuge äußerst unerwartete Gäste in Stuttgart ein. Die höchsten Häupter des süddeutschen demokratischen Völkerbeglückungsbundes waren es, bei sich führten sie riesenhafte, schwarze, mit roter Flammenschrift bedruckte Papierplakate, die hurtig von allen Straßenecken funkelten und predigten: Bürger! Männer der Freiheit! Deutsches Volk! Nun kommen die Schänder des Menschentums, die Zerstampfer der Freiheit, die Erwürger Deutschlands auch zu euch. In euere Häuser werden sie dringen, um Quartier zu suchen; da nehmet sie auf, füttert die preußischen Hungerknechte mit ungewohnter Kost, gebt ihnen Wein zu trinken, den sie nicht kennen. Doch dann, wenn sie im Schlaf liegen, ergreifet die nächtliche Axt und rottet die Bestien aus bis auf die letzte, daß das reine Licht der Morgensonne keine mehr von ihnen gewahrt! Im Auftrag: Die letzten Retter Deutschlands, eher tausendmal zu sterben bereit, als die freie Mannesstirn vor den nordischen Henkern und ihren Soldknechten zu beugen. Doch schwangen die göttlich begeisterten Patrioten selbst die „nächtliche Axt“ nicht mit; sie waren die Männer des Geistes, des tausendfältig befruchtenden und befeuernden Gedankens, nicht seiner kleinen, thätlichen Ausführung. Größeres lag ihnen vom Weltgeist ob, und heldenmutig wie der Heeresrest Benedeks zogen sie sich weiter gen Süden zurück. Nur nicht, wie jener, auf den ihnen von der Natur verliehenen Füßen, sondern sie brausten mit dem nächsten Schnellzug der Schweiz zu, der einzigen Luft, die ihre freie Mannesbrust zu atmen vermochte.

Eine Angelegenheit brachte auch mich in den Tagen dorthin, nach Zürich, wo ich, obwohl ein unbenannter, völlig unbekannter junger Mensch, von Friedrich Vischer äußerst liebenswürdig aufgenommen wurde und in stundenlangem Zusammensein mit ihm aufrichtige Verehrung für ihn gewann. Er lud mich für den Abend in seine Stammkneipe ein, mit „etlichen guten Leuten“ dort zusammen zu treffen, und eine gemütliche Stunde verging, bis der Wirt mit einer frischen Zeitung hereintrat und vorlas, die Preußen hätten Frankfurt besetzt und der Stadt 20 Millionen Thaler Kontribution auferlegt. Da schoß Vischer wie ein Champagnerpfropfen vom Sitz auf und schrie: „Das ist eine Infamie, ein Schurkenstreich, wie die Weltgeschichte ihn nicht gesehen! Sie wollen mit einem Schlage die alte Stadt Frankfurt, das alte Haupt des Reiches, zu Grunde richten, denn eine solche Summe Geldes ist in ihr gar nicht vorhanden!“ Ein beipflichtendes Unwillengemurmel der „guten“ Leute erfolgte, nur aus einer Ecke des großen Raumes klang plötzlich von halbdunklem Tisch her eine dünne Stimme: „Nu, wenn se nur an de richtige Thüre komme, da bringe se de 20 Millionen scho in enner halwen Stunde zusamme.“ Nie vergeß ich's; nicht an Größenmaß der Leibesgestalt, noch an griechischem Gesichtsschnitt, doch an Furchtbarkeit des Ausdrucks seines graumbarteten Antlitzes reckte Friedrich Vischer sich als Jupiter tonans empor; seine Nüstern flogen schnaubend, er warf seine Augen wie zwei Feuerkeile in die Richtung, aus der die gemütlich gesprochenen Worte geklungen, hob die Rechte, ließ sie krachend auf den Tisch zwischen umklirrende Krüge niederfahren, und donnernd brach seine Stimme dazu heraus: „Herr — aus welchem elendesten Winkel der Erde sind Sie, daß Sie sich erfrechen, die hochedle, freie Stadt Frankfurt zu beschimpfen?!“ Darauf erscholl mit dem nämlichen ruhigen Ton als Erwiderung: „Erlauwe See, ich bin e Frankforter“ — in dem Gegensatz der dünnen und dröhnenden Stimme, des höchst möglichen Pathos und der denkbarsten Seelengleichmütigkeit, vor allem aber in der Beantwortung der Frage nach dem „elendesten Erdenwinkel“ lag etwas so unsagbar Komisches, daß mir ein unwiderstehliches Lachen über die Lippen platzte. Darauf erfolgte ein Blickumflug des zürnenden Titanen nach mir, sein Arm erhob sich wie ein gebietender Feldhauptmannstab, mit einem Ruck schritt er davon, durch die Thür — jeder „gute“ wanderte eilig hinter ihm drein, mich allein am geschändeten Stammtisch zurücklassend — „und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.“

Doch ging ich am nächsten Abend wieder durch die Neckarstraße in Stuttgart, sah, wie von Westen her Phöbos' goldenes Antlitz mir scheidend entgegenblickte, und faltete die Hände und sprach: „Großer, gnadenreicher Spender alles Herrlichsten, wenn ich mich nicht zu unwürdig an dir versehlt habe, so gewähre mir eines, laß mich in deinem Strahl dorther von der Uhlandshöhe die preußischen Pickelhauben aufblitzen sehen!“

Ach, es geschah nicht — meine Sünden bedünkten den Musagetes wohl zu schwer. Waffenstillstand, dem hurtiger Friedensschluß folgte, ließ die Pickelhauben einen halben Tagemarsch vor Stuttgart am Nesenbach halt machen. Die schwäbischen Wirte verzapften uns wieder „gut Bier und Wein,“ und die alten guten schwäbischen Freunde schauten uns an, als ob sie acht Tage lang ein bißchen zu viel davon verkonsumiert hätten, die Folgen ein wenig im Kopf und Magen herumtrugen, und lächelten, uns wieder erkennend, mit etwas matter Freundlichkeit. Wir hatten alle eine Woche lang geträumt, und ein recht närrischer Traum war's gewesen, aus dem mir leider keins von den schwarzen Plakaten mit der roten Flammenschrift verblieben.

So saß der Friede, der herrliche Knabe, wieder am Nesenbach, aber er hatte nicht das vormalige harmlos jugendliche Gesicht, noch die frische Farbe, sondern nahm sich blaß und angegriffen aus, so daß Leute, die um seine Gesundheit besorgt waren, sich zur Erhaltung derselben zusammenthaten. Sie begründeten in Stuttgart eine „deutsche“, das heißt, Anschluß an Preußen proklamierende Partei und schufen ein Zeitungsorgan zur öffentlichen Vertretung ihrer Bestrebungen.

Absonderliche Friedensjahre waren's, die auf

den Sommer 1866 folgten, sie erinnerten nach mancher Richtung an ihre Vorgänger seit 1864, in denen Preußen und Österreich miteinander das „friedliche" Condominat in den Elbherzogtümern geführt. Es schien alles wieder in gezientlicher Ordnung zu sein, und es gab auch eine Anzahl von beschwichtigt-beschwichtigenden Leuten, die täglich mit Mund und Feder versicherten, daß es an nichts fehle und überhaupt gar nichts mehr zu wünschen übrig sei. Aber wenn man einmal seine Phantasie zu dem allerdings etwas eigentümlichen Vergleich befruchtet hatte, sich dies tägliche Leben als eine Kaffeetasse vorzustellen, so ward man beim Trinken beständig von dem Gefühl überkommen, sie habe einen Sprung oder vielmehr sei an mehreren Stellen genietet und wackle so, daß es auf die Länge nicht mit ihr gut gehen könne. Es mußte da zum sicheren Heilmachen entweder ein Jahrmarktskitt von noch nicht dagewesener Wunderart erfunden werden, oder wohl besser noch wäre eine ganz neue Tasse ohne die alten Scharten, Risse und „Unthätle" drin zu statten gekommen. Doch aus welcher Fabrik sollte die geliefert werden, daß sie in Bezug auf Umfang, Qualität, Dicke, Ansassungsart, Verzierung und Henkel allen Bedürfnissen und Geschmacksnerven diesseits und jenseits des Mains gleicherweise entspräche?

Vorderhand suchte man nach einem neuen, wenigstens für's nächste etwas Halt verheißenden Kitt, den seine Verfertiger mit dem Namen „Zollparlament" belegten. —

Nirgendwo, hat's mich von je bedünkt, liegt die Hölderlinsche „Nacht" so über der Erde, wie im Schwabenlande; sie muß dort in einer ganz besonderen Art dazu einladen, „ferner Freunde gedenk zu sein und der Jugendzeit", und so saß ich, dieser unthätigen Thätigkeit hingegeben, an einem Hochsommerabend noch spät in meinem Zimmer zu Stuttgart, dem Himmel um drei Treppen angenähert, über dem „Feuersee." Dessen Ufer galten damals in der vornehmen, mit Gulden gesegneten Welt der Unterstadt noch als die Wohnsitze von Halbwilden, aber unter mir kam aus seiner dunklen Spiegelfläche „das Ebenbild unsrer Erde, der Mond" als weiße Glanzgestalt herauf, die wie eine wundersame Verbildlichung des Friedens vor meinem offenen Fenster sich wechselseitig von oben und unten eine Lilienhand entgegenzureichen schien.

Plötzlich fuhr ich von dumpfen, stoßenden Tönen auf. Dröhnend, polternd kam es über die nächtlichen Treppen zu mir herauf — wie das vielfüßige Gestampf der Schritte des Krieges. Dann — meine Thür ward aufgerissen — flog mir unwillkürlich durch die Zähne: „Was steht den Herren zu Diensten? Der Casus macht mich lachen!"

Von Kriegerischem hatte das, was da fünf- oder sechsköpfig um Mitternacht zu mir hereinbrach, nicht übermäßig viel, denn sie trugen langehrbare bürgerliche Röcke und süddeutsch „kommode" Filzhüte und stellten die Häupter der neuen „Deutschen Partei" dar, der auch ich als exoterisches Mitglied angehörte. Auf meine Frage aber erhielt ich, nachdem das dringendst nötige Verschnaufen stattgefunden, die kurzangebundene Entgegnung: „Sie müssen morgen früh die Redaktion der ‚Schwäbischen Volkszeitung' (des Parteiorgans) übernehmen."

Darauf ich: „Weiter nichts? Die Sache ist ja noch einfacher, als daß ich den Mond herunter holen soll."

Darauf die Häupter oder das Haupt: „Dabei ist nichts zu spaßen, Sie müssen."

Ich: „Kein Mensch muß müssen, sagt Lessing, wenigstens nicht, wenn er nicht kann."

Die Häupter: „Warum sollten Sie nicht können?"

Ich: „Wenn Sie mich über Nacht chinesisch sprechen lehren, meine Herren, so will ich Ihnen morgen die Zeitung redigieren. Aber unbedingt thäten Sie klüger, einen Gräbeleputzer*) dafür zu engagieren, denn der hat sich jedenfalls intimer in seinem Leben mit Zeitungsblättern befaßt, als ich."

Doch als ceterum censemus scholl mir zurück: „Wir haben niemand anders vorderhand als Sie, und Sie müssen. Der bisherige Redakteur mußte heute Abend plötzlich abtreten, und Sie müssen."

Ich erfuhr, warum er abtreten gemußt. Er hatte in der Zeitung sich das Vergnügen gemacht, den römischen Papst nicht nach der bräuchlichen Weise als den Stellvertreter Gottes, sondern als den des gehörnten und geschwänzten Widerparts desselben zu bezeichnen. Um drei Jahrhunderte früher, zur Zeit des Dr. Martin Luther, wäre dies am Neſenbach als eine sehr natürliche, sogar ein wenig abgedroschene Äußerung aufgenommen worden, doch tempora mutantur Suevique mutantur in illis, und heute verursachte sie einen Sturm im schwäbischen politischen Waschbecken. Über den Berliner Zollparlamentskitt beratend, tagte die Kammer in Stuttgart, in ihr befand sich ein drittel Katholiken, und unter diesen war eine nicht unbeträchtliche Anzahl von vornherein nicht antipreußisch Gesinnter vorhanden.

Bei dieser Aufhellung rieb ich mir etwas die Nase. Das weiße Blatt meiner journalistischen Begriffslosigkeit war so rein, als es überhaupt zu sein vermochte, allein trotzdem witterte meine Unschuld etwas von der über die „Deutsche Partei" hereingedrochenen dira necessitas, deren fatalistische Arme mich mit umschlangen. Ich drückte bei dieser fatalen Umarmung ein Veilchen die Augen zu — und am anderen Morgen um 8 Uhr saß ich als das, wovon ich am wenigsten gedacht, daß ich jemals auf Erden dazu werden könne, als Zeitungsredakteur in meiner Redaktionsstube. Bei der Übernahme hatte ich mich durch ein Treugelübde nur für einige Tage auf dem Posten auszuhalten gebunden und die „Häupter" verpflichtet, sich aufs schleunigste aus West, Nord, Ost oder Süd einen leibhaftigen journalistischen Hauptmann statt meiner Attrappenfigur zu besorgen.

Doch wer zu schwimmen versteht, weiß, welche eigentümliche Bewandtnis es damit hat. Man lernt's schlecht, so lang und so sehr man sich an dem, vom Lehrmeister gehaltenen Gürtel mit den vorgeschriebenen Arm- und Beinbewegungen lerneifrigst abstrapaziert; genießt man dann jedoch den Vorteil, einmal ins Wasser zu fallen oder

*) Schwäbischer Ausdruck für Straßenfeger.

von hilfreichen Kameraden unversehens hineingestoßen zu werden, so paddelt man wie ein junger Frosch mit Händen und Füßen ans Trockne, und alle weiteren Unterrichtskosten sind brevissima manu erledigt. Mit dieser Manier, schwimmen zu lernen, muß aber das Zurechtkommen mit dem Redigieren einer Zeitung eine gewisse Ähnlichkeit haben, d. h. es ist zweifellos am besten, ohne alle Vorkenntnis einfach ins Wasser hineingeworfen zu werden, während einem dabei ganz ad libitum überlassen bleibt, sich selbst wieder herauszuhelfen. Und so platschte und zappelte ich, von den Flossen der Redaktionsscheere getragen, den Tag hindurch in Tinte und Druckerschwärze herum, und als der Abend kam, lag die „Schwäbische Volkszeitung" von mir angefertigt auf den Biertischen der Hauptstadt. Ob ihre Konsumenten sich an dem Tage über ihren Geschmack verwundert und mißliebig geäußert haben, ist mir nicht kund geworden, doch erinnere ich mich, daß ich nach Ablauf einer Woche merkwürdig viel Geschmack an der Sache gefunden hatte und mich bereit erklärte, da der gesuchte Redakteur nicht auffindbar war, die Redaktion ins Unbestimmte weiter fortzuführen und demgemäß das Blatt mit meinem Namen zu zeichnen. Dies geschah; an der Leitartikelstelle hatte ich mit einer kurzen Ansprache mich und meine Absicht vorgestellt, nach Kräften zur Verständigung des Tones in der Stuttgarter Presse beizutragen — und mit dem erhebenden Gefühl rei optime gestae begab ich mich in das abendliche Versammlungslokal der „Deutschen Partei." Da saßen ihre Häupter und die Myrmidonen in ungewöhnlicher Anzahl beisammen, und jeder hielt mein Blatt in der Hand und gefesselt die Augen auf meinen noch druckнassen Leitartikel geheftet. Und dabei spielte sichtlich jedem eine köstliche Freudigkeit um den Mund, tanzte an den Lippen auf und nieder, machte sich durch Umsetzung in schmunzelnde Töne auch dem Ohr vernehmlich und platzte dann von allen Seiten als ein Gelächter zusammen und zwar mir ins Gesicht. Vor dieser unerwarteten Begrüßung stand ich ein wenig verständnislos, bis ich äußerte: „Es erfreut mich außerordentlich, meine Herren, Sie in so heiterer Stimmung anzutreffen, aber da ich an dieser Heiterkeit ein Hauptverdienst zu haben scheine, darf ich Sie wohl bitten, mir auch den Grund —"

Da gelang's einem Haupt, durch die noch vor krampfhaftem Lachen fortzitternden Lippen hervorzubringen: „Glauben Sie denn wirklich, daß es von Ihnen abhängt, einen anständigen Ton in der Stuttgarter Presse einzuführen?"

„Jedenfalls hängt's von mir ab, ihn in der ‚Schwäbischen Volkszeitung' zu führen."

„Wollen morgen schauen!"

Am nächsten Abend leuchtete mir auf zwanzig Schritte vom Kopf des „Beobachters", des demokratisch-österreichischen Organs, mit fingerfetter Schrift eine Zeile entgegen: „Gestern ist hier eine neue Preßmetze eingerückt, Nameus —"

Mein Name war's, der danach folgte; er lehrte mich wieder die Wahrheit des alten Wortes: „Niemand hat länger Frieden, als seinen Nachbarn beliebt," und mein inneres Ohr hatte nur zu richtig vernommen, in der Hölderlinschen Nacht den Krieg über die Treppen zu mir heraufpoltern zu hören.

Schwäbische Kriegsjahre. Nicht Zeilen, sondern Bände ließen sich darüber schreiben. Kanonenschläge, Sprenggeschosse, Brandkugeln — zum Glück sämtlich aus Zeitungspapier — platzten, knatterten, flammten unablässig um meine Behausung; um die Sorge der meinigen nicht zu vermehren, mußte ich allmorgendlich aus dem Posteinlauf Dutzende von Billetdoux sortes kamotieren, durch die mir in der allermerkwürdigsten Orthographie mitgeteilt wurde, daß auf mich, als auf den Auswurf der Menschheit, Beil, Knüttel, Strick, Dolch, Küchenmesser und ich weiß nicht was sonst noch für nützliche Gerätschaften warteten, wenn ich Schuft, Hund, Schuldenmacher, preußischer Kartoffelfresser, niederträchtiger Blattschmierer mich erfreche, nach Einbruch der Dunkelheit meine Thür noch zu verlassen. Viel Pulver ward täglich unnütz hin und her verschossen, zumeist Platzpatronen, doch ab und zu steckte eine Kugel drin und verirrte sich gelegentlich selbst in eine fröhlich zersplitternde Ministerbehausungsscheibe oder bis in ein Fenster des großen Neubaus am Residenzplatz hinein. Daß man mir hin und wieder eine anspornende Befriedigung in der norddeutschen Presse zu erkennen gab, und daß man mich, wo es galt, von dort absolut im Stich ließ, war gleich selbstverständlich; in allen Hauptquartieren benutzt man die Freiwilligen ebenso vergnüglich, als man sie verleugnet. „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Und so hieß es allezeit schußbereit und zugleich auf der Hut zu sein; aber immer ließ sich das nicht vereinigen, der Gegner waren zu viele, nicht nur vor dem Gesicht, sondern ebenso im Rücken. Einmal im Gefechtsgetümmel geriet ich auf den Hohen Asperg, die Schwabenfestung κατ' ἐξοχήν, in Gefangenschaft. Es handelte sich um das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Nord und Süd, und ein schwäbischer Rechtsanwalt und Kammerabgeordneter entflammte Volksversammlungen mit der donnernden Frage: „Wollt ihr, daß eure Söhne von preußischen Unteroffizieren geprügelt werden?!" Daraufhin replizierte meine Druckerschwärze, der Betreffende habe, als er gesagt, im preußischen Heer herrsche Prügelstrafe, gewußt, daß er gelogen. Damit aber hatte ich mich zu weit außer Deckung begeben, denn nun zog der Gegner zur Behauptung seiner Stellung eine schwere Batterie hervor und ließ von der hohen Justiz das Feuer gegen mich eröffnen. Das traf mich mit dem Verdikt: Nach meinen vorgebrachten Beweisstücken hätte ich vielleicht äußern dürfen, daß der Redner nicht der Wahrheit gemäß gesprochen habe, doch ich sei außerstande gewesen, in seine Seele zu blicken und zu behaupten, daß er dies mit Bewußtsein gethan. Umsonst verlegte ich mich ein wenig auf die alte Paukbodenkunst des Floretfechtens und gab zurück: Als Schwabe, Rechtsanwalt und Abgeordneter habe der Kläger wissen müssen, daß er über die Tragweite seines Wissens zu wenig unterrichtet sei, um seine Prügelbehauptung aufstellen zu können. Es half nicht, das Renommee unverbrüchlicher demokratischer Wahrheitsliebe

Digitized by Google

war zu tötlich gekränkt und erheischte von mir vierstägige Buße auf dem Asperg; in fetter Schrift zeigte der „Beobachter“ meine Überführung dorthin an. In etwas anderer Form vollzog sich diese, als sonst der Transport nach den Verbrecherstrafstätten; ich ward beauftragt, mir aus meinem Bekanntenkreise einen „Civilkondukteur“ zu erwählen — eines der „Häupter“ erbot sich sogleich dazu — und vor Gericht wurde ich eidlich verpflichtet, ihm bis zu meiner Ablieferung auf der Festung bei jeder billigen Forderung gleichwie jeglichem sonstigen Beamten zu gehorchen. Nicht vermittelst der ordinären halbstündigen Eisenbahnfahrt gefiel es meinem Kondukteur den alten Bergkegel anzustreben, sondern ich mußte mich neben ihn in einen elegantbequemen Kutschensitz niederlassen, und so rollten wir in beginnender Nachmittagskühle davon. Doch brannte die Julisonne noch recht ausgiebig herab, und da Stuttgart keine unlöbliche Ausnahme von der Gepflogenheit süddeutscher Städte machte, als letztes Haus eine Wirtschaft aufzuweisen, so gebot mein Befehlshaber vor dieser: „Anhalten! Schöpple trinken!“ Keine „unbillige“ Forderung war's, mithin ich durch meinen Eid gebunden, ihr Folge zu leisten — zu wie oftmaliger Gehorsamswiederholung unterwegs in Dorfschaften vor einem grün ausgereckten Zweig ich mich noch genötigt sah, ist mir nicht genau mehr erinnerlich, doch daß wir nach etwa zweistündiger Fahrt im Sonnenuntergang durch das lange dunkle Felsthor am Wachtposten vorüber in die alte Zwingburg einrollten. Das Schicksal Schuberts stand mir vor Augen, und um weniges später stand ich vor dem Gewaltigen dieses Tags, dem Festungskommandanten des Hohenasperg. Ein schwarzbebarteter Obeestleutnant war's von unheimlich weißer Gesichtsfarbe, aus der sich ein finsterer Blick auf mich richtete; ein Gefühl überkam mich, das tägliche Erschießenlassen eines Verbrechers müsse ihm zum Frühstückstisch gehören. Mein Transporteur klappte militärisch die Fersen aneinander und meldete: „Ich habe einen Gefangenen zu übergeben, Herr Gouverneur.“ Doch mit barschem Einfall schnitt der Furchtbare ihm ins Wort: „Ich weiß schon,“ griff hinter sich nach einem Blatt, auf dem augenscheinlich mein Signalement aufs genaueste verzeichnet stand, und musterte mich haarscharf vom Scheitel zur Sohle, wie der Blick eines Adlers einen zur Abendmahlzeit auserkorenen jungen Hasen. Danach setzte er einen Schritt gegen mich vor, hob gebieterisch die Hand und speach mit einer Stimme, aus der vor mir ein offenes Grab drohte: „Sie sind unverbrüchlich der ganzen Strenge der Festungsgebote unterworfen und haben unter keinen Umständen den Ihnen angewiesenen nächtlichen Aufenthaltsraum vor 5 Uhe morgens zu verlassen.“

Ich glaube, daß mir unwillkürlich vom Munde kam: „Zu Befehl, Herr Obeestleutnant. Dies früher zu thun, bin ich Gottlob nicht gewöhnt.“

„Unweigerlich“ — und aus dem einen Woet klang's wie ein ganzes Exekutionspelotongeknatter — „haben Sie sich ebenso am Abend um 10 Uhr in Ihrem Schlafraum für die Nacht wiedee einzustellen. In dee Tageszwischenzeit steht es Ihnen als Strafgefangem der unteesten Klasse frei, Ihren Aufenthalt innerhalb dee Festung zu wählen, wo Sie wollen, und sich nach Iheem Belieben zu beschäftigen.“

Dem letzten folgte eine dumpfe Stille, die der Kommandant nur noch einmal mit der dienststrengen Frage unterbrach: „Hat der Civilkondukteur noch etwas zu bemerken?“

„Nichts, Herr Gouverneur.“

Offenbar waren wir entlassen; der Gouverneur wendete sich kurz um, mein Signalement auf den Tisch zur Seite zu legen. Doch ehe wir den Fuß gegen die Thür vorzusetzen vermochten, drehte er sich wieder, trat, die Hände umeinander reibend, zu uns zurück und sagte mit lächelnder Miene: „Darf ich fragen, wohin die Herrn heut' Abend zu gehn gedenke?“

Mein Kondukteur oder ich versetzte: „Wir genießen zum erstenmal das Glück, Herr Oberstleutnant, uns auf dem Hohenasperg aufzuhalten und sind völlig fremd hier —“

„Ja, ich mein', es wär' wol am richtigschte, wenn's den Herre gefalle thät, ihr Schöpple in unsrer Gesellschaft zu trinke?“

O du mein liebes, schönes, köstlichschnutriges Schwabenländle, wie unvergeßlich lustig führte sich's in dir Krieg! Die vier Tage meiner Einkerkerung gehörten zweifellos zu den schönsten meines Lebens. Ein viertelstündiger Rundgang um die Festungswälle bot überall meilenweiten wundervollen Blick in die Fernen, nach Belieben rastete ich in der Sonne oder im Schatten alter Linden; wenn der Hunger mich anrührte, frühstückte ich in diesem, dinierte in jenem, soupierte in einem dritten Gasthaus; meine Frau und Freunde besuchten mich, die Offiziere luden mich zur Kegelpartie — unweigerlich jedoch mußte ich allnächtlich die Zeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr früh in meinem hochlüftigen Schlafsaal zubringen. Ich erinnere mich nicht, zu irgend einer Zeit besser geschlafen zu haben, und am Tag schrieb ich ein Poem: „Die Schönheit des Daseins.“ Allerdings war ich ein zeitweilig Besiegter, und: ‚Vae victis!‘ hatte drohend der Ministerpräsident von Varnbühler bei der Mobilmachung des schwäbischen Heeres im Juni 1866 gerufen — aber ich habe mich in späteren Tagen allezeit herzlich gefreut, in dem Kampf um den geprügetten peeußischen Soldaten nicht Sieger verblieben zu sein. Ja, von weiteren Konsequenzen abgesehen, hätte ich von Herzen jedem Soldaten der gesamten preußischen Armee einmal solche Gefangenschaft auf dem Hohenasperg gegönnt; sie würde unbedingt vortrefflich zur Stärkung ihree Wehrkraft beigetragen haben.

Um ein Jahr später wirbelte der Trommelschlag wieder in meinem Heimatlande um mich — im Juli 1870 war's — und ein Kriegsjahr, hoffentlich das letzte meines Lebens, begann, zu dem alle vorangegangenen nur eine Ouverture auf einee Kindeetrompete gewesen. Zum drittenmal jedoch — zu meiner besondeeen Freude — waed mir dabei veegönnt, in der „haeeigen“ Luft einer noch ungewissen Zukunft meinen alten dänischen Jugendfreunden wieder zu begegnen.

Bacchantin. Nach der Photographie von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Römiſch-Afrika.

Von

J. T. von Eckardt.

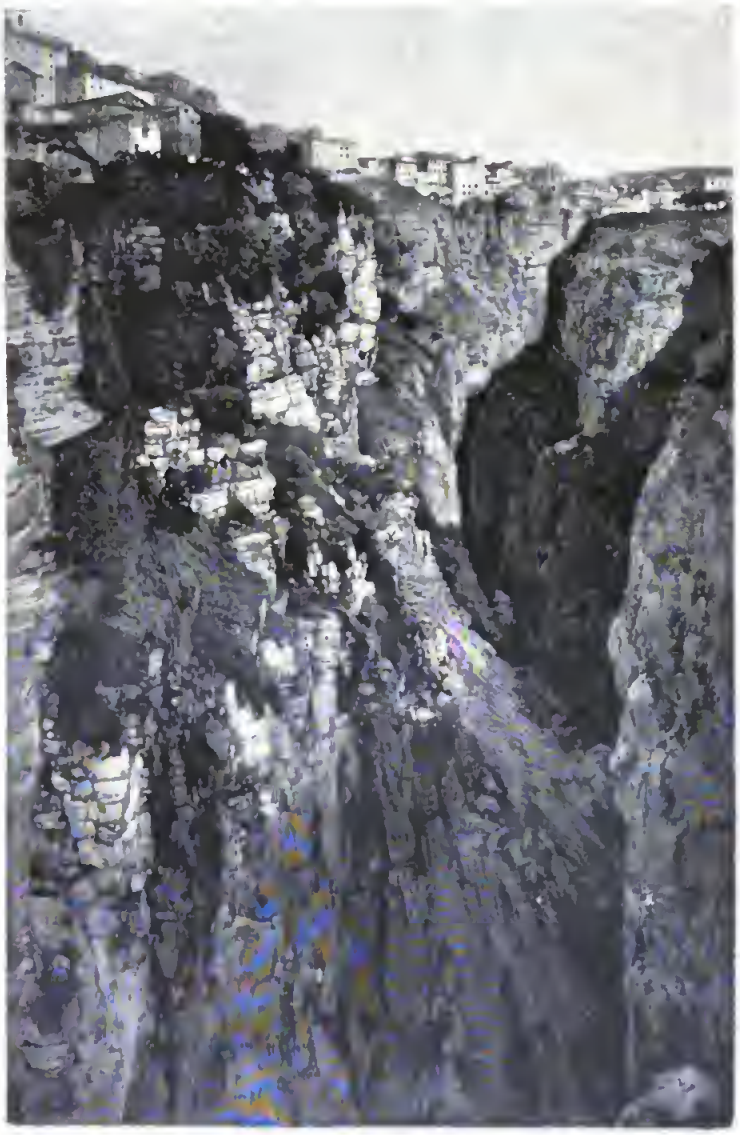
Mit ſechzehn Illuſtrationen.

(Abdruck verboten.)

Im Vergangenen Gegenwärtiges zu erkennen, aus den Wandlungen und Erfahrungen der einſt weltbeherrſchenden Völker Schlüſſe zu ziehen, Anſchauungen zu gewinnen für die Beurteilung der Gegenwart, iſt die Aufgabe des Politikers. Wo ſich ihm ein Bild der Vergangenheit entrollt, ob beim Studium geſchichtlicher Überlieferungen, ob im Anſchauen hiſtoriſcher Denkmäler, immer wird er beſtrebt ſein, die Analogien herauszuleſen zwiſchen den Kämpfen, Beſtrebungen, ja den Irrtümern von damals und heute.

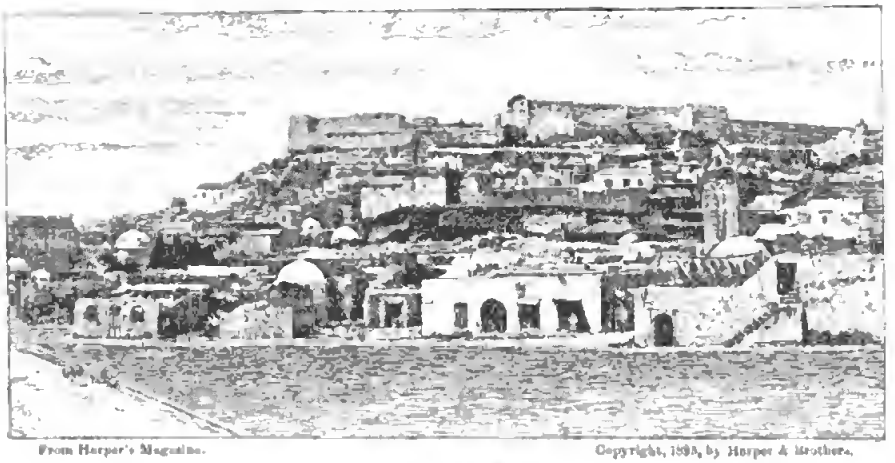
Anders der reiſende Dilettant. Er läßt die Gegenwart in tauſend Eindrücken friſch auf ſich wirken, nimmt Neues lebendig in ſich auf. Und erſt, wenn er das bunte Treiben zur Genüge genoſſen, wendet er den Blick der Vergangenheit zu. Sein Schönheitsgefühl will ſich an ſtrengeren Kunſtformen erfreuen, pietätvoll will er denen, die vor ihm das Recht des Lebens beſeſſen, für das, was ſie erſtrebten und erreichten, ſeinen Dankeszoll ſagen. Iſt er überdies Moraliſt, ſo wird er ſich nicht ungern von ſtummen Zeugen menſchlicher Vergänglichkeit ein memento mori zurufen laſſen.

Für den einen und den anderen iſt das nordweſtliche Afrika ein beliebtes Reiſeziel. Hier hat ſich, inmitten einer unvergleichlichen Natur, ein Stück Altertum erhalten,



From Harper's Magazine. Copyright, 1896, by Harper & Brothers.

Die Stadt Conſtantine.



Blick auf El Kef.

wie es bei dem frischen Aufleben neuer Kulturelemente in Europa nirgends mehr zu finden ist. Auf dem ruinenübersäten Boden des Landes, das einst römische Provinz gewesen, läßt sich die Geschichte einer großen Zeit Schritt für Schritt verfolgen, ein klares Bild gewinnen, wie weit römisches Wesen, Kolonisierung und Latinisierung in Afrika vorgedrungen sind. Daneben wartet des Reisenden eine Fülle der erhebendsten, vertiefendsten Eindrücke, wie sie ähnlich vor hundert Jahren der Besuch unseres, heute nur zu sehr modernisierten Italien gewährte. Bei der Fremdartigkeit des orientalischen Lebens, das sich hier auf dem uralten klassischen Boden abspielt, ist es dem Beschauer doppelt leicht, überall das Vergangene aus dem Gegenwärtigen herauszuschälen.

Das Land, welches wir hier mit dem Namen römisch Afrika bezeichnen und das zu römischer Zeit in Africa propria, Numidien und Mauretanien geschieden wurde, erhebt seinen bergigen Rücken wie eine Insel aus dem Meere. Im Westen aus dem Atlantischen Ocean aufragend, im Norden ins Mittelmeer abfallend, östlich sanft zu den Fluten der Syrten niedersteigend, ist die „Insel des Westens," wie sie der Araber in seiner bilderreichen Sprache nennt, im Süden von den Sandwellen der Sahara umflossen, welche von dort ihren Zugang unzugänglicher wahren, als die Wogen eines schiffbaren Meeres. „Bei der Einteilung der Welt," so sagt Sallust, „zählen die Geographen meist Afrika als dritten Weltteil." Es reichte für sie von den Säulen des Herkules bis zu den Altären der Philenen, jenen beiden Tumuli, welche in sagenhafter Vorzeit in der Sandwüste der Cyrenaika als Grenzwahrzeichen zwischen hellenischem und phönikischem Gebiet aufgerichtet worden waren. Ägypten ist nie in den Namen Afrika inbegriffen gewesen, vielmehr während des ganzen Altertums Asien zugeteilt worden.

Gliedert sich geographisch das mauretanische Abendland in Meeresgestade, Gebirg und Wüste, so lassen sich auch die Bewohner desselben zu vorrömischer Zeit in drei Gruppen scheiden: Libyer im Gebirg, Gätuler in der Wüste, phönikische Fremdlinge am Meere. In den ersteren müssen wir heute nach Sprache, Sitten, Gesichtstypus den Berbern oder Kabylen wiedererkennen, der nach wie vor die Hochebenen und Thäler des Atlasgebirgs bewohnt, von welchen aus er vor mehr als zwei Jahrtausenden die Sicherheit des karthagischen Gebiets so manches Mal gefährdete. Der barbarische, rohe Gätuler, der, nach Herodot, ohne Obdach durch die Wüste schweift, von Jagd und Raube lebt, nicht Gesetz, nicht Ordnung kennt, hat sich dagegen in dem streitbaren Tuareg forterhalten, dem Schrecken der friedlichen Karawane und blutdürstigen Feinde jeder Civilisation.

Denkmäler aus dem Leben jener autochthonen Stämme sind heute nur noch wenige wiederzufinden. Die schwachen Hütten aus Schilf und Asphodelosblättern, in welchen der Libyer zu nächtigen pflegte, konnten weder Zeit noch Zerstörung trotzen,

Digitized by Google

ihre Lehmhauſen und Tumuli, ihr rohes Hausgerät, ihr ärmlicher Schmuck keine Jahrtauſende überdauern. Nur die Felswohnungen der Troglodyten, die bis heute am Südgeſtade der Syrte armen Beduinen zur Behauſung dienen, ſind Zeugen aus dem Menſchendaſein jener weit zurückliegenden Epoche. Mehr Spuren als das Leben hat uns der Tod hinterlaſſen. Erinnern doch in den Thälern des Atlas, in abgeſchiedenen Hochebenen, weit ſüdlich im Auresgebirg, fern in marokkaniſcher Wüſte, überall Rieſendolmen und Steinreihen daran, wie der ſtreitbare Libyer ſeine Krieger im Begräbniſſe zu ehren pflegte.

Wann und unter welchen Umſtänden die Phönikier an das Geſtade verſchlagen wurden, darüber waltet mythiſches Dunkel. Noch zur Zeit der arabiſchen Invaſion gingen Sagen im Schwange von entthronten Göttern, Kronos oder Baal Ammon, die ins ferne Libyen geflüchtet, die erſten Niederlaſſungen daſelbſt gegründet hätten. Hiſtoriſch feſt ſteht die phöniſiſche Koloniſation im IX. Jahrhundert vor Chriſti Geburt. Von dem Namen Karthagos „Karthada, die neue Stadt“ rückſchließend, muß man annehmen, daß es noch ältere Kolonien gegeben hat. Utica beiſpielsweiſe wird als eine der früheſten angeſehen. Die Zahl aller phöniſiſchen Niederlaſſungen am afrikaniſchen Meeresgeſtade zu nennen, wäre heute unmöglich. Sie ſoll ſich vor Beginn der puniſchen Kriege auf dreihundert belaufen haben. Viele, ja die meiſten dieſer Pflanzſtätten waren Karthago tributpflichtig und verbündet, wirklich karthagiſcher Beſitz jedoch nur das Landgebiet von der Inſel Tabarka bis ſüdwärts vom heutigen Sfax, zur Stadt Thenä, alſo an zwei Drittel der Regentſchaft Tunis. Alles, was ſüdlich und weſtlich darüber hinaus lag, mit Ausſchluß eben des ſchmalen Landſtrichs am Meere, war Numidien und Mauretanien.

Die Geſchichte von Karthagos wachſender Macht, ſeinem Einfluß, ſeinem Reichtum iſt allen denen vertraut, welche die Zeit vor den puniſchen Kriegen zum Gegenſtande ihrer Studien gemacht haben. Wie es, nach endgültiger Regelung ſeiner Grenzen, die ſicitiſchen Phöniker gegen die Hellenen verteidigt, wie es ſich von den Tributen befreit, die es bisher den eingeborenen Stämmen gezahlt, wie es dem erſten italiſchen Heere Trotz bietet, das unter Agathokles ums Jahr 310 ſeinen Fuß auf afrikaniſchen Boden ſetzt und ſeine Sicherheit bedroht.

Wollen wir, den geſchichtlichen Ereigniſſen folgend, einen Beſuch des Landes von der Stelle aus unternehmen, wo jene erſte Landung geſchah, ſo müſſen wir uns

Die Häfen von Karthago.

nach der Halbinsel begeben, die, von West nach Ost in den Golf von Tunis hineinragend, auf ihrer östlichen Spitze Karthago, auf der westlichen Utica trug. Polybius hat uns eine topographische Beschreibung jener Stätten hinterlassen, welche in großen Zügen heute noch vollkommen zutreffend ist.

„Karthago," so schreibt er, „liegt in einem Golfe. Es bildet eine Art von Halbinsel, die fast in ihrer ganzen Ausdehnung auf der einen Seite vom Meere, auf der anderen von einem See bespült wird. Die so gebildete Landenge ist an fünfundzwanzig Stadien lang. Auf derselben am Meere liegt Utica, auf dem jenseitigen Ufer des Sees Tunis. Geschlossen ist der Isthmus durch eine schwer zu übersteigende Bergkette."

Zieht man die Veränderungen in Betracht, welche durch Anschwemmung und Sandanhäufungen am Meeresgestade entstanden sind, so findet man heute noch die Richtigkeit jener Schilderung bestätigt. Die Ruinen Uticas tragen den Namen Henchir bou Châter. Sie bedecken einen Hügel, der an seinem Fuße nicht mehr wie einst ins Meer, sondern in einen Sumpf abfällt, und tragen manche Spuren punischer Architektur. Von ihrer einstigen Macht und Größe zeugen die Reste kolossaler römischer Bauten. Keine arabische Niederlassung entweiht die Stille, welche über die Landschaft ausgebreitet ist. In der Ebene, zwischen den beiden kananäischen Vesten in jener Niederung, die, damals ein blühender Garten, jetzt zur traurigen Einöde geworden ist, lagerte Agathokles mit seinen Scharen. Ein Sieg ward erkämpft, und damals war es, wo die unterliegenden Karthager Geschenke nach der Mutterstadt Tyrus sandten und unter Erflehung himmlischen Beistandes zweihundert Kinder dem Moloch opferten. Sicilische Wirren riefen den Sieger von dem Schauplatz seiner Thaten ab und retteten die bedrohte Stadt. Agathokles' Söldnerheer fand bei Tunis seinen Untergang. In dem einsamen Gebirg von Djebel Achmar, durch welches der Weg nach den Ruinen von Utica führt, sind die Fundamente eines Befestigungswerkes die einzige Spur, welche von jener ersten italischen Invasion auf afrikanischen Boden sich erhalten hat.

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Beduinin aus der Umgegend von Karthago.

Utica sollte jedoch noch ein zweites Mal

Susa, das alte Hadrumetum.

zum Ausgangspunkt der gegen Karthago gerichteten Operationen gemacht werden.

Vierzig Jahre später, im ersten punischen Kriege, ward der Angriff gegen die punische Hauptstadt von Süden her geleitet. An der Ostküste ihres Gebiets, bei Clupea, dem heutigen Klibia am Golfe von Hammamet, landete das römische Heer unter den Konsuln Manlius und Regulus und rückte siegend bis Tunes vor. Eine Einschließung Karthagos stand zu befürchten, und die Not bewirkte, daß der karthagische Senat einem, mit den Regeln der Strategie vertrauten Fremdling, dem Hellenen Xanthippus, den Oberbefehl übertrug. In der Ebene, bei Tunes, der „weißen Stadt," ward das römische Heer vernichtet.

Tunes oder „Tynes, die weiße," auch von den Arabern so genannt, wohl weil der auf ihr ruhende, blendende Sonnenbrand sie während des größten Teiles des Tages den Blicken unsichtbar macht, Tunes wird vierzehn Jahre später während des Söldnerkrieges wiederum der Schauplatz blutiger Kämpfe. Dies führt uns zu den Numidiern zurück und zu der Rolle, welche sie während der punischen Kriege gespielt haben.

Bis zum Ende des zweiten punischen Krieges hatten die streitbaren Bewohner der Atlasthäler im karthagischen Heere als Söldlinge gute Dienste geleistet. Mit diesen Kriegszügen und der von ihnen heimgebrachten Erfahrung waren aber auch in jene stille Bergwelt politische Ideen eingedrungen, wie sie bisher den schweifenden Libyern vollkommen fern gelegen hatten. Aus den, seit Urzeiten in demokratischer Gemeinschaft lebenden Stämmen hatten sich Staaten gebildet. Die Häuptlinge waren zu Königen geworden, an die Stelle der Hütten aus Schilf und Binsen, Lehm- und Steinbehausungen an schützenden Bergwänden getreten, wo sie mit ihren Getreuen Hof hielten. Mit dem Begriffe des Besitzes konnten Kämpfe und Streitigkeiten um denselben nicht ausbleiben. Die „reguli" begannen sich untereinander zu befehden. Der große schwebende Kampf zwischen Rom und Karthago mußte notwendigerweise Einfluß auf diese innern Zwistigkeiten üben. Schon im ersten punischen

Kriege waren, während das Glück den Römern lächelte, ganze Scharen numidischer Söldlinge zu ihnen übergelaufen. Was galt den freien Bergbewohnern die Kampfesehre der semitischen Großstadt, von welcher sie bisher so manche Unbill erfahren? Im zweiten punischen Kriege, ein halbes Jahrhundert später, trat ihr König Massinissa offen *gegen* Karthago, *für* die römische Sache, ein. Es ist das Verdienst Scipios des Älteren, den Vorteil erfaßt zu haben, welcher ihm aus dem Zusammengehen mit den pfadkundigen Numidiern erwachsen konnte.

From Harper's Magazine — Copyright, 1895, by Harper & Brothers

El Djem, das Amphitheater des alten Thysdrus.

Er hatte sich den Massinissa zum Freunde zu machen gewußt. Indem er durch ihn den karthagischen Verbündeten, Syphax, den Gatten der schönen Punierin Sophonisbe, bekriegen ließ, gewann er sich selbst freie Hand zum Angriff der phönikischen Stadt.

Massinissa, der Numidierfürst, ist ohne Zweifel die bedeutendste Heldengestalt, welche das Berbervolk hervorgebracht hat. Von schöner Gestalt, in allen Künsten des Krieges erzogen, mit persönlichem Heldenmute begabt, gerecht und milde im Urteil, steht vor allem seine Ausdauer im Kampfe ohne Gleichen da. Lange hat Syphax die Oberhand mit seinem besser geschulten Heere. Endlich wendet sich das Glück dem Massinissa zu. Während Scipio mit einem Heere, wiederum bei Utica, landet und Karthago bedroht, eilt jener ins Gebirg, seinen Feind ohne Rast verfolgend. Die Atlasthäler am Bagradas, der heutigen Medjerda, die Höhen des Kabylengebirgs der Provinz Constantine sind der Schauplatz jener Kriege. In Cirta — Constantine findet der Kampf seine dramatische Lösung.

Der Berg, auf welchem die Hauptstadt des bedrohten Syphax gebaut war, erhebt sich wie eine felsige Halbinsel aus der Ebene und ist, schroff auf drei Seiten in die Tiefe abfallend, nur von einer schmalen Landzunge aus zugänglich. Die unvergleichlich malerische Lage von Constantine macht es noch heut zu einem beliebten Ausflug für Reisende. Von den Höhen seiner Wälle hat das Auge einen weiten Blick in das Thal, welches der Gebirgsbach Roumel bewässert. In der Ferne blauen die Berge Kabyliens.

Massinissa nahm die Stadt mit Sturm.

Und hier war es, wo an den Stufen des Königshauses dem Sieger die schöne Karthagerin Sophonisbe entgegentrat, den Tod erflehend, um nicht lebend in die Hände der Römer zu fallen. „Sophonisbe," so sagt Livius, „war schön, sie küßte ihm die Hände und ihre Bitten waren thränenvoll." Und da der Berber kein gefühlloses Herz im Busen trug, so empfand er mehr denn Mitleid. Statt sie dem Tode zu weihen, machte er sie zu seiner Gattin. Doch der durch die Scham der Niederlage und die Qualen der Eifersucht tödlich verletzte Syphax wußte wenige Tage später das ihm genommene Weib bei Scipio zu verdächtigen. „Sie hat mich ins Verderben gestürzt und wird

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

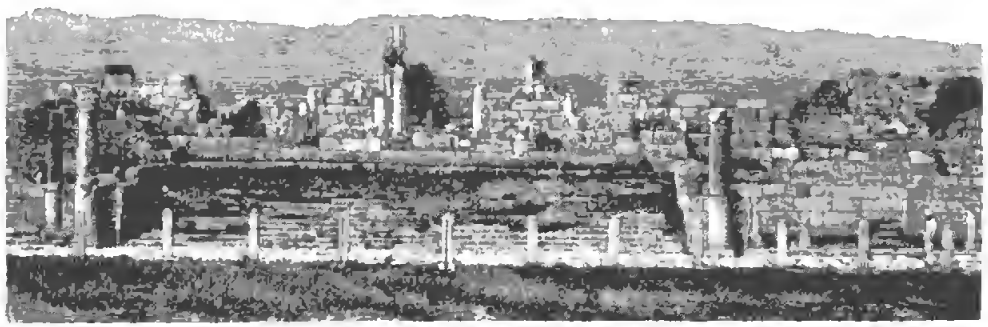
Bogen von der Wasserleitung des Hadrian.

noch andere verderben." Scipio mißtraute der Semitin und verlangte ihre Auslieferung. Massinissa kam derselben zuvor. Er sandte der Gattin Gift und sie trank es, ohne zu zagen. In der Folge gelangte Massinissa zu hohen Ehren, zum königlichen Purpur und goldener Krone. Er blieb den Römern ein treuer Verbündeter. Fast neunzig Jahr alt, starb er während der Belagerung von Karthago in seiner Burg zu Cirta, umgeben von Kindern und Kindeskindern, bis an sein Lebensende ein unermüdlicher Reiter.

Wer es unternehmen will, von Tunis aus in die Bergthäler einzudringen, die der Schauplatz jenes Krieges gewesen sind, der wird, östlich von der numidischen Sicca, dem heutigen Kef, die Stelle zu suchen haben, wo um dieselbe Zeit Scipio den Hannibal in der entscheidenden Schlacht bei Zama schlug. Ist es das Dörfchen Elles am Fuße der Hamadaberge, unter dessen Oleanderbüschen die stärkende Quelle jenes Zama rann? Ist es Zenfour-Assuras in der Ebene von Sers, dessen Triumphbogen und Palastmauern aus der Einöde emporragen, die einst jene blutigste Schlacht gesehen? Oder ist es das heutige Dschama an den Massaoudbergen? Niemand weiß es zu sagen. Hier, wo jeder Stein von der Vergangenheit spricht, wo jede Bodenerhöhung Reste eines Befestigungswerkes, jede Quelle ihre antike Fassung zeigt, hier ist unter den Trümmern der Römerwelt jenes erste numidisch punische Zeitalter tief im Erdenschoß vergraben.

Während sich unter Massinissas Regiment das numidische Reich zur Blüte erhob, heilten in dem fünfzigjährigen Frieden, welcher auf Zama folgte, auch Karthagos Wunden. Als neue Übergriffe des Berberfürsten wiederum Grund zur Zwietracht legten und den Krieg entfachten, fanden die Römer in der phönikischen Hauptstadt eine, von vergangenem Unglück ungebeugte Gegnerin. Dreier voller Jahre bedurfte es, bis sie ihrem Ansturme unterlag.

Etwa eine halbe deutsche Meile von dem Hafenstädtchen Goletta, nach Nordwesten zu, zwischen den Araberdörfern von



From Harper's Magazine. Copyright, 1896, by Harper & Brothers.

Die in Trümmern liegende Basilika von Tebessa.

El Kram und Malka erhebt sich ein an die 200 Fuß hoher Hügel, welcher heute ein dem heiligen Ludwig geweihtes Kloster und eine stolze Kathedrale trägt. Von diesem Hügel aus läßt sich am besten die Landschaft überschauen, welche der Schauplatz des heroischsten aller Todeskämpfe gewesen ist, von welchen die Geschichte des Altertums uns Zeugnis bewahrt hat. Auf diesem, östlich steil ins Meer, westlich sanft in die Ebene niedersteigenden Berge lag die Byrsa, das Kapitol Karthagos, umgeben von den hohen Häusern der Altstadt. Da, wo jetzt die weißen Villen des Araberdörfchens Sidi bou Said auf dem, in die See hineinragenden Vorgebirge gleichen Namens, erglänzen, standen die Landhäuser des London der alten Welt. Zu Füßen desselben, in der Ebene zwischen diesem Vorgebirg und der Höhe des Dschebel Kani waren die unvergleichlichen Gärten angelegt, die wegen ihres Grüns und ihrer Frische so viel gepriesen worden. Sie schloß gen Norden der Höhenzug des Dschebel Kani ab, welcher die Totenstadt trug, heute ein öder haidebewachsener Bergrücken, den die Ruine eines verlassenen Araberschlosses kennzeichnet. Wendet man den Blick gen Süden, so sieht man unter sich den Wasserspiegel des Salzsees Bahira in mattem Blau erstrahlen. Wie ein schmales Band scheidet die Landzunge von Goletta ihn von dem Meere, das östlich und nördlich das Vorgebirge umspült. Jenseits der Lagune erheben zwei Bergriesen ihre Häupter, der Bou Kornein und der Zaghouan, zwischen denen die schroffe Bergwand des Bleigebirgs hervorragt. Tunis, „die weiße," erscheint verschwommen in der Ferne. Den ganzen südwestlichen Horizont umspannt die Hügelkette von Dschebel Ahmar, deren Fuß zu Polybius' Zeit noch in das Meer tauchte.

Auf dieser Landseite, in eben jener Ebene zwischen der schützenden Bergwand von Dschebel Ahmar und den Gewässern des Salzsees, war Karthago mit einer Mauer umgeben, welche an 45 Fuß Höhe und 14 Fuß Tiefe maß und sich in zwei Stockwerken erhob. Auf drei Seiten gewährten See und Meer der Stadt natürliche Sicherheit. Bei den Landhäusern von Kram, im Wiesengrün, erkennt das Auge zwei halbversumpfte Teiche. Dies sind die Reste der karthagischen Häfen, zweier von Menschenhand gegrabener Wasserbecken, von denen das eine kreisrunde, der Cothon oder Kriegshafen, auf einer Insel in seiner Mitte die Admiralität trug. Ein schmaler, längst versandeter Kanal stellte die Verbindung mit dem Meere her. An seiner Mündung war es, wo, der langen Belagerung zu Wasser und zu Lande müde, die Römer einen 96 Fuß breiten Wall ins Meer bauten, um die Häfen zu sperren und so die Stadt von der Seeseite aus allen Verkehrs mit der Außenwelt zu berauben. Altes, abgestürztes Gestein, bei stiller See in den Fluten erkenntlich, mahnt an jene gigantische Arbeit, welchem die Karthager ein anderes Riesenwerk entgegenstellten. In zwei Monaten, Tag und Nacht arbeitend, schufen sie einen zweiten Hafenkanal, der östlich ihren Triremen den Ausgang gestattete. Auf der Rückkehr von einem Seekampfe,

Digitized by Google

an eben jenem zweiten Hafenkanale war es, wo Scipio eine Schwäche in der Befestigung Karthagos auf der Meeresseite gewahr wurde. Einem gegen die Quais gerichteten Angriffe mußte die Stadt erliegen, die während dreier Jahre allen Wurfmaschinen und Sturmböcken Trotz geboten. Sechs Tage lang dauerte der Kampf, ehe von der äußersten Bresche bis zu den Stufen der Byrsa Römerschwerte und römische Brandfackeln sich den Weg gebahnt hatten. Am siebenten Tage ergab sich die Besatzung der Byrsa.

„Man muß im Appian," so sagt der gelehrte Tissot, „die Beschreibung jener letzten Tage von Karthago lesen, stammt sie doch wahrscheinlich von Polybius selbst, dem Augenzeugen dieser entsetzlichen Zerstörung, der sie mit seiner kalten, unerbittlichen Genauigkeit bis ins Detail geschildert hat. Nichts ist vergessen, nicht die Häuser, die mit ihren Verteidigern zusammenstürzen, nicht die überlebenden Greise, Weiber, Kinder, die, durcheinander mit den Toten, lebendig unter den Trümmern begraben werden und über deren zuckende Glieder der Hufschlag der Sieger eilt, nicht das geschäftige Treiben der sich im Zerstörungswerke ablösenden Kohorten, nicht die Trompetenklänge und Befehle der Centurionen und Tribunen. Nicht ein Detail fehlt und diese Beschreibung von der Zerstörung Karthagos ist eines der ergreifendsten und wahrsten Bilder, welches uns das Altertum hinterlassen hat. Wir sagen ‚des wahrsten,' die dicke Schicht von Asche, geschwärztem Gestein, verbranntem Holze, die Reste im Feuer geschmolzener und verbogener Metalle, halb verkalkter Menschengebeine, die man noch an fünf bis sechs Meter tief unter der Erde findet, legen Zeugnis davon ab, was jene entsetzliche Zerstörung gewesen ist."

Beim Sturm auf Karthago war der ganze Stadtteil vom Meere bis an die Byrsa dem Erdboden gleich gemacht worden. Es blieben noch die der Ebene zugewandten Vorstädte. Eine römische Kommission wachte darüber, daß auch hiervon kein Stein auf dem anderen blieb. Und nachdem die Stätte von Priestern verflucht worden war, ward sie vierundzwanzig Jahre lang der Verödung preisgegeben.

El Kantara, das alte Calcens Herculis.

Erst unter Cajus Gracchus wurde der Versuch einer Kolonisation gemacht. Doch jene Colonia Junonia, deren Gründung von unheilvollen Prophezeiungen begleitet gewesen, fristete sich unter ungesetzmäßigen Existenzbedingungen ein kümmerliches Dasein, bis Cäsar und später Augustus ihr zu vollen Rechten verhalfen. Vandalen und Arabern ist die zum zweitenmal erblühte, römische und christliche Stadt zum Opfer gefallen.

Was von den stolzen Ruinen jenes zweiten Karthago noch die arabischen Ge

From Harper's Magazine. – Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Das Thor des Caracalla in Tebessa. Seitenansicht.

schichtsschreiber El Bekri und Edrisi gesehen haben, Theater, Cirkus, Tempel und Mauern, ist längst von der Erde vertilgt. Jahrhundertelang war Karthago ein Steinbruch für die umwohnenden Barbaren, und die Häuser der tunesischen Großen weisen manches Stück von Marmor und Porphyr auf, das einst von Römerhänden gefertigt ward. Auf den weiten Feldern, die jene christliche Pflanzstätte getragen, säen Beduinen ihre spärliche Gerste. In den einzig erhaltenen, kolossalen Cisternen der römischen Stadt wohnen arme Familien arabischen Landvolks. Im Herbst deckt eine Fülle weißer Asphodelosblüten die weite, steinübersäte Ebene. Unter ihrem Schmucke erglänzt das einsame Land wie in Kirchhofsstille. Zur Sonnenuntergangsstunde verleiht das sinkende Gestirn mit seinem rötlichen Glanze diesen, nur dem Tode und der Erinnerung geweihten Gefilden etwas wie einen trügerischen Schimmer warmen Lebens.

Die römische Provinz Afrika, wie sie nach Zerstörung der Stadt Karthago in ihren Grenzen festgestellt ward, umfaßte im wesentlichen das Gebiet, das vor dem karthagischer Besitz gewesen war, nämlich das Land von der Insel Tabarka bis zu der Küstenstadt Sfax. Sie ward mit einem Graben umzogen, von dem heute keine Spur mehr vorhanden ist. Besseren Schutz als Graben und Legionen sollte aber der neueroberten Provinz das anliegende numidische Reich gewähren, welches dieselbe von den streitbaren Wüstenstämmen wie ein Gürtel schied. Es war nach dem Tode Massinissas seinem Sohne gegeben worden. Aus diesem Protektoratsystem erwuchsen in der Folge den Römern viele Schwierigkeiten. Und doch wurde selbst nach Beendigung des numidischen Erbfolgekrieges zwischen Jugurtha und Micipsas Söhnen noch gezögert, dies neue Afrika der „Africa propria" einzuverleiben. Erst als sich einer jener Numidierkönige als Genosse der Pompejaner feindlich Cäsar gegenüberstellte, ward das numidische Reich aufgelöst. Ein Teil kam zu Mauretanien. Der östliche von Cirta an wurde mit der Provinz vereinigt, der Historiker Sallust zum Prokonsul der größeren Hälfte derselben eingesetzt.

Bei Hadrumetum, dem heutigen Susa, war es, wo Cäsar mit seiner Flotte gerade hundert Jahre nach dem Falle Karthagos landete, um jene feindlichen Pompejaner zu bekriegen. Hier soll er, beim Landen stolpernd und zu Boden stürzend, die Worte gerufen haben: „Ich halte dich, Afrika!" Worte, die aus einer bösen Vorbedeutung ein glückliches Omen machten. Bei Thapsus an der Syrte werden die Feinde geschlagen.

Susa, in zwölfstündiger Seefahrt von Tunis zu erreichen, war schon zu phönikischer Zeit ein bedeutender Handelsplatz.

From Harper's Magazine.

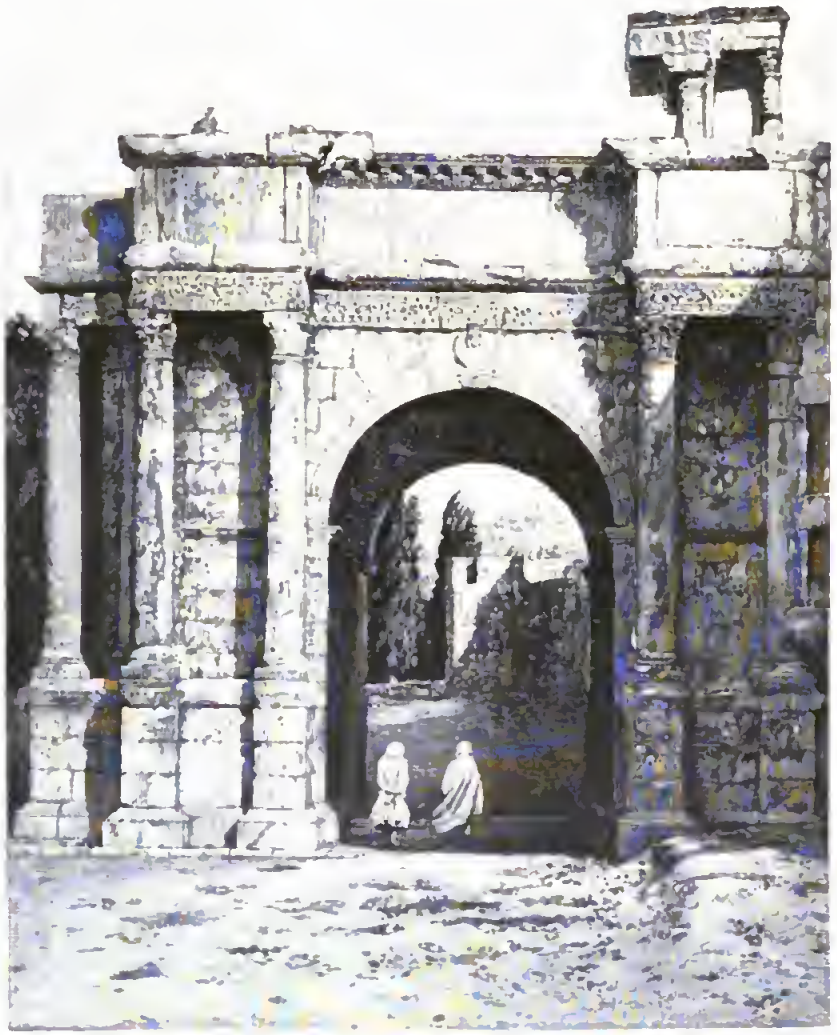
Copyright, 1886, by Harper & Brothers.

Arabiſcher Markt bei Tebeſſa.

Digitized by Google

Noch heute nimmt es unter den Städten der Regentschaft Tunis wegen seines blühenden Ölhandels den zweiten Platz neben der Hauptstadt ein. Von den Bauten aus Römerzeit haben sich daselbst nur Spuren erhalten. Selbst die beiden Molen sind verschwunden, welche damals den Eingang seines Hafens schützten. Eine prächtige Mosaik, die in Susa aufgefunden wurde, ziert das Museum des Bardo. Weit wichtigere Denkmäler aus dem Altertum bewahrt El Djem, das Thydrus der Alten, das Cäsar so heroischen Widerstand leistete.

Von Susa aus läßt sich El Djem in Tagesfahrt zu Wagen erreichen. Wer einmal im Frühling seinen Weg durch jene Ebene genommen, dem wird in unvergeßlicher Erinnerung der Blumenflor sein, welcher sie bedeckt. In dem hohen Grase, das von Frühlingsblumen aller Arten prangt, verschwinden fast die Herden und Zelte der Nomadenstämme, die dort ihre Weideplätze wählen. Kein Dorf, keine Stadt liegt an dem Wege, der vormals eine vielbetretene Römerstraße war. Um so größer ist der Eindruck, wenn man



From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Das Thor des Caracalla in Tebessa.

sich El Djem nähert und das kolossale Amphitheater sich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dieser Riesenbau, der in seinem Umfange fast dem Kolosseum gleichkommt, mißt nicht weniger als 149 Meter in seiner großen, 124 in seiner kleinen Achse und ist an die 30 Meter hoch. Unter den armseligen Steinhütten des Dörfchens El Djem lag die antike Stadt. Sie bildete den Knotenpunkt für sechs römische Straßen und zählte 100 000 Einwohner. Ihr Reichtum stammte aus der Zeit, wo der „römische Friede" ihr gestattete, einen bedeutenden Kornhandel zu treiben. Im III. Jahrhundert war sie eine der blühendsten Städte der Provinz, der Höhepunkt von Thydrus' Glanz der Tag, wo der Kaiser Gordian in ihren Mauern zum Imperator ausgerufen ward. Das Amphitheater hat in arabischer Zeit oftmals Empörern zum Verstecke gedient. Im vorigen Jahrhundert ließ deshalb ein Bey den Befehl zur teilweisen Schleifung des Bauwerkes ergehen. Eine der ergreifendsten Episoden aus der Geschichte desselben ist jedoch das Jahr 659, wo ein heldenmütiges Berberweib, Damiah, genannt „Cahëna" die Priesterin, hier den Muselmännern Widerstand leistete. Damals haben die Sitze des Amphitheaters dazu dienen müssen, die unteren Bögen zu füllen, deren Vermauerung noch heute sichtbar ist.

From Harper's Magazine.—Copyright, 1895, by Harper & Bros.

Reste eines römischen Thores am Eingang in die Stadt Zaghouan (Onellana).

Als zweite unter den bedeutendsten Römerstädten der Provinz Afrika kann man Thelepte nennen, das 65 000 Einwohner besaß. Die Ruinen, unweit des Postens von Feriana auf dem Wege von Kef nach Gassa, werden von den Arabern Medinat el Kdima, „die alte Stadt," genannt. Größer und besser erhalten sind die Trümmer Suffetulas, Sbeitlas und seiner drei Riesentempel. Sowohl Suffetula als Thelepte waren in der Byzacene gelegen, einem seiner Fruchtbarkeit wegen vielgerühmten Landstriche. Jetzt ist die Gegend in weitem Umkreise eine baumlose Wüstenei.

Daß diese unwirtbare Einöde ihrer Zeit zu den reichsten Korngebieten der Provinz Afrika zählen konnte, bietet uns einen schlagenden Beweis dafür, welche wirtschaftlichen Erfolge die römische Kolonisation in Afrika zu erzielen gewußt hat. Hier, wie überall haben die Römer es unübertroffen verstanden, den Reichtum des Landes durch natürliche und künstliche Bewässerungssysteme zu heben. Noch zur Zeit der jugurthinischen Kriege konnte Sallust von Regenmangel und spärlichen Quellen der ihm anvertrauten Provinz melden. Zweihundert Jahre später war sie zur Kornkammer Roms geworden, und nach Livius „Wohl und Wehe der Weltherrscherin von Wind und Wellen abhängig, welche das köstliche Gut an ihre Gestade führen mußten." Ein denkwürdiges Monument jener Wasseranlagen ist der hadrianische Aquädukt, welcher von den Quellen des Mons Zeugitanis, Zaghouan, noch heute das Wasser durch eine 75 Kilometer weite Ebene bis Tunis führt. Seine himmelhohen Bogen erheben sich aus der einsamen Campagna etwa eine Stunde weit von Tunis südwärts. Sie schließen sich einer unterirdischen Leitung an, welche von einem Sammelbecken am Fuße des Berges gespeist wird. Ein antikes Heiligtum, der Tempel der Quellengöttin, ziert die Stätte, die wie ein heiliger Hain von Cypressen, Orangenbäumen und Espen dicht verwachsen ist.

Es würde die Grenzen dieser Studie weit überschreiten, wollten wir, den Spuren jener Römerzeit folgend, aller Aquädukte und Brunnen, geregelten Wasserläufe, Dämme, Brücken, Quellen gedenken, denen wir bei einem Besuch der Provinz Afrika auf jedem Schritte begegnen, sei es in den

Digitized by Google

Thälern der Medjerda, sei es im fernen Auresgebirge, sei es in der Wüste oder in den unwirtbaren Schluchten des marokkanischen Atlas. Wohin heute der Fuß des Forschers dringt, überall treten ihm Reste uralter Kulturarbeit entgegen.

Massinissa, der Berberfürst, hatte begonnen, die schweifenden Bergbewohner an die Scholle zu fesseln. Rom führte sein Werk fort. Dörfer und Flecken wurden gegründet, Städte mit Mauern umzogen, der Ehrentitel der Kolonie dieser und jener punischen oder numidischen Niederlassung verliehen. Allein in dem Umkreise des heutigen, an die siebenhundert Seelen zählenden Städtchens Mateur im nördlichen Tunesien, sollen dreihundert blühende Römerstädte gelegen haben. Ebenso im Thale der Medjerda. Dort blühten Zama-Regia, Vacca und Bulla. Im Gebiete der kornreichen Dachla erhob sich Thongga, dessen Ruinen von Reisenden gern besucht werden. Überall regten sich fleißige Hände zur Bearbeitung des Bodens. In Maktar, am Fuße der Hamadaberge, auf einer heute steinigen, trümmerbesäten Hochebene, ist die Grabinschrift eines Erntearbeiters gefunden worden, welche ein Bild jener Regsamkeit entrollt. Von den Bergen Jovis, dem heutigen Zaghouan, bis nach Cirta in Numidien ist er gewandert, die Ähren zu schneiden, hat sich vom Tagelöhner zum Herren aufgedient, ja einen Sitz in der Kurie erworben. „Lernet," so ruft er dem Wanderer zu, „ein Leben ohne Makel führen. Wer so gelebt hat, verdient so zu sterben."

Und nicht allein um seines Weizens und seiner Gerste willen ward Afrika eine Quelle des Reichtums für die Eroberer. Auch andere Früchte des Landes, Trauben und Feigen, Granaten und Datteln, mußte es der Machthaberin Rom zuführen. Neben römischen Mahlsteinen und tiefen Getreidebrunnen finden wir Reste von in Felssteinen ausgehauenen Ölmühlen, in welchen der Saft gewonnen ward, der römische Gymnasien und Bäder fast ausschließlich zu versorgen hatte. Im südlichen Zarzis, dem antiken Gergis, geht heute noch die Sage

From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Ruinen von Timgad, dem alten Thamagus.

von einem Riesenaquä dukt, welcher das Öl aus dem Innern des Landes nach dem Hafen führte, wo es zur Versendung nach Rom verladen ward. Den Wäldern Numidiens entstammten die schweren Balken aus Cedernholz, welche bestimmt waren, Fundamente römischer Städte zu tragen, die Tische aus kostbarem Citrus, deren einen Cicero mit einer Million Sesterzien bezahlen konnte. In den Steinbrüchen von Dschebel Felfela ward der blendende Marmor gebrochen, der, parischem Marmor an Weiße gleichkommend, zu römischer Bildnerei dienen mußte. Die Fische des Meeres, Geflügel- und Wild des Gebirges waren gesuchte Leckerbissen für die Gaumen der vornehmen Welt jenseits des Meeres.

Beduinenmädchen aus der Umgebung der Ruinenstadt Ordina.

Italische Kaufleute strömten nach Afrika. Die Erzeugnisse des Landes wurden auf großen Märkten verhandelt, von denen manche durch Tradition bis in die Jetztzeit besucht geblieben sind. Tebessa, das antike Theveste in der Provinz Constantine, ist heute noch ein Vereinigungsort der umwohnenden Araberstämme, welche daselbst die Produkte ihrer Arbeit zum Verkauf bringen. Der dem Kaiser Caracalla erbaute Triumphbogen Tebessas nimmt unter den Monumenten Römisch Afrikas die erste Stelle ein. Theveste lag, sowie auch Thysdrus, an dem Knotenpunkte eines vielverzweigten Straßennetzes. Es war war mit reichen Bauten geschmückt, davon der Minervatempel und eine christliche Basilika noch erhalten sind.

Den Weg von Tebessa westwärts fortsetzend, erreicht man heute, mit einem Umwege über Batna, die nicht minder bedeutenden Ruinen von Thamugadi und Lambesis am Südabhange des Auresgebirges. Ersteres, das Timgad der Araber, bietet ein fast vollständiges Bild von dem, was vor mehr als ein und einem halben Jahrtausend eine römische Provinzialstadt gewesen ist. Noch führt durch den dem Kaiser Trajan errichteten Triumphbogen die breite, gepflasterte Hauptstraße nach dem Forum, noch lassen sich die Brunnen zu Seiten desselben erkennen. Auf der Ostseite des Forums, erhebt sich eine mächtige, der Trajansfamilie gewidmete Basilika, zur Linken die städtische Kurie. Weiterhin, an einen Hügel gelehnt, liegt das Theater. Denn Afrika, nachdem es des Glückes „römischen Friedens“ und römischen Wohlstands teilhaftig geworden war, erhielt auch seine römische Litteratur. Wurde doch zur Zeit der Antonine in Madaura, wenig nördlich von Tebessa, der Dichter Apulejus geboren, der Verfasser der „Metamorphosen,“

des „goldnen Esels“ und jenes reizenden Märchens von Amor und Psyche, das Raffael zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen begeistert hat.

Madaura, Madaourouch, ist mit seinen Trümmern kenntlich in der Ebene, welche der Reisende durchmißt, der heute einen Ausflug mit der Eisenbahn nach Tebessa unternimmt. Die grünen Hügel, welche sie am nördlichen Horizont umrahmen, sind

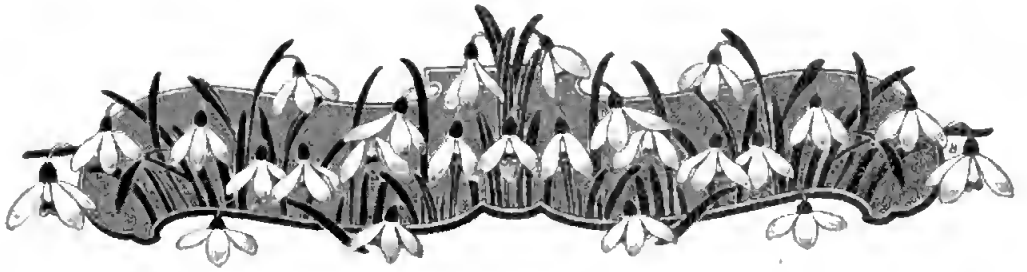
From Harper's Magazine Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Ein junger Araber.

überragt von den Bergen von Souk Ahras, dem Thagaste der Alten. Und wie der Blick zu ihnen hinüberschweift, führt im Fluge die Erinnerung den Beschauer von Caracalla zu den Antoninen, von den Antoninen zu dem Sturz der antiken Welt. Denn innig mit den Schicksalen der sinkenden Römerwelt ist das Schicksal des Mannes verknüpft, der in dem Flecken Souk Ahras am 13. November 354 das Licht der Welt erblickte. Es ist der heilige Augustin, Bischof von Hippo, dem heutigen Bona.

So wären wir denn bei den Ruinen von Thagaste am Ende unserer Betrachtung angelangt. Afrika als römische Provinz, neben Numidien und Mauretanien, hatte alle Entwickelungsphasen zu teilen gehabt, welche das Weltreich im Laufe der Jahrhunderte durchschritten. Das Christentum hatte seinen Einzug gehalten. Zu Karthago und Hippo am Meere, zu Mididi in Numidien, zu Uthina in der tunesischen Ebene und in ungezählten anderen Bischofssitzen war die Lehre vom Heil gepredigt worden. In dem heißblütigen, unter den Strahlen der südlichen Sonne erwachsenen afrikanischen Geschlechte war neben schwärmerischer Frömmigkeit auch religiöser Fanatismus erblüht. Mit den heißen Kämpfen der sektierenden Donatisten gegen Regierung und Geistlichkeit ward die Serie der Zerstörungswerke begonnen, mit der Einnahme von Hippo durch die Vandalen dasselbe gekrönt. Hippo, Cirta, Karthago waren die ersten Städte, welche in ihre Hände fielen. Mochte auch Belisar 58 Jahre später das römische Scepter wieder in Afrika aufpflanzen, diese hundertjährige byzantinische Episode ist nur eine Zeit der tiefsten Unterdrückung für jene unglückliche Provinz.

Als um das VII. Jahrhundert die Araber von Tripolis her den Ansturm unternahmen, war von keiner heroischen Gegenwehr jener gesunkenen Römerherrschaft die Rede. Nur der alte Berbertrotz bäumte sich auf gegen die Fremdlinge aus dem Osten. Es war der Geist der streitbaren Libyer, welcher die Seelen einer Cahena, eines Maisarah in ihrem Verzweiflungskampfe gegen den Islam bewegte. Fuß um Fuß mußten die Ungläubigen während vier Jahrhunderten den Boden erkämpfen, der heute, ihrer Macht entrissen, den Einflüssen europäischer Kultur wieder eröffnet ist.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Das Jahrhundert hat seine Schuldigkeit gethan. Es hat mit scharfem Besen Vermorschtes und Verstaubtes hinweg gefegt, es hat die Grundlagen, auf denen die Wohlfahrt der Völker ruht, neu verankert und gefestigt, es hat auf allen Gebieten große Fernsichten eröffnet und die Riesengeister der Elemente in stärkerem Maße, als je eine Epoche vorher, dem Menschenwillen dienstbar gemacht. Aber es war ein Jahrhundert der Arbeit, keins der Freude, ein eisernes, kein goldenes Zeitalter, ein Jahrhundert, dem die Macht Glück und der Erwerb Leben bedeutete. Materialistisch bis in alle Fasern, immerfort im Werktagskittel oder im Waffenrock, hat es einen wahren Haß genährt gegen die Schwärmer und Phantasten, gegen die Wolkenwandler und Träumer, deren Sehnsucht über den Tageskampf und das Alltagsringen hinaus ging. Nur auf die Bedürfnisse der Masse, des Staates, der Gemeinschaft war alles Mühen der Zeit gerichtet; der einzelne kam zu seinem Recht, soweit er die Hoffnungen der Masse verkörperte, aber er war verfemt, wenn er abseits seine eignen Wege ging. Solche Zeiten sind der Menschheit vonnöten, sie bestellen das Land für künftige Blüten- und Erntemonde, und nachkommende Geschlechter blicken auf ihr Wirken mit Achtung, vielleicht mit Bewunderung zurück. Nur nicht mit Liebe, nicht mit freudigem Lächeln; das versparen sie sich für jene flüchtig enteilenden Tage, in denen die Kunst sich farbig prangend entfaltet, die Phantasie alle Himmel durchfliegt, neue Ideale gläubige Herzen begeistern und auf Augenblicke die Menschheit den ewigen Frieden, den ewigen Feiertag verwirklicht glaubt. Solche Tage liegen für das Geschlecht von heute noch in der Zukunft. Noch herrscht in den Niederungen, in den Thälern des geistigen Lebens jener Dämmerungszustand, der — fremdwörtlich mit den beliebten ‚ismen' umschrieben — aus Materialismus, Naturalismus und Utilitarismus zusammengewoben erscheint. Aber auf einzelnen Höhen glänzt doch schon das Frührot eines neuen Tages. In immer weiteren Kreisen regt sich die Sehnsucht, die eine neue „Harmonie von Kopf und Herz, Leben und Ideal, Naturwissen und Religion" erstrebt, die über das Geschäft hinaus nach seelischer Befriedigung, über den Augenblickstaumel hinaus nach Ewigkeitsstimmungen trachtet. Im Reiche der Kunst wagt sich wiederum die schwärmende Phantasie aus ihrem Versteck hervor, und über die Grenzen, welche der Naturalismus mit geometrischer Nüchternheit festgesetzt, springt die Romantik jauchzend hinweg. Das Individuum, soweit es höhere Kräfte in sich fühlt, will nicht länger in Reih' und Glied, in einem Tempo mit der Masse marschieren, es sucht sich seine eignen Bahnen, seine eignen Ziele. Viel Besonderes kommt freilich bei all dem vorläufig nicht heraus, noch überwiegt zu sehr das Gärende, Unklare, Tolle und Wirre. Es wird geraumer Zeit bedürfen, bis die Gärung in Reife, die Wirrheit in Klarheit, die Maßlosigkeit in Ebenmaß sich wandelt; erst dann wird ein Neues geboren sein, das sich mit dem Überlebten an Erfolg und Wirkung messen kann. Das Wort von der Übergangszeit ist keine Phrase, sondern berechtigt, wohin man auch sieht.

Es ist bezeichnend, daß gerade jetzt, wo eine neue Romantik ihre Flügel entfaltet, der Hauptvertreter unserer alten Romantik gleichsam als Bundesgenosse und Helfer wieder auf dem Plane erscheint. Mehr als fünfzig Jahre sind vergangen, seit er, seit Novalis zum letztenmal in „voller Rüstung" vor die Öffentlichkeit trat, seit die letzte Auflage seiner „Sämtlichen Werke" ausgegeben wurde. Jetzt veranstaltet der Verlag von Eugen Diederichs (Florenz und Leipzig) eine neue Gesamtausgabe in drei Bänden, die alles zusammenfaßt, was Novalis druckfertig hintertassen hat. Gegen die früheren Auflagen bedeutet die neue eine beträchtliche Erweiterung; ihren besonderen Wert aber erhält sie durch die übersichtliche und feinsinnige Anordnung, die Karl Meißner besorgt hat. Weiterhin durch die Einleitung Bruno Willes, der von großen Gesichtspunkten aus ein meisterhaftes Bild von dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters, von seinem Schaffen und seiner Bedeutung entwirft. Mit überzeugender Kraft erbringt Wille den Nachweis, daß uns Novalis auch heute noch in mehr als einer Hinsicht Führer und Wegweiser sein kann. Besonders nach zwei Richtungen hin, deren eine auf die Kräftigung des Individuums, deren andere auf die Erhöhung und Bereicherung der Phantasie hinaus läuft. Wie schon angedeutet, hat das zu Ende gehende Jahrhundert den Menschen vorwiegend als Nutzungsobjekt, als Massenglied betrachtet, er war ein Rad in der großen Maschine des Volks- und Staatslebens und sollte und wollte nicht

Digitized by Google

mehr sein. Im engen Zusammenhang mit dieser Auffassung steht der Drang des Jahrhunderts nach Äußerlichkeit; auch die Welt war nichts als Objekt, sie bot der Gier nach Macht und Besitz, nach materiellen Genüssen und Zerstreuungen den wünschenswerten Tummelplatz; was sie aber innerlich war, was sie der Seele zu bieten vermochte, blieb fast unbeachtet. Die Lebensanschauung des Jahrhunderts war berechtigt, weil notwendig als Gegensatz zur subjektiven Verflüchtigung und idealistischen Schwarmgeisterei, aber sie war natürlich eine Einseitigkeit. Sie bedarf der Ergänzung oder auch Bekämpfung durch eine Weltanschauung, die das Individuum zum Mittelpunkt des menschlichen Getriebes, zum Centrum in socialer, ja sogar in kosmischer Hinsicht macht. Nur von diesem Standpunkt aus wird der Wert der Einzelpersönlichkeit sicher gestellt, wird der Innerlichkeit ihr Recht gegeben. Die objektive Naturforschung, die auf Besitz und Macht gerichtete Technik, die Socialpolitik, die den einzelnen rücksichtslos der Allgemeinheit zu opfern sucht, erhalten ihren Gegenpart durch die subjektiven Forderungen des Gemütes, durch Kunst und Religion, Philosophie und Mystik. Das Individuum hat nicht nur Pflichten dem Ganzen gegenüber, sondern auch sich selbst, es hat nicht nur den Beruf zu dienen, sondern auch das Recht sich zu vereinzeln, nicht nur auf der großen Lebensbühne mitzuspielen, sondern sich auch in das eigne Innere zurückzuziehen, nicht nur sich zu zerstreuen, sondern sich auch zu sammeln. Niemand aber hat die Geltung und Bedeutung des Ichs tiefsinniger erfaßt, als Novalis. Das Außenleben ist für ihn das unbedingt Nebensächliche, alles höchste Heil, alles wahre Glück erzeugt sich nur im Innenleben. Das Ich ist die Achse der Allnatur, es ist berufen, alle Strahlen der Welt in sich zu sammeln, ihre Erregungen geistesmächtig zu durchdringen und dem Eignen anzugliedern; so erweitert sich das Selbst zum All, die äußeren Dinge werden verinnerlicht und erscheinen als freie Schöpfungen des souveränen Gemütes. Triumphe feiert dies schaffensselige Gemüt in der Kunst, vor allem in der Poesie. „Die Poesie löst fremdes Dasein im eignen auf.“ „Poesie ist das absolut Reelle; dies ist der Kern meiner Philosophie; je poetischer, je wahrer.“ „Der Poet versteht die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf.“ Mit diesen und anderen Sätzen dringt Novalis immer wieder auf denselben Kernpunkt hin, er will erweisen, daß die Phantasie dasselbe Recht hat wie die Wissenschaft, daß sie ebensoviel und noch mehr beisteuert zur Enthüllung und Offenbarung der Natur, der Gottheit, als die Erkenntnis. Mit Maß und Gewicht, mit Mathematik und Chemie läßt sich immer nur eine Ansicht von außen gewinnen: es gibt aber noch ein ganz anderes Sein, als sich in Bewegung, Kraft und Stoff verrät, ein inneres Sein, dessen Geheimnisse nur die Phantasie zu ahnen, zu durchdringen vermag. Um diese Geheimnisse dreht sich das poetische Schaffen Novalis'; sie versinnbildlicht er in der „blauen Blume“, die zum Wahrzeichen der Romantik geworden ist, und die der Dichter in seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ als Ideal der romantischen Sehnsucht hinstellt. Der Held des Romans träumt von der blauen Blume, bevor er sie noch erblickt hat; aus den Tiefen des Gemütes, wie eine Offenbarung steigt die Ahnung von ihr empor. Ruheloses Verlangen treibt nun den Träumer auf die Suche nach der Wunderblume. Er ahnt sie bald hier bald dort, doch sie läßt sich nicht finden. Manchmal erscheint sie für ein Weilchen inmitten anderer Blumen, grüßt mit ihrem blauen Schimmer und spendet entzückenden Duft; doch im nächsten Augenblick ist sie wieder entschwunden. Erfüllung ist sie niemals, immer nur Lockung. Novalis wollte mit diesem Roman ein Gegenstück liefern zu Goethes Wilhelm Meister; er fand dieses Werk zu prosaisch, da es nur von gewöhnlichen, menschlichen Dingen handle, die Natur und der Mysticismus sei darin ganz vergessen. Dem „künstlerischen Atheismus“ des Wilhelm Meister wollte Novalis eine „Apotheose der Poesie“ entgegenstellen, der bürgerlichen Alltagswelt die Mystik der Natur. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Dichter seine Absicht nicht erreicht, daß sein Osterdingen Goethes Meister nicht aus dem Felde geschlagen hat. So reizvolle Einzelheiten der Roman umspannt, als Ganzes bleibt er hinter den Erwartungen des Lesers und wohl auch der Absicht des Dichters weit zurück. Um mit einem Goethe in die Schranken zu treten, hätte Novalis, der übrigens als Erzähler, besonders technisch ganz im Banne des „Olympiers“ steht, Zeit haben müssen, sich auszureifen und seine Eigenart bis ins letzte zu entfalten. Aber die Zeit war ihm nicht vergönnt; er, dessen bürgerlicher Name Friedrich von Hardenberg war, erreichte nur ein Alter von 28 Jahren. Geboren am 2. Mai 1772 auf dem Gute Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, starb er bereits am 25. März 1801 zu Weißenfels. Dauerhafter als sein Roman hat sich seine Lyrik erwiesen: die wirkungsvollsten seiner Lieder sind aber noch heute diejenigen, in denen es ihm gelingt, einen reinen Einklang zwischen den Empfindungen des Subjekts und den Gefühlen der Allgemeinheit herzustellen, nicht jene, in denen das Ich sich ganz in sich selbst verliert. Es gibt in der Weltpoesie Weniges, was den Schöpfungen, in die Novalis sein Herzblut gegossen, den Rang ablaufen könnte. Immer von neuem wirken sie, die Lieder: „Was wär' ich ohne dich gewesen?“, „Fern im Osten wird es helle, graue Zeiten werden jung“, „Unter tausend frohen Stunden, so im Leben ich gefunden“, „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist“, „Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu“, „Es gibt so bange Zeiten, es gibt so trüben Mut, wo alles sich von weitem gespenstisch zeigen thut“. Sie wirken auf jeden, wie auch sein Bekenntnis, seine Weltanschauung sein mag; es ist nichts Dogmatisches oder Abstraktes in ihnen, sondern ein rein menschlicher Gehalt, aus tiefster Inbrunst geboren. Als der alte Hardenberg, der Vater des Dichters, der den poetischen Bestrebungen seines Sohnes wenig Sympathie entgegengebracht hatte, kurze Zeit nach Novalis' Tode einem Gottesdienst der Herrnhuter beiwohnte, sang er mit der Gemeinde das Lied: „Was wär' ich ohne dich gewesen? Ach, ohne dich, was würd' ich sein.“ Beim Verlassen des

Digitized by Google

Bethauses fragte er, wer denn dies wunderschöne Lied gemacht habe. „Ihr Sohn!“ war die Antwort; tief ergriffen brach der Alte in Thränen aus. Zum erstenmal ging ihm eine Ahnung auf von der idealen Bedeutung des Heimgegangenen. Neben den geistlichen sind aber auch einige der weltlichen Lieder von unverwelklicher Schönheit. So das Bergmannslied; „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt und jeglicher Beschwerde in ihrem Schoß vergißt“, das Weinlied „Auf grünen Bergen wird gedoren der Gott, der uns den Himmel bringt, die Sonne hat ihn sich erkoren, daß sie mit Flammen ihn durchdringt“ und vor allem der „Gesang der Toten“, der schon in seiner Rhythmik, in seiner Reimstellung etwas unsagbar Mystisches atmet.

Lobt doch unsre stillen Feste,
Unsre Gärten, unsre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräte,
Unser Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebensglut.

Diese Lyrik ist ein Zeugnis dafür, daß auch vom romantischen Ichempfinden, von der schroff individuellen Gesinnung Fäden auslaufen, die sich den Gefühlen der Allgemeinheit verknüpfen. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, die Realismus und Romantik, Socialismus und Individualismus aufs innigste vereint, in der die blaue Blume nicht für ein ewig unerreichbares Ideal gilt, sondern in jedem Augenblick gepflückt wird. Es kommt nur darauf an, in allem, auch im Nächstliegenden ein Schönheits- und Liebeswunder zu sehen, sich auch das Nächstliegende im inneren Sinn zur blauen Blume zu verklären.

Wenn unter den Lebenden einer auf dem Wege ist, der in diese Zukunftszeit hinüberleitet, so ist es Wilhelm Raabe. Seinen Erzählungen liegt stets ein gesunder, echt niederdeutscher Wirklichkeitssinn zu Grunde; seine Bilder haben etwas von der saftigen Frische, hier und da auch von der Derbheit der holländischen Maler. Aber das ist nur ihre Außenseite. Innerlich sind sie von Romantik durchwebt; überall sprießt ein hoher Sinn, mehr für das Gefühl, als für den Verstand erfaßbar, überall spielt etwas Übersinnliches, Mystisches, Himmliches in das Irdische hinein, und ganz wie bei Tieck und Novalis spielt das Ich scheinbar launenhaft mit den Dingen und Personen, die es gestaltet. Aber dieses Spiel treibt nur der Künstler, als Mensch legt Raabe sein ganzes Herz in seine Werke, ein Herz voll mitleidender und mitjubelnder Liebe. Wie es einem echten Humoristen gebührt, sucht er gerade im Kleinsten, in dem nämlich, was dem Alltagsmenschen als das Kleinste erscheint, das Göttliche und Ewige zu entdecken; für ihn ist schon heute die blaue Blume nicht bloß ein Gegenstand träumender Sehnsucht, sondern sie blüht allerorten, für ein sonnenhaftes Auge an jedem Wegesrand. In seinem jüngsten Roman „Hastenbeck“ (Berlin, Otto Janke) bringt Raabe nichts eigentlich Neues, weder in den Gestalten, noch in den Stimmungen. Aber es spielt um alles das, was uns schon aus seinen früheren Werken vertraut ist, doch ein besonderes, eignes Licht, und so wird man doch wieder, wenn man mit dem Erzähler bis zu Ende fährt, aufs tiefste ergriffen, mit sonnigem Behagen erfüllt. Durch allerlei stilistisches und stoffliches Gerank muß man freilich auch diesmal sich hindurcharbeiten; man muß gut aufmerken, wenn man den Faden der Erzählung nicht verlieren will, und allerlei krauses Rebenwerk mit in den Kauf nehmen. Aber die Mühe lohnt. Durch die historischen Anspielungen findet man sich hindurch, sobald man es sich nicht verdrießen läßt, zweimal zu lesen und allenfalls das Konversationslexikon zu Rate zu ziehen; für die stilistischen Weitläufigkeiten aber entschädigt immer wieder eine Fülle kristallheller, quellfrischer Poesie. Und ein Satz, wie er sich auf S. 145 findet, bildet denn doch mit seiner Schwelgerei in Partizipien eine alleinstehende Ausnahme. Raabes kräftige Eigenart verleugnet sich aber auch in diesem Satzungetüme nicht, und so mag es hier eine Stelle finden: „Wer sie gesehen hätte, die Frau Förstern Wackerhahn, in ihrem scheußlichen Loch und Unterschlupf, auf dem Bettsack mit Sollingslaud neben dem Gast, dem Boffzener Bienchen, sitzend, ohne so viel von ihr zu wissen, wie wir jetzt schon, der würde wahrscheinlich schaudernd vor ihrem Anblick und der wahrlich nicht einen buntbedänderten Geßnerschen Hirtenstab zu der Decke ihres alten Kriegswartturms erhebenden Faust Reißaus genommen haben.“ Ein Liebesidyll inmitten der Schrecknisse des Krieges bildet den Inhalt der Erzählung. Kein sonnig heiteres Idyll, sondern ein wolkendüsteres, das erst zum Schlusse in klares Himmelblau und fröhlichen Frieden ausläuft. Hier und da droht die Geschichte eine tragische Wendung zu nehmen, aber der Humor des Erzählers läßt kein peinliches Empfinden, kein Angstgefühl aufkommen. Wie der Titel „Hastenbeck“ besagt, spielen sich die Vorgänge des Romans zur Zeit des siebenjährigen Krieges im Weserlande ab. Bei Hastenbeck ist der Herzog von Cumberland von den Franzosen geschlagen worden, worauf er durch die Konvention von Kloster Zeven sich verpflichtet hat, seine Truppen hinter die Weser zurückzuführen und am Kriege nicht weiter teilnehmen zu lassen. Die Franzosen überschwemmen nun das Land, und da sie von ihrem Siegesglück selbst überrascht sind und an seine Dauer nicht glauben, so suchen sie durch Raub und Plünderung so viel Beute zusammenzubringen, daß selbst ein kurzer Aufenthalt sich reichlich lohnt. Auch das Pfarrhaus im Dorfe Boffzen ist heimgesucht worden; das Schlimmste blieb ihm jedoch erspart, weil ein kranker Hauptmann der französischen Armee, der brave Schweizer Balthasar Uttenberger, in dem Hause Aufnahme gefunden. Der äußere Sturm hat sich daher an den Mauern des Pfarrhauses gebrochen, im Innern aber geht es trotzdem ein wenig stürmisch zu. Die wackre Pfarrersfrau denkt nämlich über die Zukunft ihres Pflegetöchterchens, das von den Pfarrersleuten, in Ermangelung von Nachkommenschaft, ganz wie ein eigen Kind gehalten wird, anders als dies Töchterchen selbst. Die Pfarrerin wünscht das Kind mit ihrem Neffen, dem wohlbestallten

Paſtor van Derenthal, zu verheiraten, das Kind aber, Bienchen oder auf plattdeutſch Immecke genannt, liebt den herzoglichen Porzellan- und Blumenmaler Leopold Wille. Bald Wille, mehr Künſtler als Mann, war längere Zeit aus Baſſzen entſchwunden, die Angſt vor der Paſtorin hatte ihn weggetrieben, und auf der Flucht war er engliſchen Werbern in die Hände gefallen. Wider Willen hatte er daher die Schlacht bei Haſtenbeck mitgemacht und verlieren helfen; verwundet, war er von ſeinem Regiment abgekommen und ſchleicht ſich nun durch die Franzoſen hindurch nach Boffzen zurück. Da er ins Pfarrhaus ſich nicht wieder hineintraut, ſo nimmt ihn die „alte Förſtern“ Wackerhahn, die als Hexe verſchrieen, aber eine grundehrliche Haut iſt, in Pflege. Bei ihr entdeckt dann Bienchen den Verwundeten. Und nun hat das „Kind“ groß Herzeleid, denn erſtens iſt der Kranke in dem zugigen Turm, den die Wackerhahn bewohnt, ſchlecht aufgehoben, und zweitens droht ihm ſchlimme Gefahr, wenn ihn Engländer oder Franzoſen aufſpüren, denn die einen würden ihn als Deſerteur behandeln, die anderen als Rekruten fortſchleppen. Um dem Unheil nach Möglichkeit vorzubeugen, entdeckt Bienchen in einer der köſtlichſten Scenen des Buches dem Vater und Pfarrherrn das Geheimnis ihrer Liebe. Und er geht und redet der Mutter ins Herz, bis ſie trotz aller Abneigung gegen den windigen Blumenmaler ſich entſchließt, aus chriſtlicher Barmherzigkeit den Verwundeten in ihr Haus zu nehmen. Und von ihr gewartet und genährt, erholt er ſich bald. Aber jetzt kommen die Franzoſen und ſuchen nach dem Flüchtling. In dieſer Not wird der brave Schweizer Hauptmann zum Retter, er verſteckt den „Feind“ unter ſeinem eignen Bette, und die Späher müſſen unverrichteter Sache abziehen. Auf die Dauer läßt ſich jedoch Balds Sicherheit im Pfarrhauſe nicht verbürgen, und Pold Wille beſchließt daher, ſich an das Haflager ſeines Brotherrn, des Herzogs von Braunſchweig, zu flüchten. Mitten im Winter wandert er los, und die treue Wackerhahn führt ihn durch die verſchneiten Wälder, in denen nur ſie Weg und Steg zu finden weiß. Bienchen aber will den Geliebten nicht allein ziehen laſſen; ſie eilt ihm nach und teilt alle Beſchwerden der weiten, angſtvollen Wanderungen mit ihm. Und jedes von beiden ſchöpft aus der Liebe des anderen Kraft und Stärke, ſo daß das zarte Paar mit ſeiner derben Führerin ſchließlich alle Fährlichkeiten überwindet und wohlbehalten, wenn auch arg zerzauſt, bei Haſe anlangt. Der Wackerhahn verdanken dann die Liebenden zuguterletzt noch einen freundlichen Empfang beim Herzog, und mit heiterem Schalmeien- und Flötenlaut klingt die Geſchichte aus. Natürlich kann dieſe Inhaltswiedergabe die Erzählung nur in ſehr mattem Abglanz und in dürftigſten Linien wiederſpiegeln: von all der Poeſie und dem Humor gibt ſie nichts als eine ſchattenhafte Andeutung. Das Gewinnendſte an dem Buche iſt wie immer bei Raabe die Menſchenzeichnung. Jede der Geſtalten gewinnt in ihrer Weiſe das Herz des Leſers, der würdige Pfarrherr wie die rauhe, aber treu meinende Hausfrau ſamt ihrem opferfreudigen Neffen, der biedere Schwyzer, wie die welterfahrene, viel umhergetriebene Frau Förſtern, das taubenſanfte Bienchen, wie ſchließlich ſelbſt der mehr paſſive als aktive Blumenmaler. Neben den Menſchen ſpielen aber auch zwei Bücher eine ebenſo bedeutſame wie ergötzliche Rolle. Einerſeits der „Wunderwagen Gottes“, die ſo benamſte Predigtſammlung des Altenburgiſchen Kabinettspfarrers Caber, und andererſeits die Schäferidyllen des Zürichers Salomon Geßner, die durch all den Kriegslärm der Zeit, wie Lerchentriller durch das Getöſe einer Schlacht hindurchtönen.

Wie Raabe führt auch Adolf Hausrath (George Taylar), der Dichter des „Antinous“, mit ſeinem neueſten Roman „Pater Maternus“ (Leipzig, S. Hirzel) in die Vergangenheit. Aber ſo verſchieden das Rom des XVI. Jahrhunderts, das buntbewegte, von dem ſtillen Winkel im Weſerlande iſt, ſo beſtimmt unterſcheidet ſich das Buch Hausraths von dem Raabeſchen in Stil und Farbe, in Technik und Stimmung. Gemeinſam iſt beiden nur der religiöſe, ideale Grundton. Pater Maternus iſt ein junger Auguſtinermönch, der mit einem älteren Genoſſen, dem Prior Johannes, in Geſchäften ſeines Ordens 1511 nach Rom kommt, in demſelben Jahr, in dem auch der Auguſtinermönch Martin Luther die Stadt der Päpſte kennen lernte. Und bis zum zweiten Kapitel des Romanes wird wohl jeder Leſer des Romanes gleich mir die Meinung hegen, daß unter der Maske des Pater Maternus ſich Luther ſelbſt verberge, denn der junge Pater iſt eine genau ſo deutſche, ſo innerlich religiöſe, ſo von Ängſten gequälte, doch endlich ſiegreich überwindende Natur, wie Doktor Martinus. Aber ſchon im zweiten Kapitel wird es klar, daß der Held der Erzählung eine vom Dichter erfundene Geſtalt und mit Luther keineswegs identiſch iſt. Mit einem gewiſſen Bedauern empfindet man dieſe Thatſache, ſobald man weiter in den Roman eindringt. Ohne Zweifel hätte die Dichtung, gleichſam von ſelbſt, einen weit höheren Aufſchwung genommen, alle Linien wären größer und machtvoller geworden, das Pſychologiſche hätte ſich unendlich vertieft, wenn Hausrath den Reformator ſelbſt in den Mittelpunkt der Erzählung geſtellt hätte. Vor allem wäre das „Romanhafte“ zurückgedrängt und der kräftige Hauch der Wirklichkeit ſtärker zur Geltung gekommen. Aber, wie es ſcheint, war es dem Dichter gerade um die romantiſche Fabel der Handlung weſentlich zu thun, und mit dieſer ließ ſich die Geſtalt Luthers nicht wohl zuſammendringen. Pater Maternus kommt nach Rom, von ſchweren Geiſtes- und Seelennöten geplagt. In der heiligen Stadt, wo die Fürſten der Kirche reſidieren, die geweiht iſt mit dem Blute der Apoſtel und unzähliger Heiligen, hofft er den Frieden ſeines Gemütes wiederzufinden. Aber er erlebt eine Enttäuſchung nach der anderen. Der heidniſche Aberglaube des Volkes, ſeine Werkgerechtigkeit berühren ihn ebenſo widerlich, wie die Sittenverderbnis des Klerus, der in der Religion weiter nichts ſieht, als was, nach Schiller, gewiſſe Poeten in der Kunſt ſehen: eine melkende Kuh. Wie weit die Geldgier der römiſchen Prieſter und Mönche geht, das erlebt Pater Maternus im Hauſe ſeines Gaſtfreundes, des getauften

Juden Nikodemus. Nikodemus ist Vater eines reizenden Töchterchens, das in seinem Herzen ebensoviel Platz einnimmt, wie sein Reichtum. Auf diese Zärtlichkeit gründen der Dekan und der Prior der römischen Augustiner einen verbrecherischen Plan. Es liegt ihnen viel daran, das Haus des Juden in den Besitz ihres Ordens zu bringen, weil sie es zu einem Kloster umbauen wollen, aber sie haben keine Lust, Geld für den Erwerb zu opfern. Mit Erpressung hoffen sie billiger zum Ziele zu kommen. Sie beabsichtigen, die schöne Jüdin heimlich zu entführen und in ein Kloster zu schaffen; Nikodemus soll sein Kind dann nur gegen Preisgabe seines Hauses zurückerhalten. Nach mancherlei Abenteuern gelingt es dem Juden mit Hilfe des jungen Paters, den schnöden Plan zu durchkreuzen. Maternus aber hat inzwischen, nicht zum mindesten, weil er durch seine Thätigkeit im Dienste bedrängter Mitmenschen von quälenden Grübeleien abgezogen wurde, seinen Seelenfrieden wiedergefunden. Voll Glaubensfröhlichkeit kehrt er nach Deutschland zurück, denn er hat gleichwie Martin Luther die Gewißheit empfangen, daß allein der Glaube, nicht die Werke, selig macht. Die Handlung des Romans ist reich an packenden Einzelzügen, an feinsinnigen Betrachtungen und reizvollen Stimmungen; auch an Ergötzlichem fehlt es nicht: hierhin ist in erster Reihe die Geschichte vom Halsband der heiligen Agnes zu zählen. Ihren Hauptwert aber empfängt die Erzählung durch die farbigen, lebensvollen Schilderungen des päpstlichen Roms, seiner geschichtlichen Stätten, seiner landschaftlichen Umgebung, seines bunten Volksgetriebes. Unter den Charakteren sticht, künstlerisch betrachtet, die Gestalt des deutschen Priors, in ihrer realistischen Saftigkeit, am eindrucksvollsten hervor. Als Ganzes leidet der Roman an dem wesentlichen Mangel, daß er psychologisch nicht überzeugend wirkt. Äußerlich erscheint allerdings die seelische Befreiung des jungen Paters mit der Geschichte des Juden aufs engste verknüpft, innerlich ist aber das Band ein sehr loses. Die romantische, allzu romantische Fabel tritt weit mehr in den Vordergrund, als die Entwickelung des psychologischen Problems; überdies wirkt diese Entwickelung nicht ernsthaft, nicht zwingend genug, weil die Fabel zu unbedeutend, zu leicht gesponnen ist, um das Problem zu tragen.

Aus den Sphären, in die Novalis, Raabe, Hausrath Herz und Geist erheben, findet sich nicht leicht ein Übergang zu der Alltagswirklichkeit, in die Klaus Rittland mit seiner Kleinstadtgeschichte „Sanitätsrats Türkin“ (Berlin, F. Fontane & Co.) den Leser versetzt. Aber wenn es einen Sprung kostet, es lohnt sich immerhin. Rittland erzählt sehr flott und wirkungsvoll, und er würzt seine Geschichte mit allerhand sinn-, hier und da sogar geistvollen Betrachtungen. Ernstere Ansprüche erhebt die Erzählung freilich nicht, sie bietet eine gute Unterhaltungskost, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Der Kern der Handlung läßt sich mit wenigen Strichen umzeichnen. Sanitätsrat Körting kommt nach Konstantinopel, um die Tochter eines verstorbenen Bruders, der lange Jahre in der Türkei verdacht hat, zu sich zu nehmen und sie in seine mecklenburgische Heimat zu führen. In Klützow aber ergeht es dem jungen Mädchen so übel wie möglich; sie ist zu schön, um nicht den Neid der Kleinstädterinnen zu wecken, sie reizt aber auch fortwährend den Zorn durch ihr freies, vorurteilsloses Benehmen. Mit gutem Humor erträgt sie eine Zeitlang alle Nadelstiche. Aber als sie ihr Herz an den einzigen bedeutenden Mann verliert, den das Städtchen geboren, erfährt sie, daß auch der Klatsch eine Macht ist, mit der Kluge und Weise zu rechnen haben. Den boshaften Verleumdungen des regierenden Damenzirkels gelingt es, eine arge Entfremdung zwischen den Liebenden herbeizuführen. Schließlich finden sich beide jedoch, nachdem sie das Leid der Trennung bis zur Hefe durchgekostet, zu einander zurück. Glücklicherweise ist die Klatschgesellschaft mehr mit fröhlicher Laune, als mit herber Satire gezeichnet; sie enthält lauter Prachtfiguren, von der Apothekerin, die sich dadurch auszeichnet, daß sie immer „was Kleines“ erwartet, bis zu der ewig eifersüchtigen, quittengelben Frau Senator. Ein Fehler der unterhaltsamen Geschichte ist es, daß die „Türkin“ in ihrer ganzen Art kaum etwas Türkisches an sich hat; sie konnte ebenso gut wie aus Konstantinopel, aus Leipzig oder Dresden nach Klützow herübergeholt sein.

Fürst Bismarck. Plakette von Prof. R. Mayer. (Vorder- und Rückseite.)

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unser Heft erhält diesmal sein künstlerisches Gepräge in erster Linie durch den Artikel von Dr. Ad. Rosenberg über W. Bouguereau, dessen hohe Bedeutung für die französische Malerei auch diejenigen zu würdigen wissen, die andere Wege einschlugen, als er. Wir gedenken noch im laufenden Jahrgang eine umfassendere Abhandlung über die Maler von Barbizon zu bringen, welche den Pfadfindern der neueren Richtung französischer Kunst gerecht werden soll.

Der weitere bildliche Schmuck des Heftes entstammt ausschließlich deutschen Ateliers. Unser farbiges Titelbild, „Orientale", nach einer prächtigen Ölstudie von Ad. Achleitner, zeigt unverkennbar den Einfluß, den Professor Alex. Wagner-München auf den jungen Künstler, seinen Schüler, ausübte, sowohl in dem kräftigen Kolorit, wie in der fiche ren Zeichnung. — Zwischen S. 16 und 17 bringen wir einen feinen Studienkopf von Emanuel Spitzer. — „Die Dorfparzen" von C. Gussow (zwischen S. 80 und 81), die eine Hauptanziehung der letztjährigen Ausstellung im Münchener Glaspalast bildeten und die wir nach einer trefflichen Radierung von Hugo Struck reproduzieren, lassen wieder einmal alle die Vorzüge des Meisters erkennen: einen gesunden frischen Realismus vor allem, der zielbewußt in das Leben hineingreift. Die drei alten Mütterchen, die hier das Kind im Steckkissen beaugenscheinigen, — besonders die beiden äußeren Weiblein — sind Meisterstücke kräftiger Charakterisierungskunst, und durch den fein herausgearbeiteten Kontrast — Kontraste liebte Gussow stets — zu der blühenden Jugend des Mädchens mit dem Baby auf dem Arm noch besonders inter-

Großherzogin Luise von Baden
Medaille von Prof. R. Mayer.

eſſant gemacht. — Jul. Schmid hat ſich in ſeinem Gemälde „Schubertabend in einer Wiener Bürgerfamilie“ einen feſſelnden Vorwurf gewählt. Die Geſtalt Franz Schuberts, unſeres größten Liederkomponiſten, iſt ja weit über die engeren Kreiſe ſeiner Bewunderer und Verehrer hinaus bekannt und von ſympathiſchem Reiz für jeden, der die Lebens- und Leidensgeſchichte des gefeierten Komponiſten auch nur in großen Umriſſen kennt. Von der Not des täglichen Lebens, unter der Franz Schubert litt — faſt ſolange er lebte —, erzählt unſer Bild freilich nichts: der arme Schullehrersſohn, der das karge Brot des Elternhauſes mit 18 Geſchwiſtern teilen mußte, iſt ſelbſt auf der Höhe des Ruhms der Sorgen nie völlig ledig geworden. Das Gemälde gibt wohl eine Epiſode aus des Künſtlers letzten Lebensjahren wieder, aus den Jahren, die ſeinem Aufenthalt in Zéléz bei dem Grafen Eſterhazy (1824) folgten, einer ſchaffensfrohen Zeit von noch faſt vier Jahren, die er faſt ganz in ſeinem geliebten Wien verlebte, und in der es ihm wenigſtens an Anerkennung und begeiſterter Zuſtimmung nicht fehlte. Wurde dem einunddreißigjährigen Meiſter doch noch wenige Monate vor ſeinem Tode (18. November 1828) die ſchönſte künſtleriſche Genugthuung zu teil: die Geſellſchaft der Muſikfreunde gab ein Konzert, in dem nur ſeine Schöpfungen aufgeführt wurden. —

Großherzog Friedrich von Baden.
Medaille von Prof. R. Mayer.

Zwiſchen S. 104 und 105 ſchalteten wir die Reproduktion einer Bildnisaufnahme von Ferdinand Encke in Stuttgart, der er den Namen „Baechantin“ gab, ein. Man darf ſie wohl den Liebhaberphotographen, deren wir ja auch unter unſeren Leſern viele wiſſen, als ein muſtergültiges Vorbild hinſtellen: der Amateur ſoll und kann (mit ſeltenen Ausnahmen) mit dem Berufsphotographen nicht im eigentlichen Porträtfach in Konkurrenz treten; wohl aber wird auch er das Bildnis mit Erfolg pflegen können, wenn er das Schwergewicht auf die künſtleriſche Auffaſſung, auf beſonders geſchmackvolle Anordnung, auf eine originelle Ausgeſtaltung legt. Was, auf einem anderen Gebiet, der Liebhaberphotograph heut zu leiſten vermag, das beweiſen die Hochgebirgsaufnahmen von G. Frhr. von Ompteda im vorigen und in dieſem Heft. Es iſt ja freilich nicht jedermanns Sache, es gehören ſtählerne Muskeln und Nerven dazu, an einem ſchwindelnden Grat, oberhalb eines jähen Abgrundes, vielleicht an einem Seil hängend, erfolgreich „blitzen zu laſſen“, wie ſich Herr von Ompteda ausdrückt. — Als dritte Meiſterleiſtung der Photographie möchte ich gleich hier die Aufnahme von Franz Kullrich-Berlin

König Albert von Sachſen. Medaille von Prof. R. Mayer. (Vorder- und Rückſeite.)

Königin Wilhelmine der Niederlande. Medaille von Prof. R. Mayer. (Vorder- und Rückseite.

auf S. 25 anfügen, die den trefflichen Schauspieler Herm. Müller vom Deutschen Theater als Richter im Kleistschen „Zerbrochenen Krug“ darstellt. —

Im neuen schönen Berliner Künstlerhause war jüngst das Bildnis Adolf von Menzels von Prof. Max Koner ausgestellt; die Künstlerschaft hatte es anläßlich der hohen Ehrung, die dem großen kleinen Meister soeben durch kaiserliche Huld in der Verleihung des Schwarzen Adlerordens geworden war, festlich geschmückt. Wir geben das schöne Porträt auf S. 9 wieder; S. 13 bringt eine flotte Studie des im vergangenen Jahre verstorbenen Düsseldorfer Meisters Carl Gehrts; S. 21 eine hübsche Studie von Jos. Kriwer aus dem sonnigen Meran — das alte gute „Hotel zur Sonne“ an der Ecke des Platzes mag wohl so mancher Leser aus eigenster Anschauung kennen. — Auf S. 28 kommt der Humor zu seinem Rechte in der typischen Gigerlgestalt, die Ludwig Alth „Unwiderstehlich“ taufte. Erfreulicherweise scheint der Gigerl — wenigstens der Gigerl in dieser Façon — freilich jetzt bereits auf dem Aussterbeetat zu stehen. —

Nach langem Darniederliegen nimmt die Medailleurkunst neuerdings einen erfreulichen Aufschwung. Die Anregung geht unleugbar von Frankreich aus, wo Chaplin und in erster Linie O. Roty vorbildlich wirkten. Wien folgte zuerst — vor allem mit schönen Arbeiten von J. Tautenhayn und Kowarczig (jetzt in Frankfurt a. M.) — nach; heute rührt es sich auch im Reich allerorten: die Regierungen erteilen anregende Aufträge, die Zahl der Sammler wächst zusehends, Künstler von großem Können wenden sich der schönen Aufgabe mit Begeisterung zu. Es gibt z. B., was unsere Leser wohl überraschen dürfte, heute an zweihundert verschiedene Bismarckmedaillen, von denen freilich leider nur ein recht geringer Bruchteil ernsterer künstlerischer Beachtung wert ist. Unter den deutschen Medaillekünstlern steht Prof. R. Mayer in erster Reihe. Ein Schüler des Bildhauers Prof. Otto Koenig in Wien, machte er sich zuerst durch seine Beteiligung an dem großen, für Kaiser Franz Josef bestimmten Tafelservice (Wiener Weltausstellung 1873) bekannt, folgte dann einem Ruf nach Stuttgart und wirkt seit dem Jahre 1886 als Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Seit drei Jahren hat er sich besonders der Medailleurkunst gewidmet. Seine ausgezeichneten Medaillen und Plaketten, von denen einige der schönsten diese Zeilen begleiten, sind sämtlich in der trefflichen Prägeanstalt von B. H. Mayer in Pforzheim ausgeführt.

H. v. S.

Sancta Barbara.
Medaille von Prof. R. Mayer.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Paulenins in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Strauchdieb. Nach der bemalten Holzstatuette von Ignatius Taschner.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 8, April 1899.

Hawaii.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit neun Zeichnungen von **Curt Agthe** und zwölf Originalphotographien von **Dr. R. Neuhauß** in Berlin.

(Abdruck verboten.)

An wenigen Punkten des Erdballes erfaßt den Weltreisenden nach langer Seefahrt größere Freude, als wenn er von seinem Dampfer aus über der unendlichen tiefblauen Wasserwüste des Großen Oceans den blendenden Schneehügel des Mannakea zu Gesicht bekommt. Ähnlich wie der heilige Berg der Japaner, der Fudschiyama, ragt auch sein, freilich ein paar tausend Kilometer von ihm entfernter Nachbar über 4200 Meter hoch direkt am Meere in die Lüfte; ähnlich wie der Fudschiyama ist auch der Mannakea das Wahrzeichen, die Leuchte seines Landes. Ähnlich Japan an Schönheit, Üppigkeit und malerischer Großartigkeit ist auch das Land selbst, die berühmte Inselgruppe von Hawaii, über der seit kurzem der Sternenbanner der Union flattert.

Jeder, der den Stillen Ocean durchfahren hat, kennt auch ein wenig von Hawaii, denn die Hauptstadt von Hawaii, Honolulu, ist der Anlegeplatz aller Schiffe, die von Kalifornien nach Japan, China, Australien, Indien, Neuseeland fahren.

Die Meeresströmungen im Süden, die großen Sargassofelder im Norden zwingen alle Schiffe, den Weg über Hawaii zu nehmen, und während der paar Stunden Aufenthalt haben die Passagiere gewöhnlich Gelegenheit, sich Honolulu anzusehen, das ihnen gewiß zeitlebens unvergeßlich bleibt. Wie schade, daß Europa nicht in der Nähe von Honolulu liegt! Honolulu wäre dann eine Vereinigung von Kairo, Monte Carlo und Nizza. So hat es wohl das ganze Jahr über das Klima von Kairo im Winter, die Vegetation von Monte Carlo und ein wenig von dem Villenleben von Nizza. Jedesmal, wenn ein Passagierdampfer neue Ankömmlinge nach Honolulu bringt, ist dort ein Festtag; Hunderte von Europäern, Amerikanern, Chinesen, Japanern und Kanaken umdrängen dann die Landungsstelle, und mit freundlichem Lächeln bieten die drallen Kanakenmädchen den Fremdlingen aus fernen Landen Guirlanden aus frischen Rosen, wohlriechendem Jasmin

und Nelken oder anderen herrlichen Blüten an, die nur der üppige Boden Hawaiis hervorbringt. Guirlanden von Blumen! Wo sonst in der Welt wird der Reisende statt von stinkenden Lastträgern, neugierigen Zollbeamten und aufdringlichen Hotelagenten von Blumenmädchen begrüßt, die ihn mit Rosen bekränzten? Ich habe diese schöne Sitte der Kanaken nur noch in einem anderen Lande, in Siam, gefunden. Auch dort wird der Fremde bei Festlichkeiten von den Siamesen in ähnlicher Weise bekränzt. Hier aber sind Blumen nicht nur Festschmuck, sondern gehören zur alltäglichen Toilette der Damen. Noch sind heute glücklicherweise Kanakenfrauen vorhanden, um dem fremden Besucher diesen schönsten Schmuck des zarten Geschlechtes zu zeigen, einen Schmuck, den sie aus alter Zeit, von ihren halbwilden Ahnen herabgerettet haben auf die Gegenwart von Hawaii. Noch sind solche Frauen vorhanden — im kommenden Jahrhundert werden sie es nicht mehr sein, denn die alten Herren der Perle des Stillen Ozeans, die Kanaken, gehen dem vollständigen Untergang entgegen. Im vorigen Jahrhundert gab es ihrer noch eine Viertelmillion, heute sind nur noch einige dreißigtausend vorhanden, inmitten einer fremden aus Ost und West über den weiten Ozean nach dem Inselparadiese gekommenen Einwanderung, die sie erdrückt, vernichtet.

Die Kanaken haben sich den Amerikanern völlig unterworfen, sie haben alles aufgegeben, ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Religion, ihre Sprache, ihre Unabhängigkeit, ihren König, nur ihre Blumen haben sie behalten, und mitten unter den modernen Menschen in den modernen Straßen von Honolulu sieht man zuweilen noch diese hohen Prachtgestalten von Kanakenweibern mit Blumenkränzen

Parlamentsgebäude in Honolulu.

als einzigem Schmuck ihres lang herabfallenden Rabenhaares, mit Blumenkränzen auf den Schultern, Blüten vorn über ihre schwarzen faltigen Empirekleider fallend.

Vom Meere aus erblickt man wohl die Stelle, wo Honolulu, umgeben von einem weiten Kranz kühn emporstrebender Vulkane, liegt, man sieht aber die Stadt selbst nicht in dem Wald von herrlichen Palmen, Bananen, Brotfrucht-, Mango- und Orangenbäumen, unter deren Schatten die villenartigen, verandenumgebenen Häuser liegen.

Nur ein Teil der Stadt hat moderne Straßen, ähnlich jenen der amerikanischen Städte, und dieser Teil könnte dem Reisenden

den ganzen Spaß verderben. Froh, dem ewigen Einerlei der Yankeestädte mit ihrem Pferde- und Kabelbahngeklingel, ihrem Haſten und Lärmen und Jagen entronnen zu ſein, ſchifft er ſich ein, voll Sehnſucht nach dem tropiſchen Inſelparadieſe, wo er hofft, unter den Einwohnern ein Leben à la Paul und Virginie zu finden. Er wird in dieſem Glauben beſtärkt, wenn ihm bei ſeiner Ankunft die Kanakenmädchen Roſenguirlanden anbieten und in der Ferne überall Palmen und Bananen ſichtbar werden. Aber er geht kaum einige hundert Schritte und iſt inmitten eines Stückchens Chicago, New York, Cincinnati, Pittsburg, Philadelphia. Brrrr! wie das einem wohlthut! Moderne Häuſer, moderne Schildertafeln, Banken, Geſchäftshäuſer, Stores, elektriſches Licht, Pferdebahnen, Telegraphendrähte, Telephongeklingel. Dazwiſchen allerdings dunkelhäutige Portugieſen von Madeira, Chineſen und Japaner, die in ihren Kaufläden ihren bunten, verlockenden, aber ſchäbigen Krimskrams feilbieten. Glücklicherweiſe liegt das ſchöne Hawaiihotel, ein luſtiger, verandenumgebener Bau, inmitten eines prächtigen Parkes; die Palmenwedel fächeln einem Kühlung ins Fenſter hinein, und man braucht

Japanerinnen in Hawaii.

faſt nur die Hand auszuſtrecken, um irgend eine der tropiſchen Früchte zu erhaſchen, die aus dem dunklen Ewiggrün der Bäume hervorleuchten. Des Abends wird an jedem „Steamerday“ d. h. an jedem Tag, der einen Dampfer gebracht hat, der ganze Park durch bunte chineſiſche Lampions erleuchtet, die vortreffliche — einſt königliche — Kanakenmuſik ſpielte im Park luſtige Weiſen, und die Fremden vergeſſen, zwiſchen wohlgekleideten Menſchen luſtwandelnd, die moraliſche Ohrfeige, die ſie am Morgen durch die protzige moderne Geſchäftsſtadt verſetzt erhielten.

Wer weiter hinauswandert, der kommt in lauſchige wohlgepflegte Straßen von herrlichen Palmenreihen beſchattet, nicht wie die Kehrbeſen der Promenade des Anglais in Nizza, ſondern Palmen von ſeltenſter Schönheit; zu beiden Seiten ziehen ſich inmitten üppiger Gärten Reihen von niedrigen behaglichen Villen hin, rings umgeben von breiten Veranden, auf welchen die Einwohner ihr ganzes Tagewerk verrichten. Die Veranda iſt hier die Hauptſache, und faſt möchte ich meinen, es werden zuerſt die Veranden gebaut, und dann als eine Art Hinterhaus die Villen. Von den Dächern hängen lauſchige Hängematten, in

Hafen von Honolulu.

Eingeborener von Hawaii.

Eingeborene von Hawaii.

denen ſich dunkeläugige leichtgekleidete Schöne wiegen, vielleicht die Töchter einſtiger Häuptlinge des Landes, heute ehrbar an irgend einen amerikaniſchen Judge oder „Colonel“ verheiratet. Die Straßen ſind ſorgfältig gehalten, eben, ohne Staub, das Paradies des Radfahrers. Und radelt er noch weiter hinaus, ſo kommt er zwiſchen die kahlen, grotesken Berge aus Lava und Baſalt ungeheuerer Trümmer einſtiger Vulkane; das Waſſer hat tiefe, finſtere Schluchten zwiſchen ſie geriſſen und fällt donnernd und ſchäumend die Felſenſtufen hinab, der Ebene zu, wo es zwiſchen dem üppigſten Tropendickicht dem Meere entgegeneilt. Keine Tiger und Schlangen und ſonſtiges unangenehmes Vieh beläſtigen hier den Beſucher, denn Hawaii hat niemals Raubtiere beſeſſen, nicht einmal Skorpione und Tauſendfüßler. Ehedem waren ſogar Mücken und Flöhe den Kanaken unbekannt! Erſt als die Bewohner des irdiſchen Flohparadieſes, die Japaner, nach Hawaii kamen, da kamen auch die unzertrennlichen Begleiter der letzteren, die Flöhe, angehüpft, und die feiſten muskulöſen, blutreichen Kanakenkörper verſpürten zum erſtenmal den außerordentlichen Genuß, den dieſe kleinen Gemſen dem Kulturmenſchen gewähren.

Man braucht aber gar nicht in die Berge zu ſteigen, um auf die entzückendſte Natur zu ſtoßen. Wer den Küſten entlang wandert, angeſichts des unendlichen Meeres, mit ſeiner häufig recht ſtarken Brandung, gegen den alten ausgebrannten Krater am Diamond Head, der kommt bald nach Waikiki. Waikiki iſt für die Bewohner von Honolulu das, was uns Oſtende iſt, aber ohne die Spielbanken, die Cercles des Etrangers und die Leichtlebigkeit, denn auf Veranlaſſung der puritaniſchen Miſſionare aus Boſton hat der letzte König die ſtrengſten Maßregeln gegen die lockeren Sitten ergriffen. Und die neuen Machthaber aus den Yankeeſtaaten

Huentänzerinnen auf Hawaii.

Straße in Honolulu.

ſind womöglich noch ſtrenger, wegen oder vielmehr trotz der 25000 Japaner, die frauenlos, geisha-los nach Hawaii eingewandert ſind und ſich in ihrer Junggeſellenmiſere nun nicht anders helfen können, als geradeſo wie die 23000 Chineſen den Kanakenmädchen den Hof zu machen. Viele nehmen ſich Kanakinnen zu Frauen, Frauen auf Zeit —. Denn wandern beſonders die Chineſen wieder in das Reich der Mitte zurück, ſo nehmen ſie gewöhnlich nur ihre Söhne mit, die holde Weiblichkeit einſchließlich der Töchter, Hapé paké, wie ſie auf kanakiſch heißen, bleiben auf der Perle des Stillen Ozeans zurück.

Waikiki iſt alſo das Oſtende von Hawaii, mit ſchönem Sandboden, auf welchem die Wellen des unendlichen Oceans in toſender Brandung ſterben, Wellen, welche vielleicht die Grüße von den nächſtgelegenen Ländern, von Samoa oder Neuſeeland an das ſtammverwandte Kanakenvolk bringen und auf ihrem Waſſerwege den halben Erdball durchmeſſen haben! Hier baden die Japaneſen beiderlei Geſchlechts, vielleicht zwei-, dreimal täglich, denn Hawaii iſt ein Land der ewigen Sonne, mit dem herrlichſten Klima, nicht zu heiß, nicht zu kalt, gerade recht. Es regnet täglich in Honolulu, aber nur ein bißchen, um den Straßenſtaub zu legen und die Blumenbeete zu beſpritzen. Die Oſtküſte der Inſel Oahu, auf der die Hauptſtadt liegt, iſt nicht mehr ſo günſtig gelegen, und an der Oſtküſte der größten der Inſelgruppe, Hawaii ſelbſt, regnet es im Jahre vier bis fünf Meter Waſſer. Die Urſache dieſes Unterſchiedes ſind die gewaltigen Vulkanrieſen auf Hawaii,

Häuſer in Honolulu.

Chineſiſches Theater in Honolulu.

der himmelragende Mannaloa, d. h. großer Berg, der, etwa in Heſſen aufgeſtellt, beinahe das ganze Großherzogtum bedecken würde, dann der ſchon vorgenannte Mannakea, d. h. der weiße Berg. Sie halten die Regenwolken zurück, und dieſe ergießen ihren Waſſerreichtum in ſolcher Fülle auf die Inſel, als wollten ſie das ewige Feuer löſchen, das in den Vulkanen von Hawaii brennt, vor allem in dem ſchrecklichen Kilauia. Wer jemals einen Blick in den ungeheuren Krater dieſes Vulkans mit ſeinen zwei Seen aus flüſſiger, glühender, brodelnder Lava geworfen hat, dem wird dieſes großartige Bild, das ſchrecklichſte, das die Erde dem Menſchen zeigt, gewiß zeitlebens unvergeßlich bleiben! Der wird auch verſtehen, daß die glücklichen, friedfertigen Naturmenſchen, welche das Inſelreich bewohnen, eine finſtere Rachegötttn Pele in dieſe rotglühenden Eingeweide der Erde verlegten und vor ihr zitterten!

Das war auch ihr einziger Schrecken, denn ſie hatten bis zur Ankunft der Fremden ein ruhiges Daſein unter ihren einheimiſchen Fürſten. Die See gab ihnen Fiſche, der unglaublich fruchtbare Boden in den Ebenen gab ihnen Früchte aller

Villa eines Privatmanns in Honolulu.

Digitized by Google

Mauſoleum der Hawaiiſchen Könige bei Honolulu.

Art, vor allem die hawaiiſche Kartoffel, Taro genannt, die auch noch heute ihr Hauptnahrungsmittel iſt — nicht nur gekocht, ſondern auch zu einem Brei zerſtampft, der Poi heißt und die Dicke, ja ſogar den Geſchmack von Buchbinderkleiſter hat. Um ihn zu eſſen, ſtecken ſie zwei Finger in die Schüſſel und drehen mit einer raſchen Wendung einen Mund voll davon ab. Poi iſt auch der wichtigſte Beſtandteil der vielgerühmten Feſtmahlzeiten, Luau genannt, eine Art Piknik auf grünem Raſen im Schatten von Palmen, an der große Geſellſchaften unter Geſang und Tanz teilnehmen. Kleider bedurften ſie in dem herrlichen Klima nicht, ihre Hütten bauten ſie aus Grasmatten, und die verheerenden Krankheiten anderer Länder waren ihnen unbekannt. Deshalb fielen ſie dieſen auch um ſo leichter zum Opfer, als ſie bei dem zunehmenden Schiffsverkehr eingeführt wurden, vor allem dem Ausſatz. Ziemlich

Blick auf Honolulu, im Hintergrund das Nuuanothal.

Mädchen von Hawaii.

allgemein wird angenommen, daß der Ausſatz ein beſonderes Privilegium der Kanaken ſei und die übrige Welt ſich gegen dieſelben ſchützen müſſe. Das iſt ein Irrtum. Die oſtaſiatiſchen Einwanderer ſchleppten ihn in Hawaii ein, und er fand in dem Naturvolke ſo günſtigen Boden, daß zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung das ſchreckliche Aſyl der Leproſen auf der Inſel Monokai geſchaffen werden mußte. Gegen tauſend dieſer Unglücklichen leben abgeſchieden von aller Außenwelt auf dieſer Inſel, und wer jemals mit Leproſie behaftet dorthin geſchafft wird, gilt als tot. Die Angehörigen erben das Vermögen, die Gatten können ſich wieder vermählen, niemals kehrt ein Ausſätziger von dieſer Inſel der lebendigen Toden zurück!

Aber noch ſchlimmer als der Ausſatz hat unter dem kräftigen, zufriedenen, lebensfrohen Kanakenvolke die weiße Kultur gewütet. Sie lehrte die Kanaken auch Röcke, Beinkleider, Stiefeln, Hüte tragen und ſtatt in luftigen Hütten in gemauerten Häuſern wohnen. Damit untergrub ſie die Geſundheit und Widerſtandsfähigkeit der Kanaken ebenſo, als würden Pelzruſſen aus dem nordiſchen Archangel oder von Nowaja Zemlja naiven

Hoipitalgarten in Honolulu.

Der Lawasee im Krater des Vulkans Kilauea.

Bewohnen Mitteleuropas lehren, es sei allein seligmachend, Sommer und Winter schwere Pelze zu tragen und die fest ververschlossenen Wohnungen stets geheizt zu halten. So siechte und schwand die neubehoste Rasse seither dahin, vollständiger Ausrottung entgegen.

Im Gefolge der Missionare kamen Abenteurer ins Land, dazu Kaufleute und Unternehmer mit ihrem rücksichtslosen Streben. Sie fanden ein urgemütliches christliches Volk, das sogar schon lesen und schreiben konnte, aber von Arithmetik doch noch nicht hinreichend verstand, um den wirklichen Wert des ungemein fruchtbaren Bodens abzuschätzen. Die Ländereien wurden an die Fremden verschleudert; Zucker und Kaffee und Reis gediehen so vortrefflich und fanden in dem benachbarten Amerika so gut bezahlten Absatz, daß immer mehr davon angepflanzt wurde. Schließlich fehlte es an Arbeitskräften, und man veranlaßte den gutmütigen Nachfolger des großen Kamehameha auf dem Königsthron von Hawaii, die Einfuhr chinesischer und japanischer Kulis zu gestatten. Dadurch stieg die Zuckerproduktion allein von etwa zehn Millionen Kilo im Jahre 1893 auf hundertundfünfzig Millionen Kilo im Jahre 1896, und die Zuckerbarone erwarben Mil-

Ernte im Zuckerrohrfeld auf Hawaii.

Digitized by Google

Wasserfall bei Honolulu.

lionen. Durch geschicktes Ausspielen einer Volksrasse gegen die andere wurden sie bald die wirklichen Herren des Landes, und der König, dem man durch eine Verfassung und ein Parlament die Hände band, war nicht viel mehr als eine Puppe. Man hätte ihn wohl schon in den achtziger Jahren beseitigt, um sich den Vereinigten Staaten anzuschließen, wenn diese nicht ein Gesetz gegen die Einwanderung der Chinesen erlassen hätten. Damit hätten die Zuckerbarone ihre Arbeitskräfte verloren, und Hawaii blieb daher vorläufig noch Königreich.

Da kam die Mac Kinley-Bill, welche nicht nur hohe Einfuhrzölle auf ausländischen Zucker setzte, wie leider in Deutschland männiglich bekannt, sondern auch die amerikanische Zuckerproduktion durch Prämien förderte. Nun paßte den Zuckerbaronen das unabhängige Königtum nicht mehr. Es galt amerikanisch zu werden, um dadurch die Zölle zu sparen und die Prämien einzusacken; da man aber ein Königreich mit einer regierenden souveränen Königin, Liliaukalani mit Namen, nicht gut in einen republikanischen Staatenbund aufnehmen kann, so setzten sich die Zuckerbarone mit dem amerikanischen Minister in Honolulu ins Einvernehmen, und eines Tages wurde die Königin abgesetzt, Hawaii zur Republik erklärt. Freilich waren zunächst die Regierenden in Washington, vor allem Präsident Cleveland, mit dieser Gewaltthat nicht einverstanden, allein auch ihr Widerstand wurde überwunden.

Die Proteste der Königin blieben unbeachtet, die Republik wurde anerkannt, und dann bereiteten die steinreichen Zuckerbarone die Aufnahme der neugebackenen Republik in den großen amerikanischen Staatenbund vor.

Dabei spielte noch ein anderer Umstand mit. Als das Königreich noch bestand, waren die Amerikaner, deren es in Hawaii etwa dreitausend gibt, the power behind the throne, d. h. die Königin mußte tanzen, wie sie pfiffen, und das Gemengsel von Portugiesen aus Madeira (etwa 15 000), von Chinesen, Japanern, Polynesiern und Kanaken konnte im Zaum gehalten werden. In der neuen Republik wollten aber die sich immer mehr blähenden Japaner, die auch schon als Zuckerproduzenten, Kaufleute und Landeigentümer ꝛc. den Amerikanern gewaltige Konkurrenz auf Hawaii machen, ebenfalls mitreden. Sie wollten Sitz und Stimme im Rate der hawaiischen

Eisenbahn auf Oahu.

Kealakekua auf Hawaii mit dem Denkmal, für Cook, der hier 1779 ermordet wurde.

Staatslenker, und als die Amerikaner, aus welchen die letzteren ſich faſt ausſchließlich zuſammenſetzen, ihnen dies verweigerten, proteſtierte Japan und ſchickte ſich zu Gewaltmaßregeln an. Da gab es nur eine Rettung, ſich feſt an die Rockſchöße von Onkel Sam zu hängen. Vor dem blauweiß-roten Streifen der Inſelrepublik haben die Japaner keinen Reſpekt, aber an das Sternenbanner der Yankees werden ſie ſich nicht wagen. Darum wuchs das Beſtreben, Hawaii als ſechsundvierzigſten Staat an die amerikaniſche Union anzugliedern, und ſo iſt denn kürzlich die Annexion des Inſelreiches erfolgt. Aloha Hawaii! Lebewohl, Hawaii!

Boot mit Ausleger auf Hawaii.

Zwei Männer.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Das scheint zu viel," sprach Kleopha leise und legte die Rolle auf den Schreibtisch zurück.

„Es ist nur ein Vierteljahrsgehalt —", entgegnete Albrecht.

„Darauf habe ich keinen Anspruch. Mir kommen nur anderthalb Monat zu. Ich bin — ich bin — doch keine Bettlerin," rief sie und brach in Thränen aus.

Albrecht errötete. Diese Scene kam ihm unerwartet und war ihm peinlich. Er hatte sich großmütig gegen das Mädchen zeigen wollen, von dem er wußte, es müsse einen Bruder ernähren. Er hatte seinen Dank am besten durch Geld auszudrücken geglaubt und hatte gefunden, daß es am taktvollsten sei, ein Vierteljahrsgehalt zu geben. Gern hätte er mehr, viel mehr gegeben.

Ratlos stand er da, aber nur einige Augenblicke.

„Verzeihen Sie, liebes Kind," sagte er, „ich erinnerte mich unserer Abmachung nicht und glaubte, Sie hätten Anspruch auf dies."

Ganz geschäftlich zählte er Geld ab und gab es ihr.

Dann nahm er ihre Rechte und sprach: „Das Offizielle ist abgemacht. Lassen Sie mich nun als Mensch reden und Ihnen aus innerstem Herzen danken. Machen Sie mir die wehmütige Freude, als Andenken an unsere arme Verklärte einen von den bescheidenen kleinen Ringen anzunehmen, die sie trug."

Er hatte vorher nicht daran gedacht. Aber er sah, er hatte einem stolzen Herzen eine Wunde geschlagen. Er wollte gut machen.

Er nahm aus der Schieblade unter anderen Ringen einen dünnen Reif heraus, an dem ein kleiner Brillant blitzte.

Und da geschah etwas, das ihn noch mehr erschreckte als die Thränen.

Kleopha küßte seine Hand und lief weinend hinaus, den Ring an ihre Lippen pressend.

„Mein Gott," dachte er betroffen, „das sieht ja aus, als bräche ihr der Abschied das Herz, als hänge sie mit tausend Fäden hier fest."

Es war zu natürlich, daß ihm die Befürchtung aufstieg, sie möge sich in Hartard verliebt haben.

„Armes Mädchen," dachte er, „da wird es ihr vielleicht sehr weh thun, ihn nicht einmal beim Abschied zu sehen."

Als er ihr dann am Wagenschlag Lebewohl sagte, während Löbell auf dem Bock sich noch die orangefarbene Pferdedecke eng um den Leib wickelte, bemerkte er bedauernd: „Meinen Sohn muß ich leider entschuldigen. Er ist verhindert, Ihnen noch einmal, wie er gewiß gern gethan hätte, zu danken. Er fuhr heute morgen nach Berlin."

„Ich weiß . . ." das entfuhr ihr so. Wie alle sehr aufrichtigen Naturen konnte sie wohl schweigen, wenn sie sich vorgenommen hatte, zu schweigen. Ohne diesen Vorsatz und in Momenten, die sie durch

Digitized by Google

irgend etwas überraschten, war es ihr unmöglich, durch Schweigen zu lügen. Sie fuhr mit der Wahrheit heraus.

Und nun war ihr Gesicht von Glut überflammt. Sie begriff, daß sie eine Dummheit gemacht hatte.

Albrecht erschrak und verbeugte sich etwas verlegen zum letztenmal.

Während sie weinend davonfuhr, die bange Frage im Herzen: Werde ich jemals zurückkehren? ging Albrecht in trüber Stimmung nach Hörstel hinüber.

Das wäre ja sehr, sehr traurig, wenn Hartard sich hätte hinreißen lassen, mit diesem tüchtigen, herzensreinen, vornehmen Mädchen von Liebe zu sprechen. Ihr „ich weiß" und danach ihr Erglühen — das deutete doch auf ein heimliches Einverständnis, auf Schuldbewußtsein vielleicht.

Er wollte einen so frevelhaften Leichtsinn von seinem Sohn nicht glauben. Albrecht gab der Jugend jedes Recht, auch das zum Austoben und Ausschlagen. Aber ein reines Herz zu beunruhigen, vielleicht gar eine Mädchenehre zu gefährden — das hielt er für Verbrechen.

Er nahm sich vor, mit Alexandra darüber zu sprechen. Freilich, die hatte ihn gleich vor der Schönheit des Mädchens gewarnt. Aber er hatte ihrer Mahnung andere Motive untergeschoben.

Jedenfalls wollte er nun scharf den Sohn beobachten und vor allen Dingen darauf achten, ob der oft nach Berlin führe, während Alexandra durch die Gräfin Klingsberg Kleopha bewachen lassen konnte.

Von diesem Tag an schien dann eine traumhafte Stille über Rethen und seine Bewohner zu sinken.

Die Wochen vergingen und die Monde, und doch schien es, als stehe die Zeit still.

Im Hause gab es niemals irgend eine Abwechselung. Es war niemand mehr da, um den man Sorge zu tragen hatte, der Anspruch an die beiden Männer erhob.

Der Verkehr mit der Nachbarschaft schlief beinahe ein.

Anfangs fuhr Hartard wohl zu den Freunden hinüber. Mit gierigem Ohr wartete er auf irgend eine Anspielung, die ihm bestätigen solle, was Löbells und des Knechtes roher Mund damals ausgesprochen. Aber niemand machte irgend eine derartige Anspielung. „Natürlich," dachte Hartard höhnisch, „die Gebildeten sind besser gewöhnt, ihre Gedanken zu verbergen. Das nennt man Takt."

Er beobachtete scharf seinen Vater. Der fuhr jeden Donnerstag nach Hörstel. Das hatte er schon zu Lebzeiten seiner Frau gethan. Damals war er auch noch oft an anderen Nachmittagen hinüber geritten, und damals kam Alexandra allwöchentlich, um die Kranke zu besuchen. Es war also ein einfaches Rechenexempel: zu Lebzeiten seiner Mutter hatten sein Vater und Alexandra sich öfter gesehen als jetzt.

Das fand Hartard sehr auffallend.

Hätte der Verkehr in früherer Weise fortgedauert, wäre gar Alexandra wie einst zum Besuch nach Rethen gekommen, hätte er es ohne Zweifel auch auffallend gefunden.

War der Vater am Donnerstag in Hörstel gewesen, verwandte der Sohn am anderen Morgen keinen Blick von seinem Angesicht.

Befremdet bemerkte Albrecht, daß sein Sohn ihn fixierte. Das zweite Mal wurde schon aus der Befremdung peinliches Erstaunen. Mit zurückweisenden Blicken sah er den Sohn an.

Und von mal zu mal wuchs die Peinlichkeit.

Ihre Blicke wurzelten ineinander. Ihre Augen brannten. Sie maßen sich schweigend, wie sonst sich nur Feinde ansehen.

Hartard fuhr alle vierzehn Tage Sonntags nach Berlin.

Das erste Mal, als er von seinem Ausflug zurückkam, hatte sein Vater ihn in herzlicher Sorge angesehen.

Der Blick beleidigte ihn. Er sah darin eine Bevormundung. Stolz hatte er den Kopf zurückgeworfen.

Das nächste Mal nahm er schon eine eisige und hochmütig ablehnende Miene an, bevor er nur vom Wagen stieg.

Albrecht fühlte sich tief gekränkt durch die Art des Sohnes, jedes, auch das oberflächlichste Gespräch über diese Berliner Ausflüge, abzuweisen. So ward er bald unfrei in seiner Art. Er kämpfte mit aufsteigendem Zorn, bezwang sich und suchte, indem er den Sohn groß und ernst ansah, ihn schweigend zu warnen.

Niemals kamen sie bei ihrer Unterhaltung über das Konventionelle heraus.

Sie lebten in schweigendem Groll nebeneinander her.

Oft sprach sich Albrecht zu Alexandra darüber aus, daß der Tod seiner Mutter ihm den Sohn völlig aus dem Gleichgewicht gebracht habe, oder daß Hartard von einer geheimen Sorge, vielleicht von einer unglücklichen Liebe bedrückt sei.

Die Gräfin Klingsberg hatte Alexandras schriftliche Anfrage etwas kühl beantwortet. Sie stehe, schrieb sie, in jeder Weise dafür ein, daß ihr lieber Schützling Kleopha als Dame von allerbester Erziehung nie etwas thun werde, was sie, die Gräfin, nicht wisse und billige.

Sowohl Alexandra als Albrecht fanden den Ton, in welchem die Klingsberg von Kleopha schrieb, sehr hoch. Aber sie ließen hiernach doch den Verdacht fallen, daß die schöne Krankenwärterin einen Liebeshandel mit Hartard haben könne.

So kam der Frühling heran.

Hartard besuchte oft das Grab seiner Mutter und fand es immer im schönsten Schmuck. Er hätte die Blumen, die in irdenen Töpfen und Majolikagefäßen vor der Kapellenpforte standen, zertreten mögen. Er wußte, Alexandra trug sie hierher. Aber . . . hatte nicht seine lebende Mutter sich immer über Alexandras Blumen gefreut? Wie durfte er sie der Toten rauben?

Er ging vom Kirchhof aus nie ins Schloß, wie es doch natürlich, ja wie es seine Höflichkeitspflicht gewesen wäre.

Er wartete darauf, daß sein Fortbleiben bemerkt, besprochen werde. Alexandra sollte sich beleidigt darüber äußern, daß er sie ganz vernachlässige. O, er wartete nur darauf . . .

Aber niemand sprach davon, niemand schien sein Fortbleiben zu bemerken, niemand schien verletzt zu sein. Deshalb fühlte er sich beleidigt.

Ihn beleidigte alles, auch die gleichmäßig ruhige Haltung seines Vaters.

Er sah in dieser den Beweis, daß der Gatte sich allzu schnell über den Tod der Gattin getröstet habe.

Ihm schien es seine Pflicht, alle Lüge, die die Verstorbene erfahren, alle Thränen, die man ihrem Andenken entzog, seinerseits durch wahre Trauer und immer lebendige Erinnerung zu ersetzen.

Er fing einen bis zum Krankhaften gesteigerten Kultus mit seiner Mutter an.

Von einer Photographie, die im vorigen Sommer einmal von ihr gemacht worden war, als sie auf ihrem Ruhebett draußen auf dem Altane gelegen, ließ er in Berlin eine fast lebensgroße Reproduktion anfertigen. Die Photographie war von Alexandra gemacht worden, als diese kaum noch begonnen hatte, in der Handfertigkeit des Photographierens sich zu üben. Sie hatte also erhebliche Schwächen. Insbesondere fehlte ihr die Plastik. Bei der Vergrößerung hatte natürlich die Retouche frei nach der Phantasie gearbeitet. Es war ein Bild herausgekommen, das Albrecht, als er es sah, geradezu unangenehm berührte. So vergrämt, mit solchem Lazarettausdruck hatte kein Mensch Christine je gesehen. Sie sah da beinahe aus, wie eine Sterbende. Außerdem war die Ähnlichkeit kaum zu erkennen.

Als Hartard seinem Vater dies Bild zeigte, sah er ihn durchdringend an. Ihm entging nicht das Mißbehagen auf seines Vaters Antlitz.

„Ihr Anblick rührt an sein Gewissen," dachte er.

Aber Dora that ihm den Gefallen, das Bild sprechend ähnlich zu finden.

Er baute vor der Staffelei, die es trug, einen Blumengarten auf. Für die Bleistiftzettel und Briefchen, die ihm seine Mutter geschrieben, kaufte er eine köstliche Mappe.

Albrecht beobachtete alles. Er war zu klug, um nicht zu spüren, daß hierin mehr Ostentation als wahre Trauer lag. Und es kränkte ihn für Christine.

Den Grund begann er zu ahnen.

Wollte denn das Leben immer neue Lasten auf ihn häufen? Und immer diese stillen Lasten, die man nicht sagen und klagen, gegen die man nicht kämpfen kann, ohne selbst im Sieg mehr zu verlieren als zu gewinnen?

Dabei jammerte ihn der Sohn. Er sah ihn leiden.

Aber das Leid und die Feindschaft waren mit den Decken des Schweigens umhüllt. Wer konnte daran rühren? Wer von ungreifbaren Dingen mit nackten Worten reden?

Einmal sprach Albrecht sich mit Zwota im allgemeinen über den trüben und gereizten Gemütszustand seines Sohnes aus. Zwota sollte einmal mit Hartard reden. Viel-

leicht, daß er gegen den alten Freund offen wurde.

Sie saßen gerade beim Whist, das Albrecht und Alexandra dem Pastor und Frau von Stechow zur Liebe an jedem Donnerstag Abend mitspielten.

„Nein," sagte Zwota und schob mechanisch eine blaue Karte hin und her, die vor ihm auf der blanken Nußholzplatte des Tisches lag, „ich denke nicht daran. Das Seelsorgen, mein lieber Fronhofen, ist manchmal 'ne Zudringlichkeit. Wenn der Junge was auf'm Herzen hat, was er seinem alten Zwota vorlamentieren möchte — na, da käm' er schon von selbst. Was kann er auch haben?! Allgemeine Unzufriedenheiten? Durch die ringt man sich am gesündesten allein! Eine unzukömmliche Liebschaft? Glaub' ich nicht. Und wenn schon: das ist delikat. Da muß er auch allein durch. Das Leben ist ja nun mal kein Spaziergang. Das ist so 'ne Allermannsweisheit, daß man sich beinah schämt, es zu sagen. Der Kern von allem wird wohl sein: er hat gemerkt, was wir ja alle im voraus wußten, daß er überflüssig auf Rethen und daß sein Papa noch ein zu junger Mann ist, um sich Arbeit abnehmen zu lassen. Und weil nun sein Unglücksgefühl irgendwo hinneigt, klammert er sich an die Trauer um die Mutter. Aus dem gesunden, gerechten Gram um den Verlust macht er einen ekstatischen Kult, wobei er unversehens die teure Tote betrügt. Das kommt vor. Mich dauert der Junge. Helfen muß er sich selbst. Passen Sie auf, Fronhofen, alles wird mit einem Schlage gut, wenn Sie ihren Plan ausführen."

Damit nahm Zwota energisch alle blauen Karten zusammen, mischte, sah hinüber zu dem roten Talon, der links von Frau von Stechow in der blanken Tischplatte sich spiegelte und sagte: „Sie geben, verehrte Freundin."

Und Albrecht führte seinen Plan aus. Aber der Erfolg war ein ungeahnter, erschreckender.

Bald nach Ostern, Ende April, war Hartards Geburtstag. Er wurde sechsundzwanzig Jahre alt.

Als er am Morgen dieses Tages herabkam in das Eßzimmer, fand er den Tisch festlich geschmückt, und sein Vater stand wartend.

Albrecht ging seinem Sohn entgegen und umarmte ihn.

„Ich wünsche dir alles Gute und Glückliche," sagte er mit bewegter Stimme.

Er hatte sich gelobt, daß dieser Tag den Bann des feindseligen Schweigens brechen solle.

Sein Herz litt zu sehr. Mitleid mit dem Sohn und eignes Bedürfnis nach endlichem Frieden trieben ihn.

„Ich danke dir," sprach Hartard verlegen. Er sah, sein Vater war bleich und ersichtlich aufgeregt. Er fürchtete, daß es zu Fragen und Erklärungen kommen könne.

Mit einem Blick auf den Tisch, der von Blumensträußen farbenbunt war, sagte er zaghaft lächelnd:

„Das ist ja unter Männern gar nicht üblich. Blumen — eine Torte — —"

„Wie in deinen Kinderjahren," sprach Albrecht herzlich und führte ihn mit der Hand näher an den Tisch. „Ich habe das besonders so gewollt, weil es dein erster Geburtstag seit vielen, vielen Jahren ist, den du wieder unter dem Dach deiner Väter verlebst. Die eine, die Teuere, die ihn dir vor allen mit ihrer Liebe geschmückt hätte, die ist von uns hinweggegangen."

Seine Stimme brach. Sein Auge ward naß. Er wandte sein Gesicht ab.

Einen Herzschlag lang ging es durch Hartards Brust wie ein brausender, brechender Sturm.

Einen Herzschlag lang hatte er das heiße Bedürfnis, sich in seines Vaters Arme zu werfen.

„Ich habe geglaubt, den heutigen Tag wählen zu dürfen, um dir ein Geschenk zu machen, welches wohl das beste ist, das ein rechter Mann sich wünschen kann, die Arbeit!"

Hartard ließ seines Vaters Hand los und sah ihn gespannt an. Frei und herzlich erwiderte Albrecht den Blick.

Die Linke leicht auf den Tisch gestützt, mit der Rechten seine Rede zuweilen mit einer eindringlichen Geste begleitend, sprach er: „Es hat sich herausgestellt und wird auch von dir erkannt sein, daß auf Rethen nicht Platz ist für zwei gleich arbeitsfreudige Männer. Ich bin mit meinen achtundvierzig oder bald neunundvierzig Jahren zu jung, um hier faul zuzusehen, wie mein Sohn wirtschaftet, und somit eigentlich das Gnaden-

Digitized by Google

brot zu essen auf einer Scholle, wo ich laut Familiengesetz und Naturrecht Herr bin, solange ich lebe. Als du deine Heimkehr ankündigtest, war dies mir wie deiner Mutter vorher schon klar. Aber was sollten wir machen? Ein Versuch, ob es nicht dennoch gehe, war das Nächstliegende. Um so mehr, als ein solcher Versuch deiner Mutter das Glück verhieß, dich längere Zeit im Hause zu haben. Gottlob, Ma hat sich deiner Gegenwart noch so recht gefreut. Schon damals, vor deiner Heimkehr, tauchte bei uns die Idee auf, dir zu ermöglichen, eine gute Pachtung anzufassen. Zu dem Ende hätte ich eine Hypothek aufnehmen müssen. Damals wies ich den Gedanken, obschon ich ihn vernünftig fand, zurück. Aus dem simpelsten Grund. Rethen ist klein. Wir sind Leute von bescheidenem Wohlstand. Aber wir sind schuldenfrei und stolz. Außer den fünfzigtausend von der Ritter- und Landschaft, nach den Befreiungskriegen vom Großvater aufgenommen, steht kein fremdes Geld auf unserem Boden. Und so will ich ihn dir einmal übergeben."

Er machte eine kurze Pause und setzte sich. Es war, als wollte er das Feierliche des Gespräches zum Zwanglosen herabmildern. Vielleicht erwartete er auch, daß Hartard irgend etwas sagen solle, um freudige Teilnahme oder wenigstens Erwartung zu zeigen.

Aber Hartard setzte sich gleichfalls und fing an, sich Thee in seine Tasse zu gießen. Dies that er, um Gleichgültigkeit zu affektieren. Sein Herz klopfte vor Spannung auf das, was kommen werde.

„Solange Ma lebte, wäre es für mich unmöglich gewesen, eine Hypothek von sagen wir einmal so von dreißig- oder vierzigtausend in absehbarer Zeit wieder zu löschen. Ma kostete ein rasendes Geld. Ich war glücklich, wenn ich sie halten konnte wie eine Prinzessin. Du wirst mich nicht schelten, daß ich sie mit allem umgab, was man nur so für 'ne Kranke und ihr Zimmer erfinden konnte. In guten Jahren ging das ohne Sorge. In schlechten rauchte mir manchmal der Kopf. Na, die Balance ließ sich immer halten. Aber so alle Jahre fünf-, sechstausend zurücklegen, um in sechs, acht Jahren die Hypothek wieder zu löschen — das hätte ich nicht können. Nun liegt alles anders. Ich habe die vorbereitenden Schritte gethan. Wir können das Geld haben. Auch eine Pachtung ist mir angeboten. Ein hübsches Gut in Westpreußen, Rekusch heißt es und gehört zu dem von Dahlsußschen Familienbesitz. Der bisherige Pächter ist gestorben. Aulendorfs Vetter, der in der Gegend ansässig ist, hat die Freundlichkeit gehabt, es zu besehen, mir Bericht zu erstatten und uns für acht Tage das Vorrecht zu sichern. Du kannst gleich morgen zur Besichtigung hinreisen. Und wenn es dir gefällt, kannst du in vier Wochen ein selbständiger Mann sein, der für eigne Rechnung und Gefahr arbeitet. Ich habe eine große Freude daran gehabt, dies alles so einzuleiten, daß ich dich heute damit überraschen konnte."

Albrecht, die Ellbogen auf der Tischkante, faltete die Hände auf dem Tisch und sah befriedigt zu seinem Sohne hinüber.

Es ist immer angenehm, jemandem etwas Freudiges mitzuteilen. Albrecht war während seiner Rede in eine sehr behagliche Stimmung gekommen.

Er saß mit dem Rücken gegen die Fenster. Hartard, an der anderen Seite des Tisches, war von vollem Morgenlicht beleuchtet. So sah Albrecht deutlich, jede Täuschung ausgeschlossen, daß sein Sohn leichenblaß geworden war.

„Mein Gott, was hat er? Das sieht nicht nach Freude aus," dachte er.

„Ich soll entfernt werden. Er läßt es sich sogar Geld kosten," dachte Hartard.

„Du schweigst!" sprach Albrecht mit sanftem Vorwurf.

„Wenn ich dich recht verstanden habe," begann Hartard, „ist es dir nur infolge von Mamas Tod möglich, mir dies Geld zu verschaffen, welches mir das Glück einer eignen Thätigkeit verschaffen soll. Ich danke dir von Herzen. Aber ich fände eine Gefühlsroheit ohnegleichen darin, aus dem Tod der geliebten Mutter irgend einen persönlichen Vorteil zu ziehen."

Albrecht wurde dunkelrot. Schwerer Zorn stieg dumpf in ihm auf.

„Laß dir, du Junger, von mir, dem Erfahrenen sagen, daß eine solche Ansicht ungesund, daß sie mehr, daß sie thöricht ist."

„Ich muß dabei bleiben," sagte Hartard leise und ohne den Blick zu erheben, „wenn man in den Besitz irgend eines Glückes oder irgend eines Vorteils kommt, den man zu

Vorfrühlingsabend. Nach dem

Gemälde von Roman Kochanowski.

Lebzeiten des geliebten Wesens nicht erlangen konnte, begeht man eine Pietätlosigkeit."

Albrecht schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirrten.

Er sprang auf, er lief im Zimmer hin und her, um sich zu bezwingen.

Hartard that, als frühstücke er weiter, und führte eine leere Tasse an den Mund.

„Nimm dich in acht," sprach Albrecht endlich, und seine Stimme war etwas heiser, „nimm dich in acht, daß du Trotz und Trauer nicht miteinander verwechselst. Dagegen würde ich das Andenken unserer Toten doch schützen müssen."

„Wir wollen nicht erörtern, wer sie wahrer geliebt hat," sagte der Sohn und stand auch auf. Jetzt richtete sich sein Auge fest auf den Vater.

„Nein, das wollen wir nicht erörtern," rief Albrecht und atmete tief auf. „Das stünde mir nicht an!"

Er hob stolz sein Haupt.

„Aber ich will versuchen, vernünftig mit dir zu sprechen. Du meinst, man müsse jedes Glück und jeden Vorteil verschmähen, den der Tod eines Menschen seinen überlebenden Nächsten bringen könne? Dann würde ja alles Leben stocken, dann würde ja die Welt steril. Keine Kräfte könnten weiterwachsen. Und du selbst — würdest du aus Pietät nach meinem Tod nicht den Besitz antreten? Dich dieses Besitzes nicht redlich freuen? Ihn nicht wohl zu erhalten trachten? Bist du mein guter, treuer Sohn gewesen, dann kannst du ruhig an meinem Grabe stehen, zugleich um mich weinen und Freude daran haben, daß du der Herr geworden bist."

Hartard konnte nur schweigen. Blind und verrannt, wie er war, hatte er bei seiner tendenziösen Bemerkung nur ein Glück, einen Vorteil im Sinn gehabt und erwartet, daß sein Vater aufbegehren und rufen werde:

„Dann könnten ja nie ein Witwer, eine Witwe wieder heiraten!"

Anstatt dessen führte sein Vater ihn schon an das eigne Grab und machte ihn schon zum Trauernden und Besitzenden.

Dagegen gab es keine Auflehnung. Das war zu einfach und zu logisch.

Da Albrecht aus dem Schweigen des Sohnes schloß, was er wünschte, sprach er sanfter:

„Ich sehe, du kommst zur Einsicht. Also du nimmst mein Anerbieten an? Ich bin gern bereit, wenn du es wünschest, dich nach Rebusch zu begleiten und es mit dir zusammen zu besehen. Aber wenn du es vorziehst, dich ganz allein zu entscheiden und vollkommen selbständig zu handeln, lasse ich dich ebenso gern allein reisen."

Entgegenkommender konnte ein Vater nicht sein.

Aber Hartard sah in diesem Entgegenkommen weder Verständnis, noch Selbstlosigkeit, noch Vaterliebe. Er sah nur den Wunsch, ihn von Rethen zu entfernen.

„Ich danke dir," sagte er nun ganz gefaßt. „Ich nehme dein Erbieten an. Aber erst für nächsten Frühling. Du wirst den Wunsch verzeihlich finden, daß ich zunächst ein Jahr auf unserem Rethen verlebe, wenn auch zur Unthätigkeit verdammt. Du weißt, ich liebe es über die Maßen. Seit meinem zwölften Jahr war ich immer nur in den Ferien hier. Hab' ich erst eine Pachtung, werd' ich nur selten als Gast hier sein können. So laß mich wenigstens ein Jahr lang noch als Bewohner hier."

Albrecht sah den Sohn mit großen Augen an.

„Ich stimme ungern zu. Ich sehe kein Heil darin für dich!" sagte er.

Das war ein Unglückswort. Es reizte Hartard. Er verlor jede Besinnung.

„Für mich — wieso für mich? Dir vielleicht ist es lieber, mich fortzuschicken?"

„Hartard!" rief Albrecht warnend.

„Aber ich meine, es gibt ein Familiengesetz, betreffend die Pflichten des Herrn gegen den Erben," sprach der Sohn wie rasend weiter. „War da nicht einmal im vorigen Jahrhundert ein feindlicher Vater, der seinem Sohn alles entzog? Setzte dieser Sohn, als er Herr ward, nicht rechtskräftig etwas auf? Muß nicht der Besitzer dem Erben zu leben geben und jederzeit Unterstand auf Rethen?"

Albrecht war leichenblaß. Er trat nahe an den Sohn heran, so nahe, daß dieser doch vor den blitzenden Augen zurückwich.

„Schäme dich!" sagte er.

Es kam heiser und zischend zwischen blassen Lippen hervor.

Dann ging er davon. Die Thür flog krachend zu.

Vernichtet blieb Hartard zurück. Was war geschehen! Was hatte er gewagt! Was gesagt! Seinem Vater! Diesem Vater!

Er saß da, den Kopf in den Armen versteckt, die auf der Tischplatte lagen.

Er weinte.

„Mama," dachte er, „Mama! Warum bist du von uns gegangen? Wie du lebtest, liebten wir uns. Nun sind wir Feinde."

Als er sich ein wenig gefaßt hatte, nahm er sich vor, an ihr Grab zu gehen. Der weite Weg würde ihm gut thun, an der heiligen Stätte würde er Frieden finden.

In der Halle traf er Dora, die ihm mitteilte, daß sein Vater nach Hörstel geritten sei und zu Tisch nicht heimkommen werde.

Dora machte dazu ein Gesicht, wie ein betrübtes Kätzchen.

Es hatte natürlich Streit gegeben. Sonst würde der Vater doch an des Sohnes Fest nicht davonreiten. Dora hatte längst gemerkt, daß ihre beide Herren finster umeinander herumgingen, und sich erlaubt, manchmal etwas zu horchen. Sie litt große Seelennot, denn sie war eigentlich in beide verliebt.

Fortgeritten? Und für den ganzen Tag? Und nach Hörstel? An das Grab?

Hartard lief in den Park hinaus. Sonnenschein lachte wolkenlos vom Himmel. Dabei war es etwas windig. Lustig fuhren frische Lüftchen durch die Wipfel, an denen es von Knospen schwoll. Rötliche Farben belebten alle Reiser und Ruten, es war, als sähe man die neuen Säfte fließen. Um das Postament der langen Diana blühten Hyacinthen. Stare lärmten in den Gipfeln der Ulmen. Weißgrün und dick kamen überall aus dem dunklen Erdboden die neuen Schößlinge von Ziergewächsen hervor, die sich für den Winter scheintot versteckt hatten.

Das wiegende Rauschen in den Kronen machte das Herz stille. Hartard hörte, dachte, hörte wieder und ließ endlich seine Seele gedankenlos hintragen von den Geräuschen in der Luft.

Wie ihm der Tag verging, wußte er kaum. Die träumerische Einsamkeit that ihm wohl.

Er fühlte, daß er seinem Vater irgend ein gutes Wort geben müsse. Er war zu weit gegangen. Wie konnte man noch mit- und nebeneinander leben, nach dieser Scene.

Das „schäme dich!" brannte ihm im Gedächtnis.

Das kurze Wort hatte ihn tiefer getroffen, als ein heftiger Zornesausbruch gekonnt hätte.

Er wollte zeigen, daß es ihm nicht an Einsehen fehle, daß er nicht trotzig sei. Er wollte Selbstüberwindung üben, die sein Vater doch als eine männliche Tugend achtete.

Er schrieb einige Zeilen.

„Lieber Vater, vergib mir, daß ich mich heute morgen hinreißen ließ, Dich an ein Familiengesetz zu erinnern, welches nicht für einen so treuen, großmütigen Vater geschrieben ward, wie Du mir immer gewesen bist. Dein Sohn."

„Ich muß das voneinander trennen: Was er mir war — und was er meiner Mutter zu sein schien," sagte er sich.

Den Brief legte er auf seines Vaters Nachttischchen.

Aber was konnten diese Zeilen noch gut machen! Sie klammerten sich an wenige, übereilte Worte, an eine äußerste Form der Feindschaft. Die Sache selbst blieb, wie sie war.

Nur gestanden sie es sich jetzt heimlich jeder selbst ein, Vater wie Sohn: sie lebten elend nebeneinander her.

Wie zwei, die Feinde sind, wie zwei, die sich hassen!

Und dennoch konnte es geschehen, daß Albrecht heimlich dem Sohn nachsah, seine Jugendschönheit bewundernd; oder mit lebhaftem Herzklopfen der Sorge, wenn Hartard in zu tollem Reitermut davonjagte; oder das Auge feucht von zärtlicher Sehnsucht nach dem guten, lieben, frohen Lachen seines Hartard.

Und Hartard konnte angstvoll bis tief in die Nacht hinein hinter seinen Gardinen stehen und warten, bis sein Vater heimkam. Er bildete sich fortwährend ein, ihm werde ein Unglück zustoßen.

Um sich die Zeit zu vertreiben, jagte und fischte Hartard, ohne jede Passion.

Stundenlang konnte er im Nachen auf dem See treiben. Leise gluckste das Wasser gegen den Kiel, der Wind schuppte die Oberfläche des Sees, von dem der Sonnenschein in unaufhörlicher, rastloser Beweglichkeit widergespiegelt ward. Fern stand im Kranze das grüne Röhricht, und darüber hinaus erhob sich das Gelände zu sanfter Höhe, wo eine schwarze Windmühle ihre Flügel vor dem blassen Himmel in schwerer Langsamkeit drehte.

Der Sommer schwand dahin. Alle Tage Hartards waren träges Unglück. Er lebte nur wahrhaft an jenen, wo er nach Berlin fuhr, die Geliebte zu sehen.

Kleopha wußte es jetzt: im nächsten Frühjahr würde sich Hartard als bescheidener Pächter selbständig machen. Dann freilich mußte man erst sehen, ob er als Landwirt vorwärts kam, ob er Geld verdiente oder verlor! Zum Kampf mit Sorgen konnte er sich kein Weib an seinen Herd bitten, besonders keines, das durch eine Heirat die Freiheit verlor, für einen Bruder Geld zu verdienen. Aber Kleopha kannte das Leben. Sie wußte, daß rechte Liebe sich auch im Mut des Wartens zu beweisen vermag.

Es jährte sich, daß Hartard heimgekommen war.

Vater und Sohn dachten beide an den Tag. Es war der Geburtstag von Alexandras Mutter gewesen.

Was für ein langes, langes Jahr. Und doch war es, wie alle ereignislosen Zeiten in der Erinnerung so kurz, daß es Hartard vorkam, als habe er erst gestern seinen Liebesbund mit Kleopha geschlossen, als sei seine Mutter erst gestern gestorben. Die tote Zeit, von da bis jetzt, versank in seinem Gedächtnis ins Dunkle.

Auf Hörstel ward wieder der Geburtstag gefeiert, aber Hartard, der es nie mehr betrat, war nicht geladen.

Man war fröhlich, wie vor einem Jahr. Nur Albrecht schien ernster. Auf seiner Stirn saß immer eine Falte.

„Sagen Sie mal," bemerkte Herr von Calatin, als er nach Tisch, seine Kaffeetasse in der Hand, Frau von Stechow stellte, „was ist das eigentlich: den jüngeren Fronhofen trifft man hier nie mehr?"

„Er ist sehr oft hier," log Frau von Stechow, „nur gerade heute mußte er nach Berlin, einen durchreisenden Freund zu begrüßen."

„Na, na," machte Herr von Calatin. Er hatte seine Bewerbung um Alexandra ganz eingestellt. Seitdem that er aber, als sei es ihm nie in den Sinn gekommen, sich mehr als freundschaftlich zu interessieren. Heiraten wollte und mußte er. Er sah ein, es war die höchste Zeit. Und nun schwankte er zwischen Natalie Montefort und Meta Aulendorf. Er fürchtete nur, Natalie werde nein sagen. Meta hingegen, mit ihren sechsundzwanzig und der jüngeren Schwester, die schon mit dem Leutnant von Stechow verlobt war, Meta würde zugreifen. Sie war ja auch keine üble Person — wenn die ewigen Zahnweh nicht gewesen wären.

Natalie hätte wirklich nein gesagt. Sie war einige Monate in Rom mit ihrer Mutter gewesen und von da noch gefühlvoller zurückgekommen, als sie vordem gewesen. Sie liebte Hartard mehr als je und war heute so melancholisch, daß man mit Händen den Grund greifen konnte: die Enttäuschung über sein Fernbleiben.

„Es scheint eben mein Schicksal, durch einen Fronhofen ausgestochen zu werden," dachte Calatin etwas erbittert. Zu einer heftigen Erbitterung reichte es nicht mehr bei ihm.

Meta Aulendorf ließ sich sein sehr programmgemäßes Courmachen wohl gefallen, Calatin hätte aber mehr Reiz für sie gehabt, wenn Natalie sich um ihn bemühte. So wußte sie noch nicht recht, zu welcher Haltung sie sich entschließen sollte.

So waren die Töchter und Mütter lebhaft genug mit sich beschäftigt, um zu beobachten, daß Albrecht und Alexandra wirklich verstimmt schienen.

Alexandra hatte einen Brief von der Gräfin Klingsberg bekommen, den sie Albrecht noch mitteilen konnte, bevor die Gäste kamen. Mit mehr Schmerz noch als mit Erstaunen las er:

„Liebe Königsegg!

Vor dreiviertel Jahren, als Kleopha von Rethen eben wieder zu mir zurückgekehrt war, schrieben Sie mir einen Brief, der mich für das liebe Mädchen verstimmte. Ich antwortete, wie ich mußte. Damals lagen die Verhältnisse so, daß ich es taktvoller fand zu schweigen und dem das Reden zu überlassen, dem es zukam. Aber jetzt versteh' ich die Situation nicht mehr und darum unter tiefster Diskretion folgendes: Sie haben ganz recht gehabt, der junge Fronhofen und Kleopha lieben einander. Kleopha ist eine Gräfin Lehnden aus dem Hause Reineck und arm wie eine Kirchenmaus. Daß sie die Comtesse versteckte, geschah auf Befehl ihres Vetters, dem sie Rücksicht schuldet, vielleicht wär's auch ohne den Befehl aus Takt geschehen. Das verstehen Sie. Die Fronhofens sind von bescheidenem Wohlstand, aber doch von Wohl-

ſtand. So wird ja wohl der Majoratserbe eine arme Frau heimführen können? Die Kinder weihten mich gleich ein, und ich habe ſo was wie eine Brautmutter geſpielt — ein etwas ſonderbares Geſchäft für die Oberin eines Krankenhauſes und eine Cölibatärin von Überzeugung! Ich verſtand zuerſt das Schweigen. Ich fand es zart. So an einem offenen Grab jubelt man kein neues Glück in die Welt herein. Aber nun geht ein Monat nach dem anderen hin, und der junge Herr macht keine Anſtalten, dem Vater die Braut zuzuführen?! Das gefällt mir nicht. Auch kann ich nicht ad calendas graecas die Protektorin einer heimlichen Verlobung ſpielen. Das, Liebe, werden Sie begreifen. Ich hab' mir die Kleopha vorgenommen und aus dem Mädchen, welches nicht ſehr mitteilſam von Natur, und auch ſo verſchloſſen iſt, wie frühes Unglück macht, mit Mühe allerlei herausbekommen: es ſcheint, die jungen Leutchen fürchten, der Herr Papa, der noch ein auffallend junger ſchöner Mann ſein ſoll, werde eine zweite Ehe eingehen. Was man notabene einem Mann ja wohl nicht wird verdenken können, der eine Frau hatte, die ihm keine Frau war. Und es ſcheint, die Kinder meinen, ſie könnten dann nicht auf Rethen heiraten, ſondern Hartard müſſe erſt zuſehen, ob er auf einer, vielleicht kommenden Frühling anzutretenden Pachtung materiell gedeiht. Sie würden alſo noch ein, zwei oder mehr Jahre warten müſſen.

Sie, meine gute Königsegg, waren ja mit der Fronhofen ſehr befreundet und kennen ſicher die Verhältniſſe genau. Sie fühlen mir nach, daß ich die treffliche Kleopha ein wenig bewachen und beſchützen muß. Zwar gefällt mir der junge Fronhofen gut, und Kleopha vertraut ihm blind. Aber meiner Menſchenkenntnis Reſultat iſt: man kennt keinen Menſchen recht! Vielleicht iſt der junge Mann doch dieſes Vertrauens nicht wert, das ihm das edle Mädchen ſchenkt.

Sagen Sie mir ein paar Worte über den Fall. Liegt es thatſächlich ſo, daß Herr von Fronhofen im Verdacht ſteht, wieder heiraten zu wollen, ſehe ich ein, daß die Lage für meine beiden Schützlinge kompliziert iſt, dann werde ich weiter über Kleopha meine Fittiche breiten. Wenn nicht — ſo entferne ich Kleopha aus Berlin und ſpiele ihre Vorſehung, indem ich dem jungen Fronhofen verbiete, ſie wiederzuſehen.

Dem Generalmajor von Stechow geht's wieder gut. Wir haben ihn bloß acht Tage hier gehabt. Meine alte Tante Melitta iſt geſtorben. Erinnern Sie ſich noch, wie wir uns als Kinder über ihre unförmliche Korſettloſigkeit mokierten?

Vorige Woche hatten wir die Ehre des Beſuches Ihrer Majeſtät.

Aus unſerer Studienmappe:

Bleiſtiftſtudie von Wilhelm Rohr.

Aus unſerer Studienmappe:

Kinderbildnis. Nach der Radierung von Wilhelm Rohr.

Das ſind meine Neuigkeiten. Wir erleben ja eigentlich jeden Tag was Neues, aber es ſind in meinem Beruf doch bloß Variationen des ewigen Themas: Leid.

Ihrer Antwort baldigſt entgegenſehend, bleibe ich, wie immer

Ihre getreue

Ada Klingsberg."

Albrecht hatte ein ſchmerzliches Lächeln, als er den Brief zu Ende las.

„Weißt du noch," fragte er, „was ich ſagte, als Hartard damals ſeine Ankunft anzeigte: man ſchämt ſich beinahe, ſo jung zu ſein. Ich nehme ihm zu ſehr, zu lange den Platz weg, auf dem ſelber zu ſtehen er förmlich lechzt."

Die Bitterkeit ſeines Ausdrucks erſchreckte Alexandra.

„Wenn das Schickſal Väter und Söhne auf die gleichen Intereſſen und beſonders auf die gleichen Exiſtenzquellen hinweiſt, mögen überall Schwierigkeiten entſtehen," ſagte ſie.

„Alſo dieſe Kleopha! Wer ſollte die Wahl nicht billigen! Nun, da wir wiſſen, daß ſie ihrer Familienherkunft nach zu uns

paßt. Aber dennoch — — weißt du — mit Natalie Montefort — das wäre so bequem, so lösend gewesen. Es ist sehr schwer — ein so ganz mittelloses Mädchen!"

Alexandra schwieg. Ihr Herz war voll Zorn gegen Hartard, der imstande gewesen war, diesem Vater sein Vertrauen vorzuenthalten. Aber sie wollte Albrecht nicht aufreizen.

Da fiel es ihm von selbst schon ein.

„Und fünfundzwanzig Jahr treuer Vaterliebe haben mir sein Herz nicht so weit gewonnen, daß er sich mir vertraut!" rief er bitter. „Ich verstehe dies Schweigen nicht. Und noch weniger verstehe ich, weshalb er dann nicht an seinem Geburtstag bereit war, sofort eine Pachtung zu suchen. Er gab ohne Grund ein Jahr verloren."

„Er ist eben durch Christinens Tod in einen anormalen Zustand gekommen," meinte Alexandra beschwichtigend, „man muß ihm jetzt gar nichts übelnehmen, gar nichts."

„Auch nicht, daß er nie einen Fuß über deine Schwelle setzt?" fragte er heftig.

Sie erblaßte.

Sie fühlten ja beide den geheimen Grund all dieser Unverständlichkeiten und Stimmungen. Aber sie beschwiegen ihn unter sich.

„Er haßt mich!" flüsterte Alexandra, in diesem Augenblick ihrer selbst nicht mächtig.

Voll Leidenschaft riß Albrecht sie an sich.

„Das trennt ihn von mir — das!" rief er.

„Vergib ihm, vergib ihm," stammelte sie.

„Nein," sprach er mit eisernem Ernst, „das nicht!"

Als sie ihrer Erregung Herr geworden, sagte Albrecht, daß er den Stier bei den Hörnern packen und eine große Aussprache herbeiführen werde. Alexandra war der Meinung, er solle lieber schweigen und warten und den einmal vorgesetzten Termin innehalten.

„Daten sind nichts," sagte Albrecht.

„Nur eine Form. Aber auch in Formen ehrt man einen teuren Toten, nicht nur mit Gefühlen."

„Die Situation ist unerträglich!"

„Wir haben fünfzehn Jahre lang eine schwerere getragen."

„Und immer kommen dir neue Leiden durch mich!" rief er leidenschaftlich.

„In jedem kann ich dir neu beweisen, daß ich versuche, deiner wert zu sein," sprach sie mit flammenden Augen.

„Und wann kommt das Glück?!" rief er. „Und wenn es niemals käme — —" sie hing an seinem Halse.

In tiefer Erschütterung hielten sie sich still umschlossen.

Und seine Gedanken gingen fast voll Mitleid zu dem Sohn, der die kleinen Störungen seines Lebens für eine große Prüfung hielt.

Was wußte dessen Jugend von solchem reifen, tiefen, stolzen Schmerz und Glück! Wie konnte er das Herz und das Leben seines Vaters richten!

Es ward ihnen, in dieser Stimmung, zur Qual, den Gästen standzuhalten. Als Albrecht in der Nacht heimfuhr, fiel ihm ein, daß er gar nicht zum Schluß mit Alexandra darüber gekommen war, ob er mit Hartard sprechen solle oder nicht. Er fühlte sich nicht berechtigt, etwas ohne ihre Zustimmung zu thun. Er saß in schwerem Brüten.

Löbell fuhr. Albrecht hatte gar nicht darauf geachtet, daß Löbell wieder angetrunken war. Seit dreiviertel Jahren schien Löbell immer musterhaft nüchtern. Erst gestern hatte sich die Frau beglückt darüber zum Herrn ausgesprochen.

Die Nacht war sehr dunkel. Gewölk verhüllte die Sterne. Die Erde atmete schwere Herbstdünste aus.

Hinter Albrechts offener kleiner Viktoriachaise fuhr Calatin mit seinem Jagdwagen. Der Weg nach Dolac führte über Rethen.

Albrecht dachte schwer nach. Das dumpfe Rollen der Räder klang in seinem Ohr mit. Hinter ihm prusteten und schnubberten manchmal Calatins Pferde, oder ein Peitschenknall zerhieb die Stille der Nacht. Diese Geräusche hatten etwas Trauliches, Beruhigendes. Nach und nach ward sein Denken langsamer und schwerfälliger. Müdigkeit umgriff sein ganzes Wesen.

Da schreckte ihn jäh etwas auf. Ein Ruf, der einem Schrei glich. Er kam von Calatins Kutscher.

Albrecht sprang auf. Er wollte mit packender Faust auf Löbells Rücken zufahren. Denn er sah die schwarze, sackartige Form auf dem Bock, die Löbell war, schwanken. Eine Sekunde nur — nur wie ein Blitz des Erkennens und des Zorns.

Und dann ein Schrei.

Der Wagen senkte sich, Albrecht flog auf die Erde.

Dröhnend und dumpf, in schwerem Fall. Das Handpferd lag in seinen Strängen verstrickt und hieb mit schweren Hufen in die Luft und gegen das zitternd stehende Nebenpferd.

Calatin kniete neben Albrecht. Calatins Kutscher nahm die Laterne ab, um zu leuchten.

Irgendwo, vom dunklen Wegrand her, kroch Löbell heran, unversehrt und nun völlig nüchtern.

Calatin beugte sich ängstlich nieder.

„Hast du dich beschädigt?“ fragte er.

Der Mann, der da neben dem Prellstein lag, den einen Arm unter sich, den anderen weit vorgestreckt, die Hand in die Erdscholle gekrallt, das Angesicht seitwärts — der Mann antwortete nicht.

Calatin stieg die Angst heiß zu Kopf.

„Kerls,“ schrie er, „leuchtet — faßt an. Sie Hund — Sie besoffenes Schwein . . .“

Löbell zitterte am ganzen Leib.

Und sie beleuchteten den Stillen und befühlten und flehten um einen Laut.

Vergebens.

Calatin stand auf. Die Augen waren ihm naß.

Der da lag, war sein Rival gewesen. Aber doch auch sein Lebensgenoß seit ihren Kindertagen.

Es galt, sich zu fassen.

„Er ist besinnungslos,“ sagte er, „Gott weiß, was er sich zerbrochen hat. Wir können ihm noch mehr zerbrechen, wenn wir ihn auf dem Wagen haben. Gebt Decken und Kissen her — Fritz — jage nach Rethen — Tragbahre — Leute — der Sohn — mach!“

Dann that er etwas . . . es überwältigte ihn . . . er konnte nicht anders. Er gab Löbell eine fürchterliche Ohrfeige.

Der duckte sich winselnd.

Den Angstschweiß auf der Stirn, bettete Calatin mit Löbell den Bewußtlosen weich und warm. Unter Knurren und Schimpfen half er ihm das Handpferd absträngen und aufrichten.

Und dabei dachte er immerfort: „Wenn wir ihn heil unter Dach und Fach haben, muß ich es ihr sagen — ihr.“

Ihm wurde schlimm zu Mut, wenn er daran dachte.

Denn seit er vor einem Jahre zum drittenmal von Frau von Stechow gehört hatte, Alexandra wolle nicht wieder heiraten — seitdem glaubte er's fest: sie liebte den Fronhofen.

Und der lag nun da — ein stiller Mann.

„Könnt' ich ihn lebendig machen! Es ist doch zu hart für sie,“ dachte er und horchte mit jammervollen Gedanken an Albrechts Brust.

X.

In dieser Nacht, wie so oft, stand Hartard ruhelos hinter seinem Fenster und wartete. Es war so natürlich, daß er gerade heute keine Ruhe fand.

Heut vor einem Jahr war er heimgekommen, das Herz voll von begeisterter Liebe für den Mann, gegen den er jetzt in den Waffen des Hasses stand.

Mit fast unerhörter Deutlichkeit sah er wieder seinen Vater, wie er ihn damals gesehen: hoch, kraftvoll, jung, schön. Und er erinnerte sich, daß in all die Freude sich ein dumpfes Erstaunen gedrängt — —

Er dachte der Heimfahrt in jener Nacht und wie sein Vater lachend, mit jugendlicher Kraft den Wagen aufgehoben hatte.

Eine peinigende Unruhe befiel ihn. Wie, wenn Löbell sich wieder betrank? Sebald konnte das Prahlen und Auftrumpfen nicht lassen. Die Hörsteler Damen überließen ihm zu großmütig die Bewirtung seiner Kollegen.

Voriges Jahr war der Unfall gut abgelaufen. Er konnte sich wiederholen und schlimm ausgehen. Der Zufall gefällt sich bisweilen in Wiederholungen.

Hartards Unruhe wurde zu bewußter Sorge.

Nahte da nicht ein Wagen heran?

Er riß das Fenster auf. Ja, da kam ein Licht herangeschwankt — so schnell näherte es sich — es war eine Wagenlaterne. Man hörte Räderrollen und den dunklen Ton der aufschlagenden Hufe.

Gottlob! Sein Vater!

Erleichtert und ernüchtert, fast beschämt über seine Ahnungen wollte Hartard das Fenster wieder schließen.

Da sah er, daß der Wagen, der näher kam, mit Schimmeln bespannt war. Die Laterne warf deutlich das Licht auf eine weiße Croupe.

Calatins Schimmel. Und es hielt, dies Gespann?

Zugleich klang ein Ruf.

„Hallo — hallo . . .“

Der Kutscher rief mit hallenden, langgezogenen Tönen.

„Was ist?“ rief Hartard hinunter.

„Herr von Fronhofen ist vom Wagen geschleudert. Er liegt bewußtlos.“

Es wurde kalt und still in Hartards Herzen.

Er hatte es gewußt. Das Unglück lauerte auf seinen Vater.

Ganz gefaßt, ohne Zittern, ohne Schmerz gab er alle Anordnungen.

Sein Mund brachte nur die Worte hervor, die er nötig sagen mußte.

Er war blaß, erschrocken.

Die Leute sahen ihn scheu an. Auch Calatin fühlte sich beklemmt.

Ein Wort der Sorge, ein Ausruf des Grames wären ihm natürlich erschienen.

Aber im unsicheren Licht der Laternen, die, von zitternden Händen getragen, schwankendes Licht über den traurigen Zug gleiten ließen, sah er immer nur das herbe, bleiche, stumme Angesicht des jungen Mannes, der neben der Tragbahre herschritt.

Auf der Tragbahre Albrecht schien leise zu atmen. Als sie ihn aufhoben, kam es ihnen vor, als müsse sein Körper unversehrt sein, nur der linke Arm hing wie ein totes Glied schlaff herab.

Und dann, als sie Albrecht von Fronhofen auf sein Bett gelegt, verließ Calatin das Haus. Er konnte hier, wo man auf den Arzt wartete, nun nicht mehr helfen. Er hatte eine andere Pflicht.

Wenn der Mann einen tödlichen Fall gethan hatte, war keine Zeit zu versäumen, die eine an dies Lager zu rufen, die hierher gehörte.

Calatin ging in die Nacht hinaus.

Und Hartard saß wie ein Bild von Stein neben seines Vaters Lager.

„Er wird sterben,“ dachte er, „und ich werde ihm folgen.“

Er wußte es: er hatte nicht das Recht, seinen Vater zu überleben.

Er war seit Monaten nicht der Sohn, er war der Feind dieses Mannes gewesen.

Er konnte nicht an seinem Grab stehen, ohne vor Schuldbewußtsein zu vergehen.

Er durfte das Erbe nicht antreten.

Er war verflucht, weil er keine Liebe und keine Demut gegeben hatte, dem, dem er sie schuldete.

Nur der Tod konnte ihn vereinigen. Nur im Tod konnte er wieder der Sohn seines Vaters werden. —

Calatin stand vor Alexandra. Sie selbst und sie allein hatte das Pochen am Portal gehört.

Nach dem festlichen Tag schlief die übermüdete Dienerschaft tiefer als sonst. Auch Frau von Stechow hörte nicht das Klopfen.

Alexandra war nicht furchtsam. Sie ging durch die stillen Zimmer, durch den öden Korridor, das Licht in der Hand treppab, die Schatten vor sich herscheuchend, die zuckend und in schnell veränderten gespenstischen Formen an den Wänden hinauf und entlang huschten.

Sie dachte, daß der Wächter vom Wirtschaftshof herüber gekommen sei, um irgend eine sehr ungewöhnliche Erscheinung zu melden: vielleicht einen Feuerschein in der Nachbarschaft oder eine Erkrankung unter den Leuten.

Sie hatte noch nicht geschlafen, sondern gesessen und einen Brief an die Klingsberg geschrieben, weil ihr doch keine Ruhe kommen wollte, ehe sie sich ausgesprochen.

Und als sie fragend rief: „Wer ist da?“ klang es zurück: „Calatin!“

Da erst erschrack sie und erblaßte. Ihre zitternden Finger hatten kaum die Kraft, den Schlüssel umzudrehen, der von innen stak.

Mit entsetzten Augen sah sie den Mann an, der übernächtig und fröstelnd vor ihr stand.

Ihre Blicke bohrten sich ineinander.

„Möchte sie doch erraten . . .“ dachte er. Eine Sekunde lang überfiel ihn Verlegenheit. „Mein Himmel,“ dachte er, „wenn nun all dies Gerede und Geflüster doch gelogen hat — wenn es sie nicht mehr angeht als mich . . .“

„Sie Calatin — Sie . . .“ stammelte sie. Und sogleich mit fester Stimme rief sie: „Ein Unglück ist geschehen.“

„Es scheint so,“ sagte er.

„Wer? Wann? Was?“ herrschte sie ihn an und umgriff mit kalten Fingern seine Rechte.

„Albrecht. . .“

Sie fuhr zurück. Es schien, als würde sie fallen. Er sprang herzu und umfaßte sie.

Norwegiſches Ehepaar. Sätersdaler Tracht.
Nach der Aufnahme von Wilhelm Dreeſen, Hofphotograph in Flensburg.

Das Licht entfiel ihrer Hand und erloſch am Boden.

Sie ſtanden im Dunkeln.

Alexandra, das Haupt an Calatins Schulter, atmete ſchwer.

Ihm war ſehr elend ums Herz.

„Beruhigen Sie ſich," flehte er. „Vielleicht iſt keine Gefahr. Er ſtürzte und lag ohne Beſinnung. Der Kutſcher war betrunken. Wir brachten ihn nach Rethen. Ein Knecht iſt ſchon zu Pferde nach Trebbin und holt zwei Ärzte. Ich kam hierher — ich dachte — — ich meinte — —"

Alexandra richtete ſich auf.

Sie dachte nicht daran, etwas zu verbergen. „Ich danke Ihnen," ſprach ſie tonlos.

Dann kam es wie ein Schluchzen aus ihrer Bruſt.

„Albrecht!" ſtöhnte ſie leiſe, „Albrecht!"

Er ſtand ratlos.

„Nein," rief ſie fiebernd, „nein, ſo grauſam kann das Schickſal nicht ſein — mir ihn nehmen — jetzt — jetzt — —"

All ihre Entſchloſſenheit kam zurück.

„Laufen Sie, Calatin — wecken Sie Sebald — oder ſind Sie im Wagen hier?"

„Ich mußte zu Fuß kommen — mein Schimmel ward von den Hufen des gefallenen Handpferdes verletzt und konnte eben noch nach Rethen raſen."

„Gut. Sebald ſoll anſpannen. Sofort. Ich komme auf den Hof hinüber."

Calatin trat wieder in die Nacht hinaus. Alexandra taſtete ſich zur Treppe zurück und hinauf, bis der aus ihrem Zimmer quellende Lichtſchein ihr den Weg erleichterte. In wenigen Minuten war ſie bereit und ſtand dann wartend neben Calatin auf dem Hof, wo der ſchlaftrunkene Sebald den kleinen Wagen beſpannte.

Sie fuhren zuſammen davon.

Calatin war es ſonderbar ums Herz. Einſt hatte er davon geträumt, mit dieſer Frau ſtolz durch die Lande zu fahren und aller Welt ſein ſchönes Glück zu zeigen. Nun führte er ſie durch die Nacht an das Lager, vielleicht an das Sterbebett des Nebenbuhlers.

Er ſah nichts von ihren Zügen. Aber er ſah ihre Haltung.

Es war die einer von Sorge Vernichteten.

„Nicht wahr," ſprach ſie einmal leiſe, in einer zutrautichen, ſchmerzlichen Art, die Calatin nie an ihr geſehen, die er nie bei ihr für möglich gehalten hatte, „es wäre zu hart. Jetzt — jetzt!"

Er verſtand, was dies „jetzt" ſagen ſollte. Jetzt — wo uns endlich die Gewißheit nahe zu ſein ſchien, daß wir uns dennoch gehören durften.

„Albrecht wird nicht ſterben. Bis auf den linken Arm, der aber offenbar nicht gebrochen, ſondern nur ausgerenkt war, ſchien er unverletzt," verſicherte Calatin.

„Er kann innere Verletzungen haben," ſprach ſie mutlos.

Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand.

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen..." murmelte ſie. „Er hätte ſterben — leiden können — und ich hätte es nicht gewußt..."

Sie brach in Thränen aus. Dann ſchwiegen ſie.

Calatin dachte über dieſe Liebe nach. Alſo doch — doch — —

Ob Chriſtine davon gewußt hatte? Ob ſie ſich jemals Hoffnung gemacht, zu einander zu kommen?

Warum hatte er ſich nicht ſcheiden laſſen? Die Leute würden ein bißchen geredet haben, aber im Grunde hätte es ihm wohl niemand verdacht?

Wie hatte eine Frau von Alexandras Raſſe es nur über ſich vermocht, ſo endloſe Jahre entſagend zu warten? Er traute ihr mehr Leidenſchaft als Geduld zu. Und ſie hatte geduldig zu einem Manne gehalten, der nicht einmal ihretwegen eine Scheinehe zu löſen die Courage gehabt?

Calatin ſchloß damit, ſeine eigne Wärme und ſeine Wünſche als Gefühlsäußerung hoch über Albrechts Lieben zu ſtellen.

„Arme Alexandra," dachte er, „aber die Frauen wiſſen ja ſelten, wo ihr Glück zu finden iſt. Es iſt manchmal, als gingen ſie ihm mit Gewalt aus dem Weg."

Die Lichter von Rethen tauchten auf. „Wie langſam fährt Sebald!" klagte Alexandra.

„Da ſind wir ja ſchon," ſagte Calatin. „Und da ſteht ein Wagen. Vermutlich die Ärzte. Ich werde erſt nach meinen Pferden ſehen. Ich höre dann von den Ärzten, wie es geht."

Er half ihr vom Wagen.

Sie drückte ihm, halb mechaniſch, noch einmal die Hand. Sie fühlte wohl, er wollte ſie allein eintreten laſſen.

Aus den Fenſtern der Halle brach ein

mattes Licht, das sich manchmal verdunkelte von der Gestalt eines daran hin und wieder Schreitenden.

Es war Hartard.

Die Ärzte hatten den Sohn hinausgeschickt. Und Hartard ging ruhelos auf und ab.

Vor seiner Erinnerung stand das große, dunkte Auge seines Vaters.

Es hatte sich mit träumerischem, halbbewußtem Ausdruck einmal zu ihm aufgeschlagen und sich dann langsam wieder mit müdem Blinzeln geschlossen.

Und in seinem Ohr lag der Nachhall des leise stöhnenden Lautes, mit dem der Ohnmächtige die Berührung der Ärzte beantwortet hatte.

So ging er hin und her, von fieberischer Spannung gefoltert, finster und herrisch, sich gegen jedes Wort, jede Frage, jede Erregung wappnend. Von der Welt und ihrer Teilnahme schon gleichsam geschieden, durch einen kalten, eisernen Entschluß.

Da bewegte sich der Klopfer der Eingangsthür, von draußen stieß jemand gegen die schwere Füllung. Die Thür ging auf.

Hartard fuhr zurück und stand dann atemlos.

Alles in ihm sammelte sich und spannte sich an, wie bei einem gereizten Raubtier, ehe es zum Sprunge ausholt.

Er war blaß bis in die Lippen. Seine Augen funkelten.

Die da über die Schwelle trat, hastig und bleich, mit angstverzerrten Zügen, das war sie — sie!

Die eine, die er hier nicht sehen wollte und nicht dulden konnte.

Woher kam sie durch die Nacht? Woher wußte sie? Wer rief sie?

„Hartard," rief sie mit einer Stimme, die rauh und klanglos war vor Erregung, „Hartard — was ist geschehen? Lebt er? Ist Gefahr?"

Sie war auf ihn zugekommen mit eilenden Schritten und hob die gefalteten Hände zu ihm empor.

Er atmete schwer und laut. Die Spannung zerbrach. Der blinde Jähzorn quoll heraus.

„Sie — Sie!" sprach er bebend. „Sie!? Was wollen Sie hier? Was geht mein Vater Sie an?"

„Hartard!" schrie sie auf. „Was soll das! Ich will zu ihm. . ."

Sie hob schon den Fuß. Ein eiserner Handgriff hielt sie fest.

„Ich verbiete es!" sagte er hart.

Sie riß sich los. Hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen stand sie vor ihm.

„Niemand kann es mir verbieten. Ich will zu meinem künftigen Gatten."

Hartard packte ihre Hand zum zweitenmal. Besinnungslos, die zornfunkelnden Augen auf sie geheftet, gesättigt, endlich gesättigt von dem Gefühl, sich rächen zu können für alles, was er gelitten, für alles, auf das er verzichtet, sprach er heiser ihr ins Gesicht: „Meiner Mutter hast du seine Liebe gestohlen. Mir hast du seine Liebe gestohlen. Das Schicksal hat ihn und dich gerichtet! Seine letzten Augenblicke sollst du mir nicht stehlen. Sterben — sterben — soll er nicht in deinen Armen."

Mit entsetzten Augen stierte sie ihn an. Ihr erschien er wie ein Wahnsinniger.

Sie stieß ihn zurück. Sie würdigte ihn keines Wortes.

Sie raffte sich auf, sie faßte sich gewaltsam, damit ihre zitternden Kniee sie trugen, und ging auf Albrechts Thür zu.

Mit einem Sprung war Hartard ihr voran und stellte sich mit schützend ausgebreiteten Armen vor diese Thür.

„Nie!" schrie er. „Nie!"

Sie standen einander so gegenüber und maßen sich mit funkelnden Augen.

Die Sekunden rannen.

Von drinnen hörte man die redenden Stimmen der Ärzte.

Auf dem Tisch, vorn zwischen Thür und Fenster, brannte still die Lampe weiter in ihrem friedlichen kleinen Lichtkreis.

Draußen schlug ein Hund an.

„Nie, nie!"

Obgleich sein Mund nun verschlossen blieb, sprühten ihr seine haßerfüllten Augen tausendfach dies Wort entgegen.

„Nie — nie!"

Aus Alexandras Angesicht wich langsam das flammende Rot des Zornes, der um sein Recht kämpfte.

Eine große Mattigkeit fiel lähmend über ihr ganzes Wesen.

Es war, als verlöschen ihre Kraft und ihr Zorn.

Sie fürchtete hinzusinken.

Aber der Stolz und das Bewußtsein ihrer heiligen und gerechten Sache gaben ihr eine letzte Stärke.

Sie trat zurück.

„Möchtest du diesen Augenblick niemals bereuen!“ sagte sie tonlos.

„Ich weiß ihn vor meinem Gewissen zu verantworten,“ sprach er hochfahrend.

„Und wenn er mich ruft, wirst du ihm sagen, daß du mich von dieser Schwelle wiesest?“ fuhr sie fort.

„Er wird nicht rufen. . .“

Sie zog, wie jemand, den es sehr friert, ihren Mantel um sich zusammen.

Mit müden Schritten ging sie davon — langsam, ganz langsam.

Und plötzlich überfiel es Hartard wie ein ungeheurer Schreck.

Das Weib, das sich leise hinaus schlich, hatte er, er, ein Mann, unritterlich behandelt, grausam, unbarmherzig.

Sie liebte seinen Vater, sie litt um ihn. Er hätte Nachsicht üben müssen jetzt — in dieser furchtbaren Stunde war nicht die Zeit zu richten.

„Alexandra,“ rief er, „Alexandra —“

Sie wandte sich um.

Sie sah ihn mitten in der Halle stehen, blaß, zitternde Hände nach ihr ausgestreckt.

„Willst du nicht . . . wollen Sie nicht . . . hier warten . . . bis die Ärzte . . . was sie sagen . . .“

Er stockte.

Es schien ihm, als wüchse sie vor seinen Augen, als fielen von ihrem Gesicht die Todesangst und aller Schmerz ab, als richte sie sich in ihrer königlichen Hoheit auf und sähe ihn an mit stolzen, abweisenden Blicken.

„Nein!“ sagte sie kalt.

Da begriff er es . . . sie, die sich als künftige Herrin dieses Hauses fühlte, sie, die den Mann, der drinnen lag und litt und vielleicht starb, auf Tod und Leben ergeben gewesen, sie wollte lieber starr und von hinnen gehen, als im Vorzimmer warten gleich einer Fremden.

Und weiter begriff er, daß sie noch an dem Grabe seines Vaters ihr Recht auf ihn mit ihrem Gram verkünden werde!

Er konnte gegen sie und ihre Liebe ankämpfen — besiegen würde er sie nie.

Und sie, die er fortgewiesen gleich einer Verbrecherin, sie schritt als Siegerin über die Schwelle.

Mit entsetzten Augen sah er ihr nach. Er erschrak vor dem dumpfen Ton der zufallenden Thür.

Wieder lief er auf und ab. Brennende Neugier verzehrte ihn.

Fuhr sie davon? Er hörte keinen Wagen. Aber in seinem Ohr sauste und brauste es von tausend Geräuschen. Er konnte nicht mehr unterscheiden, ob es das wallende Blut in seinem Hirn war oder ein Lärmen in der Außenwelt.

Wartete sie draußen auf die Ärzte?

War es denkbar, daß sie, in Liebe und Sorge vergehend, einfach davonfuhr, ohne zu wissen, ob sie einen Lebenden oder Sterbenden hinter sich ließ?

Hartard wollte keine Reue an sich heranlassen, obschon aus allen Winkeln seiner Seele leise Stimmen erschollen und ihn fragten: „Was hast du gethan!“

Aber sein Trotz bäumte sich auf: „Warum kam sie hierher! Das war ich meiner Mutter schuldig!“

Er warf sich in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Er wollte an seine Mutter denken, sich ihr Gesicht ganz lebensvoll klar vorstellen.

Und er sah es vor sich. In seinen blassen lichten Farben erschien ihm das zarte Angesicht. Es hatte, wie fast immer im Leben, das Licht des Friedens auf der Stirn. Ein Lächeln ging über die reinen Züge, und die Lippen öffneten sich zu zärtlichen Worten.

Hartard lauschte mit allen Sinnen in die Vergangenheit zurück. Ihm war, als vernähme er die zärtlichen Worte. Wie von Geisterhauch getragen klangen sie ganz deutlich in sein Ohr: „Ich danke dir — liebe Alexandra.“

Hartard sprang auf. Schweiß stand auf seiner Stirn. Ihm war, als müsse er verzweifeln.

Da öffnete sich die Thür.

Mit unbefangenem, geräuschvollem Wesen traten die beiden Ärzte heraus.

So kommt man nicht aus dem Zimmer eines Sterbenden.

Hartard sah ihnen entgegen. Er konnte sich nicht rühren. Er stand wie jemand, der einen lebenentscheidenden Urteilsspruch erwartet.

Doktor Herding, der hagere Pedant, und Doktor Lisser, der flinke, wichtige Haus-

arzt und Freund, nickten ihm beide mit derſelben Miene zu. Nur daß ſie bei Liſſer ſtrahlend und bei Herding gerade eben beruhigend wirkte.

„Den Arm hätten wir 'rein und feſt bandagiert," ſprach Liſſer, der ſich hier der Nächſte zum Reden fühlte. „Es ſind auch weder innere Verletzungen noch eine Gehirnerſchütterung vorhanden. Sonſt wäre längſt

„Ja," ſagte Hartard beinah lallend, „ja — ich will's beordern."

Mit tappenden Schritten ging er durch das Eßzimmer in die Wirtſchaftsräume.

Hinter ihm ſahen ſich die beiden Ärzte betroffen an.

„Hören Sie mal — das ſah nicht aus wie Freude," flüſterte Herding.

Liſſer war ſehr verlegen. Gewiß, das

Aus unſerer Studienmappe:

Studienkopf von Eduard von Gebhardt.

Erbrechen eingetreten. Von Bewußtloſigkeit keine Rede mehr. Er gibt verſtändige Antwort. Aber matt iſt er — ſehr matt. Alſo Ruhe. Ein paar Tage noch. Wiſſen Sie — wenn ſo ein großer Menſch ſo einen Fall thut — da gibt allein ſchon die Dröhnung einen Nervenchoc. Er ſoll ſich zurecht ſchlafen. Vormittag komme ich wieder. Sollte aber dennoch wider Erwarten Erbrechen eintreten, geben Sie ihm ein, was wir verſchrieben haben. Es reitet wohl jemand gleich mit hinein."

ſah nicht aus wie Freude. Aber er ſagte beſchwichtigend:

„Wo denken Sie hin! Das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn iſt rührend."

„Wer kann in Menſchen 'rein gucken! Vielleicht dachte er ſchon ſeit 'ner Stunde, er werde nun der Herr! Sie ſtehen ſich doch 'n bißchen im Weg, Vater und Sohn, heißt es allgemein."

„Ach Unſinn ..." ſprach Liſſer. „Ich kenn' das hier genau — Menſchen und Zuſtände. Alles ſchönſte Harmonie."

Hartard kam zurück.

„Baum reitet mit in die Stadt zur Apotheke," sagte er.

„Also schön! — Und Sie wachen? oder Dora — es wäre doch besser . . ."

„Ich wache den Rest der Nacht," sagte Hartard eintönig.

Lisser sah nach der Uhr.

„Wir haben auch schon halb vier durch. Also: gute Nacht."

„Ich danke Ihnen, meine Herren."

Hartard begleitete sie nicht bis zur Thür. Er wagte es nicht. Draußen konnte Alexándra sein.

Ihm war, als würde er das nicht ertragen — sie schwarz und schweigend in der Nacht dastehen zu sehen . . .

Er ging zu seinem Vater.

Das Lager stand im Schatten. Rückwärts vom Bett auf einem Tischchen brannte die Lampe und brach ihre Strahlen an der hohen Kopfwand des Bettes.

Albrecht rührte sich nicht.

Auf der Chaiselongue gegenüber saß Hartard hockend und stierte zu dem stillen, blassen Mann hinüber.

Ihm war jämmerlich zu Mut. Von hohem Flug zu pathetischen Höhen des Schmerzes, des Grames, des Hasses war er jäh hinabgefallen in das Plattland der Wirklichkeit.

Er hatte in dem Grauen des Endes, in der Fürchterlichkeit des Selbstmordes gelebt. Nun stand nicht der Tod, sondern das Leben vor ihm.

Anstatt eines schicksalsschweren Unglücks, das alles mitriß ins Verderben, hatte sich bloß ein aufregender Unfall begeben.

Anstatt einer Schmerzensewigkeit war eine alltägliche Begebenheit eingetreten, die ein Unbefangener in acht Tagen hätte vergessen können.

Er kam sich lächerlich vor!

Daß es nicht auf den Gehalt der Ereignisse selbst ankommt, sondern darauf, wie wir sie ansehen und wie sie auf uns wirken, das sagte er sich nicht.

Ihm war, als habe er sich zu schämen, weil sein Vater sich nicht in der Lebensgefahr befand, in welcher seine erregten Sinne ihn gesehen.

Daß die Täuschung, die uns foltert, ebenso foltert, als sei sie Wahrheit, gestand er sich nicht mildernd zu. Er meinte, er müsse sich bitter verlachen, weil er in Stunden der Angst nicht nüchtern maßvoll geblieben war.

Seine Empfindungen steigerten sich beinahe zu dem Wunsch, daß dennoch eine Gefahr bestehen möge.

Er brauchte vor sich selbst die Rechtfertigung einer ernsten Thatsache.

Er konnte aus dem Wirrsal seiner durcheinander jagenden Gedanken keinen Ausweg finden.

Er wußte nur noch, daß er ganz elend war.

Seine Augen hingen mit gieriger Wachsamkeit an der lang hingestreckten Gestalt.

Er erhob sich. Er schlich an das Lager. Hatten die Ärzte nicht gelogen?

Seinem Laienauge war der Anblick seines Vaters erschreckend.

Fahle Wangen — dunkle Schatten — ein schwerer, tiefer Schlaf — —

Hartard horchte und sah — und sah.

Er fand seinen Vater sehr elend. War er dennoch in Gefahr?

Sein Herz klopfte in rasender Schnelle. Todesangst umkrallte ihn. Die angeborene, instinktive Angst, daß sein Vater sterben könne, in die sich ein verzweifelter Schmerz mischte. Und daneben ein geheimer Wunsch, er möge sterben, damit alles zu Ende sei — auch sein eignes Dasein.

Die Stille der Nacht umfing alles und schien gespenstisch durch die Räume zu winken.

Die Lampe stand da wie in lichtvollem Behagen, und ein ganz besonders blinkender Reflex strahlte von einem Silberlöffel wieder, der hart an der Tischkante lag.

Wenn sich nur irgend etwas im Hause gerührt hätte, um Hartard von dem Gefühl fürchterlicher Einsamkeit zu erlösen.

Aber es rührte sich nichts.

Der Morgen ward draußen grauer und lichter.

Endlich kämpfte eine häßliche Doppelbeleuchtung im Gemach darum, alle Gegenstände klar und unschön erkenntlich zu machen.

Hartard löschte die Lampe und zog die Rouleaux auf.

Ein Herbstmorgen hob sich eben aus seinem überreichen, nassen Taubad mit silberigem Farbenzauber und träumerischer Langsamkeit.

Hartard öffnete die Fenster. Er wußte, daß sein Vater frische Luft über alles liebte.

Ihm selbst that der kraftvolle Atem der Natur sehr wohl.

Als er sich dem Bett wieder zuwandte, erschrak er.

Seines Vaters Augen waren auf ihn gerichtet.

„Papa!“ rief er mit einem Jubelschrei.

Vor dem klaren, lebhaftem Blick des Lebenden zerrannen alle dämonischen Grübeleien. Das Einfache, das Unzerstörbare: die Liebe triumphierte.

Albrecht lächelte ein wenig und sah den neben seinem Bett Knieenden an.

„Der verfluchte Löbell,“ sagte Albrecht. Er reckte sich und machte dabei eine Miene des schmerzhaften Schreckens.

„Es ist nicht zu glauben — alle Glieder thun mir weh.“

„Du sollst dich ganz ruhig halten, Papa,“ mahnte Hartard.

„Ich habe dir wohl Sorgen gemacht, mein alter Junge — — na, das hätte schlimmer werden können. Und Kopfweh hab ich — — ich! Kopfweh! Das gibt's doch gar nicht.“

„Die Erschütterung, Papa — das kann noch ein paar Tage dauern.“

Albrecht sah ärgerlich an seinem einbandagierten Arm herab.

„Und nun so was! War der Arm einmal aus dem Gelenk, kann man sich's alle Augenblick wieder verstehen. Nein — jetzt ist die Geduld aus. Löbell wird entlassen.“

Er bewegte sich. Hartard half ihm zu einer anderen Lage.

Er fand, daß sein Vater doch recht bleich und abgespannt aussah.

„Du sollst dich zurecht schlafen, Papa. Ich werde dir nun Thee holen und dann mit Baum versuchen, dich frisch zu betten. Und nicht wahr — dann schläfst du . . .“

Albrecht hatte schwere Kopfschmerzen, und es war ihm bei jeder Bewegung, als wollten ihm die Knochen zerbrechen wie Glas. Doch war er schon erholt genug, dies voll Ungeduld und Ärger zu empfinden.

„Na ja — und dann . . .“

Er zögerte.

Helles Rot flog über sein Gesicht, als er fortfuhr: „Dann sei so gut und gib Nachricht nach Hörstel. Schreib aber gleich, oder laß gleich sagen: es sei nicht schlimm.“

Ein paar Herzschläge lang war Totenstille.

„Ja,“ sagte Hartard heiser.

Dann, als sein Vater sichtlich erfrischt sich zu einem abermaligen Schlaf hatte betten lassen, dann lief er draußen umher.

Er hatte „ja“ gesagt.

Was konnte er dem noch der Schonung Bedürftigen anderes sagen!

Aber ihr schreiben — nein, das konnte er nicht — das wollte er nicht.

Der Tod war nicht gekommen, den gordischen Knoten zu zerhauen. So mußte das Leben denn weiter gehen, wie es wollte.

Er schrieb einen Brief an Kleopha, worin er sein Herz ausschüttete. Und ihm war, als hinge sein Heil daran, daß sie den Brief noch diesen Abend bekäme. Er jagte mit ihm im rasenden Galopp zum Städtchen und steckte sein Schreiben am Bahnhofe in den Briefkasten.

Weil er sich ausgesprochen hatte und ihm leichter war, schien ihm auf einmal auch alles geglätteter.

Allein schon um Mittag ward er inne, daß dies ein wohlthätiger Selbstbetrug sei.

Als Hartard zum dritten- oder viertenmal hereinschlich, nach dem Schlummernden zu sehen, wachte dieser auf. Man sah es: das Auge war heller, die Farben schon belebter.

„Ist Alexandra da?“ fragte er gleich.

„Nein,“ antwortete Hartard und sah fort.

„Ich begreife nicht . . .“ murmelte Albrecht.

Sie hatte gehört, daß ihm ein Unfall zugestoßen war, und sie kam nicht, ihn durch ihre Gegenwart zu beglücken? Das konnte doch nur sein, wenn sie selbst krank war.

„Du mußt noch einmal hinüberreiten lassen und fragen lassen, ob Alexandra etwas fehlt,“ sagte er.

Daß er und sein Sohn seit dreiviertel Jahren diesen Namen nie mehr zwischen sich ausgesprochen hatten, schien ihm entfallen zu sein.

Oder wollte er nicht daran denken? Wollte er aus dem Unfall die Gelegenheit machen, dem Sohn die künftige Stiefmutter vorzustellen?

Hartard schwieg.

„Hast du gehört?“ fragte Albrecht mit etwas gehobener Stimme.

„Ja,“ sagte er tonlos.

Der Nachmittag kam. Calatin sprach vor, und im Dank für die geleistete Hilfe

und in der Anteilnahme erneuerte man die gute Kameradschaft, die seit Knabentagen schon in Rivalität erstickt gewesen war. Zwota kam und mußte stürmischen Fragen nach Alexandra standhalten. Er spielte den Diplomaten.

Aber sein Auge richtete sich so seltsam ernst auf Hartard, daß diesem immer übler zu Sinn wurde.

Gegen Abend hielt Albrecht es nicht mehr aus.

„Bringe mir Papier, ich will ein paar Bleistiftzeilen schreiben," sagte er.

Er hatte nicht mehr gefragt, welchen Bescheid Baum von dem zweiten Ritt nach Hörstel heimgebracht.

Seine Stirn war finster.

Und Hartard wartete auf die Frage. Er wußte, dann müßte er sagen, daß Baum weder ein- noch zweimal nach Hörstel geritten sei.

Mit unsicheren Händen breitete er auf der Bettdecke vor seinem Vater Briefpapier aus.

„Kann ich dir das nicht abnehmen?" fragte er.

„Ich bin feige," dachte er, „aber Zeit — nur Zeit gewinnen."

„Nein," sprach Albrecht finster.

Albrecht schrieb mit etwas unsicherer Hand einige Zeilen und schloß sie sofort in ein Couvert.

„Frau Löbell soll kommen."

„Papa!" sagte Hartard mit roter Stirn.

„Frau Löbell!" befahl er scharf.

In Thränen zerflossen erschien die Kutschersfrau.

Jammernd erbat sie die Verzeihung des gnädigen Herrn.

„Nun," sagte Albrecht milde, „von Kutscherspielen kann nie mehr die Rede sein. Ich werde sehen, ob wir ihn sonstwie brauchen können. Heulen Sie nicht. Hier — diesen Brief tragen Sie zur Hörstler Baronin. Sie geben ihn ihr selbst und nehmen selbst die Antwort und bringen Sie mir selbst!"

Dies dreifache „selbst" kam Hartard vor wie ein schneidender Vorwurf.

Es lag darin: mein Sohn belügt und betrügt mich.

Frau Löbell trollte davon.

„Ihr Mann kann Sie hin und her fahren — das geht doch schneller," rief Albrecht ihr nach.

Nun herrschte schwüles Schweigen zwischen Vater und Sohn.

Und wenn Albrecht etwas forderte: eine frische Kompresse für sein Haupt, einen Trunk Wasser, eine Auskunft über die Wirtschaft, klang es dem Sohn wie Mißtrauen, Feindseligkeit aus der Stimme.

Mit nervösem Ohr horchte Hartard auf die Rückkehr der Löbell.

Wenn sein Vater sich rührte, wenn in der Halle Doras Schritt erklang, wenn die Flamme hinter'm Lampenglase einmal zuckte, erschrak er fiebernd.

Und endlich kam die Frau.

Breit und wichtig erschien sie in der Thür, ein weißes Briefchen in der Hand.

Hartard stürzte ihr entgegen und entriß ihr den Brief.

Er schob sie zur Thür hinaus und schloß hinter ihr zu.

Besinnungslos vor Aufregung fiel er dann neben dem Bett seines Vaters in die Kniee und sprach mit keuchendem Atem: „Vater — nicht wahr — du hast mich lieb — lieber als alle anderen Menschen . ."

Albrecht sah erschreckt auf den Sohn.

„Lies den Brief nicht. Laß ihn mir. Was kann dir diese Frau sein? Siehst du — ich, dein Sohn — deines Weibes Sohn — ich bin dein Leben. Wir wollen uns lieben wieder wie einst."

„Bist du toll!" rief er.

Hartard stand auf. Kälter, gefaßter sprach er: „Wenn du den Sohn nicht hören willst, muß der Mann zu dir sprechen. Ich muß den Mut haben zu sagen und zu vertreten, was ich gethan habe."

Albrecht hörte ihn kaum. Er hatte den Briefumschlag zerrissen und überflog die Zeilen. Ein Leuchten zärtlicher Freude ging über sein Gesicht. Hartard war blind dafür — alles in ihm bebte vor Erregung über das, was er nun bekennen mußte. Als Mann durfte er sich nicht anklagen lassen — er wollte ihrer Anklage zuvorkommen.

„Alexandra war in dieser Nacht schon hier," sagte er.

„Hier . . . hier?" stammelte Albrecht.

„Und ich wies sie fort!"

„Wiesest sie fort"? schrie er, „sie! Weißt du wen?"

Hartard stand das Herz still vor Schreck. Seines Vaters Angesicht ward dunkel, auf der Stirn schwollen ihm Adern, sein Atem keuchte.

Die Jubiläde im Kloſter. Nach dem Gemälde von Max Scholz.

„Sie sagte es. Deine künftige Gattin! Aber ich will es nicht glauben, daß du Mama belogen hast und betrogen — —"

„Du .... du ...." das Wort der Wut, des tödlichen Schimpfes kam nicht von Albrechts Lippen.

Sein Auge war starr, seine Lippen waren blau, der Zorn würgte ihn.

Sein Körper noch zu schwach, die ungeheure Wucht dieses Zornes zu tragen. Sein Haupt sank zurück.

Es schien, als werde er bewußtlos. Hartard schrie auf.

Sekundenlang stand er ratlos, selbst nicht Herr seiner Sinne.

Dann suchte er dem Vater beizustehen, ihn zur Besinnung zurückzurufen.

Albrecht lag still.

Nur an seinen Atemzügen und an einer leisen Bewegung, die alle Hilfe abzulehnen schien, merkte Hartard daß er bei Bewußtsein sein müsse.

Kauernd blieb er neben dem Bett und wartete und horchte.

Zu seinen Füßen auf den Haaren des Felles lag der Brief, ein offenes Blatt, mit den Schriftzügen ihm zugewandt.

Er sah immer darauf hin. Eine übermenschliche Begier zog sein Haupt tiefer und tiefer.

Er stemmte die Fäuste auf dem Erdboden und neigte die Stirn.

Das Briefblatt lag gerade in einem Lichtstreifen, den die Lampe herstrahlte, und beschien hell Alexandras große, schöne Schrift.

So las er, was da stand

„Mein lieber, armer Albrecht! Von Deinem Unfall habe ich gehört und auch durch Calatin, Zwota und die Ärzte erfahren, daß keinerlei Gefahr vorliegt. Wie unglücklich ich bin, nicht zu Dir kommen zu können! Aus offenbarer Sympathie mit Dir habe ich mir gestern abend, kaum daß Du fort warst, den Fuß verstaucht und muß acht Tage liegen. Ich höre, daß Du vielleicht schon übermorgen ausfahren darfst. Dann komme zu mir, um mir zu verzeihen, daß ich Dich jetzt gerade im Stiche lasse, wo Du meine Nähe und Pflege brauchen könntest. Ich sende Dir tausend, tausend Herzensgrüße. Deine Alexandra.

Hartard legte die Stirn gegen die Bettkante.

Rot war es ihm bis in die Augen gestiegen.

Sie log — sie schonte — weil sie liebte! Und er?!

Großer Gott! Er begriff es wieder, daß seine Selbstsucht wie ein Raubtier sich nicht im Sprunge hatte zügeln lassen.

Sein Vater bewegte sich.

Hartard sprang auf.

Albrecht sah ihn an.

Der Sohn erbebte vor der Leichenblässe auf diesem heiß geliebten Angesicht, vor dem ehernen Ernste auf seiner Stirn.

Mit gesenktem Haupte stand er und wartete.

Lange sah der Vater den Sohn an. Tief, aber ohne Rührung — fest und unerbittlich, wie das Schicksal.

Und dann sprach er. Wenige Worte, mit fast tonloser Stimme.

Aber sie drangen in Hartards Seele wie Todespfeile.

„Was du gethan hast, scheidet uns. Ich habe keinen Sohn mehr. Geh."

Hartard erhob das Haupt — seine Lippen bewegten sich ....

Albrecht machte eine Handbewegung. „Geh!" sprach er laut und fest.

Und Hartard ging.

XI.

Kleopha saß am Schreibtisch. Links von ihr auf der grünen Platte des an die Wand gerückten Diplomatentisches brannte schon die Lampe, obschon hinter den weißen, herabgelassenen Rouleaux noch bleicher Tagesdämmer stand und für das gelbe Lampenlicht einen hellgrauen Hintergrund gab. Aber die Gräfin Klingsberg hatte keine Zeit, trauliche Dämmerstunden zu verträumen. Sie war eine arbeitende Frau, die jede Viertelstunde ausnutzen und von ihren Untergebenen ausnutzen lassen mußte. Kleopha trug Zahlen in das Apotheker- und in das Droguenbuch, addierte in anderen Büchern lange Ziffernreihen, schrieb Bestellzettel und machte Notizen.

Über dem Schreibtisch, auf der gelblich geblümten Tapete, hell vom Licht beschienen, trat auf einer Konsole die Gestalt des Thorwaldsen'schen Christus hervor. Rings, in symmetrischer Anordnung, hingen gestickte Sprüche und Photographien religiöser Bilder.

Rechts hinter Kleopha, im nur schmalen

Zimmer an der gegenüberliegenden Wand, saß die Gräfin Klingsberg auf dem Sofa und schrieb, im Licht einer zweiten Lampe, die auf dem Tische vor ihr stand.

Zwei Bücherschränke, allerlei Bilder und Stühle mit grünem Damast bezogen vervollständigten die Ausstattung der sehr altmodischen und einfachen Stube. Es war das Schreib- und Arbeitszimmer der Gräfin.

Sie mochte in ihrer Jugend recht unbedeutend ausgesehen haben.

Allein das strenge weiße Häubchen mit seinem glatt geplätteten, diademartigen Streifen stand ihr sehr gut. Der weiße Kragen, den eine Brosche mit rotem Kreuz schloß, das schwarze Kleid, diese ganze völlige Schmucklosigkeit gab ihrer Erscheinung Würde. Das frische Gesicht strahlte von heiterem Behagen und selbstzufriedener Sicherheit.

Sie schrieb kurze Briefe, mit Auskünften über Kranke an deren auswärtige Familien.

Man hörte nichts im Zimmer wie die raschelnden Bewegungen der beiden Damen beim Schreiben.

Ein durchdringender leiser Geruch von Karbol und Jodoform webte im Raum. Die beiden, die darin atmeten, spürten ihn nicht.

Es klopfte.

„Ja?“ rief die Gräfin, ohne aufzusehen.

Eine Diakonissin, ähnlich gekleidet wie die Gräfin, kam und legte schweigend die Post auf die Tischecke.

Viele Minuten lang blieb der ganze Stapel von Zeitungen, Kreuzbändern und Briefen unberührt liegen. Die Gräfin hatte keine aufregenden oder persönlich wichtigen Geschäfte mehr mit der Welt. Je größer der Haufen Briefe war, desto mißtrauischer sah sie ihm entgegen. Jeder erhob Anspruch oder Bitte an sie. Das kannte sie schon seit Jahren.

So beendete sie erst seelenruhig ihre Korrespondenz, ehe sie die Postsachen heranzog, um sie zu sichten.

„Da ist einer für dich, mein Kind.“

Kleopha nickte dankend und schlug das große Haushaltungsbuch auf, um eine neue Addition anzufangen.

„Na — lies nur gleich“, sagte die Gräfin mit gutmütigem Lächeln.

Kleopha brauchte sich nur zurückzulegen und den Arm auszustrecken, um nach dem Brief zu greifen, den die Klingsberg ihr hinüberschob.

Von Hartard!

Sie hätte die Aufschrift küssen mögen. Sie war in alles verliebt, was zu ihm gehörte, von ihm kam. Sogar in seine Handschrift, sogar in die großen, viereckigen Briefumschläge, die er benutzte. Daran erkannte auch ihr kurzsichtiges Auge schon gleich, daß der Brief von ihm kam.

Mit großer Behutsamkeit schnitt sie die obere Kante auf und begann zu lesen.

„Geliebte! Etwas Fürchterliches hat sich begeben. Papa stürzte in dieser Nacht unglücklich vom Wagen. Aber nicht dieser Sturz ist das Fürchterliche, denn außer einem Unwohlsein von zwei, drei Tagen und einem ausgerenkten Arm, der alsbald wieder eingerenkt ward, hat Papa keinen Schaden zu tragen. Wie soll ich Dir klar machen, was sich begeben hat! Anfangs, als Papa noch bewußtlos lag, dachte ich, es sei ein tödlicher Sturz gewesen, Papa müsse sterben. Was da alles in mir vorging, kann ich niemals in Worte kleiden, nicht einmal vor mir selbst. Ich wußte aber, daß ich Papa nicht hätte überleben können. Warum nicht? Warum ein Selbstgericht? Es gibt so tief verborgene, so viel verzweigte Gedanken, die uns schuldig machen. Und ich habe, ich hatte meinem Vater seit Monaten nicht mehr Liebe zu schenken, Vertrauen zu geben vermocht. Du weißt es. Nach und nach haben wir es voreinander enthüllt, daß wir glauben, mein Vater liebe, habe seit Jahren geliebt und warte nur das Trauerjahr ab, um zu heiraten.

Sie, die wir meinen, sie kam in der Nacht. In der Leidenschaft des Schmerzes, mit der Miene des Rechtes stand sie vor mir und begehrte Einlaß. Mir aber war, als müsse ich meinen sterbenden Vater — ich wähnte ihn sterbend — für mich allein haben. Mir war, als müsse ich meine Mutter verteidigen und rächen. Und ich jagte sie fort!

Mein Gott — ich bereue es nicht — gewiß nicht. Käme die Stunde noch einmal, ich thäte noch einmal so. Ich hasse dieses Weib. Ich bereue die Schwärmerei, die ich als Knabe, als Jüngling für sie hatte. Mein Instinkt hätte mich schon damals lehren sollen, sie zu hassen. Denn ihretwegen hat mein Vater meine heilige

Mutter belogen. Wer will mir beweisen, daß es anders war? Wem, wie sollte ich es glauben?

Geliebte, ich handelte, wie ich mußte. Aber doch handelte ich unklug. Denn mein Vater wird und muß erfahren, was geschah. Ich selbst muß es ihm sagen, ehe ‚sie' mich bei ihm anklagt. Sie wird nicht säumen. Hätte ich Deinetwegen klug handeln sollen? Ich flehe Dich an, schreibe mir: ‚Nein, tausendmal nein!'

Ich lebe jetzt wie ein Verurteilter. Jede Stunde ist Frist. Wenn mein Vater von dem Vorgefallenen erfährt, dann wird er wählen müssen zwischen ihr und mir. Wenn er mich wählte! Mich! O meine Kleopha, auf Händen wollen wir ihn tragen, unsere Liebe und unser Dank sollen keine Grenzen kennen, nicht wahr? Und wenn er sie wählt?! Dann wird er mich von sich stoßen und mich hassen, weil ich sie hasse. Nein, das wird er nicht — das kann er nicht! Und doch .... ließe ich Dich?! Nicht um Vater und Mutter, um kein Gut der Welt.

Am liebsten flöhe ich zu Dir. Aber Du begreifst: ich muß hier stehen bleiben, wo ich stehe. Schreibe mir, schnell, schnell. Sage mir, daß Du auch den Hoffnungslosen, den Verstoßenen lieben würdest. Hartard."

Die Gräfin Klingsberg sah von ihren Briefen hinüber zu Kleopha. Die saß ja wie versteinert.

Dann entfaltete die Gräfin ihre Kreuzzeitung und sah nach, wer gestorben war, ob sich Jemand verheiratet hatte. Wieder flog ihr Blick über den Zeitungsrand fort nach Kleopha. Die saß noch immer regungslos da.

Die Gräfin überlas mit raschen Blicken die Tagesneuigkeiten und schaute zum drittenmale auf Kleopha.

Entschlossen legte sie die Zeitung nieder, faltete die Hände darauf und fragte:

„Sag' mal Kindchen, was hat dich denn zur Salzsäule gemacht?"

Kleopha schüttelte den Kopf. Aber nicht wie jemand, der etwas verneint, sondern wie jemand, der etwas nicht fassen und nicht glauben kann.

Mit einer starken, gutmütigen Neugier behaftet, die um sich herum durchaus keine Geheimnisse ertrug, drang die Gräfin lebhafter in Kleopha.

„In dem Brief hat was Unangenehmes gestanden! Das kann ja'n Blinder sehen. Darf ich es nicht wissen? Kann ich dir nicht raten? Hast du kein Vertrauen?"

Kleopha stand auf.

„Lesen Sie," sagte sie kurz.

Es war zu viel für sie allein. Sie hatte selbst das Bedürfnis, mit der mütterlichen Freundin darüber zu reden.

Die Klingsberg machte große Augen, als sie den Brief las.

„Nun", rief Kleopha, „was sagen Sie!"

„Mein Kind", begann die Gräfin bedächtig, „zu diesem allem kann ich sehr wenig oder sehr viel sagen. Sehr wenig, wenn dein künftiger Schwiegerpapa etwa eine niedrige Neigung haben sollte — von einer schuldvollen könnte ja wohl in keinem Fall die Rede sein, wenn man seine Lage vorurteilslos erwägt. Was wollt' ich sagen? Ja, also, wenn der durch sein Geschick — weißt du, Kindchen, seine kranke Frau — wirklich sollte in die Arme irgend einer Person getrieben worden sein — was wir Damen so'ne Person nennen, ohne daß es immer gerade eine ist — und wenn er diese nun zur Frau von Fronhofen und Nachfolgerin einer Christine von Schill machen wollte — dann, mein Kind, ist bloß zu sagen: Dein Hartard handelte entschuldbar! Sehr entschuldbar! Aber verfahren bleibt sein Verhältnis zum Vater doch für lebenslänglich. Und um eure Zukunft sieht es flau aus. Sollte es sich hingegen um eine ernste, standesgemäße Wiederheirat handeln — na ja, es ist ja'n bißchen rasch — aber wer kann da 'reingucken — dann, Kindchen läßt sich viel dazu sagen und deinen Hartard möchte ich wohl auf seinen Verstand untersuchen lassen."

„Aber Tante!" rief Kleopha und brach in Thränen aus.

„Setz dich dahin." Sie rückte aus der Mitte des Sofas in die Ecke.

„So, Nun, weine nur nicht. Für Söhne ist es ja wohl immer schwer, wenn Väter noch Liebeshändel haben. Man hört so genug von Familienzwisten läuten, um solcher Gründe willen. Wieder ein Beweis für mich, daß aller Unfriede in der Welt, alles Unheil von der Verliebtheit kommt. Nächstenliebe mein Kind, Nächstenliebe — klug moderiert, praktisch angewandt — das einzig Heilsame! — Also, mein Kindchen

— erſt muß ich den Namen der präſumtiven Frau von Fronhofen kennen. Eher kann ich keine Meinung haben."

„Den Namen . . ." ſtammelte Kleopha.

„Weißt du ihn nicht?" fragte die Klingsberg. „Als wir neulichs von dem Kapitel ſprachen, wollte ich nicht indiskret ſein. Aber nach dieſem Krach da," ſie ſchlug auf den Brief, „muß ich fragen."

„Ich möchte ihn nicht ſagen", ſtotterte Kleopha.

„Na — behalt ihn für dich! Ich werde ihn ſo wie ſo bald hören," ſprach die Gräfin etwas geärgert; „ich habe vor ein paar Tagen an die Königsegg geſchrieben. Deine Lage gefällt mir nicht mehr ſo. Ich habe ſie der Königsegg anvertraut und zugleich mal auf den Buſch geklopft, ob ſie weiß, wer Frau von Fronhofen Nummer Zwei werden ſolle."

Kleopha ſchrie beinahe auf. „Der Königsegg! An die Königsegg haſt du geſchrieben! Sie iſt es, mein Gott, ſie ſelbſt!"

Die Gräfin war betroffen, ſo ſehr, daß ſie mit offenem Mund daſaß und ihren Schützling anſtarrte. Das erſte, was ſich aus ihrer Verduztheit löſte, war ein kräftiger Ärger. Sie dachte im Moment nicht an Kleopha und Hartard, ſondern daran, daß ſie, die einen förmlichen Sport daraus machte, durch ihren milden Takt allen Menſchen wohlzuthun, daß ſie die Königsegg durch einen taktloſen Brief gekränkt oder doch beunruhigt hatte; gerade die Königsegg, die eine von den ganz wenigen Menſchen war, die ihr noch imponierten.

„Das kommt von den Halbgeſtändniſſen," ſagte ſie heftig. „Hätteſt du mir gleich die ganze Wahrheit geſchrieben, würde ich der Königsegg vis-à-vis nicht ſo eine heilloſe Dummheit gemacht haben. Egal, ob's 'ne unſchuldige Dummheit iſt. Sie wirkt auf den, gegen den ſie ſich richtet, doch greulich."

„Verzeihen Sie mir, Tantchen", flehte Kleopha. Sie bat nur aus Ergebenheit, aus Dankbarkeit. Sie fühlte noch jetzt, daß es ihre Pflicht geweſen war, diskret zu bleiben.

Weniger dieſe Bitte dämpfte den Ärger der Gräfin, als die Neugier, die doch triumphierte. Sie ſetzte ſich ordentlich behaglicher zurecht, als ſie ſagte:

„Nun erzähl' gründlich. Alſo ihr glaubt, daß Fronhofen ſchon bei Lebzeiten ſeiner Frau Alexandra liebte? Du warſt doch vier Monate da — haſt du nichts gemerkt? War die Fronhofen eiferſüchtig?"

„Gemerkt habe ich damals nichts. Gleich nach ihrem Tod, durch Dienſtboteuredere i ſind mir die Augen geöffnet. Wann Hartard es merkte oder erfuhr, weiß ich nicht," ſprach Kleopha. „Aber nachher, wenn man ſo zurückdenkt, begreift man dieſen und jenen kleinen Moment. Gewiß iſt aber, daß

Aus unſerer Studienmappe:

Romana.
Studie aus dem Königl. Bayeriſchen Hofmarſtall von Richard B. Adam.

Hartards Mama nie eifersüchtig war, ihren Gatten anbetete und auch die Baronin Königsegg sehr liebte. Sie war es, die unendlich viel Freude in das Krankenzimmer brachte. Das habe ich Hartard so oft gesagt. Was ich Hartard aber nicht sagen kann, ist, daß seine Mama das verzogenste, anspruchsvollste Menschenkind war, welches man sich denken kann. Es hieß immer, sie sei ein Engel und trüge ihr Leiden so. Ach, Tantchen ... sie war ein Kind. Und die anderen trugen ihr die Leiden. Es ist wahr, die Freuden der Welt waren ihr verschlossen. Aber was man gar nicht mehr kennt, entbehrt man nicht. Nicht wahr? Ich kann nur sagen: Herr von Fronhofen ist ein herrlicher Mensch. Er hat so etwas Leuchtendes — still beinah', aber es wirkt so weit hin — auf jeden, der ihn kennt. Ich meine, wenn es Hartard auch weh thut — er müßte es ertragen. Ach, es ist zu spät — es ist alles verfahren — zu Ende — verloren."

Sie weinte wieder.

Die Gräfin hatte ihren Rat angeboten. Aber sie saß nun hilflos und zugleich befriedigt da. Sie hatte alles gehört. In den Konflikten der Welt war sie nicht mehr erfahren. Was bei ihr, in ihrem Hafen landete, brachte auch schon immer die Resignation mit und die Jenseitsgefühle, die körperliches Leid den Leidenschaften der Gesunden gegenüber verleiht.

Plötzlich trocknete Kleopha ihre Thränen. Sie tupfte mit dem geballten Taschentuch wieder und wieder gegen die roten Lider.

„Das ist so merkwürdig," begann sie, „wenn man still über was nachdenkt, wird man immer trauriger und hilfloser. Aber wenn man spricht, kommt man zur Klarheit. Ich weiß auf einmal, was ich muß. Wenn die Baronin Königsegg von mir und Hartard weiß, dann kann ich zu ihr gehen und sie bitten, daß sie Hartard verzeiht. Vielleicht ist dann noch nichts verloren. In dieser letzten Nacht erst geschah das Schreckliche. Man muß doch glauben, daß der noch Leidende nichts erfahren wird — sollte man's ihm auch durch Lügen verheimlichen."

Aus unserer Studienmappe:

Federzeichnung von Wilhelm Claudius.

„Vortrefflich," rief die Klingsberg und rieb sich die Hände, „siehst du — ich sagte gleich, du sollest nur offen gegen mich sein, dann würden wir schon etwas finden."

Durch Thränen lächelnd fragte Kleopha: „Darf ich morgen früh um sechs fahren?"

„Natürlich. Ich werde, ich selbst werde an die Königsegg depeschieren und bitten, daß sie dich holen läßt."

„Nein. Ich finde schon einen Wagen. Ich will unerwartet vor sie hintreten. Wie, wenn sie depeschierte, sie wolle Hartards Braut nicht sehen? Könnte man ihr es verdenken?!"

Die Klingsberg umarmte Kleopha.

„Man merkt meine Schule," rief sie befriedigt; „umsichtig und entschlossen! Reise mit Gott, mein Kind."

Kleopha erhob sich, getröstet und mutvoll. Und so ging sie wieder an die unter-

brochene Arbeit und notierte fünfundzwanzig Packet Salicylwatte, fünfundzwanzig Rollen Sublimatgaze und andere wichtige Dinge. —

Auf leichtem Wägelchen, das in all seinen Teilen klapperte und stieß, fuhr Kleopha am anderen Morgen auf Hörstel zu. Monatelang hatte sie in Hospitalluft verbracht, ihre einzigen Erfrischungen waren die kleinen Fahrten gewesen, die Hartard, wenn er alle vierzehn Tage Sonntags kam, mit ihr und der immer sie behütenden Gräfin unternahm.

Nun wehte die Morgenluft sie an, wie frische Kraft. Ihr kam es wie eine Offenbarung vor, daß es das gäbe: weites Gelände, das in satten, rotgelben Farben glühte; reine Luft, die den ganzen Körper zu durchdringen schien, wenn die gierigen Lungen sie tief einatmeten; ein Himmel, so groß und weit, so blaß und zart. Still träumte dieser Morgenhimmel über der taufeuchten Erde. Das lichte Blau ging gegen den Horizont in grauliche Töne über, es schien, als stehe da eine dünne Wand.

Am Wege zog sich die endlose Reihe der Ebereschenbäume hin. Die massigen Beerenbüschel glänzten flammend rot. Das gefiederte Blattwerk gilbte sich schon und erschien stark gelichtet. Links hob sich das fahlgelbe Stoppelgelände bis zu einem Gehöft. Vor dem bleichblauen Himmel scharf und dunkel ausgeschnitten, standen die Silhouetten eines Daches und fünf verschieden geformte Pappeln, eine malerische Gruppe bildend. Und rechts, hinter einem braunen Feld, auf dem ein Pflüger ruhevoll hinter Pflug und zwei Schimmeln herstampfte, stand ein Kiefernwald. Die Wellenlinie seiner Wipfel zog sich blaudunkel vor dem hellen Himmel hin; man sah deutlich das rote Gitter der Stämme vor der Waldestiefe.

Die Erde dampfte, der steigende Tag mit seiner Wärme zog die Feuchtigkeit empor.

Kleopha hätte die Arme ausbreiten mögen. Eine zersprengende Sehnsucht dehnte ihr Herz. Die Sehnsucht, die Natur aufzunehmen, zu fassen, die unbestimmbaren Wonnen ihrer tauigen Schönheit zu nennen, zu genießen, mit robusteren Sinnen aufzunehmen als dem Auge. Vielleicht war es auch nur die Sehnsucht nach Jugend, nach Glück. Vielleicht die Vorfreude, den Geliebten zu sehen.

Was es auch war: die leise Majestät dieses Morgens, die Schönheit der Gegend, die unaufsällig und doch wirksam war, wie die Schönheiten einer vornehmen Seele — alles drang auf sie ein und hob aus ihrem Inneren das Köstlichste, was der Mensch gewinnen kann: hohen Mut.

Nach anderthalbstündiger Fahrt sah sie die Seitenfassade eines weißen, modernen Schlößchens, welches einer Renaissancevilla glich. An dies Profil rückwärts schloß sich in leiser Senkung ein waldartiger Baumbestand, offenbar ein Park; nach vorn ging vom Bau ein dicke, dunkle Baumlinie sanft herab, die auf die Häuser zu münden schien. Darüber hinaus, zu beiden Seiten der Chaussee, lagerte mit roten Dächern, dichten Wipfeln, die nun rot und gelb schimmerten, ein großes Dorf; ein Kirchturm, viereckig, grau und hoch, mit unverhältnismäßig kleinem Spitzdach, dazwischen heraus. Die Morgensonne blinkerte oben auf der Kugel, die noch ein Kreuz trug.

„Das ist Dorf und Schloß Hörstel," sagte der Kutscher, mit der Stirn dahinnickend.

Wo die Ulmenallee auf die Chaussee stieß, faßte Kleopha den Mann am Arm.

„Hier will ich aussteigen."

Sie lohnte den Mann ab. Ihr Herz klopfte doch, als sie sich dem Schloß näherte. Sie war beinahe überrascht, von Angst und Verlegenheit befallen zu werden. Während der Fahrt war ihr alles so einfach, so selbstverständlich vorgekommen. Was konnte es Menschlicheres geben, als daß ein Weib zum anderen sprach:

„Der, den ich liebe, hat dem, den du liebst, weh gethan, hat dich selbst tödlich beleidigt. Verzeihe ihm."

Nun stand plötzlich ihr Unternehmen in einem anderen Licht vor ihr.

Sie wußte ja gar nicht, ob Albrecht von Fronhofen sie seinem Sohn gern als Gattin gäbe, ob er und jene Frau der Wahl seines Sohnes nicht ganz feindlich gegenüberstanden.

Es gehört immer einige Großmut und Selbstüberwindung dazu, eine *ganz* arme Schwiegertochter willkommen zu heißen. Und gerade für den Majoratserben von Rethen wäre eine Gattin wünschenswert gewesen, die ihm Geld und Gut zubrachte.

Unter diesen Gedanken schritt sie die sanft ansteigende Allee entlang.

Beinahe schwarz war der feuchte Boden unter den, sich greifend ineinander schließenden Ulmenkronen. Zwischen den dicken, riesigen Stämmen stand ein Grasrand. Die Tauperlen troffen schwer an den Halmen.

Da war die Thür. In der weißen Mauer stand ihr hoher Bogen. Die Messingknäufe in ihrer Füllung blitzten — —

Kleopha stand still.

Dann hob sie entschlossen das Haupt höher.

„Ich kann mich einer Demütigung aussetzen," dachte sie, „das ist alles. Aber kann mich etwas demütigen, das ich für Hartard thue? Nein!"

Das Thor war immer verschlossen. Man mußte klingeln.

Der Diener, der öffnete, sah die Dame erstaunt an.

Er hatte diese schlanke, schöne Dame hier nie gesehen. Aber sie kam ihm doch bekannt vor. Er konnte sich nur nicht genau erinnern. Woher kam denn die, morgens halb neun — zu Fuß —

„Ist die gnädige Frau schon auf?" fragte Kleopha.

„Welche?" fragte der Diener zurück und dachte: „Herrgott, wo habe ich die schon gesehen?" Das war ja ganz gleichgültig, im Grunde auch ihm, aber es ging ihm wie allen Menschen, die einen förmlichen Trotz darauf setzen, ihrem Gedächtnis nun schnell einen Namen oder eine Situation abzuzwingen.

Welche? An Frau von Stechows Existenz hatte Kleopha gar nicht mehr gedacht.

„Frau Baronin möchte ich sehen."

Der Diener guckte und besann sich noch immer.

„Aufgestanden sind die Gnädige. Sie sitzen beim Thee. Aber ob sie schon Besuch annehmen — das glaub' ich nun gerade nicht."

Dabei dachte er:

„Das muß ich doch 'raushaben, wo ich die schon gesehen hab'."

„Sagen Sie nur, es sei eine junge Dame da, die Grüße von der Gräfin Klingsberg aus Berlin brächte," sprach Kleopha mehr befehlend als bittend.

Sie kannte eigentlich gar keinen anderen, als einen unbewußt befehlenden Ton. Der war ihr in ihrem Beruf so angeflogen. Hier war er ihr von Nutzen, denn er imponierte dem Diener.

„Bitte zu warten," sagte der. Sein bartloses Gesicht in die nachdenklichsten Falten verzogen, ging er den Korridor entlang. „Daß man nur auf so was nich' kommen kann! Wo hab' ich die schon gesehen? Auf Dolac . . ."

Er schüttelte den Kopf.

„Na, Anton?" sagte Alexandra fragend, als sie den Mann eintreten sah.

Sie saß in einem Lehnstuhl, ihr Frühstück vor sich.

Sie sah sehr angegriffen aus. Ein Zug nervöser Unruhe lag auf ihrem Gesicht.

„Da ist jemand . . . . ."

„Von Rethen!" rief Alexandra gleich und fuhr angstvoll aus ihrer bequemen Stellung auf.

Anton erlaubte sich, fast ungeduldig den Kopf zu schütteln.

„Eine Dame. Aus Berlin sagt sie. Und habe Grüße von der Gräfin . . . ach, Frau Baronin verzeihen, ich hab' den Namen nicht recht verstanden. Eine schöne, junge Dame, ganz in Schwarz."

„Jetzt?" sagte Alexandra.

„Ja. Sie muß wohl mit 'n Frühzug gekommen sein."

„Nun — führe sie herein."

Vor der Schwelle kehrte Anton sich plötzlich um.

„Ich hab's, ich hab's," rief er triumphierend, „auf einmal. Und hab' mich förmlich gequält."

Alexandra sah ihn erstaunt an.

„Das ist sie! Ja, das ist sie, gewiß. Die barmherzige Schwester, die zuletzt auf Rethen war. Bei der Leichenfeier habe ich sie gesehen."

Alexandra stand auf. Mit gereizter Stimme sagte sie:

„Das geht Sie ja nichts an, wer es ist."

„Na — ich dachte man bloß . . ." murmelte Anton.

Von einer starken Unruhe erfaßt, ging Alexandra mit heftigen Schritten auf und ab.

Kleopha? Wirklich Kleopha? Was wollte sie hier? Hatte Hartard sich auch ihr gegenüber als blinder Egoist benommen? Kam sie, ihn zu verklagen? Ein Recht, ein Wort zu fordern? Vermittelung zu erflehen? Das arme Mädchen wußte natürlich noch nichts von der traurigen Veränderung der Lage.

In dem lebhaften Gefühl, daß ihr eine

äußerst peinliche Unterredung bevorstehe, erwartete Alexandra den Besuch.

Die Thür öffnete sich, und Kleopha trat herein.

All ihre sichere Weltgewandtheit fiel mit einem Schlage von ihr ab. Was die Erziehung der Gräfin Lehden, was der Beruf der Schwester Kleopha gegeben, war wie weggewischt.

Sie war nur ein hilfloses Mädchen, das für den Geliebten zitterte.

Sie konnte Alexandras Züge nicht deutlich erkennen, aber ihr schien die ganz hochaufgerichtete Gestalt Feindschaft und Strenge auszudrücken.

Schweigend standen die beiden Frauen sich einige Sekunden gegenüber.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte Alexandra. Ihre Stimme klang gegen ihren Willen scharf. Das Unbehagen war eben stärker als die Vorsätze, schonend und höflich zu sein.

„O, diesen Empfang habe ich gefürchtet,“ rief Kleopha und bemühte sich, nicht in Thränen auszubrechen.

„Und sind dennoch gekommen ...“

„Ich mußte. Sie wissen doch, wer ich bin — die Gräfin Klingsberg schrieb es Ihnen doch .... Hartards Braut ....“ nun weinte Kleopha doch.

„Hartards Braut,“ wiederholte Alexandra mit bitterem Lächeln, „die er Fremden eher als solche vorgestellt, wie seinem Vater.“

„Das lag in den Verhältnissen,“ sagte Kleopha, schnell bereit, den Geliebten zu verteidigen.

„Es gibt keine Verhältnisse, die den Mangel an Vertrauen gegen solchen Vater entschuldigen,“ sprach Alexandra hart.

„Es kann eine Reihe von unglücklichen Seelenzuständen geben, in welchen auch ein treues, liebendes Herz zuletzt den geraden Weg verliert,“ rief die jüngere Frau warm.

Alexandra sah sie nachdenklich an. Um ihren Mund schlich zuletzt ein wehmütiges Lächeln.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie milderen Tones, „warum sprechen Sie zu mir von Hartard?“

„O, ich weiß alles! Ich weiß, daß Sie Herrn von Fronhofens Gattin werden ...“

Über Alexandras Gesicht flammte Röte.

„Das wissen Sie,“ sprach sie langsam.

„Hartard und ich, wir ahnten es — wie alle Leute es ahnen. Und sehen Sie, deshalb, deshalb zumeist schwieg er gegen seinen Vater. Aber seit gestern abend weiß ich es. Sie selbst, Sie haben es Hartard gesagt — vorgestern nacht ...“

Sie brach zum zweitenmal in Thränen aus.

Alexandra stand stumm. Langsam erlosch die Glut auf ihrem Angesicht.

Sie ging an die Glasthür und sah auf die Terrasse hinaus. Sie sah ganz deutlich, daß die gelben Blätter auf dem schwarzweißen Fliesenboden klebten, der feucht ausgeschlagen war. Und sie sah, daß eine noch frischgrüne Klematisranke von oben herabhing und leise vom Winde hin und her bewegt ward. Und doch waren ihre Gedanken ganz wo anders.

Qualvoll dachte sie: „Jetzt wird auch dieses Mädchen mich bitten, zu verzichten, damit wieder Friede werde zwischen Vater und Sohn.“

Ihr Mund verschloß sich herb.

Fünfzehn Jahre voll übermenschlicher Selbstbezwingung, voll lächelnder Selbstaufopferung zogen an ihrer Erinnerung vorüber.

Alle Stunden durchlebte sie noch einmal, in denen ihr Begehr nach Glück, ihr Recht auf Glück von der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe niedergeschlagen worden war wie mit Keulenhieben.

Und endlich, wider alles menschliche Erwarten, endlich sollte sie doch des Mannes Weib werden, den sie über menschliches Maß hinaus liebte — und da warf sich der Sohn mit der Selbstsucht seiner Jugend in ihren Weg.

Mußte sie auch für ihn, was sie für die arme, kranke Frau mit stolzer Kraft gethan — sich opfern?!

Sie hob den Blick und sah in unbestimmte Fernen hinaus.

Sie fühlte: dazu reichte weder mehr ihre Kraft noch die Albrechts. Das hätte für sie beide das Alter, ja den Tod bedeutet.

War das immer so? Hatten im brutalen Leben nicht zwei Generationen nebeneinander Platz für dieselbe Arbeit und dasselbe Glück?

Sie seufzte schwer.

Aus unſerer Studienmappe:

Burgfräulein. Nach der Ölſtudie von Wilhelm Räuber.

Da berührte eine Hand leise ihre Schulter, und eine bebende Stimme sprach:

„Haben Sie denn kein gutes Wort für mich? Fühlen Sie denn nicht, daß ich sehr, ach sehr unglücklich bin? Wenn ich selbst ein Unrecht begangen hätte, wollte ich es schon tragen und büßen. Aber zu wissen, daß der geliebte Mann in der Verwirrung seines Gemütes so fehlte — sich so schwer verging gegen Sie — der er doch Dank schuldet für alles, was Sie seiner Mutter waren — daß er damit auch dem edelsten Mann weh that — seinem Vater . . ."

Alexandra fuhr herum.

„Deshalb sind Sie hergekommen — deshalb?" rief sie.

Mit gefalteten Händen flehte die andere zu ihr: „Vergeben Sie Hartard! Und wenn Sie es können — verschweigen Sie seinem Vater, was er Ihnen gethan."

Alexandra fiel ihr stürmisch um den Hals.

„Mein Kind," rief sie, „mein liebes, treues Kind!"

Sie mischten ihre Thränen und küßten sich wie zwei, die sich in Liebe und Verständnis fanden.

Es war Alexandra, als habe sie plötzlich einen Kampfgenossen gefunden, wo sie einen Feind erwartete. Sie vergaßen beide, daß sich in der That nichts geändert hatte als ihre Stimmung.

Und dann, als sie sich ein wenig beruhigten, erwachte in Alexandra das weibliche Bedürfnis, dem Mädchen pflegsam wohlzuthun.

Liebkosend, fast fröhlich nahm sie ihr Hut und Jacke ab, fragte nach Art ihrer Herkunft, bestand darauf, daß sie Thee nehmen müsse, und sprach in einem fort.

„Nenne mich du," sagte sie, „nenne mich du! Wir sind so nah aneinander gedrängt durch das Geschick — wir wollen denken, es sei uns bestimmt, Schwestern zu werden."

Kleopha war glücklich. Das Wichtigste hatte Alexandra ihr zugestanden: gegen Albrecht von dem Vorgefallenen zu schweigen. Was weiter zu thun sei, wollten sie nachher in Ruhe besprechen.

Hier trat Anton wieder ein und hatte einige Mühe, sein Gesicht in der vorschriftsmäßigen Ausdruckslosigkeit zu erhalten, als er seine Herrin zusammen auf dem Sofa mit der Fremden sitzen sah und zwar so eng nebeneinander, als hätten sie sich gerade umarmt gehabt.

„Ein Brief vom gnädigen Herrn auf Rethen," sagte er.

Alexandra fuhr auf. Sie strahlte, als sie ihn Anton förmlich entriß.

„Wer hat ihn gebracht?"

„Baum."

„Wie geht es? Sie haben sich doch genau Bericht geben lassen?"

„Es geht sehr gut. Baum hat von Dora gehört, daß der gnädige Herr heute schon wieder aufstehen würde," meldete Anton mit einem Gesicht, als sei das gute Befinden des Herrn sein Verdienst.

„Baum soll warten, ob Antwort ist."

„Zu Befehl, Frau Baronin," sagte Anton und ging hinaus.

Als wolle Alexandra dem jungen Mädchen nicht einmal den Anblick der teuren Handschrift gönnen, vielleicht auch in einem Gefühl von Seelenkeuschheit, trat sie mit dem Brief weit hinweg von Kleopha, unwillkürlich fingierend, als wolle sie das Licht an der Glasthür benutzen.

Mit schmerzlichem Schreck las sie:

„Meine Alexandra! Du Einzige, Große wolltest mit einer frommen Lüge Dein Fernbleiben erklären. Du wolltest ihn schonen, der so unerhört sich gegen dich verging. Er hat aber doch wenigstens den Mannesmut gehabt, selbst zu sagen, was geschah. Vielleicht faßte er den Mut nur, weil er eine Anklage von Dir fürchtete. Ich will es nicht untersuchen.

Er hat Dich aus dem Haus gewiesen, das bald Dein Haus sein soll. Es ist genug. Es scheidet mich von Hartard. Ich habe keinen Sohn mehr.

Das ist die Haltung, die ich Dir schulde für Deine beispiellose Liebe und Treue. Und auch die Haltung, die ich mir selbst schulde. Seit langen Monaten ertrug ich die vorwurfsvolle Feindschaft meines Sohnes mit Geduld — ich, der ich glaube, seine Liebe und seinen Dank verdient zu haben.

Nun wirst Du zu mir eilen wollen. Ich bitte Dich: komm nicht. Nach dem Vorgefallenen will ich Dich nicht anders auf Rethen sehen, denn als meine Braut, die ich feierlich empfange. Heute noch, sonst morgen, je nachdem es mir die Folgen dieses verwünschten Sturzes nur irgend möglich machen, laß ich mich zu Dir fahren. Wir

wollen besprechen, was zu geschehen hat. Wir wollen es in Christinens Sinn besprechen! Ich glaube, wenn unsere liebe Verklärte wüßte, wie alles war und alles ist, würde sie sagen: denkt endlich, endlich an euch selbst, denkt nicht, daß ihr mein Andenken verletzt, wenn ihr euch nicht an das Datum des ablaufenden Trauerjahrs klammert.

Mein Gemüt ist schwer belastet. Ich habe meinen Sohn verloren! Und so — so ... Du, Geliebteste, Du mußt mir nun alles sein. Mir ist, als hätte ich nun zwei Gräber hinter mir. Aber ich will an Dich denken. Du bist die Freude und der Stolz meines Lebens. Dein Albrecht."

Alexandra kam langsam an den Tisch zurück.

„Es ist aus, mein armes Kind," sagte sie, während Thränen in ihre Augen traten; „der Vater weiß, was geschah, Hartard gestand es selbst. Albrecht schreibt mir, er habe keinen Sohn mehr."

Das Mitleid mit dem geliebten Mann quälte ihr Herz. Sie wußte am besten, was ihm dieser Sohn gewesen war und wie er seit langer Zeit durch ihn gelitten hatte.

Kleopha umklammerte sie weinend.

„Helfen Sie uns — Sie allein können es ... wie soll er leben, belastet mit der Feindschaft seines Vaters! Das ist doch wie ein Fluch."

„Wie soll ich dir und ihm helfen, mein Kind?" sagte Alexandra schmerzlich und streichelte sanft das Haar der Weinenden. „Wenn ich den Vater heirate, mache ich den Sohn unglücklich, und wenn ich dem Sohne aus dem Weg gehe, mache ich den Vater unglücklich."

„Kann der Vater jemals ganz glücklich sein, wenn sein Glück sich aufbaut auf Feindschaft mit dem Sohn?" rief Kleopha leidenschaftlich.

Tief betroffen trat Alexandra einen Schritt zurück. Sie wurde sehr bleich.

Da war sie also doch, die Forderung, zu verzichten — wenn auch in versteckter Form. Aber wie wahr war dieses Wort! Wie traurig wahr! *Diese* Wunde in Albrechts Herzen zu heilen, würde selbst ihre Liebe nicht stark genug sein.

„Du forderst, daß ich von Albrecht lassen soll?" fragte sie leise. „Mein Kind — ich liebe ihn seit fünfzehn Jahren ... ich liebte ihn vollkommen hoffnungslos ... er und ich, wir erwarteten nichts ... wir waren fest darin, uns zu opfern ... für sie! Bis sie so wider alles Denken und Rechnen vor uns davon ging — sie, von der man, ich weiß selbst nicht warum, annahm, sie würde uns alle überleben. Und nun willst du, ich solle verzichten, bloß weil des Sohnes Wille sich gegen mich richtet ..."

„Nein," rief Kleopha und hielt die gefalteten Hände zu Alexandra empor, „nein — wie dürfte ich das fordern! Mein Gott — ich wollte ja gern *mich* opfern, auf Hartard verzichten, wenn damit etwas gewonnen wäre! Nein, nein — du sollst nicht verzichten. Aber versöhne Vater und Sohn!"

Alexandra stand und sah grübelnd vor sich hin. Sie legte den Handrücken der Rechten gegen ihre Stirn, wie jemand, der Kopfschmerzen hat.

Das junge Mädchen vor ihr hing mit verzehrender Spannung an ihrem Gesicht.

Endlich hob Alexandra das Haupt.

„Ich muß allein sein," sagte sie, „ich muß nachdenken."

XII.

„Ich habe keinen Sohn mehr. Geh!"

Es war Hartard, als würde er diese Worte noch auf seinem Sterbebette hören. So unerbittlich, so eisern hatten sie geklungen.

Also sein Vater *hatte* gewählt zwischen jener Frau und ihm. Der Sohn war unterlegen.

Hartard ging mit heftigen Schritten im nächtigen Garten hin und her.

Schwermütig und regungslos standen die dunklen Wipfel unter dem Nachthimmel. Der Mond warf Silberglanz auf ein bleiches Gewölk, das sich breit unter ihm hinlagerte. Das schmale Wasserband, das vom See her durch die Schilfmauer zum Steg herankam, glich einem schuppigen Metallstreifen. Zuweilen raschelte irgend ein Getier im Röhricht. Dumpf klangen aus der Erde Hartards Schritte mit.

Manchmal strauchelte sein Fuß, wenn er von dem schmalen Weg auf die höheren Erdschollen der Gemüserabatten trat.

Hier in diesem selben Garten, im still brütenden Mittagsglanz der Sonne hatte er mit seinem Vater jenes innige, schöne Gespräch über die nun Heimgegangene gehabt.

Er kam an die Bank, wo sie damals

zusammen gesessen. Und müde von all der Erregung der letzten Tage fiel er darauf nieder.

Nun saß er, in sich zusammengesunken, und dachte an derselben Stelle, wo damals große Worte der Liebe gewechselt worden waren, darüber nach, warum er der Feind seines Vaters geworden war.

Seine Erinnerung wollte ihm allerlei zuraunen, ihm jenes Gefühl seltsamen Erstaunens zurückrufen, das ihn überfiel, als er heimkehrend, in seinem Vater einen kraftvollen, fast jungen Mann fand, dem man keine Arbeit abnehmen konnte, ihm alle zahllosen kleinen Momente noch einmal vor das geistige Auge führen, wo er sich voll Bitterkeit als den hier Überflüssigen erkannt, wo er begriffen, daß er die Geliebte nicht heimführen könne, weil noch kein Platz für ihn und sie im Hause Rethen war. Aber er wollte nicht auf seine Erinnerung hören.

Er wollte nur einen Grund sehen, begreifen!

Das Weib, das sich zwischen seinen Vater und ihn gestellt und wahrscheinlich schon seiner Mutter seines Vaters Liebe gestohlen hatte! —

Er haßte sie!

Er schwor sich mit heiligem Eid, beim Andenken an seine Mutter, niemals mehr das Haus seiner Väter zu betreten, wenn Alexandra darin als Herrin lebte. Er wollte unversöhnlich sein!

Denn es kam ihm so vor, als sei er es, den sein Vater zu versöhnen habe. Er, der verzeihen müsse. Er, den man eines Tages flehentlich bitten werde, heimzukehren.

Sein Herz blieb hart und trotzig.

Beinahe kaltblütig dachte er darüber nach, was er zunächst zu thun habe.

Natürlich konnte er nicht unter demselben Dach mit seinem Vater wohnen bleiben. Aber er dachte nicht daran, wie ein Verstoßener zu entfliehen, sich scheu zu verstecken.

Er würde sich zunächst nach Berlin wenden. Morgen schon konnte er dahin abreisen. Sich mit Kleopha auszusprechen, würde ihm ein schmerzliches Glück sein. Von Berlin aus mußte er sich dann irgend eine Anstellung suchen, als Direktor oder Stallmeister auf irgend einer Standesherrschaft.

Wenn sein Vater nach ihm fragte, mochte er nur hören, daß sein Sohn diese Nacht ruhig unter dem Dach geschlafen habe, das eines Tages sein eignes Dach werden mußte!

Dieses „ruhig schlafen“ war eine Hyperbel, die Hartard sich trotzig vorsagte.

Er schlief nicht.

Aber mitten in sein Hindämmern, in dem bald die Müdigkeit, bald die schlimmen Gedanken Oberhand gewannen, schlug ein Wort . . .

Seine Mutter hatte es einmal gesagt. Er wußte nicht mehr genau, in welchem Zusammenhang.

„Zwota weiß von uns allen Bescheid.“

Er beschloß, seine Lage und das Vorgefallene Zwota zu offenbaren.

Am anderen Morgen ging er zu Fuß hinüber.

Es war derselbe Morgen, dessen reine Zartheit Kleopha entzückte, als sie durch die Felder fuhr.

Im Wald, durch den Hartard ging, war es feuchter und frischer als draußen auf dem Felde. Die Kiefern dufteten harzig. Die Füße strichen im Schreiten durch tauschwere Gräser, durch das weitläufige Gitter der Stämme an der Waldesgrenze sah Hartard in das Land hinaus. In friedvoller Anmut lag es im stillen Morgenglanze. Sonne auf den Stoppelfeldern, Sonne auf dem Wiesengrund, Sonne auf dem dünnen Wässerchen, das sich hindurchzog und zum See tändelte, Sonne auf den Dächern eines zwischen dichten Obstgärten halb versteckten Gehöftes.

Hartard meinte, ihm bräche das Herz. Sein Land war das! Sein Erbe! Seine Heimat! Für ihn das Paradies auf Erden!

Und er sollte es lassen. Sollte verstoßen und fremd wandern, bis er vielleicht als alternder Mann wiederkehren konnte.

Dann als der Herr!

Wie hatte sein Vater ihm doch einmal gesagt: „Wenn du mir ein treuer Sohn gewesen bist, wirst du einst an meinem Grabe um mich trauern und dich doch zugleich des Besitzes freuen können.“

Niemals, niemals würde ihm Freude an diesem Besitz beschieden sein. —

Als er bei Zwota die Gitterthür in der Gartenhecke aufklinkte — gerade war Kleopha an der Ecke der Ulmenallee von ihrem Wagen gestiegen — fand er den Pastor im Vorgarten und im Begriff, auszugehen.

Zwota trug große Wasserstiefel und dazu einen langen schwarzen Gehrock von geistlichem Schnitt. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, weichen, schwarzen Filzhut, der seiner Form nach besser auf ein Künstlerhaupt gepaßt hätte. Das frische Gesicht strahlte von Behagen.

„Na, mein Junge, du kommst ungelegen," sagte Zwota gleich, „ich will nach Flieders zur Montefort."

Hartard schüttelte die Hand, die ihm der Pastor mit der ihm üblichen großen Gebärde breit entgegenstreckte.

Sie blieben im Garten stehen. Zwota war der Mann der Vorreden. Er hatte so viel kleine Interessen und zog jedermann gern hinein, der ihm gerade in den Weg kam.

„Sieh dir meine Fenster an. Was sagst du?" fragte er triumphierend.

Hinter den Fenstern, deren Glas spiegelblank glänzte in den schneeweiß gemalten Rahmen, drängten sich Blumengesichter in unerhörter Fülle.

„Amaryllis, Kakteen — — da mag nun die Stechow sagen, was sie will! Das macht ihr Gärtner nicht."

„Prachtvoll. Aber *mußt* du nach Flieders?" fragte Hartard.

Der Pastor hatte entdeckt, daß an dem Rosenstock, neben dem sie gerade standen, zwei verblühte Rosen nicht ausgeschnitten waren. Er zog eine Rosenschere aus der Tasche.

„Weißt du, das ist von höchster Wichtigkeit für die Blüte des folgenden Jahres. Jede abgeblühte Rose abschneiden, bis zum dritten Blatt. Immer bis zum dritten Blatt. — Ob ich nach Flieders *muß*?! Hm — ich will müssen! Ich gehe jetzt sehr oft hin. Ich habe die Baronin überredet, eine Imkerei anzulegen und eine Champignonzucht. Da muß ich oft nachsehen."

Er nahm Hartard vertraulich am Arm.

Aus unserer Bildermappe:

Landbäckerei. Nach der Aufnahme von Pietro Poppi in Bologna.

„Ich hab' die Baronin in Verdacht, daß sie katholisch werden will," sagte er halblaut.

„Und deshalb . . . ?"

„Und deshalb hab' ich ihr allerlei aufgeredet, wobei sie mich braucht. Das Gespräch bleibt ja nicht immer bei den Bienen und den Pilzen."

Er lachte Hartard an.

„Sie hätten Diplomat werden sollen, lieber Pastor," sagte Hartard.

„Nee, mein Junge." Er schlug sich an die Beine. „Mit den Stiefeln geht man strammer durch die Natur, als übers Parkett. Ich dachte, das interessiert dich — das mit der Baronin Montefort."

„Gewiß. Aber lassen Sie sie heute. Es wird ja so eilig nicht sein, mit ihren konvertitischen Spielereien. Ich muß mit Ihnen reden, lieber Pastor. Ich muß," bat Hartard.

„So ausgerechnet, heute? Gleich? Na, meinetwegen."

Er ging zurück und voran ins Haus. Über die rote Ziegelsteinflur führte er seinen Besuch in das Zimmer, dessen drei Fensterbänke von Blumentöpfen in wahrhaft künstlicher Weise vollgestellt waren.

Vor seinem Schreibtisch nahm er Platz, warf den Hut vor sich auf die Platte und deutete auf einen Stuhl, der rechts schräg neben dem Schreibtisch stand.

„Das ist das Armesünderbänkchen, mein Sohn. Da sitzen immer die, die sich Rat holen kommen. Rat holen und 'ne Pauke kriegen, ist meist dasselbe. Denn ein vernünftiger Mensch, der klar und gesund gehandelt hat, braucht meist keinen Rat," sagte Zwota und strich sich mit beiden Händen vom Hinterkopf her über sein weißes geschorenes Haar.

Das helle Fenster mit der Blumenpracht stand als leuchtender Grund hinter ihm, so daß Hartard sein Gesicht nicht recht erkennen konnte. Aber er wußte so wie so, daß der Pastor vergnüglich schmunzelte.

„Das klingt nicht ermutigend," sprach Hartard.

„Wenn es dich entmutigt, hast du also eine Dummheit gemacht," sagte Zwota.

„Eine Dummheit! Nein, ganz gewiß nicht. Aber ein großes Unglück ist geschehen," rief Hartard.

Zwota hatte es niemals sehr eilig, an ein „großes Unglück" zu glauben.

„Dann erzähl' es mir, mein Junge. Und wir wollen mal sehen, ob es in dir oder außer dir liegt. Denn darauf kommt es bei allem Unglück an."

Es war Hartard gewesen, als habe er so viel zu erzählen, daß Tage nicht ausreichten, seinen ganzen Seelenzustand klar zu legen. Aber vor der einfachen Aufforderung, zu sprechen, versank alles in Verwirrung. Wo sollte er anfangen? Was zuerst nennen?

„Sie wissen, daß Papa sich wieder verheiraten wird?" fragte er. Die brennendsten Gedanken formten sich ihm zuerst zu Worten.

Zwota besah nachdenklich seine Hand und drehte sie hin und her.

„Ja wohl, mein Junge", sagte er.

„Und mit wem?" fragte Hartard.

„Und mit wem!" bestätigte Zwota kopfnickend.

„Und Sie sind nicht empört? Nicht als Mann, als Priester, als Mensch empört?!" brachte Hartard heraus.

Der greise Mann schob bedächtig seinen Hut ein bißchen weiter hin, entschloß sich dann, ihn ganz von der Schreibtischplatte zu entfernen, und warf ihn auf einen Stuhl, der unter dem Fenster stand.

„Warum sollte ich empört sein?" fragte er, den Verwunderten spielend, während er dachte: ‚Also es ist so weit mit dem Jungen?' — „Warum soll ein Witwer nicht wieder heiraten? Daß ich, der ich früh Witwer war, *nicht* wieder heiratete, will ich nicht als Beispiel betrachtet sehen unter meinen Pfarrkindern. Das hatte so seine Gründe. Sieh mal: ich war immer 'n burschikoser alter Kerl.

„Ich traute mich vielleicht bloß nicht, die eine Vornehme, Reservierte, die ich wohl gemocht hätte, in mein simples Haus zu bitten. Das sage ich dir nur so, daß du siehst: es waren Umstände, kein Princip."

„Ja, Sie, Herr Pastor! Sie hätten wieder heiraten können. Das war anders. Sie hatten keinen erwachsenen Sohn," rief Hartard.

Zwota faltete vor Erstaunen seine Hände und stemmte sie auf die Tischkante, sich weit zurücklehnend.

„Ei sieh' mal an. Also du meinst, wenn man erwachsene Kinder hat, soll man selbst

mit verdorrtem Herzen, unfruchtbaren Sinnen, tot, unnütz, alt, weiter vegetieren? Du möchtest wohl wie die Spartaner die Sechzigjährigen unmündig machen? Selbst dann, mein Sohn, hat dein Vater noch so zwölf, dreizehn Jahr Mannesrechte vor sich! Was soll er damit machen? Willst du mir mal so die Weltordnung ausmalen, wie deine freundliche Selbstlosigkeit sie sich zu denken scheint?" fragte Zwota schmunzelnd.

Dieser unzerstörbare Humor ärgerte Hartard.

„Es steht wohl in der Bibel, daß der Mann Vater und Muter verlassen solle, um seinem Weibe anzuhangen; aber davon steht nirgend etwas, daß der Vater den Sohn verlassen soll, eines Weibes wegen," sprach er heftig.

Mit einem ganz objektiven Vergnügen an dieser Bemerkung sah Zwota sich den jungen Mann an.

„Das könnte scheinen. Aber, mein Junge: Hartard gegen Zwota auf dem Gebiet — das ist heikel! Da könntest du dich in den Patronen für dein Rohr vergreifen. Das vierte Gebort ist summarisch. Es hat allem vorgebeugt und sagt alles."

Zwota hielt die Ellenbogen auf die Armlehnen gestützt, und in der Halbschale der gefalteten Hände drehte er die Daumen umeinander. Es kam Hartard vor, als bäume er sich vergebens mit all seinem Gram gegen diese überlegene Heiterkeit. Und er war doch gekommen, Mitleidenschaften zu erwecken.

„Herr Pastor," sagte er, „ist es nicht einmal so in der Welt: müssen nicht die Eltern Platz für ihre Kinder machen? Auf irgend eine Weise und geht es nicht anders, als durch Verzicht auf Eigenrechte?"

Der Pastor rückte sich zurecht. Er verließ seine behagliche Stellung und saß lebhaft aufrecht, seine Rede mit leisen flachen Handschlägen auf die Tischplatte begleitend.

„Mein lieber Junge, stelle mir keine Prineipienfragen auf dem Gebiet. Du weißt, ich bin weder ein Schönfärber noch ein Moralprediger. Ich sehe die Dinge, wie sie sind. Habe ja leider famose Augen. Aber zu denen, die wimmern und beten, wenn sie die ursprünglichen Brutalitäten der menschlichen Natur durch allen Firniß von Kultur und Religion immer wieder vorschlagen sehen — nein, zu denen gehör' ich nicht! Man muß auch ein bißchen den Mut haben, wahr sein zu können. Also da will ich dir was sagen: Ärzte und Pastoren gucken ja in viel 'rein. Und die meisten und die häßlichsten Konflikte hab' ich all mein Lebtage zwischen Eltern und Kindern beobachtet. Ich meine gar nicht die derben Fälle, wo's zu Streit, Gericht oder gar Mord und Totschlag kam. Ach nein, ich meine die seinen, versteckten, schleichenden Fälle, in den Familien, wo die Liebe herrscht und wo man sie aus Bedürfnis und Erkenntnis festhalten will, wenn nicht anders, wenigstens vor der Welt. Und immer, will ich dir sagen, gewann ich den Eindruck, es muß ja doch wohl von Anbeginn der Natur an so etwas von Wahrheit und vielleicht gar an Berechtigung drin stecken, dadrin nämlich, daß erwachsene Kinder die Feinde ihrer Eltern werden. Versteh' mich recht. Ich will die Familie nicht untergraben. Im Gegenteil, ich meine so: Gefahren und Komplikationen klar beleuchten heißt: sie leichter vermeiden. Vielleicht liegt diese latente Gegnerschaft im Gewand der Kindesliebe und Kindesdemut an vielerlei. Die Zeit kann Schuld haben. Jede Generation wird ja immer ein bißchen anders erzogen, wächst unter anderen Eindrücken auf, als die vorhergehende! Zumal in unserem Jahrhundert! Wo die Kultur Siebenmeilenstiefeln anhat. In Parenthese: Gott mag wissen, wohin sie damit noch läuft! — Na, und da kritisieren die Kinder die Eltern. Ich hab' noch nie so scharfe Kritiker gesehen, als Kinder sind, den Eltern vis-à-vis. Neben den anderen Werdebedingungen kommt manchmal auch 'ne falsche Eitelkeit ins Spiel für die Eltern — ein bevormundender Ehrgeiz. Junge Menschen sind meist abhängig von dem, was die Welt, die Freunde, die Berufskollegen sagen. Und wenn sie dann die unabhängigen, reifen Menschen, die ihre Eltern sind, so handeln sehen, wie sie fürchten, daß es ihrem Hinz und ihrem Kunz nicht gefiele — da fallen sie ihren Eltern in die Arme. Unversehens wollen sie ganz naiv, daß die Eltern lieber ihre Individualität verleugnen, als jenen Hinzen und Kunzen mißfallen sollen. Als drittes und wichtigstes kommt dann der Egoismus. Wenn aus Kindern Männer und Frauen wurden, wollen sie dasselbe, was die Eltern dürfen. Das ist auch ihr Recht, das kommt ihnen auch zu. Ohne Konflikte kann das ganz selten abgehen, bei

denen beide recht und beide unrecht haben. Das gehört zu den unvergänglichen und unabstellbaren Leiden der Menschheit. Und Verstand und Liebe helfen alles ins Geleise bringen. Schlimm aber ist es, wenn dies Recht, neben Vater und Mutter stehen zu wollen, so weit ausgedehnt werden soll, daß ein Drüberstehen beansprucht wird. Das ist so dein Anspruch, mein Junge. Gott — du bist ja nicht der erste und wirst nicht der letzte sein! Wenn da eine Frau ist oder ein Mann, die sich wieder vermählen wollen, schreien die erwachsenen Kinder meistens Zeter."

Hartard schwieg bedrückt.

„Nun?" fragte Zwota, in sein schmunzelndes Behagen zurücksinkend. „Hat dir dein alter Zwota ein paar Brocken zu verdauen gegeben?"

„Gewiß, lieber Herr Pastor — gewiß. Sie haben recht. Vieles hat mich getroffen," sagte er halblaut, „aber geben Sie doch zu, daß es für einen Sohn ein peinliches Gefühl ist, daß es geradezu heikel ist, seinen Vater sich verliebt, liebegirrend zu denken."

„Indem ich die Worte ‚verliebt' — ‚liebegirrend' für deinen Vater zurückweise, gebe ich dir zugleich zu, daß das wohl eigen sein mag. Kinder haben nun mal die seltsame Idee, daß ihre Eltern außerhalb aller Leidenschaften, sozusagen auf einem Postament stehen müssen. Wenn sie sich Vater oder Mutter noch beschäftigt denken mit denselben Leiden und Begierden, an welche sie selbst eben herantreten, so thut ihnen das weh, darüber habe ich schon oft nachgedacht. Das ist sehr, sehr tief. Es ist eine grandiose Ursprünglichkeit darin. Im Tierreich finden wir hier und da die Erscheinung: das Geschöpf zeugt und vergeht! Ich habe schon so oft die Beobachtung gemacht, daß allerfeinste psychologische Regungen sich seltsamen decken mit Thatsachen aus dem Tierleben — daß man geradezu auf Atavismus schließen dürfte. Wenn sich das für mich schickte! Was es nicht thut."

„Und Sie können sich denken," sprach Hartard lebhaft und vom Gefühl getragen, Wind in sein Segel zu bekommen, bloß weil Zwota objektiv war, „Sie können sich denken, daß es doppelt peinlich ist, seinen Vater in Leidenschaften zu wissen, wenn man selbst liebt und eine Braut hat."

Nun schlug Zwota auf den Schreibtisch, daß es klatschte.

„Natalie!" rief er vergnügt. „Da ist ja alles famos geordnet. Ich gratuliere zur Braut, die gutes Menschenmaterial ist, und zu Flieders, das also wieder fronhofensch wird."

„Es ist nicht Natalie. Es ist die Gräfin Kleopha Lehden, die Sie als Schwester Kleopha an Mamas Krankenbette kennen lernten," sagte Hartard.

Zwota sah ihn verdutzt an.

„So, so — so, so," machte er.

„Das heißt: schlimm, schlimm," rief Hartard, durch den bedenklichen Ton gereizt. „Ja wohl — ein herrliches, schönes, unvergleichliches Mädchen. Aber arm, sehr arm. Begreifen Sie nun meine Lage?"

„Sicherlich. Sie ist nicht leicht! Gibt dir aber immer noch nicht das Recht, deinem Vater sein Glück zu mißgönnen."

„Mißgönnen? Bloß mißgönnen!" rief Hartard und sprang auf. „Ich verweigere es ihm! Sie mögen tausendmal recht haben mit ihrer Rede über die latente Gegnerschaft zwischen Eltern und Kinder. Ich will zugeben: ich dürfte so im allgemeinen meinem Vater nicht verbieten wollen zu heiraten. Aber ich habe einen besonderen Grund!"

Er trat an Zwota heran. Ihm war, als spiele er nun einen ganz großen Trumpf aus. Seine Augen funkelten. Aber Zwota saß ruhig.

„Das Andenken und die Ehre meiner Mutter will ich schützen. Wie darf mein Vater die Frau heiraten, die er schon zu Lebzeiten meiner Mutter geliebt! Und dagegen empören Sie sich nicht? Nicht Sie?! Aber ich habe es gethan, wenn auch nur in der Ohnmacht eines Waffenlosen. Ich habe sie aus unserem Haus gewiesen. Zum Danke hat mein Vater das Band zwischen uns zerrissen. Aber ich habe doch meine Mutter geehrt damit — ja, das habe ich."

Seine Augen waren feucht — es schien, als treibe der Zorn ihm Thränen heraus.

„So, so — so, so," murmelte Zwota wieder und sann vor sich hin.

Auf einmal hob er das Haupt. Sein Blick war scharf, seine Miene streng.

„Setz dich da mal wieder," befahl er.

Er mußte die Leute bequem und fest unter seinem Blick haben, wenn er zu ihren Herzen sprechen wollte.

Auf der Düne. Nach dem Aquarell von Rudolf Poffin.

„Woher weißt du das?“ fragte er.

„Was . . .“

„Daß dein Vater und Alexandra sich schon lange lieb haben?“

„Ich erriet es — zweifelte wieder — hörte gleich nach Mamas Tod rohe Reden.“

„Geraten! Gezweifelt! Rohe Reden! O du . . .“ sprach Zwota mit aufsteigendem Zorn.

Sein ganzes Temperament war aufgewacht. Es zuckte ihm in den Fingerspitzen. Er sah plötzlich in dem Mann da nur noch den kleinen Jungen, den er als blind gehorchenden Schüler vor sich gehabt.

„Nein!“ schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Steh wieder auf. Hör stehend an, was ich dir von deinem Vater und von ihr sage!“

Und wie durch eine unsichtbare Gewalt emporgezogen, mit schwer klopfendem Herzen stand Hartard in Demut vor dem zürnenden Greis.

„Ja wohl — sie haben sich geliebt. Kündige deinem Vater nur Sohnesehrfurcht auf! Schreie nur die Moral zur Hilfe herbei! Ja wohl, sie haben sich geliebt. Und ich, Pastor Zwota, vor dem sich die Hüte lüften zehn Meilen in der Runde, weil sie meinen, ich sei ein reiner Mensch und bin bloß vielleicht ein unangefochtener — ich hab's gewußt und mit tragen helfen! Und ihre Mutter hat's gewußt und ist beinah darunter zusammengebrochen, die Vornehme, Feine, Schwache!“

Er stand auf. Er warf das Haupt zurück und sah neben Hartard hinweg mit strahlenden Augen, wie in schöne Fernen hinein.

„Es war ein großes Schauspiel. Es hat auch meinem alten stillen Leben Inhalt geben helfen. Es war, als wenn eine besondere Gewalt davon ausging, die auch mich mit hob und alle, die mit ihnen lebten. Es fing an — ach, so natürlich und, ach, so in heißen Kämpfen! Keiner weiß es, wie ich. Und keiner kann es dir sagen, wie ich. Sie selbst — sie schweigen wohl davon — besonders vor dir! Bist du ein Mann, ein Mensch? Dann höre auf — für ein paar Minuten nur hör' auf, der Sohn deiner Mutter zu sein. Begreife, wie das war: Dein Vater, so alt wie du! Und an eine hoffnungslos gelähmte Frau gekettet. Er war leidenschaftlich unglücklich. Dann kam eine bittere Periode. Und in dieser erlosch wohl die Liebesleidenschaft für sein Weib. Ich zitterte, was werden würde. Es wurde etwas Heiliges! Aus der Asche der Jugendliebe, die naturgemäß sterben mußte, hob sich die Barmherzigkeit! Eine Barmherzigkeit von einer Kraft und Unsterblichkeit, wie ich sie noch nie gesehen! Und als die Prüfung kam, hielt sie vor, diese Barmherzigkeit. Sie leuchtete fort unter den schwersten Proben. Alexandra trat in sein Leben. Solange Königsegg lebte, hatte man sich selten gesehen. Ich war es, ich selbst, der die Witwe und die Kranke näher zu einander führte.“

Zwota atmete tief auf. Ihm war, als lebte er noch einmal jene heiße Zeit wieder durch.

„Sie fingen an, sich umeinander zu beunruhigen, sie standen in Flammen für einander, ehe sie es sich selbst noch gestanden. Um diese Zeit geschah etwas, das dir theatralisch vorkommen mag. Aber ich muß es hier sagen: Deine arme Mama, ein wenig hysterisch, wie sie war, machte sich immer Ereignisse, in denen sie eine Rolle spielte. Langsam war die Erkenntnis in ihr gereift, daß es unmöglich sei, von ihrem ihr angetrauten Manne unter den Umständen die Treue zu verlangen, die er ihr vor dem Altar geschworen. Reine, edle, aufopfernde Gefühle, eine bewundernswerte Entsagungsfähigkeit mischten sich sonderbar mit dem Wunsch, recht viel Wesens von diesen Gefühlen zu machen. Deine Mama arrangierte vor ihrem Bett eine feierliche Scene. Ich kann dir sagen, dein Vater und ich ließen uns mit Widerwillen dazu herbei und gingen aus ihr heraus in Thränen ernster Rührung. Das war wohl so natürlich — die Scene war gemacht, der tiefe Inhalt triumphierte! Deine Mutter schwor in meine Hände ihre Ehe ab. Sie wollte nur noch deines Vaters Schwester sein.“

Hartard weinte in sein Taschentuch hinein, seine ganze Gestalt bebte.

„Vor Gott und sich war er ja wohl frei. Vor der Welt hätt' er's jeden Augenblick sein können. Niemand hätte ihm kleine Liebschaften und Abenteuer verdacht. Aber er war nicht der Mann, sich sein Dasein fidel einzurichten. Er wußte, daß er Alexandra liebte — so wie schmerzgeprüfte Menschen lieben. Mit einer Leidenschaft — bis

in den Tod. Und bald wußte sie es auch. Da kamen die Zeiten der Gefahren und der Kämpfe! Der Egoismus kam und sagte ihnen: wir könnten uns heiraten, wenn Albrecht sich von Christine scheiden ließe. Sie offenbarte sich mir. Sie brauchten keine Hilfe, keinen Freund. Sie waren stark genug allein! Aber dennoch — es war wie ein Bund gegen die lauernden Gefahren. O da waren tausend! Das Gerede der Menschen. Und die Feinde in ihnen! Denn daß du's nur weißt: meine liebe Freundin Lisa von Stechow lag der Tochter fort und fort in den Ohren, durch eine Vernunftheirat der Lage ein Ende zu machen. Und es fanden sich zähe Bewerber, die Alexandra und deinem Vater Qualen bereiteten. Denn er war rasend eifersüchtig. Nicht weil er ihr mißtraute. Aber sein Verstand sagte ihm, sie thäte recht daran, von ihm zu lassen, und sein Mannesstolz empörte sich, das Weib noch umworben zu sehen, das doch ihn liebte. Und er verzweifelte, weil er diese Liebe nicht bekennen durfte. Und sie, sie war aus ähnlichen tief verborgenen Gründen ebenso eifersüchtig."

Mit einer Stimme, die vor Ergriffenheit bebte, sprach Zwota weiter:

„Ja, sogar der gesunde Menschenverstand ward ihr Feind. Der warf Fragen auf! Fragen, sag ich dir, die auch mir den Kopf schwer machten. Zum Beispiel: Da waren zwei, in der Jugend und Schönheit des Lebens prangend! Zusammen konnten sie eine Ehe voll Arbeit und Segen bilden, sich und vielen zum Heil. Und da war eine arme kranke Frau, eine taube Blüte am Baum der Menschheit. Sollten die Gesunden ihre Kräfte brach liegen lassen? Das Pfund, das ihnen gegeben war, vergraben? Sollte die Schonung der Kranken wichtiger sein? Dem Leiden also mehr Daseinsrecht zugebilligt werden als der Kraft? Fragen waren das, mein Junge, die ich alter Mann manchmal nur mit einem apage satanas verscheuchen konnte, denn mit der christlichen Weltordnung vertrug sich ihre vernünftige Lösung nicht. Aber die Barmherzigkeit siegte! Sie wuchs sich zum stillen Heldentum aus in deines Vaters Seele. — Siehst du — und so lebten sie glücklich-unglücklich dahin. Niemals trat die Hoffnung zu ihnen, und — großer Gott, daß ich das voll Stolz für meine lieben beiden sagen kann — nie der Wunsch, daß Christine davon gehen möge! Sie hatten sich ihr Dasein eingerichtet, es für Christine hinzuopfern. Alexandra, die junge, leidenschaftliche Frau, sie lernte durch deinen Vater die rechte Liebe kennen. Und er und sie vereinten sich, deiner Mutter Leben zu verschönen. Wie sehr — durfte ich an ihrem Sarge rühmen. Du hast es gehört."

„Und hat Mama nie — nie — eine Ahnung . . ." brachte Hartard mühsam heraus.

„Nie!" sagte Zwota voll Entschiedenheit. „Wir berieten oft und lange darüber, ob man ihr von dieser Liebe sprechen dürfe. Ich besonders riet ab. Wohl hatte sie in feierlichem Schwur deinem Vater entsagt. Ihre Empfindung half ihr die Zwangslage zu einer schönen That aufzufärben. Aber die Kenntnis einer solchen Liebe zu tragen — dazu hätte Größe gehört! Deine arme Mama war bezaubernd in der Art, sich tragen zu lassen. Allein etwas tragen — das konnte sie nicht. Sie war ein rührendes Kind geblieben."

Er schwieg, er hatte alles gesagt. Nach seiner Meinung mußten die Thatsachen den Sohn überreden wie mit flammenden Zungen, der Sohn mußte begreifen, daß er sich nicht zwischen den Vater und sein ihm endlich und so wunderbar doch noch erreichbares Glück stellen durfte.

Er wartete eine Weile. Hartard saß auf dem Stuhl am Fenster, mit dem Rücken gegen die Blumenpracht. Er hatte sein Taschentuch gegen sein Gesicht gedrückt.

Als Hartard sich aber gar nicht bewegte, dauerte Zwota das zu lange. Er liebte keine ausgedehnten Erregungen.

„Sie werden nie tiefer und heilsamer, wenn man mit ihnen herumzerrt," pflegte er zu sagen. „Die müssen wie Gewitter sein, aber nicht wie Überschwemmungen."

Er fing an, sich in der Stube zu beschäftigen, und dachte dabei nach, ob er nun mit Hartard gleich zu dessen Vater fahren und sie versöhnen solle oder ob er mit ihm erst zu Alexandra gehen müsse. Er war entschlossen, Hartard auf seinem Kanossagang beizustehen.

Die Ungeduld prickelte ihm in allen Adern. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten. Mit einer ganz banalen Bemerkung wollte er das Gleichgewicht herstellen.

„Mein Junge," sagte er, „übrigens sitzest du auf meinem Hut. Was ihm aber nicht schadet."

Hartard schrak zusammen. Er ließ die Hände sinken. Mit matten Blicken sah er den alten Freund an.

„Alles — alles versteh' ich. Alles — alles ergreift mich. Ich würdige es! Gewiß! Aber da es die Schicksale meines Vaters — meiner Mutter sind — — ich kann nicht darüber hinweg!"

Nun stand Zwota, als habe vor ihm ein Blitz eingeschlagen!

Er hatte den Mann nicht überzeugt?! Er, Zwota! Seine letzten Worte und Gefühle daran gegeben, und der andere blieb taub!

„So — du bist einer von den Flauen, Albernen, die keine Liebe haben, sondern bloß einen Standpunkt?" rief er zornig. „Die mit dem Standpunkt haben so viele Sorten Moral. Wenn sie im Theater sitzen, heulen sie von Mitleid über eine Gefallene, die aufgehoben wird, und wenn sie so eine in Gesellschaft treffen, kehren sie ihr den Rücken. Wenn bei ihrem Nachbar Müller ein verlorener Sohn ist, empören sie sich über die Härte seiner Eltern, und wenn ihr eigner Bengel zehn Pfennige stiehlt, möchten sie ihn gleich verleugnen. Also so einer bist du! — Wenn du deines Vaters Geschichte in einem Roman liest, hätt'st du Mitleid und Verständnis! Aber da es in praxi dein Vater ist — ja, da kannst du nicht über das Ungewöhnliche hinweg! Dein Standpunkt als Sohn erlaubt es nicht," schloß Zwota beinah höhnisch.

Hartard schien ganz kraftlos zu sein. Er legte die Stirn auf die Schreibtischkante. So saß er da wie einer, der Thränen verstecken will.

Keinen Blick ließ Zwota von ihm.

„Ja, mein Junge, sagte er langsam, „dann haben wir wohl nichts mehr zusammen zu reden. Und ich muß nun fort. Willst du hier bleiben? Es steht dir frei. Denn heimkehren wirst du ja wohl nicht wieder mögen? Ich kann nicht weiter in dich 'rein reden. Der alte Zwota hat was Wichtigeres zu thun. Er muß mal nach dem Manne sehen, der keinen Sohn mehr hat."

Da fuhr Hartard auf.

„Nein," schrie er, „nein!"

Und er fiel dem alten Mann um den Hals.

Zwota stand ganz still und ließ den anderen auf seiner Schulter weinen. Er fühlte: da weinte ein Kind!

Ein Kind, das seinen Weg zur Liebe mit einemmal wieder vor sich sah.

Und dann nach einer ganzen Weile sagte er leise und schelmisch, während ihm die Augen feucht wurden:

„Na, da gehst du wohl am Ende doch mit zu dem Mann ..."

„Wird er mir verzeihen können?" fragte Hartard und richtete sich auf.

„Verzeihen?! Gewiß!" sprach der alte Mann sehr ernst. „Aber siehst du, mein Junge — Wunden hast du geschlagen, hast auch selbst gelitten! Dazu gehört dann viel innere Freiheit — sehr viel, von beiden Seiten, wenn das auf einmal wieder der alte Sonnenschein sein soll. Hast du schon mal nach'm Sturm gesehen, daß nichts zerknickt war? Kein Zweiglein und keine Blüte? Ein ernstes herzliches Wort — ein langsamer Ausgleich — wir müssen's eben abwarten!"

„Ich will mir seine Achtung erringen. Ich will arbeiten — irgendwo — so bescheiden, wie's auch sei — ihm nie mehr fühlen lassen, daß er mir im Wege stand," sagte Hartard mit noch unklarer Stimme. „Das war ja mit in allem — das egoistische Wünschen ..."

„Bravo! Man kann nie hart und klar genug gegen sich sein, wenn man auf Reuewegen geht!"

„Lassen Sie uns schnell ..." bat Hartard.

„Ja, was heißt schnell?" sagte Zwota; „vier Pferde vor, das ist nicht. Ehe wir zum Bauern schicken und das Wägelchen anspannen lassen, mein' ich, die Füße tragen besser. Und weißt du — ich mein' immer: wenn man geht, hat man auch immer das Gefühl, man bringe seine Sache vorwärts, indem man sich selbst vorwärts bringt."

So gingen sie denn, und im schnellen Ausschreiten meinte Hartard schon zu spüren, daß ihm leichter ums Herz wurde, daß ihm die Hoffnung hoch und höher wuchs.

Sie sprachen nichts mehr. Zwota war mit Reden und Schweigen ein kluger Walter, er brachte beides stets zur rechten Zeit zur Wirkung.

Und es that Hartard so wohl, schweigen und denken zu dürfen. Es war so eine naive Kinderzuversichtlichkeit in seine Seele

gekommen. Der Vater würde und mußte verzeihen, glücklich lachend verzeihen. Warum — weil er eben der Vater war.

Zahllose Kindheitsgeſchichten fielen ihm ein, wo er wirklich Strafe verdient, und wo er nachher mit klugen Kinderaugen wohl beobachtet hatte, wie glücklich die Eltern waren, das Wort „verzeiht“ zu hören, bloß weil ſie dann nicht mehr zu zürnen brauchten. Die Einſicht des kleinen Sünders war ihnen lange nicht ſo wichtig geweſen, wie ihrem Herzen die Befreiung vom Zwang der Strenge. So ſchien es, war es das Metier und die Freude eines Vaterherzens, vergeben zu dürfen.

Er vergaß ganz, daß er nicht als Knabe den Vater, ſondern als Mann den Mann beleidigt hatte.

Sie kamen nach Rethen. Hartard meinte nicht zwei Stunden, ſondern ein paar Minuten gegangen zu ſein.

Als er die Pappeln auftauchen ſah, die hinterm Wirtſchaftshof ſtanden und weit in der Ebene ſichtbar waren, begann ſein Herz in drängender Unruhe zu ſchlagen.

„Herr Paſtor!“ ſagte er.

Zwota hörte den zaghaften Ton.

„Ja, ja, mein Junge,“ antwortete er kopfnickend, „es war ſehr richtig, daß ihr auf die Koppel Thomasſchlacke brachtet.“

Da Zwota ſo that, als habe Hartard ihn auf den Zuſtand der Koppel aufmerkſam machen wollen, an der ſie gerade vorbeiſchritten, fühlte der junge Mann, daß ſein alter Freund nicht mehr mit ihm ſprechen wolle.

Er ſchwieg wieder. Noch zehn Minuten. Da war das Haus ... Der Landauer mit den Braunen ſtand vor der Thür, und Baum ſaß auf dem Bock.

Ausfahren wollte ſein Vater? Aber das war ja gar nicht möglich ...

Hartard lief faſt. Es gab kein Beſinnen mehr. Eine Minute des Nachdenkens: was ſag' ich? wie tret' ich vor ihn hin? hätte ihm allen Mut geraubt.

Durch die Halle ſtürzte er und riß die Thür auf ....

Sie ſtanden einander gegenüber, Vater und Sohn —

Sehr bleich, erſchreckend bleich der Vater, den Arm in Bandagen, den Mantel loſe auf den Schultern — atemlos und zitternd der Sohn.

„Du wünſcheſt?“ fragte Albrecht.

Der kalte fremde Ton zerriß dem Sohn das Herz.

Er ging auf ſeinen Vater zu und faßte nach deſſen freier Hand.

„Kannſt du mir vergeben, Vater?“ fragte er leiſe.

Ach dies war ſo anders, als er es ſich gedacht. Kein jubelndes

Aus unſerer Studienmappe:

Studienkopf von Peter Janſſen.

Sichwiederfinden, kein glücklich lachendes Verzeihen, ein nüchternes, verlegenes, stimmungsloses Begegnen war es.

„Nicht mich allein hast du beleidigt. Also nicht ich allein habe Vergebung zu verschenken," sprach Albrecht.

Es schien, das Stehen greise ihn noch an. Wie ein sehr Ermüdeter setzte er sich.

Hartard glaubte verzweifeln zu müssen. Dieser Ton . . . das war kein Ton aus einem warmen Vaterherzen! Und dann diese ersichtliche Körperschwäche, dies bleiche Gesicht . . .

„Vater," flehte er heiß, „vergib mir. Und laß mich auch sie um Vergebung bitten, die du liebst und die ich so beleidigt habe."

Albrecht schloß die Augen. Um seinen Mund ging ein bitteres Zucken.

„Vater, lieber Vater!" bat Hartard und Thränen traten in seine Augen.

„Er meint es von Herzen, unser Junge," sagte Zwota von der Schwelle her. „Er hat es eilig: er will sich Ihre Liebe und Achtung wieder erwerben und die unserer Alexandra erst recht."

„Ja, Vater, ganz gewiß, Vater!" beschwor Hartard.

Albrecht lächelte ein wenig.

„Nun," sagte er, „wenn die Reue kommt und bittet und unser Pastor mit der christlichen Milde als Überreder in Sicht ist, was soll ich dann thun als vergeben?"

Es war ein mattes Wort.

Hartard fühlte es mit verzehrendem Schmerz. Ja, Zwota hatte wohl recht gehabt: wo solche Risse gewesen waren, konnte nicht gleich ein glattes Zusammenwachsen erfolgen.

Wenn da für immer Narben blieben? Wenn er nie, nie *den* Vater wiederfände, den er einst besessen? Sondern bloß einen Vater, mit dem er in einem höflichen Frieden lebte, dessen Herz aber kalt für ihn bliebe — ganz kalt.

Er küßte seinem Vater die Stirn.

„Ich danke dir," sagte er heiser, „und wirst du mich mit zu — zu — deiner zukünftigen Gattin nehmen, daß ich ihr die Hand küssen darf?"

„Gewiß," sprach Albrecht, „dieser Gang ist deine nächste Pflicht. Und Zwota macht uns sicherlich die Freude, uns zu begleiten."

So nah ihnen beiden Zwota stand, so überaus nah — in *diesem* Augenblick, meinte Hartard, hätte er allein sein müssen mit seinem Vater. Aber es war klar, Albrecht wollte nicht allein sein mit dem Sohne, darum lud er sich einen dritten ein zur Mitfahrt.

Schwerer und hoffnungsloser ward es in Hartards Seele.

Sie fuhren zu dritt nach Hörstel. Albrecht ermattet zurückgelehnt, Zwota aufrecht und lebhaft allerlei allgemeine Gespräche führend. Hartard antwortete auf Fragen und nahm selbst das Wort.

Aber doch war es, als säßen da fremde Männer beisammen, und so flehend der Blick des Sohnes das Auge des Vaters auch suchte — nie trafen ihre Blicke sich. Albrecht sah ins Weite.

Ach, besser war Hartard zu Mute gewesen vorhin, als er in freudiger Reue diesen Weg daher gekommen war, den noch unversöhnten Vater aufzusuchen. Nun war das Wort „Vergebung" von ihnen beiden gesprochen worden.

Und eine völlige Hoffnungslosigkeit schien über dem ganzen künftigen Leben zu liegen.

„So wird auch sie mir verzeihen, so äußerlich, so kühl! Die Welt wird nicht sagen können, daß Vater und Sohn in Unfrieden leben — aber ich, ich weiß, daß dies kein echter Friede ist."

Kleopha fiel ihm ein. Seine Bangigkeit wuchs und wuchs. Wie sollte er sie nun seinem Vater zuführen? Sie dem Schmerz aussetzen, Höflichkeit zu empfangen, wo sie Liebe heischend kam? Und würde sie sich nicht von ihm wenden, wenn sie nun alles erfuhr, wie Zwota es ihm gesagt?

„Wenn mein Vater und sein Weib mich nicht lieben, wie soll ich dann noch gar Liebe für meine Braut von ihnen fordern?"

Der Wagen bog in die Ulmenallee.

„Stehen da nicht zwei Damen in Schwarz auf der Terrasse?" fragte Zwota.

„Alexandra und ihre Mutter;" meinte Albrecht.

„Nein. Meine liebe Stechow trauert nicht. Es ist auch eine Junge," sagte der Pastor, der Falkenaugen hatte.

Albrecht reckte sich ein wenig, um zu sehen, aber sie waren schon verschwunden.

Auch die Frauen hatten den Wagen bemerkt und die Insassen erkannt.

„Geh in mein Arbeitszimmer — da hinein — ich bitte dich — bleibe dort —

ich rufe dich — es ist zu viel auf einmal —“ sprach Alexandra hastig.

Zu viel Gedanken und Vorstellungen auf einmal überstürzten sie.

Vater und Sohn kamen zusammen. Da gab es nur eine Deutung: sie hatten sich versöhnt, und Albrecht führte ihr einen Reuigen zu.

Sie stand mit zitternden Knieen und suchte sich zu fassen.

In diesem Augenblick wallte, so menschlich und natürlich, ein heftiger Groll gegen Hartard in ihr auf. Aber sie wollte ihn niederzwingen — sie wollte. Sie begriff selbst nicht, woher ihr der mit einemmal so aufgärte — ihr, die schon verziehen hatte. So im tiefsten Untergrund ihrer Seele mußte doch ein Bodensatz von Zorn gewesen sein, der nun emporschwoll und sie selbst überraschte.

Während Kleopha in das Zimmer ging, wie es ihr Alexandra anbefahl, stiegen die Männer langsam die wenigen Stufen empor, die vom Portal zu Alexandras Wohnung führte.

Albrecht stützte sich auf Zwota. Der Sohn hatte nicht gewagt, seine Hilfe anzubieten. Er ging hinterdrein, ein Trauriger und Kleiner.

Und kaum öffnete sich die Thür, so eilte Alexandra auf den geliebten Mann zu.

Sie achtete weder der Gegenwart des Sohnes noch Zwotas.

Mit einer Gebärde leidenschaftlicher Sorge und Liebe umschlang sie mit ihren beiden Armen den etwas Hilflosen. Und ihr Auge war groß und bang auf sein bleiches Gesicht gerichtet.

„Mir geht es gut,“ sagte er, auf diesen Blick beschwichtigend antwortend, „in zwei, drei Tagen bin ich der Alte.“

Sie geleitete ihn zu einem Lehnsessel, hockte vor ihm nieder und hielt mit ihren beiden Händen seine Rechte umschlossen.

Sie sahen sich an. Lang, lang.

Es schien, als hätten sie vergessen, daß sie nicht allein waren.

Und Hartard stand von fern und fühlte, daß ihm die Augen naß wurden.

Er sah die unendliche Hingabe dieser Frau, jede Miene, jeder Blick, jede Gebärde sprach von Liebe, von Ergebung, von Duldung.

Und auf einmal war ihm, als ob es ihm entschwände, daß der blasse Mann da sein Vater war.

Er sah zwei stolze, edle Menschen, die unsäglich gelitten hatten und deren Leiden er noch vermehrte.

Mit einemmal war er an ihrer Seite. Alexandra erhob sich und stand vor ihm.

„Verzeihen Sie mir,“ bat er.

Er wollte sagen: „Wie auch mein Vater mir vergeben hat.“

„Nein,“ schrie es in seinem Innern, „vergib du mir anders! Wahrer! Aus deinem tiefsten Herzen.“

Alexandra erglühte. Sie ließ ihm ihre Hand, die er voll Ehrfurcht küßte.

„Gern will ich vergeben,“ sagte sie mit unsicherer Stimme.

Und nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Das Vergeben allein kann uns nicht helfen.“

Sie sagte es traurig. Und Albrecht seufzte. Zwota, am Fenster, verhielt sich still.

„Sie wird schon finden, was hier sonst noch helfen kann,“ dachte er, „sie hat das Genie der Liebe.“

Hartard glaubte etwas sagen, versprechen, beteuern zu müssen.

Er fand kein armes kleines Wort. Er dachte immer nur: „Auch sie vergibt mir nur äußerlich.“

Leise, mit schmeichelnder Zärtlichkeit flüsterte Alexandra, während ihre Hand Albrechts Haar streichelte: „Willst du einmal, einmal im Leben mich die Herrin sein lassen über uns alle?“

Er griff nach ihrer Hand und hielt sie gegen seine Wange.

„Wie sollte ich nicht? Dein ganzes Dasein hast du mir gegeben. Fünfzehn Jahre lang war jeder deiner Tage ein Opfer, mir gebracht. Wie sollte ich nicht? Aber was hast du vor?“

Er sah ihr aufmerksam in das Gesicht. Es war sehr bleich und hatte einen besonderen Ausdruck ernster Entschlossenheit.

Sie ging raschen Schrittes auf die Thür ihres Arbeitszimmers zu.

Drinnen stand Kleopha und wartete zitternd.

Alexandra nahm das junge Mädchen bei der Hand.

„Komm,“ sagte sie, „zu seinem Vater.“

Kleopha wurde ganz rot. Jetzt gleich? So unvorbereitet? War dies nicht Hartards

Amt und Pflicht, sie seinem Vater zuzuführen? Aber zum Besinnen war keine Zeit. Sie mußte der führenden Hand folgen. Ihre Füße trugen sie kaum. Nur unklar sah sie den blassen Mann, der in der Haltung eines schwer Ermüdeten im Sessel saß. Nur undeutlich hörte sie die tiefe Stimme Alexandras sagen:

„Hier Albrecht — laß mich es sein, die dir deine Tochter bringt."

Hartard schrie beinah auf.

„Du — du?" rief er. „Hier? Wo kommst du her?"

Aber es war, als höre Kleopha ihn gar nicht. Sie kniete neben Albrecht nieder, hob in stummer, leidenschaftlicher Bitte die gefalteten Hände zu ihm empor. Sie konnte nicht sprechen.

Lange und tief sah Albrecht in dies junge Angesicht, dessen Ausdruck ihm beredt genug war — er las, was in der angstvollen Seele vorging.

Er legte seine Rechte auf ihr Haar.

„Ihr habt wenig Vertrauen zu mir gehabt, meine Kinder," sprach er wehmütig. „Aber da sie es ist, die dich mir bringt, denke ich, du hast wenigstens ihr vertraut."

„Ja," rief Kleopha, sprang auf und fiel Alexandra um den Hals, „man muß sie lieben, man muß ihr vertrauen. Wie könnte man anders!"

Albrecht sah gerührt auf die beiden Frauen. Es war so menschlich, daß Kleopha seinem Herzen gleich tausendmal willkommen war, weil sie in Liebe an seiner Heißgeliebten zu hängen schien.

„Ich bin der Ausgestoßene, ich," dachte Hartard bitter. Die ganze Scene war ihm wie Vorwurf und Strafe.

Zögernd kam er heran.

„Ich danke dir, Vater," sprach er, „daß du ... daß dir Kleopha ..."

„Hartard," sagte sie lebhaft und wandte sich ihm zu, „du weißt nicht, was dies bedeutet? Woher ich komme? Dein Brief hat mich erschreckt. O, du ahnst nicht, wie. Da machte ich mich auf und bat diese edle, liebe Frau, daß sie dir verzeiht."

„Kleopha!"

„Ja, ich konnte nicht anders, denn du hast unrecht."

Er fiel ihr um den Hals. Sie standen stumm.

„Hartard," sprach Alexandra, „ich habe dir verziehen, denn ich habe ganz gut begriffen, wie es in dir aussah. Es kam so viel zusammen für dich, nicht wahr? Ich darf alles sagen? Es soll kein Rest bleiben? Darf ich es dir und uns gestehen? Du sahest deinen Vater zwischen dir und Rethen stehen. So fing es an. Und dann sahest du mich zwischen dir und deinem Glück stehen? War es nicht so? Und der Trauer um deine teuere Mutter mengte sich allerlei bei: Trotz, Selbstsucht, Zorn. Gott, es war so menschlich. Zwota, unser Freund, der wird uns sagen, daß alles so menschlich war. Und dann kann man es auch verzeihen."

Hartard war tief erschüttert.

„Ja," murmelte er, „ja — ich glaube, so war alles — und ich war sehr unglücklich."

„Aber nicht wahr, Albrecht, nun wollen wir klare Gedanken und klare Verhältnisse?"

Sie trat neben Albrechts Stuhl, sie faßte nach seiner Rechten und umschloß sie mit eisernem Druck. Ihr bangte doch vor dem, was sie sagen wollte.

Und es war Albrecht, als wittere er, daß er etwas hören sollte, das ihn treffe. Mühsam erhob er sich und zog das Weib an sich. Er mußte sie halten und fassen. Und sie hatte die gleiche Empfindung. Sie drängte sich fest an ihn. Aus dem Schutz seines Armes heraus sprach sie weiter:

„Dein Vater, lieber Hartard, liebt mich genug, um nicht zu rechnen zwischen dem, was mein und sein. Wir werden uns vermählen, sobald wir dem Andenken an deine Mutter die übliche äußere Ehre gegeben haben. Daß wir sie in unserem Herzen immer lieben und ehren, weißt du. Damit du aber nicht mehr denkst, daß deines Vaters neues Glück dir etwas nimmt, was dir sonst geworden wäre, wird er bei mir wohnen und Herr auf meiner Scholle sein. Dir aber läßt er Rethen — sei du der Herr, damit du nicht der Feind bist."

Die letzten Worte rief sie voll Leidenschaft. Unversehens hatte der Zorn sie wieder übermannt, wieder wie vorhin war er wie ein Blitz in ihre großmütige Seele gefahren und hatte ihr ganzes Gemüt entzündet.

Alles, was der Mann, den sie liebte, durch den Sohn gelitten, stand vor ihr.

Hoch aufgerichtet, aus Albrechts Arm losgerissen, stand sie vor Hartard, die Hand gegen ihn ausgestreckt.

Eine schwere Pause entstand.

Hartard atmete kurz — sein Gesicht war bleich. Zwota und Kleopha hingen in äußerster Spannung mit ihren Blicken an seinem Angesicht.

Alexandra wandte sich zu dem Geliebten. Er war blaß geworden, so blaß, daß sie sich entsetzte.

„Albrecht," flüsterte sie, „zürnst du mir? Weißt du nicht, daß auch ich stolz gewesen wäre, in dein Haus als Herrin zu ziehen?"

Er sah sie an. Die vergangenen Jahre voll Liebe und Leid zogen an ihm vorüber. Er begriff, daß es diesem stolzen Weib eine tiefe Genugthuung hätte sein müssen, seine Schwelle, die sie so oft in Hoffnungslosigkeit betreten, von der sein Sohn sie verwiesen, mit hocherhobenem Haupt zu überschreiten.

Da endlich fand Hartard Worte.

„O mein Gott," sagte er, „wie laut muß meine Selbstsucht geschrieen haben — wie deutlich muß sie auf meiner Stirn stehen, daß du mir das anbietest — das geben willst. Nein, nein — nein!"

„Er lehnt ab," murmelte Zwota und drückte heftig Kleophas Hand — denn er sah's dem Mädchen wohl an, was ihr an Hartards Entscheidung hing.

„Niemals," fuhr Hartard leidenschaftlich fort, „niemals wird das geschehen. Mein Vater führe dich in sein Haus, und ich will die Stunde segnen, wo er es thut. Willst du mir helfen, Vater, mir ein Heim gründen, eine bescheidene Scholle finden, wo ich Brot gewinne für mein Weib — so schulde ich dir heiße Dankbarkeit. Und will Kleopha mein geringes Los teilen, so schulde ich auch ihr heiße Dankbarkeit — — mehr nehmen kann ich nicht von dir — mehr geben kann ich ihr nicht."

Schon hing Kleopha an seinem Halse.

„O — ich will mit dir arbeiten," rief sie jubelnd, „ich liebe dich — ich liebe dich."

Sie war wie in einem Rausch des Glücks. Sie hatte ihn ganz wiedergefunden.

Hand in Hand, mit nassen Augen sahen Albrecht und sein künftiges Weib auf das junge Paar.

Zwota nickte beifällig vor sich hin: er hatte es ja gewußt, die Frau besaß das Genie der Liebe. Und die Größe der Gesinnung, die ein Opfer bringen will, fühlt es als eine Belohnung und als Dank, wenn ein Opfer so zurückgewiesen wird.

Da löste Hartard sich aus der Umarmung und trat vor seinen Vater hin. Ernst stand er vor ihm. Seine Lippen zuckten, sein Auge war naß, aber doch hielt er den Blick gerade in seines Vaters Blick.

„Ich bitte dich noch einmal um Verzeihung," sprach er feierlich, „nicht als dein Sohn! Nicht aus heißem Dankgefühl gegen die Hohe, die du mir zur zweiten Mutter geben willst! Ich bitte dich als Mann den Mann: verzethe mir!"

Da hob Albrecht den Arm, den Sohn an sich zu ziehen.

Und der Sohn sah, daß das Licht der Liebe ihm wieder aus den Augen strahlte, die die Sonne seiner Kindheit gewesen.

In leidenschaftlichem Glück warf er sich an seines Vaters Brust.

Lange und stumm hielten sie sich umschlungen. Zwei Männer, die fortan Schulter an Schulter zu finden sein würden, wenn das Leben sie aufriefe.

Rotkehlchenlied.

Von **Frida Schanz.**

Ein Rotkehlchenlied klingt mir leis zur Seite,
Von zarter rührender Lust durchloht. —
So recht still liegt die flache Weite,
Gebadet in Schneelicht und Abendrot.

Der Glanz des Himmels schwebt noch hienieden
Vom Thor her, durch das die Sonne schied.
Aus schneeweißem Busch singt der Winterfrieden
Sein zartes, klares Rotkehlchenlied.

Frühlingswehen im Jägerleben.

Von

Ernst Ritter von Dombrowski.

Mit acht Originalzeichnungen von **Karl Ritter von Dombrowski.**

(Abdruck verboten.)

ankend und schwankend breiten sich die Schatten des Abends aus; in mein Zimmer fällt nur mehr ein ganz schmaler Streifen helles Sonnenlicht. Zwischen den noch blätterlosen Ranken der Weinlaube hüpft ein Rotkehlchen herum, fliegt schließlich mit leisem Gezirpe quer über den Garten auf einen Ast, der fast bis in mein weit geöffnetes Fenster ragt; fragend und neugierig blicken mir die schwarzen Äuglein auf kaum Armeslänge ins Gesicht. Und das Rotkehlchen hat recht mit diesem fragenden Blicke, ich selbst staune darüber, daß ich es bis jetzt fertig brachte, grübelnd und sinnend in der Stube zu bleiben; winkt doch in diesen Tagen, wo es auf den Bergen und Hängen überall mit leisem Gemurmel zu Thale rieselt und unten Schneeglöckchen und Primel längst ihre Kelche der milden Frühlingssonne erschließen, dem Jäger ein Genuß, der doppelt wohl thut nach dem langen Winter, welcher dem treuen Hüter von Wald und Wild bei wenig Freude arge Mühen und Sorgen bereitet. Ein Genuß, der sich überhaupt nicht leicht schildern und am wenigstens dem Uneingeweihten erklären läßt, — die Schnepfe zieht!

Der Abend senkt sich, langsam verglimmt Licht um Licht, endlich flackert es bloß noch um die Kronen der alten Föhren, von denen aus die Amsel dem scheidenden Tage ihr herrliches Schlummerlied singt. Voll und rein klingen die innigen Töne durch die Gebetstille des Waldes, und leise wiegen dazu die Bäume ihr Haupt, als wüßten sie, daß in diesem Liede Liebe und Hoffnung weht, daß der Frühlingsjubel bald tausend Kehlen schwellen und die Allgewalt der erstarkten Sonne binnen kurzer Frist üppiges Leben erwecken wird, wo sich jetzt erst der Keim nach langer Ruhe müde regt.

Über den weiten Gau ziehen Nebelschleier empor, die Konturen beginnen zu verschwimmen, und der Abendstern flimmert am schwarzblauen Firmament; die Amsel schweigt; jetzt setzen die Glocken vom Kirchdorfe voll und rein zum Gebetläuten ein, und mit ihrem letzten Tone wird es ringsum totenstill. Da horch! Aus der Luft schallt ein merkwürdiger, halb quarrender, halb pfeifender Laut, näher und näher, ein schwankender Schatten huscht vorbei, und jetzt zuckt ein Feuerstrahl vom Waldrand auf, gefolgt von scharfem Knall. „Unkas apperto! — so recht, mein Hund!“ Freudestrahlend nimmt der Jäger seinem treuen Begleiter die ersehnte Beute ab — die erste Waldschnepfe!

Einen ganz eigentümlichen Zauber umgibt für den Waidmann „diese erste“ im Jahre. Ich bin überzeugt, daß mancher alte Jäger die Erinnerung an die erste der ersten, die er in seinem Leben erlegt, fast treuer bewahrt, als das Andenken an seine erste Liebe!

In der Zeit dieser ersten Liebe freilich kommen die Schnepfen bei manchem jugendlichen Nimrod recht glimpflich durch, — so wüßte ich zum Beispiel nicht, an was der flachshaarige Forstadjunkt, den ich, ohne selbst bemerkt zu werden, auch zum Schnepfenstrich ausziehen sah, auf seinem von mir nicht allzu entfernten Stande gethan hätte, wenn nicht zufällig auf demselben Wege, etwas vorher, leise trällernd das flotte Mariechen aus der Thalmühle hingeschritten wäre, — um die frische Frühlingsluft einzuatmen. Nach dem Stand des Adjunkten zogen mehrere Schnepfen, keinen Schuß aber hörte ich von dorther; dafür scholl mir, als ich den Heimweg antrat und gegen die breite Waldstraße einbog, ein halblautes Duett entgegen:

„Wenn der Auerhahn falzt
Und s' Rottröpferl schreit,

Der Vogel „mit dem langen Gesicht."

Hallohdidullihö,
Ist die allerschönste Zeit!"

Ja, das ist sie auch, namentlich unter solchen Verhältnissen. Es fiel mir nicht ein, das Paar zu stören, auch Unkas blieb ruhig, er wedelte nur verständnisinnig. Als ich dann zu Hause wieder an das Fenster meines Arbeitszimmers trat, in dem noch kein Licht brannte, hörte ich es in der blätterlosen Weinlaube flüstern: ich hätte den beiden eigentlich zurufen sollen, daß man sich bei solchem Beginnen im März — bisweilen auch später noch — einen ausgiebigen Schnupfen holen könne, ich unterließ es aber. Haben wir Alten es denn besser gemacht?

Wie die so mühsame und stets von verhältnismäßig geringem Erfolge gekrönte Schnepfenjagd im Frühjahre das Jägerherz erfreut im Vergleiche zu den Hasen- und Fasanenjagden im Herbste, bei welchen oft Hunderte von Stücken erlegt werden, ohne daß der Weidmann einen besonderen Genuß findet, so kennzeichnet es auch so recht den Geist echter Jagd, wenn man eine Parallele zwischen den Balzjagden in ebenen Gegenden, wo stellenweise Birkwild in Menge ist, und zwischen denjenigen im Hochgebirge zieht.

Dort, wo die Erbeutung von vier oder fünf, ja mitunter auch mehr Birkhähnen von sicher deckendem Schirm aus durchaus keine besonderen Opfer erheischt, wird sie verhältnismäßig gering geachtet, wogegen der Hochgebirgler keine stolzere Trophäe kennt, als den Gemsbart und den starken Birkhahnstoß, weil das Erringen beider eine volle Mannesarbeit fordert.

„Vom Schildhoa' d' krum'n Federln,
Von mei' Dirndl an Schmatz . . ."

preist der Bergjäger als höchste Wonne und im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit sagt er in einem anderen „G'stanz'l" vom Birkhahn:

„Und ob er glei' zwoa Aug'n
Auf jeder Feder dra' hat,
Und fein' grean' Krag'n
Na olli Seiten draht,
I' kemm eam do an,
Und d' Schaar,*) dö is mei'!"

Das erste Edelweiß und der erste gute Birkhahnstoß im Jahre, diese beiden Gaben, mit hellem Jucherer dargeboten, haben schon so mancher frischen Dirn' hoch droben auf der Alm einen heißen Dank abgerungen. —

In starre Schnee- und Eispanzer gehüllt, blicken die Bergriesen zu Thale, hier aber hat sich längst die Empörung gegen das Regiment des Winters erhoben, und der Wildbach, der brausend herabschießt, bringt die frohe Botschaft, daß es auch hoch droben auf den Schneefeldern nicht mehr ganz sicher stehe mit der Herrschaft des Frostes; überall rieselt und rauscht es, und durch die Schluchten tobt der Tauwind. Am Bachesrande zwitschert die Bachstelze, im Busch singt das Rotkehlchen und drin in der Almhütte die flotte Mirzl. Oft lugt sie empor nach dem Pfade, der steil zum schroffen Gewände emporführt; dort ist heute, noch in stockfinsterer Nacht, der Jagersepp zum erstenmale hinauf gestiegen, um zu sehen, ob „der Spielhoa" noch nicht „salzt"; gestern abends, als die beiden zur Zither ein G'stanz'l nach dem anderen sangen, schied er endlich mit den Worten: „Na, Mirzl, die erste Schaar, wann i's morgen kriag und wann's recht a starke is, g'hört dei, aber dös sag' i dir glei: umasunst kriagst es net!" Und umsonst verlangt's die Mirzl auch gar nicht! — Der Sepp bleibt lange aus. Noch vor Tagesgrauen war er oben auf der Hochalm,

*) Die Schere, d. h. der leierförmige Stoß des Birkhahnes. Die ersten zwei Zeilen beziehen sich auf ein altes Jägersprichwort: „Der Birkhahn hat auf jeder Feder ein Auge und auf jedem Kiel ein Ohr!"

die um diese Zeit auf der Sommerseite zwischen Latschen und Alpenrosengestrüpp schon ‚apere' — schneefreie — Stellen aufweist und dort liegen die Balzplätze des edlen Birkhahnes, der sich mit seinem glänzenden, schwarzen Gefieder, dem geteilten Stoß und den weißen Deckfedern wie ein richtiger Freier in Frack und weißer Weste darstellt.

Schwer war der Aufstieg am schlüpfrigen Gewände, endlich aber ist der schützende Latschenbusch erreicht, der als Schirm dienen soll, und angestrengt lauscht der Sepp in die Morgenstille; kein Lufthauch regt sich, kein Vogellaut, auch den Wildbach hört man hier herauf nicht mehr. Leise beginnt es zu dämmern, kohlschwarz hebt sich das Krummholz vom Schnee ab, der nur dort schon geschwunden ist, wo auf freien Flächen kein Gezweig die warme Frühlingssonne abhält: nach und nach tauchen überall die schneeigen Gipfel auf, lichtlos noch, gleich weißen Riesengeispenstern von bleichen Nebeln wie von endlos wallenden Gewändern umflossen. Jetzt auch ein heller, lieblicher Vogellaut: die Ringamsel hebt ihr Morgenlied an, und wie wenn dies das Zeichen zum Anbruch des Tages gewesen wäre, beginnt sich ein wärmerer, rosiger Hauch über all' die jähen Schroffen zu ergießen; reißend schnell breitet sich das Licht nach allen Seiten aus, ein paar Minuten noch, und ringsum auf den Höhen flammt die Lohe auf, purpurrot glüht der Schnee. Die Ringamsel schweigt, als wollte sie die Morgenandacht der Natur nicht stören; jetzt aber schallt aus der Ferne ein merkwürdiger Laut herüber, erst etwas wie ein dumpfer Trommelwirbel, dann nach einiger Zeit ein zischender, wie das Wetzen einer Sense; befriedigt nickt der Sepp, kraut sich aber, nachdem er noch eine Weile gelauscht, bedenklich hinter dem Ohr.

„Der Sakra salzt drenter der Klamm, und

Deutscher Waldschnepfenabend.

da kimm i eam net zuba. Aber wart, i kriag di do!"

Während der Birkhahn, denn ein solcher ist es, der die wechselnden Töne in kurzen Pausen als Minnesang von sich gibt, flott weiterbalzt, schleicht der Sepp vorsichtig ein paar hundert Schritte weiter vorwärts bis zu einer Stelle, wo sich hinter einem mächtigen Felsblock Ausblick auf eine weite, von Latschen gesäumte Fläche bietet, die seitwärts plötzlich mit senkrechten Wänden zu einer langgestreckten, engen Klamm abstürzt. Jenseits derselben, etwa dreihundert Schritte weit, balzt der Hahn, und ganz leise summt der Sepp nun wieder das G'stanz'l vor sich hin, das die Mirzl so gerne hört:

„Und wann er glei zwoa Aug'n
Auf jeder Feder d'ra' hat ...."

Schon ist es so licht geworden, daß sich drüben auf dem Schnee der Birkhahn scharf abhebt. Jetzt schnellt er ein paarmal wie ein Gummiball meterhoch empor, jetzt schreitet er gravitätisch mit geblähtem Gefieder einher, einen Busch umkreisend. Halb geöffnet hält er die weißgebänderten Schwingen im Bogen nach abwärts, weit reckt er den Kopf mit den roten Hörnchen vor, und in voller Breite fächert er den breiten Stoß. Hinter jenem Busch drückt sich züchtig die Birkhenne zu Boden, ihr gilt der abenteuerlich-Tanz, ihr das Zischen und Trommeln, und so wenig anziehend beides klingt, mag ihr dabei doch selig zu Mute sein. Was nützt ihr das herrliche Lied der Ringamsel und des Flurvogels, das jetzt von da und dort in mächtig anschwellendem Chor ertönt — aber nicht für sie! Es geht ihr wohl wie der Mirzl, der Seppls heller Juchezer sicher auch lieber ist, als die perlendste Koloratur im Konzertsaal.

Plötzlich hält der Hahn in seinem Reigen inne, von drüben, wo der Sepp wohlverborgen hinter dem Felsblock hockt, schallt jetzt täuschend der zischende Balzlaut:

„Tschui — tschui!"

Mit hochgerecktem Kragen lost der Hahn, springt dann ein paarmal hoch empor, dreht sich blitzschnell im Kreise, endlich lüftet er die Schwingen, streicht mit sausendem Flügelschlag über die Klamm und fällt vierzig Schritte vor dem Felsblock ein, sofort wieder schleifend, wie zur Herausforderung für den vermeintlichen Rivalen. Da blitzt es auf, rollend und grollend geben die Berge den Schuß in vielfältigem Echo wieder, und in seine verhallenden Töne mischt es sich mit gellendem Jodler:

„I' kemm' eam do on,
Und d' Schaar, de is mein'!"

So jubelt der Sepp und hebt den verendeten Hahn auf, das breite Spiel mit Entzücken musternd. Das wird eine Freude für die Mirzl sein und — hat sie ihm nicht, als er ihr gestern sagte: „Ohmasunst kriagst's aber net!", so herzinnig zugenickt? — Die arme Birkhenne drüben ist freilich um eine Frühlingsfreude ärmer, — für diesen Morgen wenigstens ...

In der Jagdhütte zur Zeit der Balz.

In unseren Alpen ist das Birkwild, wenige Gegenden ausgenommen, recht dünn gesäet, zudem liegen die Balzplätze meist sehr hoch, und da die Balz in eine Zeit fällt, wo oben, wenn auch im Thale längst die Obstbäume blühen, noch halber Winter herrscht, so gehören viel Passion, viel Erfahrung, genaue Terrainkenntnis und vor allem ein gestählter, jeder Anstrengung spielend trotzbietender Körper dazu, um sich von dort die leierförmige Trophäe zu holen, und eben darin liegt für den echten Jäger der hohe Reiz der Birkhahnbalz im Hochgebirge.

In manchen Gegenden des Erz-

Birkhahnbalzmorgen im Moor.

gebirges und Böhmerwaldes, in dem berühmten Dachauer Moos, in den Heiden Hannovers, im Spreewald und vor allem in den Hochmooren Skandinaviens und in einzelnen Teilen Rußlands ist keine so große Anstrengung erforderlich. Der Birkhahn hat seine ziemlich bestimmten Balzplätze, die er alljährlich an jedem Morgen während der Balzzeit besucht, und in den genannten Landstrichen ist die Zahl des Birkwildes so ungeheuer groß, daß sich an solchen Punkten mitunter auf relativ engem Raume zehn, zwanzig, fünfzig, ja selbst hundert Hähne ansammeln, so daß ein junger Jäger oft vor Aufregung in dem buchstäblich betäubenden Lärm den Kopf verliert und, embarras de richesse, doch ohne Beute heimkehrt, während der rührige, besonnene Schütze nicht selten fünf bis sechs Hähne an einem Morgen zur Strecke bringt. Man errichtet an solchen Stellen gut deckende Schirme, und hinter diesen wartet der Jäger ruhig, bis ihm ein Hahn auf gute Schußdistanz ankommt. An sich wäre diese Jagd, die, das notwendige Frühaufstehen abgerechnet, mit aller Bequemlichkeit auszuüben ist, ziemlich reizlos, wenn nicht auch sie durch die oft großartige Naturscenerie gehoben würde.

Es dämmert kaum, und kein Laut regt sich, nur der Kauz schreit ab und zu. Endlich schweigt er, und jetzt raschelt bloß noch der Morgenwind im schwanken Riedgras. Nach und nach zeichnen vor uns ein paar alte Föhren scharfe Konturen in das nächtige Stahlblau des Himmels, der Horizont beginnt sich zu erweitern und schüchtern stimmt die Heidelerche ihr herziges, kleines Morgenlied an. In langen Schwaden wallen bleiche Nebel auf und teilen die langsam aus dem düsteren Grau der öden Fläche hervortretenden Bäume in zwei Hälften, die obere scheint in der Luft zu schweben und sich mit dem brodelnden Nebel gespenstisch zu bewegen, aufwärts, abwärts. Eine unsäglich trübe, melancholische Stimmung ruht auf dem endlosen Moor, es ist, als gebe es nur widerwillig die träge Nachtruhe auf; alles sieht schlaftrunken aus, und dabei tritt mit dem fallenden Tau eine eisige Kälte ein, die bis ins Mark durchschauert. Da kommt plötzliche Leben in das tote Bild, das sich an manchem Morgen wie mit einem Zauberschlag ändert. Von allen Seiten schneiden schwarze, beschwingte Kobolde mit sausendem Flügelschlag die Luft, lassen sich da und dort nieder, laufen mit gesträubtem Gefieder einher, springen hoch empor, und binnen kurzem entwickeln sich allerorts lustige Kämpfe. Jäh prallen die Gegner aufeinander, die Federn stieben unter den wütenden Schnabel- und Krallenhieben, und den harten Strauß begleitet ein Trommeln, Kollern, Pfauchen, Zischen und Blasen, daß es nicht anders klingt, als siede ein Hexenkessel auf der taufrischen Heide. Die aufgehende Sonne überströmt die Landschaft mit einer Flut von Licht, wie Goldrauch wogt der Nebel um die Kämpfer, und riesengroß erscheinen deren Gestalten in der wechselnden Beleuchtung. Überall, wohin man blickt, tobt derselbe hitzige Kampf, als hätte das Moor ein ganzes Heer tückischer, zänkischer Kobolde ausgespieen. Wenn ab und zu ein Schuß erdröhnt, so stiebt an

Der große Hahn

der Stelle alles auseinander, aber nur, um schon nach kurzer Frist mit erneutem Eifer das tolle Schauspiel fortzusetzen, das jedem, der es nur einmal gesehen, unvergeßlich bleiben muß.

Erst wenn die Sonne die letzten Nebelmassen in blinkenden Tau verwandelt hat, ist der Reigen zu Ende, in vollem Jubelchor schmettern die Vögel ihr Morgenlied, und keine Spur bleibt von dem, was sich in bleicher Dämmerung, im Schimmer des Morgensternes, im Nebeldunst vollzog; der Kampf ist vorbei, allüberall Licht und Frieden. — Die Natur kennt kein Erinnern!

— Aus dem friedlichen Gelände der mittleren Donau, aus den Hochburgen des Alpengebietes, dem Hochmoor des Böhmerwaldes und den weiten deutschen Kiefernheiden sei es mir zum Schlusse noch gestattet, den Leser weit fort zu führen in ein jungfräuliches Urwaldgebiet, wo im Frühlingswehen kein Jodler und kein G'stanz'l erklingt, wo aber, „wenn der Auerhahn balzt", das Weidmannsherz nicht minder hoch schlägt.

Wenn mich jetzt, wo mich oft die Verhältnisse fesseln, das Fernweh befällt, — eine Krankheit, der ich als alter Wandervogel nicht selten unterworfen bin — dann setze ich mich in der Dämmerung gern in mein trauliches Jagdstübchen. Unkas, der alte, treue Vorstehhund, liegt mir zu Füßen. Mein Blick schweift über die an den Wänden hängenden Hirschgeweihe, Rehgehörne, Gemskrickeln, über die am Boden liegenden Wolfs- und Bärendecken, und dann stiehlt er sich leise, aber pfeilgeschwind weg über Berg und Thal, über Raum und Zeit, in jenes Gebiet, wo ich mir vielleicht genau um dieselbe Jahreszeit, am selben Tage, eine der stolzen Trophäen geholt. Da höre ich den hellen Laut der Bracken, den Schrei des Brunsthirsches, den Hauptschlag des Auerhahnes, da sehe ich hoch droben im Bergwald das Lagerfeuer aufflackern, da winselt die Zigeunerfiedel bei der Heimkehr von reicher Sumpfjagd, da — endlich weckt mich Unkas mit einem tiefen Seufzer aus meinen Träumen! Ob er auch geträumt hat von allerlei Wild und Jagd und mit dem Schicksal grollt, daß sein Herr, statt draußen im Reviere der keuschen Göttin zu dienen, am Schreibtisch hockt? Freilich geschieht das nicht immer; auch jetzt, wo die Buchenknospen schwellen und droben im Bergwald, dessen Koppen freundlich zu mir herüberwinken, der schmucke Birkhahn, weiterhin auch sein gewaltiger Vetter, der Auerhahn, Hymens Becher bis zur Neige leeren, ziehe ich dann und wann hinaus und sorge dafür, daß die braven Waffen nicht einrosten. Aber das sind verhältnismäßig zahme Jagden, die nichts gemein haben mit jenem herrlichen, freien, wilden Trapperleben, das ich früher oft wochenlang in den Karpathen und in den Balkanländern genoß, mit jenen gewaltigen Eindrücken, die ich unverlöschlich bewahre, liebe, hege und pflege, denen ich aber auch das — Fernweh danke.

„Gospodine, kokos pjeva!" d. h. wörtlich: Herr, der Hahn singt! oder weidmännisch ausgedrückt: der Auerhahn balzt.

Dieſe Worte Pero Iketas, eines eingeborenen bosniſchen Waldhüters, wirkten elektriſierend auf Forſtwart K., meinen Wirt, und mich, harrten wir doch ſchon ſeit acht Tagen auf dieſe frohe Botſchaft. Hier unten im breiten Waldthale, hart an der türkiſch-montenegriniſchen Grenze, grünte und blühte längſt alles, in den hohen Lagen dagegen trotzte meterhoher Schnee noch jedem Sonnenangriff; und Schnee mag ja, das glaube ich dem Auerhahn gerne, ein gar zu ungemütliches Brautbett ſein. Jetzt aber ſang er! So gut es mir in dem gaſtlichen Hauſe erging, in dem man es ganz vergaß, daß zwiſchen ihm und dem nächſten Kulturorte meilenweiter Urwald lag, ſo wenig duldete es mich jetzt mehr hier; gegen Mittag ſtanden die Pferde geſattelt, für den Forſtwart, für Pero und mich; ein viertes Pferd, von Pero am Halfter geführt, trug auf ſeinem Packſattel Decken, eine rieſige, flache Holzflaſche mit Dalmatiner Wein, einen Kochapparat und alle ſonſtigen Requiſiten zum mehrtägigen Kampieren. In flottem Paßgang durchquerten wir das blühende Wieſenthal, dann ging es in zahlloſen Serpentinen auf einem alten türkiſchen Reitweg zu einer ſteilen, mit Buchenwald bedeckten Koppe hinan, jenſeits wieder hinab, dann nochmals empor zu einem höheren Rücken, der oben ſchon Schnee trug, an ſeinem Hange ſchräg hinunter zu einer langen, dämmernden Felsſchlucht und dann abermals, jetzt bereits ohne Weg und Steg, durch hochragenden Urwald empor zum ſtolzen Gipfel der Jahorina, von der aus man bis tief in das Herz des montenegriniſchen Hochgebirges, der albaneſiſchen Alpen und auf das Blachfeld Novibazars blickt. Es war wie eine windesſchnelle Fahrt von Süd nach Nord; im Thale unten waren die Obſtbäume bereits verblüht, dafür glühten in den Gärten die Roſenbüſche in vollſter Pracht, der Goldpirol pfiff; bald waren es nur noch Schlehenblüten, dann nur noch Aurikeln, Veilchen, Küchenſchellen und Bergorchideen, die uns das Geleite gaben; endlich verſchwand die letzte Blüte, Schnee breitete ſich unter den gewaltigen Fichten aus, und von Vogelliedern war nichts mehr zu hören als das leiſe Zirpen der Meiſe, der melancholiſche Ruf des Gimpels und das Biſten des Haſelhuhnes. Unten grünten die Buchen bereits, bald ſahen wir nur mehr geſchwellte Blattknoſpen, endlich bloß die winterlichen, braunen Blatthüllen. Mühſam ſtampften die braven, zottigen Rößlein immer aufwärts, ſie dampften, ihre Flanken flogen, wir aber verſpürten vom Frühlingswehen nichts mehr, im Gegenteile, uns blies auf jedem Windbruch, auf jeder Lichtung eiſiger Hauch entgegen, und die mitgenommenen Schafpelze thaten wohl.

„Code da nocimo — hier wollen wir nächtigen!"

Eine breite Livada lag vor uns, eine jener üppigen Bergwieſen, die ſich im Balkan, wie in den Alpen die Almen oder in den Hochkarpathen die Pojanas, bis an die Felsregion drängen; jetzt freilich war ſie

ein Schneefeld, mit ihrer weißen in der Abendſonne glitzernden Fläche grell von den ſie rings umſchließenden, ſchwarzgrünen Fichten und Tannen abſtechend. Hier war Pero der Wirt, und er hatte ſeine Sache gut gemacht! Unter einer rieſigen Tanne war im breiten Viereck der Schnee weggeſchaufelt, hier erhob ſich ein aus friſchem Reiſig hergeſtelltes Wetterdach, ſeitwärts davon lag ein mächtiger Haufen trockenen Holzes, und ſo brauchten wir nur die Decken auf eine Lage von Reiſig auszubreiten, die Pferde anzupflöcken, ein tüchtiges Feuer anzuſchüren, und damit erſchien das Bivouak fertig. Während ich in Ermangelung eines Bratſpießes einen langen, dünnen Haſelſtock ſchälte und der Forſtwart nach dem Feuer ſah, beſchäftigte ſich Pero damit, zwei unterwegs geſchoſſene Haſelhühner kunſtgerecht zu rupfen, bald ſchmorten ſie am Spieße. Das Mahl mundete nach dem Bergritt nicht minder gut als der ſchwere Dalmatiner, und kaum ſank die Nacht, da hatte er meine beiden Begleiter ſchon in tiefen Schlaf gewiegt.

Anſpringen des balzenden Auerhahns.

Ich blieb noch lange wach. Wer nie eine ſolche Nacht am Lagerfeuer im Urwald verträumt hat, dem kann man auch nicht leicht ihren unſagbaren Zauber ſchildern. Wenn ſich nicht eines der Pferde regte oder die glimmenden Scheite leiſe praſſelten und kniſterten, war kein Laut hörbar; Totenſtille herrſchte weit und breit, und über die erhabene Ruhe ergoß der Mond ſein gleißendes Licht. Seine Strahlen glommen von den Kronen der Rieſenſtämme hinab bis auf den feuchten Waldboden, und der noch da und dort an den Zweigen haftende Schnee flimmerte und flirrte ſo im Dunkel, daß es ſchien, als zögen überall ſilberne Guirlanden weithin durch den ſtillen Wald.

„Gospodine, vremen da jdemo — Herr, es iſt Zeit, daß wir gehen!“

Der Mond war längſt hinter der Fichtenwand verſunken, das Feuer niedergebrannt, bitter kalt zog ein Lufthauch über die Blöße, und träge kämpfte das Dunkel der Nacht gegen die bleiche Dämmerung. Pero hatte recht, es war Zeit. Feuer durften wir jetzt nicht anſchüren, ein Schluck „Viſirwaſſer“ mußte vorläufig jedes andere Frühſtück erſetzen, dann trennten wir uns; der Forſtwart wandte ſich öſtlich, während ich mit Pero quer über die Livada ſchritt und dann in ſüdweſtlicher Richtung durch den Hochwald einer ſteilen Lehne zuſtrebte, deren Beſtände von Windbrüchen ſtark gelichtet waren; dort ſtanden die meiſten Hähne. Langſam und mit unſäglicher Mühe arbeiteten wir uns durch das Gewirr von Unterwuchs und modernden Baumleichen hindurch, bis es endlich heller vor uns wurde. Wir hielten am Rande des geſchloſſenen Beſtandes, vor uns breitete ſich ein weiter Hang aus, der in der trüben, von Nebeln durchwogten Morgendämmerung einen merkwürdigen Anblick bot. Auf weite Strecken hin lagern Hunderte von Stämmen kreuz und quer durcheinander auf dem Boden, mit ihren Wurzeln hoch empor ſtarrend, überrankt von wucherndem Brombeergeſtrüpp; junger Unterwuchs ſchießt in dichten Maſſen zwiſchen ihnen auf, und

stellenweise erhebt sich vereinzelt eine Gruppe von ein paar gewaltigen Stämmen, die dem Anprall des Sturmes getrotzt haben und stolz auf die Verwüstung zu ihren Füßen herabsehen. Dichter ballt sich der Nebel, da und dort bedeckt er den Boden mit dichten Schwaden, so daß es aussieht, als breite ein kleiner Waldsee seinen Spiegel aus; kein Laut regt sich, es ist fast noch stiller als in der Nacht; — da zuckt es durch uns beide wie ein elektrischer Schlag: von einer der Baumgruppen her erklingt ein gedämpfter Ton, ein leises Klipp Klapp, so etwa wie wenn man zwei dürre, entrindete Stöcke an einander schlägt, nach einer Pause wieder, dann noch einmal, das Tempo wird hastiger, die Töne verschmelzen in einen Triller und schließen mit einem einzelnen, vollen klatschenden Laut — dem Hauptschlag. — Jetzt vorwärts! Während der Hahn schleift, d. h. im höchsten Paroxysmus ein zischendes, an Sensenwetzen erinnerndes Geräusch von sich gibt, preßt die geblähte Luftröhre den Gehörgang zusammen, der Hahn ist taub, hält auch die sonst stets wachsamen Augen fest geschlossen, und da geht es in ein paar langen Sätzen gegen die Baumgruppen zu; jetzt schweigt der Hahn, und wir harren regungslos, bis er nach einer Pause von wenigen Minuten wieder seine eigenartige Liebesarie beginnt. Fünfmal hat er sie wiederholt, fünfmal sind wir ihm immer näher auf den Leib gerückt, jetzt halten wir bereits in Schußnähe, dürfen uns aber noch nicht rühren, auch ist uns der Hahn in dem Gewirr der dichten Krone unsichtbar; da überstellt er sich, tritt auf einen abstehenden, dürren Ast, so daß sich seine Silhouette scharf vom lichtgrauen Morgenhimmel abhebt, zugleich beginnt er wieder zu balzen, der Hauptschlag erklingt, und nach ihm donnert das Machtwort der Büchse durch den morgenstillen Wald. Heftiger Flügelschlag, dürre Äste prasseln und krachen, ein schwerer, dumpfer Aufprall, und verendend liegt die herrliche Beute am Boden. Wie wir sie bewundernd mustern, schallt aus weiter Ferne noch ein Schuß zu uns herüber, auch meinem Genossen war also die keusche Göttin hold!

Mit unserer Beute beladen, wandern wir dem Lagerplatze zu, und gerade als wir ihn erreichen, geht ringsum die Bergpracht auf wie mit einem Zauberschlage. Bis jetzt bargen Nebel- und Dunstmassen die aufsteigende Sonne, nun tritt sie siegreich hervor, die Nebel werden zu Goldrauch, der nach und nach zerstäubt und bloß noch wie ein duftiger Schleier vor dem Rundblicke liegt; nun ist auch er gesunken, überall blinkt der Tau. Weithin reiht sich Koppe an Koppe von herrlichen, nie berührten Urwäldern bedeckt. Und hinter ihnen türmt sich in scharfen Zacken und Schroffen und Zinnen das Hauptmassiv des dinarischen Hochgebirges auf. Da starren sie herüber, die gewaltigen Häupter des Maglic, des Volujak und des Durmitor, in Eispracht flimmernd; an sie schließt sich als breiter Kranz die zackige Kette der albanesischen Hochalpen; weiter links strebt, schon von türkischem Boden aus, die Ljubicna auf und taucht ihre nadelartige Spitze in das duftige Morgengewölk. Grausig wild und öde ist dieses Bild und doch wieder durchweht von heiligem, hehrem Frieden, von einer Majestät, die zur Andacht zwingt, zum Beugen vor der Allgewalt der freien, ungefesselten Natur. Ganz leise rieselt und rauscht es jetzt in den Senkungen und Gräben, auch hier oben weicht langsam der Schnee, leise regt sich auch hier Frühlingswehen, Frühlingshoffen ....

Unkas bewegt sich, ich erwache aus meinen Träumereien, aber wie jetzt der Strahl des letzten Sonnenblickes um den Stoß des damals erbeuteten Auerhahnes spielt, da wird leise die Hoffnung in mir rege, daß ich dich doch noch einmal wiedersehe, du herrlicher Urwald!

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Von Schleswig-Holsteins Morgengrauen. I.

Von

Eduard Freiherrn von Ungern-Sternberg.

(Abdruck verboten.)

Im Sommer 1863 begab ich mich, angeregt durch die in der „Gartenlaube“ erschienenen Schilderungen der dänischen Gewaltherrschaft in Schleswig-Holstein (Gustav Rasch: „Vom verlassenen Bruderstamm“), in die Elbherzogtümer, um mich persönlich von dem wirklichen Stande der Dinge zu überzeugen. Dabei kamen mir die Beziehungen zu statten, die ich infolge meiner publizistischen Thätigkeit zu dem national gesinnten Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des Großherzogtums Baden, Freiherrn von Roggenbach, hatte anknüpfen können. Von ihm erhielt ich eine Empfehlung an Geheimrat Samwer, der, in koburg-gothaischen Diensten stehend, die Interessen des augustenburgischen Hauses in Deutschland vertrat und mir bereitwilligst Briefe an die Führer der Deutschgesinnten in Schleswig-Holstein zu geben versprochen hatte. Auf der Durchreise nach dem Norden lernte ich ihn in seinem Wohnsitz Gotha kennen und erhielt den Eindruck einer Persönlichkeit, wenn auch nicht von urwüchsiger Kraft, so doch feinsinniger Art, und idealen Schwunges keineswegs entbehrend. Ein geübterer Beobachter hätte ihm vielleicht auch die große nervöse Erregungsfähigkeit angesehen, die für sein späteres Auftreten bezeichnend erschien. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch mit Gustav Freytag zusammen, der sich damals in der Vollkraft der Jahre und auf der Höhe seines Ruhmes befand und es doch in der zartfühlendsten Weise vermied, dies im Verkehr geltend zu machen. Daß er kein Politiker sei, ließ sich schon damals merken. Was er in dieser Richtung sagte, hat in meinem Gedächtnis jedenfalls keine Spur hinterlassen; um so fester haftet die Erinnerung an seinen freundlichen Humor. Samwer schien dafür weniger Sinn zu haben; wie es mir vorkam, nahm er die Dinge tief und schwer, wenn verbindliche Formen auch den pessimistischen Grundzug seiner Anschauungsweise zunächst verdeckten. Daß er sein Leben an die ihm bald darauf zufallende Aufgabe setzen, sich ihr mit einem größeren Maße von Hingebung widmen würde, als sie die gebildete Gegenwart durchschnittlich versteht — das konnte ich bei jenem flüchtigen Besuche nicht durchschauen.

Von den besonderen Interessen des Hauses Augustenburg war, soweit ich mich entsinne, nur wenig, wenn überhaupt die Rede, vielleicht weil Samwer wußte, daß diese Interessen in den Herzogtümern noch keine tieferen Wurzeln geschlagen hatten. Davon konnte ich mich gleich nach meiner Ankunft bei einem Zusammensein mit einer Anzahl national-gesinnter Schleswig-Holsteiner leicht überzeugen. Samwers Briefe, noch mehr aber wohl der zu Anfang der sechziger Jahre höchst vollstümliche Name Roggenbach hatten bewirkt, daß man sich mir gegenüber ganz offen gab, und da ließ sich nicht verkennen, daß das eigentliche Ideal der Patrioten, wenn auch wohl nur der hervorragendsten unter ihnen, der unmittelbare Anschluß an Preußen und nicht die Begründung eines selbständigen Großherzogtums zwischen beiden Meeren war. Ähnliche Wahrnehmungen waren mir auch im weiteren Verlauf meiner Reise beschieden, die mich während mehrerer Wochen kreuz und quer durch Schleswig-Holstein bis nach Alsen, Hadersleben und Tondern führte. Von augustenburgischen Sympathien war nirgend viel zu bemerken; auch die für Preußen und Deutschland trugen einen echt platonischen Charakter, denn von dem „Konfliktsministerium“ in Berlin glaubte man nichts erwarten zu dürfen, obwohl, oder vielmehr weil Bismarck sich schon seit mehr als einem Jahre an dessen Spitze befand.

Die Schilderungen von Gustav Rasch erschienen mir, soweit ich als Durchreisender urteilen konnte, zum Teil übertrieben. In Holstein war, wie man allseitig zugab, von dänischem Druck nur in moralischem Sinn etwas zu verspüren, insofern es dem deutschen Selbstgefühl widerstrebte, die Dänen als Herren im Lande zu wissen. Auch in Schleswig aber fiel es schwer, in dem Sinn an ein fremdes Joch zu glauben, wie es sich in gewissen andern Ländern fühlbar genug zu machen versteht. Selbst im Norden hat mir niemand zugemutet, ein dänisches Wort zu sprechen; die Beamten waren durchweg von tadellos höflichen Formen. Über äußerlich brutale Behandlung wurde auch von den einheimischen Deutschen weniger geklagt als darüber, daß die Hoffnungslosigkeit der Lage entnervend wirke und die Bevölkerung an ihrer nationalen Zukunft irre zu machen drohe. Namentlich in der Ständeversammlung, sagte man mir, befänden sich viel laue Elemente, die den dänischen Zumutungen nicht mit der nötigen Entschiedenheit entgegen zu treten wüßten. Trotzdem war die in Kopenhagen herrschende extrem nationale, sogenannte „eiderdänische“ Partei keineswegs zufrieden, sondern strebte die völlige staatsrechtliche Einverleibung Schleswigs an, wobei man dann sicherlich andere Saiten aufgezogen und die deutsche Sprache samt allem, was dazu gehört, vollends auf den Index gesetzt haben würde.*) Schon damals wurde in den schleswigschen Schulen viel Dänisch getrieben. Selbst zahlreichen Holsteinern meiner Bekanntschaft war es geläufig.

Daß das Land in seiner zeitweiligen Verfassung von Dänemark wirtschaftlich stark vernachlässigt wurde, konnte keinem halbwegs aufmerksamen Beobachter entgehen. Die Häfen waren im schlechtesten Zustande; die wenigen Eisenbahnlinien wurden von einer englischen

*) Es handelt sich hier um Eindrücke, nicht um Thatsachen. D. V.

Gesellschaft unerlaubt knickrig verwaltet, allerdings hatten sie sehr wenig zu befördern; die Personenzüge waren meist leer, oder doch nur von hamburgischen Geschäftsleuten besetzt, die die Kundschaft im Lande souverän beherrschten und in den spärlichen Gasthöfen (die fast alle „Stadt Hamburg“ hießen), ungestört den Ton angeben konnten. Da andere Civilpersonen fast gar nicht reisten, wurde ich von diesen Leuten, mit denen ich fast überall zusammentraf, für einen verkappten Mitbewerber gehalten, und infolge dessen mit so unverhohlener Ungunst behandelt, daß es mir hier und da schwer fiel, an den meist kleinen Wirtstafeln auszuhalten. Der Gesamteindruck meiner Reise konnte unter diesen Umständen kein anderer sein, als der des Rückganges und des Verfalls. Er wurde verstärkt, als ich zuletzt in Altona Gelegenheit hatte, dem Führer der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und nachmaligen Oberpräsidenten, Freiherrn v. Scheel-Plessen, meinen Besuch zu machen, um, wenn möglich, auch seine Ansicht über die Lage zu hören. Er empfing mich höflich, aber mit eisiger Kühle, und sagte kein Wort, das im deutschfreundlichen Sinne hätte gedeutet werden können. Gewiß war er nicht verpflichtet, sich einem Unbekannten gegenüber aufgeknöpft zu zeigen; niederdrückend für mich war es aber doch, mit diesem Mißklang scheiden zu müssen. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, nahm ich meine publizistische Thätigkeit wieder auf — was ich erlebt, konnte sie mir nicht erleichtern. Die deutsche Gesinnung in den Herzogtümern hatte ich in ihrem Kern zwar nicht erschüttert gefunden, wohl aber mit einem Meltau von Hoffnungslosigkeit, stellenweise auch von beginnender Gleichgültigkeit überdeckt, der für die Zukunft Schlimmes befürchten ließ. In Deutschland selbst war nichts Erfreulicheres zu sehen. Der theoretische Hader über „Großdeutsch“ und „Kleindeutsch“ wurde zwischen dem Nationalverein und seinen süddeutsch-österreichischen Widersachern mit einer zähen Erbitterung geführt, die in der vollendeten Thatenlosigkeit des Bundestages dem Auslande und namentlich Dänemark gegenüber ein seltsames Seitenstück hatte. Die Bundesexekution wurde zwar in Frankfurt am Main unausgesetzt erörtert und am 1. Oktober ein Beschluß gefaßt, der als erster Schritt zur Ausführung gedeutet werden konnte; allein niemand wagte sich davon mehr als eine formale Wirkung zu versprechen, denn im Punkt der Thronfolgeordnung von Schleswig-Holstein blieben die Regierungen durchweg auf dem Standpunkt des Londoner Protokolls, das von den Rechten Deutschlands nichts wußte.

Bei diesem Stand der Dinge hätte die Nachricht von dem am 15. November 1863 erfolgten Tode König Friedrichs VII. von Dänemark eigentlich keinen sonderlich tiefen Eindruck machen dürfen. Und doch hat sie mich wenigstens damals wie ein elektrischer Schlag getroffen. Nach fünfunddreißig Jahren weiß ich noch heute, daß mich die Empfindung durchbebte, etwas Ungeheures, weltgeschichtlich Überwältigendes sei in dem lakonischen Telegramm enthalten, das ich bei meinem einsamen Abendessen im „Bären“ zu Karlsruhe an diesem unvergeßlichen 15. November las. Es war kein Bild, nur ein Gefühl, das wahrscheinlich viele andere mit mir geteilt haben werden; allein dieses Gefühl hat sich untrüglich erwiesen. In den Bahnen, die sie damals betrat, wird sich die Welt noch Jahrhunderte bewegen. Angesichts der Lage, wie sie zunächst wirklich war, konnte dieser „ikarische“ Flug freilich nicht lange dauern. Der Tod des Königs von Dänemark wurde in der deutschen Presse zwar mit großer Erregung besprochen, niemand aber getraute sich auf eine im deutschen Sinne günstige Wendung zu rechnen. Von Preußen, das sich in den Kämpfen des Verfassungskonfliktes wand, verstand man nichts zu hoffen, daß Österreich und der Bundestag keinen Finger reichen würden, war außer Frage.

Daß der Erbprinz Friedrich von Augustenburg schon am 16. November eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner erließ, in welcher er sein Erbrecht auf die Herzogtümer geltend machte, und hierauf gestützt, deren Regierung antreten zu wollen erklärte, hatte die herrschende Aufregung zwar gesteigert, klärend zu wirken vermochte es aber nicht. Immerhin fühlten sich die national gesinnten Kreise dadurch nicht wenig gehoben, daß die badische Regierung den Herzog sogleich anerkannte und ihren eignen Bundestagsgesandten, den berühmten Rechtslehrer Robert von Mohl, mit dessen Vertretung in Frankfurt am Main betraute. Bei der damaligen politischen Harmlosigkeit wurde die Thatsache in ihrer praktischen Bedeutung vielfach überschätzt. Baden blieb übrigens nicht allein. Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha gewährte dem Augustenburger auf seinem Gebiete Schutz und that auch sonst, was er konnte, um Gotha zum Mittelpunkt der neu beginnenden nationalen Bewegung zu machen. Herzog Friedrich hatte nach einer am 18. November stattgehabten, wenig ermutigenden Unterredung mit Bismarck dort sein zeitweiliges Hauptquartier aufgeschlagen; natürlich blickte nun alles gespannt nach Gotha. In Karlsruhe begnügte man sich nicht damit, dem Herzog den eignen Bundestagsgesandten zur Verfügung zu stellen, zu weiterer Aushilfe wurde ihm Freiherr v. Edelsheim zugewiesen und beauftragt, sich nach dem herzoglichen Hoflager zu begeben. Endlich verfiel man auf den Gedanken, auch mich, weil ich in Schleswig-Holstein Beziehungen angeknüpft hatte, nach Gotha zu schicken und Herrn v. Edelsheim behufs weiterer Verwendung zu unterstellen. Am 20. November abends reiste ich ab. Was Herr v. Roggenbach, den ich krank im Bett fand, mir zum Abschied sagte, klang im nationalen Sinn so ermutigend und schön, daß ich in meiner jugendlichen Begeisterung damals wünschte, ihn an der Stelle eines anderen zu wissen, der sich bald darauf als der einzig „Rechte“ erweisen sollte. Herr v. Edelsheim, dem ich mich alsbald nach meiner Ankunft in Gotha vorstellte, war ein riesengroßer, mächtig gebauter Mann von unverkennbar süddeutschen Formen. Ich glaube kaum, daß es ihm sonderlich angenehm war, einen jungen, unerfahrenen Publizisten als Adlatus zu erhalten. Er begrüßte mich ziemlich kühl, und vielleicht hatte ich es ihm zu danken, daß ich nicht in Gotha blieb, sondern auswärts verwendet wurde. Aus diesem Grunde habe ich ihn später

nur nach vorübergehend gesehen und mir somit auch kein selbständiges Urteil über ihn bilden können. Wie man weiß, trat er im Jahre 1866, nach Roggenbachs Verabschiedung, an die Spitze des badischen Kabinetts, um dasselbe während des Krieges im streng großdeutsch-österreichischen Sinne zu leiten. Ob daraus ein Rückschluß auf seine Denkweise im Jahre 1863 gezogen werden darf, muß ich dahingestellt sein lassen, daß er aber kein Preußenfreund war, ist wahrscheinlich genug; an seiner augustenburgischen Gesinnung in jenem ersten Stadium der Sache braucht man dagegen nicht zu zweifeln; jedenfalls ließ sein Verhalten, soweit ich es beurteilen kannte, nichts anderes merken. Noch im Laufe des Vormittags führte er mich in die sehr bescheiden ausgestattete herzogliche Villa, um mich dort mit Geheimrat Samwer als dem bereits offen hervorgetretenen „leitenden" Staatsmann allein zu lassen. Samwer erkannte mich sogleich und behandelte mich vom ersten Augenblick an als politischen Freund und Kampfgenossen, vor dem man seine letzten Ziele nicht verbirgt, ja nicht einmal die Mittel, deren man sich zu ihrer Erreichung bedient. Später gestaltete sich das anders; aber in der hochgradigen Erregung jener ersten Tage wurde die Bedeutung des einzelnen, der seine Dienste anbot, leicht überschätzt. Samwer sah bleich und abgespannt aus; ich bemerkte, daß seine Hände während des Gespräches förmlich flogen. So schienen auch die Gesichtspunkte, von denen er ausging, fortwährend zu wechseln; bald hob er hervor, daß man mit großer Umsicht und Überlegung verfahren müsse, dann sagte er wieder, alles komme darauf an, einen Punkt in Holstein zu besetzen, wo man sich bis zum Eintreffen der deutschen Freischaren, mit denen er wie mit einer bekannten Größe zu rechnen schien, gegen die Dänen halten könne. Ich vermochte diesem Gedankengang damals nicht ganz zu folgen, gebe jetzt aber ohne weiteres zu, daß er sich, alles wohlerwogen, keineswegs so unbedingt widersprach, als es mir schien. In einer Lage wie diese, die eigentlich nichts als ein unentwirrbares Chaos zeigte, ist nichts natürlicher, als daß die Meinungen schwanken. Dementsprechend kannten alle möglichen Wege gleichzeitig gangbar erscheinen, nichts wäre ungerechter, ja pharisäischer gedacht, als einem Mann, der unter solchen Umständen eine ungeheure Verantwortung übernimmt, Mangel an Folgerichtigkeit vorzuwerfen. Nicht jedem ist es gegeben, den Sturm in der eignen Brust unter der Maske diplomatischer Kälte zu verbergen, Samwer war jedenfalls keine solche Natur; es drängte ihn, sich auszusprechen, wahrscheinlich hat ihm gerade das in den Augen zünftiger Politiker am meisten geschadet. Das Dilettantische liegt freilich nicht darin allein; es kann nur durch langr Erfahrung überwunden werden, durch einr Erfahrung, die bei manchem mittelmäßigen Kopf gar vieles ersetzt, während sich ihr Mangel bei geistreichen Leuten, zu denen Samwer gehörte, fast immer empfindlich rächt. Aber freilich, wo hätte er dieses Unentbehrliche hernehmen sollen? Er wurde plötzlich ins Wasser geworfen, und nun hieß es: „Schwimm!"

Nur die Hauptpunktr des Gesprächs habe ich behalten. Samwer führte mich dann zum Herzog, der sich, wie ich glaube, im anstoßenden Zimmer befand, und ließ mich mit ihm allein. Der Herzog war von übermittelgroßer Gestalt und alles in allem eine ungewöhntich aristakratische Erscheinung, mit dem unverkennbaren Rassengesicht des oldenburgischen Hauses. In seinen Bewegungen zeigte er sich gemessen und voll Würde; nichts ließ die Unruhe erkennen, die ihn nicht minder erfüllt haben muß, als seinen Minister. Er trat mir sehr freundlich entgegen, ging aber in der kurzen Unterhaltung über allgemeine Bemerkungen nicht hinaus. Die mir zugedachte Aufgabe sollte von Samwer näher erläutert werden. Mit ihm wurde vereinbart, daß ich als augustenburgischer Beauftragter insgeheim nach Schleswig gehen und dort für eine an den Herzog zu richtende Huldigungsadresse wirken solle. Da man mit Recht aber Unrecht vermutete, daß in Gotha dänische Späher anwesend seien, so legte ich mir den Namen eines Dr. Hamann aus Frankfurt a. M. bei und wurde während meines Aufenthalts in der Residenz des Herzogs Ernst als solcher behandelt; auch dem Landesherrn selbst gegenüber, der mein Inlognito aber sehr wohl kannte. Die übrigen Herren, die damals in der herzoglichen Villa aus und eingingen, hielten mich bona fida für Dr. Hamann, der sie nicht weiter interessierte, und ich wäre jedenfalls „unerkannt" geblieben, hätte sich nicht unter den zur Mittagstafel Geladenen auch Theodar v. Bernhardi befunden, der mich als Knaben in Estland und später als jungen Menschen in Baden-Baden mehrfach gesehen und mit seinem untrüglichen Gedächnis sogleich „festzustellen" wußte. Er war sehr verwundert, mich unter dem damals noch recht kleinen Häuflein der augustenburgischen Parteigänger zu treffen; bei seiner außerordentlichen Kombinationsgabe konnte ich ihm den Zusammenhang aber mit wenigen Worten erklären, und er versprach mir um so bereitwilliger, das Geheimnis zu wahren, als die Eingeweihten der Sache damals eine Wichtigkeit beilegten, die sie thatsächlich nicht besaß, noch, der Natur der Sache nach, besitzen kannte. In der Erregung jener Tage aber war das natürlich genug. Bernhardi selbst war nach Gotha gekommen, weil man seiner Feder bedurfte (er beherrschte das Französische und Englische wie das Deutsche), um den bekannten Brief an Napolean III. aufzusetzen, dessen Veröffentlichung in Deutschland bald darauf nicht eben angenehm berührte. Heute würde ein solcher Schritt vollends unerträglich erscheinen; ich muß aber bekennen, daß ich selbst, so leidenschaftlich national ich fühlte, im November 1863 keinen Anstoß daran zu nehmen wußte. Die Lage war eben von der Art oder schien es doch zu sein, daß es nicht anging, all zu gründlich zu prüfen. Als Bernhardi, den ich in seinem Gasthof besuchte, an seinem Schreibtisch sitzend, zu mir sagte: „In diesem Zimmer hat Napolean I. auf dem Rückzug von Leipzig gewohnt, und jetzt schreibe ich hier an Napolean III." -- vermochte ich darin nichts Bedenkliches zu erblicken. Das richtige nationale Selbstgefühl mußten wir uns alle erst in Bismarcks Schule erwerben. Bernhardis Beziehungen zum Herzog Friedrich und

seiner Sache hoben, wie man weiß, ziemlich lange gedauert. Da sie in seinen Denkwürdigkeiten aber eingehend geschildert werden, so darf ich sie hier beiseite lassen und bemerke nur, daß er von allen politischen Agenten, deren sich der Herzog in den Jahren von 1863 bis 1865, vielleicht auch noch länger, im Auslande bediente, der einzige war, der ernst genommen werden konnte, wenn auch die Verhältnisse selber dafür sorgten, daß seine Bemühungen erfolglos blieben.

Unter den Personen, mit denen ich in Gotha zusammentraf, war Herzog Ernst selbst die in der Öffentlichkeit weitaus am meisten bekannte; man durfte ihn sogar den „volkstümlichsten" Mann in Deutschland nennen, und die Sage ging, daß er sich von den Wagen dieser Volkstümlichkeit bis zur Lösung der deutschen Frage tragen zu lassen hasse. Jedenfalls unterließ er nichts, um sie zu pflegen, und sein Lohn war der, daß er sich jahrelang vor den Begrüßungstelegrammen aller Schützen-, Turn- und Gesangvereine Deutschlands kaum zu retten vermochte.

Der unmittelbare Eindruck, den ich von der Persönlichkeit Herzog Ernsts erhalten habe, beschränkte sich auf das Zusammensein bei der Mittagstafel in Gotha, zu der mich Herzog Friedrich hatte einladen lassen. Außer dem Landesfürsten waren Prinz Christian zu Schleswig-Holstein, der Bruder Herzog Friedrichs, Bernhardi, Sammer, Herr v. Edelsheim und, wenn ich mich nicht täusche, der Kabinettssekretär Herzog Ernsts, Eduard Tempeltey, vielleicht auch Moritz Busch zugegen, der jedenfalls zu den ersten Anhängern des Herzogs zählte. Gustav Freytag, der sich ihm auch mit Begeisterung angeschlossen hatte, bin ich nicht begegnet, weiß jedoch, daß er in der herzoglichen Umgebung häufig verkehrte.

Bei Tisch führte Herzog Ernst fast ausschließlich das Wort, vermied es indessen, von Politik zu reden. Obwohl Herzog Friedrich mit seinen Ansprüchen öffentlich hervorgetreten war, hatten die in Gotha Versammelten, wegen der unfreundlichen Aufnahme, die diese Ansprüche bei den Regierungen fanden, das Gefühl, eine Art Verschwörer zu sein, deren Pläne verborgen bleiben mußten. Was man auch als Politiker von ihm denken mag: ein vortrefflicher Gesellschafter und interessanter Erzähler war Herzog Ernst gewiß. Den geborenen Herrscher sah man ihm nicht gerade an, der tadellose Weltmann aber ließ sich nicht verkennen. Herzog Friedrich und sein Bruder sprachen wenig; auf diesem Gebiete konnten sie sich mit ihrem fürstlichen Gastfreunde nicht messen, den sie als vornehme Erscheinungen übertrafen. Auch der sonst gesprächige Bernhardi verhielt sich recht still; Herzog Ernst liebte es nicht, unterbrochen zu werden.

Ich hatte meinen Weg nach den Herzogtümern über Berlin nehmen, obwohl ich dort nichts zu thun hatte, als, wie mir schien, mich vor der Polizei in acht zu nehmen; denn noch im letzten Augenblick, als der Zug schon im Begriff war, sich in Bewegung zu setzen, wurde mir ein schlecht geschnürtes Packet mit der bekannten Proklamation des Herzogs an die Schleswig-Holsteiner vom 16. November 1863 in den Wagen geworfen mit dem Auftrage, dieselbe an Ort und Stelle zu verteilen. Ob die preußische Polizei diese Schriftstücke unter den obwaltenden Verhältnissen für „verbotenes Gut" gehalten und als solches behandelt hätte, läßt sich nachträglich nicht entscheiden. Damals war ich fest davon überzeugt, wie mir denn meine Neigung, die Wichtigkeit der eigenen Aufgabe zu überschätzen und mich selbst für den Vertreter einer hochbedeutsamen Sache zu halten, in meiner Vorstellung manchen Streich spielen sollte. In Berlin stieß mir nichts zu, obwohl mir das gefährliche Packet beim Aussteigen im Anhalter Bahnhof entfiel und ich Mühe hatte, die umherliegenden Papiere unter den Augen einiger Schutzleute zu sammeln.

Als ich abends nach Homburg weiterfuhr, traf ich mit zwei Bekannten aus Schleswig-Holstein zusammen, dem Grafen X. und dem Rechtsanwalt Eduard Wiggers aus Rendsburg, die beide in Landesangelegenheiten in Berlin gewesen waren. Ihre Stimmung war sehr verschieden. Wiggers, der eine Zusammenkunft mit liberalen Gefühlspolitikern gehabt hatte, war patriotisch erregt und sprach auf der Fahrt fortwährend davon, daß man seine Brust den „nackten Bajonetten" entgegensetzen müsse. Graf X. kam dagegen von einer Unterredung mit Bismarck und zeigte sich äußerst gedrückt. Der leitende Staatsmann hatte ihm nicht die mindeste Hoffnung gemacht, sondern sich kurzweg auf die äußere Rechtslage bezogen. Aus seinen Denkwürdigkeiten wissen wir jetzt, daß er die später eingetretene Lösung der schleswig-holsteinischen Frage schon damals wollte, ja sich in diesem Sinne sogar im Ministerrat geäußert hatte, aber doch entschlossen war, dies demnächst zu thun. Der Außenwelt gegenüber ließ er aber mit vollem Recht nichts davon merken, und deshalb war die Enttäuschung der Patrioten, die bei ihm Trost suchen wollten, begreiflich genug.

In Hamburg stieg ich in Streits Hotel ab, wo auch Graf X. Wohnung genommen hatte. Als anerkannter Vertrauensmann des Herzogs war er damals das „sichtbare Oberhaupt" der Patrioten in partibus und wurde deshalb von den zahlreichen Flüchtlingen, die sich aus Furcht vor dänischen Maßregelungen in Hamburg angesammelt hatten, fortwährend mit Anfragen und Erkundigungen überlaufen, die er schlechterdings nicht zu beantworten vermochte, was bei der herrschenden Aufregung mitunter zu unangenehmen Erörterungen führte. Die Flüchtigen, unter denen sich meine Bekannten vom Sammer fast vollzählig befanden, hatten ihre Familien zumeist in bedrängter Lage zurücklassen müssen und saßen deshalb in Hamburg wie auf Kohlen. Viele von ihnen gehörten zu den anerkannten Führern der deutschen Partei, und ihre Besorgnisse hinsichtlich ihrer persönlichen Sicherheit waren deshalb wahrscheinlich nicht unbegründet, wohl aber vielleicht ein wenig verfrüht; denn noch lag nichts vor als die Thatsache, daß der Herzog den Schleswig-Holsteinern seinen Regierungsantritt angekündigt hatte. Eine Kundgebung von ihrer Seite war nicht erfolgt. Daß ich mich nun im Auftrage des Herzogs nach Schleswig begeben sollte, um eine solche Kundgebung wenn möglich zu stande zu bringen, mußte die Nächstbeteiligten natürlich lebhaft inter-

eifieren. Man gab mir indeſſen den Rat, mich zunächſt nach Kiel zu wenden und mich dort für Schleswig deglaubigen zu laſſen. Ich reiſte alſo nach kurzem Hamburger Aufenthalt dorthin und überzeugte mich bald, daß ſich aus der im ganzen wenig auguſtenburgiſchen Stimmung des Sommers auch hier eine ſchrankenloſe Begeiſterung für den Herzog und ſeine Sache entwickelt hatte. Noch mehr als von der politiſchen Zukunft des Landes ſelbſt wurde aber damals von der Huldigungsfrage geſprochen. Den Dänen war es beſonders darum zu thun, die ſchleswig-holſteiniſchen Beamten durch ihren Eid an König Chriſtian IX. zu binden und dem auguſtenburgiſchen Thronanwärter ſo einen wichtigen Stützpunkt im Lande zu entziehen. Daraus mußten ſich zahlloſe Gewiſſenskonflikte ergeben, die namentlich die Frauen auf das leidenſchaftlichſte erregten. Dieſe zögerten nicht, jeden Beamten, der den Huldigungseid leiſtete, für einen „Verräter“ zu erklären; und dem einmütigen Druck, den ſie in dieſem Sinne übten, muß es zum Teil zugeſchrieben werden, daß der Huldigungseid von vielen verweigert wurde. Andere konnten ſich angeſichts der völlig ungewiſſen Zukunft hierzu nicht entſchließen; es iſt ihnen aber lange nachgetragen worden.

Für meinen beſonderen Zweck fand ich unter dieſen Verhältniſſen natürlich volles Verſtändnis, wenn auch alle darüber einig waren, daß bei der ſehr ſchwierigen Lage der Schleswiger, die von keiner Seite auf Schutz zu rechnen hatten, mit großer Vorſicht verfahren werden müſſe. Ich erhielt die erforderlichen Empfehlungen, die mich als Beauftragten des Herzogs kenntlich machten, und begab mich an einem der letzten Novembertage bei trübem, grauem Wetter zu Wagen auf ein Rittergut in der Nähe von Eckernförde zu einem bürgerlichen Gutsbeſitzer, deſſen Namen ich verſchweige, obwohl er ſchwerlich mehr unter den Lebenden weilt. Dieſer, ein hünenhaft gebauter, blonder Mann in mittleren Jahren war anfangs verwundert genug, mich, von dem er nichts wußte, bei ſich vorfahren zu ſehen; ſein Erſtaunen ſchien ſich in Beſorgnis zu verwandeln, als er erfuhr, daß ich gekommen ſei, um Propaganda für eine Huldigungsadreſſe an den Herzog Friedrich zu machen, denn vom däniſchen Standpunkt war die Unterzeichnung einer ſolchen ein hochverräteriſcher Akt, und die Teilnehmer liefen Gefahr, ſich ſchwere Strafen zuzuziehen.

Ob das nicht übertrieben war, läßt ſich nicht mehr ergründen. Jedenfalls aber wurde es geglaubt, und es war den Leuten deshalb nicht zu verdenken, daß ſie ſich mit möglichſter Vorſicht benahmen. Obwohl ich alſo kein gern geſehener Ankömmling ſein konnte, wurde ich doch mit echt ſchleswig-holſteiniſcher Gaſtfreundſchaft behandelt, und was mehr war: mein Wirt erkärte ſich ohne Zaudern bereit, meine Pläne nach Kräften fördern zu helfen. Es wurde verabredet, die Nachbarn am nächſten Tag, einem Sonntag, im Hauſe zu verſammeln, damit ich Gelegenheit hätte, ihnen die Wünſche des Herzogs vorzutragen. Wirklich erſchien eine größere Anzahl — es waren vielleicht zwei Dutzend — bürgerlicher Gutsbeſitzer, die ihren auguſtenburgiſchen Sympathien aufrichtigen, wenn auch, nach Landesart, nicht lebhaften Ausdruck gaben und mir ſchließlich ſogar verſprachen, die Adreſſe an den Herzog zu unterſchreiben, ja dafür auch anderweitig zu wirken. Mehr konnte ich nach Lage der Dinge unmöglich erwarten und war auf meinen vermeintlichen Erfolg deshalb ſehr ſtolz; zu ſtolz, als daß ich es meinem Wirt hätte erſparen können, mir noch eine fernere Gelegenheit zur Propaganda zu verſchaffen. Er mußte mich mit nach Eckernförde nehmen; dort ſchlichen wir uns wie Verſchwörer mit hochaufgeſchlagenen Kragen bei tiefer Dunkelheit in ein abgelegenes Zimmer, das bald nach uns unter Beobachtung gleicher Vorſichtsmaßregeln der Führer der dortigen Deutſchgeſinnten, Kaufmann S., betrat, den ich ſchon im Sommer kennen gelernt hatte. Damals hatte er mich in ſeinem Hauſe ſehr freundlich empfangen; jetzt zeigte er ſich ein wenig ſcheu und gedrückt, verhieß aber trotzdem ſein Möglichſtes zu thun, um eine Adreſſe an den Herzog zu ſtande zu bringen. Auch das nahm ich als bare Münze hin, und in dem Augenblick war es gewiß auch ehrlich gemeint. Erſt ſpäter habe ich verſtehen gelernt, daß die Verhältniſſe ſtärker ſind als die Menſchen.

Zwei Tage hatte ich auf dem Gut geweilt; da konnte ich mich nicht länger darüber täuſchen, daß der größte Gefallen, den ich meinem Gaſtfreund thun konnte, darin beſtand, ihn ſobald als möglich zu verlaſſen. Ich bat ihn alſo, mich nach der Stadt Schleswig zu befördern, und merkte an ſeiner Bereitwilligkeit, daß ich das Richtige getroffen. An das Gefährliche meiner Anweſenheit verſtand ich allerdings noch immer nicht zu glauben. Wenn die däniſchen Gendarmen mir auf der Fährte waren, ſo wußten ſie das wenigſtens geſchickt zu verbergen. Während der zweiſtündigen Fahrt nach Schleswig kam mir trotz des ſchönen Wetters keine menſchliche Seele entgegen; das Land ſchien wie ausgeſtorben, und die Stadt machte einen noch öderen Eindruck als ſonſt. Der Wirt im „Ravens Hotel“, auch ein alter Bekannter, war höchlich verwundert, mich in ſeinen einſamen Räumen zu ſehen. Ob ich ihn trotz ſeiner bewährten, deutſchen Geſinnung ins Geheimnis gezogen habe, weiß ich nicht mehr zu ſagen. Von dem Schleswiger Aufenthalt ſchwebt mir nur noch die Zuſammenkunft vor, die ich mit dem damals ſehr bekannten deutſchen Parteimann Hanſen-Grumby, einem Mitglied der ſchleswigſchen Ständeverſammlung, in einer dürftigen, kalten Dachkammer hatte. Auch er ſprach ſich, wenn auch zurückhaltend und ein wenig kühl, ſo doch nicht abgeneigt, aus, und ich ſchied in dem Glauben, daß er das nach den Umſtänden Mögliche leiſten würde. Ich fuhr dann mit der Eiſenbahn nach Flensburg und konnte mich dort allerdings des Eindrucks nicht mehr erwehren, daß die Stimmung, je weiter nach Norden herauf, deſto kälter und abweiſender wurde. Die Herren, die ich aufſuchte, was in der größeren Stadt ohne beſondere Vorſichtsmaßregeln geſchehen konnte, nahmen mich zwar höflich auf und hörten mich ruhig an, zweifelten aber wahrſcheinlich im ſtillen an meinem Verſtande. Vielleicht hatten ſie dafür ihre guten Gründe; denn ſchon auf der Fahrt von Schleswig her war ich mitten in die däniſche

Mobilmachung geraten, die sich hinter dem Dannewirke ganz offen vollzog, obwohl man sich damals noch mitten im Frieden befand und in Dänemark sicher kein Mensch daran dachte, daß die in Vorbereitung befindliche Bundesexekution gegen Holstein diesen Frieden an und für sich bedrohen könnte. Die Bahnhöfe und Züge waren von Militär überfüllt, bürgerliche Reisende aber so wenig zu sehen, daß meine Erscheinung eigentlich hätte auffallen müssen. Ich blieb jedoch unbelästigt und gelangte so allmählich nach Apenrade und Hadersleben. Gerade dort war ich einige Monate zuvor mit besonderer Wärme empfangen worden; jetzt aber begrüßte man mich, als wäre ich ein Gespenst. Die Gesinnung war unverändert; man lehnte aber jede, wie immer geartete Kundgebung in entschiedener Weise ab, und wenn man sich an den äußeren Anschein der Dinge hielt, so war daran wahrlich nichts zu verwundern. In Hadersleben zumal konnte man sich schon mitten im Kriege glauben, dermaßen war der ohnehin spärliche Verkehr ins Stocken geraten. Im Gasthof, wo ich einkehrte, war kaum eine lebende Seele zu finden, selbst der Hausknecht hatte, wie ich erfuhr, am Morgen meiner Ankunft einrücken müssen. In den großen ungemütlichen Räumen und an der Mittagstafel war ich der einzige Gast. Als ich mich nachmittags notgedrungen zur Rückkehr in den Süden entschloß, konnte ich gerade noch den einzigen verfügbaren Wagen erhalten. — Eisenbahnverbindung gab es damals nördlich von Flensburg noch nicht — ich mußte dafür, wenn ich nicht irre, zwölf dänische Reichsthaler bezahlen. Trotzdem lehnte ich die Begleitung eines jüdischen Geschäftsreisenden, der im Augenblick der Abfahrt plötzlich auftauchte und die Hälfte der Kosten tragen wollte, rundweg ab; unter den obwaltenden Verhältnissen glaubte ich denn doch eine gewisse Vorsicht üben zu müssen. Aus Flensburg kehrte ich ohne weiteren Aufenthalt nach Hamburg zurück. — Ich hatte mich überzeugt, daß sich nördlich von Schleswig nichts machen lasse, und in dem ganzen vielfach zum Teil stockdänischen Nordwesten mit Tondern war offenbar erst recht nichts zu erwarten.

In Hamburg hielt ich mich nur so lange auf, um dem Grafen X. meine Wahrnehmungen mitzuteilen, und begab mich dann wieder nach Gotha, wo ich infolge unrichtiger Vorstellungen von der Stimmung in Schleswig mit einer gewissen Spannung erwartet wurde. Unterwegs traf ich mit einem Kaufmann zusammen, der Gewehrmodelle nach Gotha brachte und den bunt zusammengewürfelten Mitreisenden gegenüber aus diesem Grunde ganz unverhohlen den Wichtigen spielte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum erstenmale, daß sich der Herzog und seine Räte im Ernst mit der Absicht trugen, eine eigne schleswig-holsteinische Armee zu bilden. In Gotha mußte ich dem Herzog persönlich über den Verlauf und Erfolg meiner Reise berichten. Als ich ihm sagte, daß ich bis Hadersleben gekommen, schien ihn das in Erstaunen zu setzen. Die Reise hatte also als Wagstück gegolten, was zu meinen unmittelbar persönlichen Eindrücken nicht paßte, mir aber damals doch recht schmeichelhaft erschien. Der praktische Erfolg, um dies gleich zu bemerken, entsprach den allerdings übertriebenen Hoffnungen, die man darauf gesetzt, in keiner Weise. Aus Schleswig ist, wie ich später erfuhr, nur eine einzige Adresse mit vierzig Unterschriften gekommen; diese aber rührten nicht von den Leuten her, mit denen ich mich persönlich beraten hatte, sondern von Einwohnern des kleinen Fleckens Kappeln an der Schley, das ich auf meiner Reise gar nicht berührte.

Den größten Teil des Dezember verbrachte ich, als Beobachter und Berichterstatter für Baden, in Hamburg und verkehrte ausschließlich mit den holsteinischen Flüchtlingen, die abends regelmäßig in dem sogenannten „Revolutionskeller" unter den Alsterarkaden zusammenkamen. Dabei ging es, so patriotisch hochgehend die Stimmung auch durchweg war, nicht immer so friedlich her, als man annehmen sollte. Deutsch und augustenburgisch „bis auf die Knochen" war alles gesinnt; über die Mittel und Wege zur Erreichung des gemeinsamen Zieles aber gingen die Meinungen oft auseinander, und leidenschaftliche Auftritte blieben nicht aus. Mit den Hamburgern hatten wir allesamt nur wenig Berührungspunkte. In der Bürgerschaft zwar machte sich der Einfluß der damals ganz Deutschland durchbrausenden patriotischen Strömung ebenfalls geltend, ein Antrag auf Anerkennung des Herzog Friedrich wurde um Mitte Dezember einstimmig angenommen. Das hinderte die der Geschäftswelt nahestehenden Blätter indessen nicht, sich im ganzen eher dänenfreundlich zu verhalten. Hamburg beherrschte damals den ganzen Handel im skandinavischen Norden und den in den Herzogtümern mit; die Wirkungen eines politischen Umschwungs ließen sich im voraus nicht ermessen. Die nächstbeteiligten Kreise hätten es daher lieber beim alten gelassen und hielten es nicht für nötig, dies zu verbergen. Inzwischen hatte der Plan, eine schleswig-holsteinische Armee zu bilden, festere Gestaltung gewannen. In Hamburg wurde eine eigne Werbestelle errichtet, und ich konnte meiner damaligen Denkweise nicht anders genugthun, als indem ich mich zum Eintritt in die Reihen der Freiwilligen entschloß. Da jeder zwei Thaler Handgeld erhielt, so fand sich bald eine nicht unansehnliche Menge zusammen, und die Exerzierübungen kannten unter der Leitung zweier ehemaliger schleswig-holsteinischer Offiziere in der Turnhalle von St. Pauli und einem anderen mir entfallenen Ort beginnen. Durch eine am 10. Dezember erschienene Proklamation des Herzogs wurden sie überdies förmlich gebilligt, und ich nahm, solange sie dauerten, regelmäßig an ihnen teil, fand aber sogleich, daß sie meinen Idealismus auf eine starke Probe stellten. Die Mehrzahl der Leute bestand aus höchst fragwürdigen Gestalten, unter denen es auch an Gewohnheitssäufern nicht ganz fehlte. Mit ihnen in Reihe und Glied zu stehen, war also kein Vergnügen und stellte namentlich an die Riechorgane Anforderungen peinlicher Art. Die Waffen, die man uns gab, schienen mir ebensowenig erstklassig zu sein; ich habe eine alte, verrostete Muskete getragen, doch kam es in diesem Vorbereitungsstadium darauf allerdings nicht an. Die Schwärmer in unseren Reihen, darunter auch ich, waren

bereit, die Dänen in Altona auch mit dieser minderwertigen Ausrüstung anzugreifen, wir berauschten uns in dem Gedanken an einen blutigen Kampf, der den Bundestag, wie wir meinten, endlich zum offenen Eingreifen und zur Anerkennung des Herzogs bestimmen mußte. Ob man in Gatha denselben Gedanken gehabt hat, vermag ich nicht zu sagen; allerdings aber hatten die Übungen in der St. Pauli-Turnhalle nur unter dieser Voraussetzung einen praktischen Zweck.

Man ließ uns indessen nicht lange gewähren. Daß sich infolge der am 7. Dezember beschlossenen Bundesexekution sächsische, hannaverische, ja auch österreichische Truppen gegen die holsteinische Grenze in Bewegung gesetzt hatten, kümmerte uns zwar nicht, weil dieser Schritt keineswegs die Anerkennung des Herzags bedingte; als ich die St. Pauli-Turnhalle aber am 20. Dezember geschlassen fand und erfuhr, dies sei auf Veranlassung der inzwischen eingerückten Österreicher (unter dem General Gandrecaut) geschehen, da mußte ich doch verstehen, daß andere Mächte als wir hier maßgebend seien. Die Schließung selbst hätte ich als guter Patriat mehr bedauern müssen, als ich es zu meiner Schande that. Das Zusammensein mit den „Kameraden" war eine schwere Belastungsprabe meiner Nerven gewesen; nach dem „letzten Appell", der in irgend einem Saal am Steinweg abgehalten wurde, trennten wir uns ahne Schmerz vaneinander. Damit war diese Phase der augustendurgischen Rüstungen zu Ende.

Dem Einmarsch der Österreicher in Holstein falgte der der Sachsen und Hannoveraner auf dem Fuß. Am 23. Dezember wurde Wandsbeck van ihnen desetzt, und tags darauf fuhren einige Patriaten, denen ich mich zugesellte, aus Hamburg darthin, um den Herzog zu proklamieren, was sich ahne jeglichen Widerstand van dänischer Seite vollzog. Den Truppen waren die Beamten auf dem Fuße gefalgt; uns blied eigentlich nichts zu thun, als die dänischen Hoheitszeichen zu entfernen. Unter den Augen der erstaunt zusehenden Bevölkerung wurde das mit außerordentlichem, vielleicht sagar etwas kindischem Eifer vorgenammen. Die Praklamierung selbst verlief in grasser Ruhe, aber würdig, häßliche Auftritte hade ich bei salchen Gelegenheiten in den Herzagtümern überhaupt nicht erlebt. Als wir Wandsbeck abends verließen, war jedes Haus mit schleswig-halsteinischen Fahnen geschmückt. Am Tage darauf wnrde Herzog Friedrich in dem inzwischen auch van den Bundestruppen besetzten Altona ausgerufen; dabei ging es jedoch recht kühl und ohne sonderlich erhebende Eindrücke zu, im Gegensatz zu den Vargängen im Revolutionskeller am Abend zuvor, wo Prosessar Z. unter dem Beifall einiger „Feuerköpfe" den Entwurf eines von ihm verfaßten flammenden Aufrufs an die Altonaer vorgelesen hatte, der mit den Worten endete: „Nieder mit den Feiglingen, nieder mit den Verrätern!" Die Mehrzahl der Anwesenden fand an dieser blutdürstigen Sprache jedach keinen Gefallen, und er mußte seinen Entwurf schließlich enttäuscht in die Tasche stecken.

Die Huldignngen falgten sich nun Tag für Tag; bis zum 29. Dezember aber hatte ich keine Gelegenheit mehr, einer salchen beizuwahnen. An diesem Tage fuhr ein Sanderzug mit einem sächsischen Bataillan nach Kiel, und ich erhielt, durch wessen Vermittelung weiß ich nicht mehr, die Erlaubnis, nebst einigen schleswig-halsteinischen Herren einen dem Zuge angehängten Güterwagen zu besteigen, in dem wir uns einrichteten, wie wir gerade konnten. Bei der grimmigen Kälte van 15° Réaumur war die dreistündige Fahrt durch das im tiefen Schnee begrabene Land kein Genuß; allein in der gehobenen Stimmung des Augenblicks verstand ich, darauf nicht zu achten. Ohne bereits etwas Bestimmtes var mir zu sehen, nahm ich die Zukunft in meiner Varstellung doch schan varaus. In Kiel wurden die Bundestruppen van der trotz klingendem Frast zahlreich versammelten Menge mit einer bei den kühlen Nardländern seltenen Rührung begrüßt. Ergreisend aber war die Huldigung auf dem Markt, wo Tausende barhäuptig zusammenstanden. Keiner van den Jüngeren, die des „Genusses der erworbenen Güter" leben, vermag sich ganz in die Empfindungen zu versetzen, die uns erfüllten, als das „Nun danket alle Gatt!" vall und feierlich zum grauen Winterhimmel hinauf ertönte. Sa etwas kann man nur einmal erleben, und nur im „Blütenalter" des nationalen Daseins kommt es var.

Schan tags darauf waren die dunklen Sargen wieder da. Die Bundestruppen hatten Holstein besetzt; die Dänen aber standen jenseits des Kanals auf ber Wacht, bereit, nach Erledigung der Thransalgefrage safart wieder einzurücken. Preußen und Österreich, sawie die Mehrheit des Bundestags wallten van dem Augustenburger nichts wissen, sondern hielten fest am Londoner Pratakall, das seine Ausschließung verfügte. Gewonnen war also im Grunde noch nichts; wir hatten wahrscheinlich nur einen kurzen Lichtblick gesehen.

Da hieß es am Nachmittage des 30. Dezember plötzlich: „Herzog Friedrich ist da!" Wirklich war es ihm dank ber augustenburgischen Gesinnung der Eisenbahnverwaltung geglückt, Kiel ohne jedes Aufsehen zu erreichen. Gleich seiner Praklamation vam 16. November, so wirkte jetzt auch sein plötzliches Erscheinen auf die Schleswig-Holsteiner wie eine That. Man übersah vollständig, daß er Europa gegenüber nichts als ein Privatmann war, dem es an allen äußeren Machtmitteln fehlte. Die Varstellung, daß ein einmütiger Volkswille allmächtig sei, wirkte damals, wo die Erinnerung an die van Napalean III. aufgebrachte Methode der allgemeinen Abstimmungen noch sehr lebendig war, ungleich stärker als jetzt. Als der Herzog abends durch die dichtgefüllten Straßen fuhr und dann aus einem Fenster des Bahnhafhotels, wa er mit seinem Gefolge abgestiegen war, eine allerdings nur von wenigen verstandene Ansprache an die jubelnde Menge richtete — da sahen viele Schleswig-Holsteins „Morgengrau" zur „Morgenröte" werden.

Schokoladenmädchen. Nach dem Gemälde von Emil Brack.

Abb. 1. Stück der gestickten Borte eines goldbrochierten Sammet-Antependiums, die Apostel Petrus, Johannes und Jakobus darstellend.

Die Evangelische Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig.

Von

R. Brausewetter.

Mit fünfzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von **R. Th. Kuhn** in Danzig.

(Abdruck verboten.)

Was der Dom für Köln, das Münster für Straßburg, das ist die Marienkirche für Danzig. Ehrwürdige Monumente der Kunst und der Geschichte erzählen dem Fremden in stummer und doch so beredter Sprache von der Vergangenheit der alten Hansestadt — den tiefsten, bleibendsten Eindruck aber nimmt er von der Marienkirche mit in seine Heimat.

Aber die Marienkirche ist mehr, als die erste Sehenswürdigkeit für den Fremden — sie ist der Stolz der Stadt, auf das innigste verwebt mit ihrer Entwickelung und ihrem wechselnden Geschick, ein hehrer Zeuge ihrer Kämpfe und Siege, ihres Niedergangs und ihrer Erhebung. Schon in den ältesten Urkunden nie anders als ecclesia parochialis major genannt, ragt sie noch heute mit dem trutzigen Hauptturm, den viele andere schlanke, zierliche Türmchen umgeben, über alle Kirchen und Gebäude der Stadt empor, die rechte Oberpfarrkirche der Stadt, predigend ohne Worte, mit den hochstrebenden Pfeilern und Spitzen zugleich aufwärts ziehend den Flug der Gedanken und das Sehnen des Geistes.

Was ihr jedoch die über alles Lokale und Provinzielle erhabene Bedeutung verleiht, das sind die großen und mannigfaltigen Schätze der Kunst, die sie birgt. Einige von ihnen sind im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen, viele zur Bestreitung der Kriegskosten im Jahre 1577 bei der Belagerung Danzigs durch Stephan Barthory in Gold und Silber umgeschmolzen — genug sind ihr geblieben.

Wahrscheinlich auf derselben Stelle, auf welcher die heutige Marienkirche steht, soll im Jahre 1243 der Jungfrau Maria zu Ehren eine kleinere Kirche erbaut worden sein, die jedoch 1308 durch Landsknechte des Deutschen Ritterordens ihren Untergang fand. Unter dem Hochmeister Ludwig König

von Waizau wurde dann, faſt gleichzeitig mit der Grundlegung der Stadtmauer, am 28. März 1343 der Grundſtein zur Marienkirche gelegt. Der Bau dauerte mit den Unterbrechungen, welche die Kriege notwendig machten, faſt 160 Jahre. Anfangs durchaus nicht auf eine bedeutende Ausbreitung angelegt, wurde er in den Jahren 1402 bis 1452 zu ſo großartigen Dimenſionen erweitert, daß die 1502 endlich fertig geſtellte Marienkirche heute, was den kubiſchen Inhalt betrifft, die fünftgrößte Kirche der ganzen Chriſtenheit und die größte Kirche der evangeliſchen Chriſten iſt. Ihre Länge beträgt, die Mauern mitgerechnet, 105 Meter, ihre Breite 66 Meter, ihre Höhe 30 Meter, ſo daß ſie an Länge und Breite nur von der Peterskirche zu Rom, der Paulskirche zu London, dem Dom zu Sevilla und dem Mailänder Dom übertroffen wird, während die Notre dame-Kirche zu Paris und die St. Stephanskirche in Wien von gleicher Ausdehnung ſind. Füge ich noch hinzu, daß in der Marienkirche ihrem Rauminhalt nach bequem 24 706 Menſchen Platz finden würden, ſo wird ſich auch derjenige, der ſie nicht kennt, eine Vorſtellung von ihrer Größe machen können (Abb. 2). Die Form der Kirche iſt die eines Kreuzes mit geradem Chorſchluß; wenn der nach Norden gehende Kreuzesarm eine unvollkommene Form zeigt, ſo rührt dies von der kaum glaublichen Thatſache her, daß es während des Baues der Kirche trotz aller Verſuche, Bitten und Beeinfluſſungen nicht möglich war, den Pfarrherrn von Marien zur Abtretung des notwendigen Teiles des Gebietes, auf dem ſeine Wohnung angelegt war, für die Kirche zu bewegen.

Treten wir jetzt durch einen ihrer ſechs Haupteingänge in das Innere der Kirche ſelbſt, ſo ſtehen wir ſofort unter der Gewalt des Geſamteindruckes. „Die Vorzüge der Marienkirche," ſagt einer ihrer berufenſten Kenner, „beſtehen in ihren großartigen Geſamtverhältniſſen. Die an ſich koloſſalen Abmeſſungen der einzelnen Teile ſtehen in glücklichem Verhältniſſe zu einander und werden dadurch noch glücklicher, daß ſich nirgends ein beſonderer Architekturteil durch eine vorzügliche Ausſchmückung vor dem anderen hervordrängt. Der Mangel an

Abb. 2. Das Äußere der Oberpfarrkirche St. Marien.

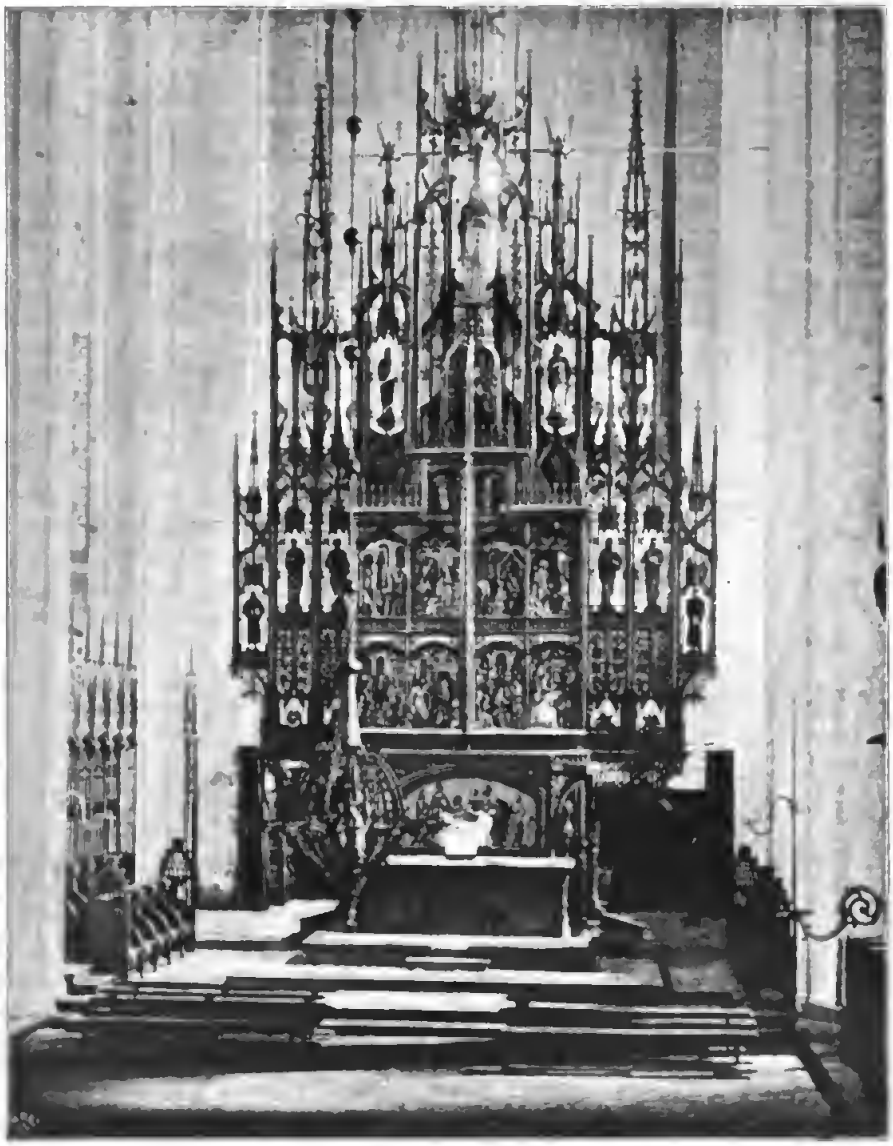


Abb. 3. Der Hochaltar.

Details im Inneren wie im Äußeren wirkt daher höchst wohlthätig. Selbst die einfache monotone Ölfärbung des Inneren wirkt in dieser Beziehung günstig, da sie die Einheit der Verhältnisse fördern hilft.

Das hohe Gebäude mit seinen zierlichen Sterngewölben ruht auf 28 schlanken Pfeilern; vier unter ihnen, welche den Mittelpunkt des Kreuzdurchschnittes bezeichnen, fallen durch ihre besondere Stärke auf. Alle diese Pfeiler sind aus Backstein; wenn aber über ihr Weiß und den Staub, der sich im Laufe der Jahrhunderte in dunklen und schwarzen Adern auf sie gesetzt hat, die helle Sonne dahinschimmert, dann leuchten und glitzern diese Pfeiler, als wären sie von Marmor, und mancher Besucher der Kirche, der sie von ferne sah, hat sie für Marmorpfeiler gehalten. Durch allerlei Wappen und Bilder, mehr aber noch durch alte, vom Zahn der Zeit freilich schon sehr benagte Fahnen, welche die Grabstätten der Kriegsobersten des Danziger Freistaates und auch fremder hier verstorbener Offiziere bezeichnen — so des niederländischen Generals P. van Perceval — erhalten diese Pfeiler zudem ein seltsam malerisches Aussehen.

Eine fernere Eigentümlichkeit, die außer

Abb. 4. Altes Kruzifix in der Elftauſend Jungfrauen-Kapelle.

Danzig ſelten vorkommt, fällt uns ſogleich ins Auge. Das ſind die mächtigen, nach innen hineingezogenen und überwölbten Strebepfeiler, die teils von Zünften und Innungen, teils von reichen Familien geſtiftet, als Kapellen derſelben benutzt werden und unter ihrem erhöhten Fußboden Grabgewölbe enthalten. Dreißig ſolcher Kapellen ziehen ſich ſo rings um die innere Mauer der Kirche, neunzehn Altäre enthaltend, die teilweiſe mit guten Gemälden und kunſtvollem Schnitzwerk geziert ſind.

Ihr Licht erhält die Kirche durch 37 große Fenſter. An die Stelle der alten Fenſter mit den kleinen, quadratförmigen, umgitterten Scheibchen treten mehr und mehr neue, mit reicher Glasmalerei verſehene — unter dieſen letzteren ſind ſechs Geſchenke des hochſeligen Königs Friedrich Wilhelm IV.; das koſtbarſte und größte befindet ſich hinter dem Hochaltar und wurde der Kirche 1844 nach ihrer ein Jahr vorher begangenen fünfhundertjährigen Jubelfeier von dem König geſchenkt. Auch Kaiſer Wilhelm II. ſchenkte ihr gelegentlich eines Beſuches ein Bild, das erſt vor Jahresfriſt eingeſetzt wurde; es ſtellt die Taufe Chriſti dar.

Der Hauptaltar iſt im Jahre 1517 aus dem Erlöſe eines Ablaßbriefes, den Papſt Leo X. auf Anſuchen des Rates der Stadt erließ, gefertigt worden. Kein geringerer als der große Meiſter Michael Schwarz in Augsburg war ſein Schöpfer. Ganz in der Schule Albrecht Dürers, des Lehrers von Michael Schwarz, gehalten, war dieſer Altar in ſeiner reichvergoldeten gotiſchen Schnitzarbeit eines der größten Prachtwerke der damaligen Zeit. Der Künſtler ſoll für dieſe Arbeit ſo reich bezahlt worden ſein, daß man in Danzig die Spottreime auf ihn machte:

„Meiſter Michael hat ſich reich geſtohlen
Daher er nun nicht mehr darf molen“
(malen)

ein ſicherer Beweis jedenfalls, daß auch ſchon damals Künſtler „von Namen“ gut bezahlt wurden.

Im Anfange unſeres Jahrhunderts jedoch war das den Altar einfaſſende Schnitzwerk ſo vom Wurm zerfreſſen, daß man es herunterbrechen mußte. Man erſetzte es durch eine robuſte, jeder Kunſt entbehrende Bildhauerarbeit. Stand dieſe an ſich ſchon zu dem übrigen in ſchreiendem Mißverhältnis, ſo erhielt vollends das Ganze dadurch, daß man es nach der ſchrecklichen Mode jener Tage mit grauer Ölfarbe übertünchte, ein geradezu unwürdiges Ausſehen. — Erſt im Jahre 1870 gelang es infolge einer hochherzigen Stiftung, den Altar in ſeiner früheren Schönheit wieder herzuſtellen. J. Wendler in Berlin iſt der Meiſter unſeres heutigen reichen gotiſchen Hauptaltars, deſſen Mittelſtück noch von dem alten Altar von Michael Schwarz ſtammt und in reicher Schnitzarbeit die Krönung Marias darſtellt. Umgeben iſt das von Wendler geſchaffene Schnitzwerk von den Statuen der vier Evangeliſten, Luthers, Melanchthons und der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus. Auf der höchſten Spitze des Ganzen ſteht der ſegnende Chriſtus, während über dem Altartiſche ein geſchnitztes und bemaltes Relief auf Holzgrund angebracht iſt, die Grablegung Chriſti darſtellend, das aus neuerer

Zeit stammt und in seinen süßen, weichlichen Tönen mit der schlichten Kunst der älteren Zeit wenig harmoniert. Überhaupt merkt man, so schön und imposant der Altar in seiner Gesamtheit wirkt, doch auch an ihm, ein wie eigen Ding es immer ist um die Vermählung der älteren Kunst mit der modernen, mag die letztere sich auch noch so liebenswürdig und schmiegsam jener anzupassen suchen. — Eine altehrwürdige echte Zierde aber des Hauptaltars sind die beiden gewaltigen Armleuchter zu beiden Seiten. Sie sind gotischer Arbeit und wurden 1517 in Messing gegossen (Abb. 3).

Von dem Hauptaltar aus hat man einen herrlichen Blick auf das ganze Mittelschiff der Kirche mit seiner imposanten Wölbung bis hin zu der großen Orgel an dem entgegengesetzten Ende, die, mit vielem Schnitzwerk geschmückt, im Jahre 1760 von dem Danziger Meister Friedrich Rudolph Dalitz gefertigt wurde. Sie hat fünfundfünfzig klingende Register mit drei Manualen und wird an Größe zwar von der Orgel in Oliva, der umfangreichsten in Preußen, übertroffen, hat vor dieser aber in der Zweckmäßigkeit des Baues und der Schönheit ihres Tones manchen Vorrang.

Ich muß den Leser an vielen Sehenswürdigkeiten mit kurzen Bemerkungen vorbeiführen: an dem Kruzifix, das 11 Meter hoch zwischen den Pfeilern vor dem Hauptaltar auf einem Querbalken auf Veranlassung eines Ratsherrn, Lucas Ketting, angefertigt ist, mehr durch seine riesigen Dimensionen als seinen künstlerischen Wert hervorragend; an den beiden im Hauptschiffe hängenden alten Kronleuchtern, die im Gegensatz zu jenem seltene Kunstschätze sind, an dem turmartigen, im gotischen Schnitzwerk gearbeiteten Tabernakel (Sakramenthäuslein), das, aus dem Jahre 1482 stammend, ebenfalls von hohem Kunstwert ist — jetzt aber bitte ich, mit mir einen Augenblick still stehen zu bleiben vor einem anderen Kruzifix, kleiner und unscheinbarer als das erstgenannte, aber an künstlerischer Bedeutung es weit überragend. Der Kenner merkt auf den ersten Blick, daß er hier vor einem Meisterwerk sich befindet. Es hängt in der Kapelle, welche den Namen Elftausend Jungfrauen führt, und ist ein hölzernes Schnitzwerk, das aus dem XV. Jahrhundert stammt und von jeher für eine Hauptzierde der Kirche gegolten hat (Abb. 4). Was spräche deutlicher dafür als die trotz aller Unwahrscheinlichkeit und aller Gegengründe hartnäckig festgehaltene Meinung, daß Michelangelo sein Schöpfer sei, was gibt eine naivere Schätzung dieses Meistergebildes, als die alte weitbekannte Erzählung, die man über seine Entstehung in Umlauf gesetzt! Der Künstler, so berichtet man im Volksmunde, habe einen schönen Jüngling — den Geliebten seiner Tochter, wie man hinzusetzt, — in sein Atelier gelockt und dort an das Kreuz geschlagen, um ein recht naturgetreues Modell zu seinem Werke zu haben. Und in der That, wenn man die ganze Haltung des Körpers, vor allem das allmähliche Hineinsinken des Kopfes in den Brustkasten beobachtet, wenn man in dieser Darstellung ebenso wie in dem leidenden Antlitz des Erlösers mit dem langsam verschmachtenden Ausdruck, den schmerzvoll

Abb. 5. Die Siemeringsche Lutherstatue

brechenden Augen, eine Kunſt realiſtiſcher und doch nie verletzender Kraft ſondergleichen bewundert, ſo muß man zugeben, daß man jener Sage glauben ſchenken könnte — wenn ſie nicht zu ungeheuerlich wäre. Freilich iſt es mehr der verſchmachtende Menſch, der hier elend ſtirbt, als der überwindende Heiland, der zur Herrlichkeit des Vaters eingeht; an der Größe der Darſtellung ändert das aber nichts. — Über den Schöpfer iſt bis heute trotz eifriger Forſchungen zuverläſſige Kunde nicht geworden. Die beiden Nebenfiguren, rechts Maria Magdalena mit einem Buche, links Maria ſind von verhältnismäßig geringerem Werte, obwohl auch hier der ſchöne Faltenwurf der Gewänder den Künſtler verrät. Doch weiter! — Einen kurzen Blick nur werfen wir auf einen großen geborſtenen

a b c d e

Abb. 6. a) Pacificale aus Elfenbein zur Ausſtellung von Reliquien. b) Mehkännchen aus Zinn. c) Altertümliches Kruzifix. d) Meßglöckchen (tintinnabulum) mit getriebenen Figuren. e) Weihrauchſchiffchen aus vergoldetem Kupfer.

Abb. 7. a) Velum cultus (Decke zur Verhüllung des Kelchs). Seiden- und Goldſtickerei aus der Glanzperiode der Stickkunſt; die Kreuzigung Chriſti darſtellend. b) Alte plaga aus Sammet mit breiter Goldtreſſe.

Leichenſtein vor der Hedwigskapelle und ſeine kaum noch leſerliche Inſchrift, die uns anzeigt, daß unter ihm die irdiſchen Überreſte der auf Veranlaſſung des Komthur von Plauen im hieſigen Schloſſe ermordeten Bürgermeiſter Konrad Letzkau und Arnold Hecht ruhen — dann eilen wir vorbei an der Kapelle der einſt ſo mächtigen und geachteten Familie Ferber, in der ſich ein Flügelaltar mit ausgezeichnetem gotiſchen Schnitzwerk befindet, vorbei auch an der großen Lutherſtatue Simmerings (Abb. 5) und gelangen in die Barbarakapelle. Hier iſt die eigentliche Schatzkammer der Marienkirche, die nach Memmlings Jüngſtem Gericht den vorzüglichſten Anziehungspunkt für alle Fremden und Kunſtverſtändigen bildet. Und das iſt kein Wunder. Befindet ſich doch in dieſer Kapelle neben den koſtbarſten Altarbekleidungen und Pergamenten aus alter Zeit eine ganze Sammlung

von Meßgewändern seltensten Wertes, die zum einen Teil mit echten Perlen gestickt sind, zum anderen aus alten Teppichen gefertigt wurden, die einst den Thron eines Sultans geziert haben; daher die goldgestickte Inschrift auf manchen von ihnen: assulthân elâlim, der weise Sultan — auch assulthân almalik elâlim, der Sultan, der weise Regent. Das von mir erst vor zwei Jahren neu aufgenommene Inventarium der Marienkirche zählt allein 123 dieser verschiedenen Gewänder in den kostbarsten Seiden-, Sammet- und Velourstoffen mit Gold- und Silbergeweben und den reichsten Kunststickereien auf, die zum Teil aus dem XII. und XIII. Jahrhundert stammen und in trefflichem Zustande erhalten sind. Dazu kommt in der Kapelle eine kaum zählbare Menge von Stolas, Humerales, Schultergewändern, ferner eine kostbare gestickte Sargdecke der St. Georgs-Brüderschaft, Meßkännchen, Monstranzen, altertümliche Blasinstrumente, wertvolle Antiphonarien, kurz, es befindet sich hier eine archäologische Sammlung, so vollständig und wertvoll, wie sie keine andere Kirche aufzuweisen hat, selbst nicht der Dom in Halberstadt (Abb. 1, 6 bis 8 u. 15).

Verlassen wir diese Kapelle, so stehen wir gegenüber der im Jahre 1762 neu erbauten Kanzel. Sie lehnt sich an einen durch besondere Dekoration zu einer korinthischen Säule ausgebildeten Pfeiler und will, so fleißig und kostbar sie auch gearbeitet ist, mit ihren goldenen Reliefs und ihrer reichen Schnitzarbeit aus der Rokokozeit dem Baustile der Kirche sich nicht recht anpassen (Abb. 9). — Das Hauptschiff heruntergehend, kommen wir an seinem Ende zu der herrlichen Taufe, die, von einem eisernen zierlichen Gitter umgeben, im Jahre 1554 in Holland aus Messing gegossen wurde (Abb. 10 u. 11). Der dazu ebenfalls aus Messing gefertigte Schalldeckel soll auf der Fahrt nach Danzig wegen seiner Schwere bei einem wütenden Sturm über Bord geworfen und so verloren gegangen sein —

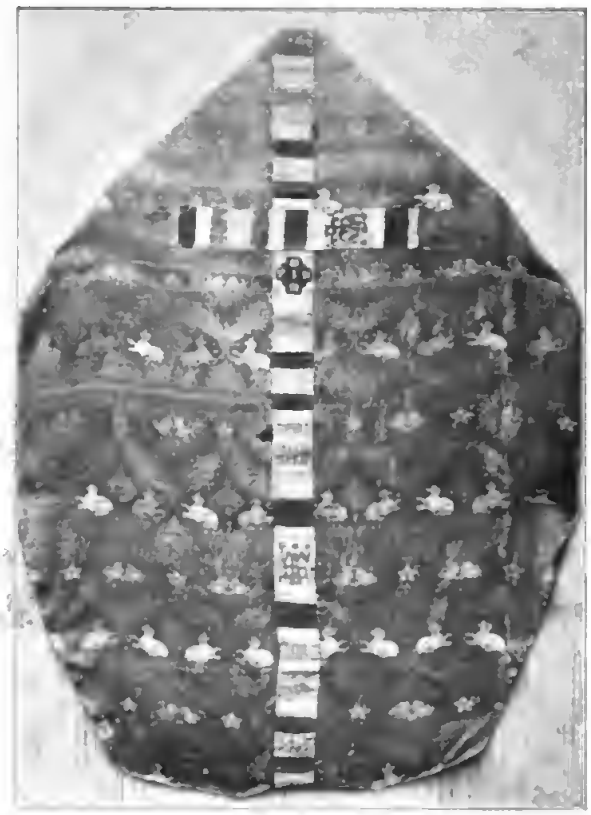


Abb. 8. Seidene Kasula von karmoisinroten Fonds mit Tier- und Pflanzenmustern. (Italienisch-maurische Periode.)

Abb. 9. Die Kanzel.

jedenfalls beſteht die ſpäter angefertigte Kuppel aus Holz. —

Eine der ſchönſten und ſehenswerteſten Kapellen, die Reinholdskapelle, ſtammt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts und gehörte anfangs reichen Familien zu eigen, bis dieſe im Jahre 1485 ihren Beſitz an die St. Reinholds-Brüderſchaft abtraten, eine alte Korporation, auch Bank genannt, die mit fünf anderen ihre Zuſammenkünfte im Artushofe abhielt. In dem Altar, der hier aufgeſtellt iſt, beſitzt die Marienkirche nicht nur eines ihrer älteſten, ſondern ihrer ſchönſten Denkmäler (Abb. 12). Daß er im Jahre 1516 in Nürnberg verfertigt wurde, iſt eine Tradition, die nicht nur durch die enge Verbindung der Brüderſchaft mit Nürnberg, ſondern vor allem durch den Charakter des Kunſtwerkes beſtätigt wird — daß kein anderer als Albrecht Dürer ihn geſchaffen habe, iſt dagegen zu bezweifeln. Öffnet man die Flügel, die auf ihrer Außenſeite in mehr als dreiviertel Lebensgröße die Bilder Johannes des Täufers — in hagerer Geſtalt, bleichem Geſicht mit gelbbraunem Haar —, und des heiligen Reinhold — geharniſcht, mit roten Schuhen, rotem Hut und goldgeſticktem graugrünem Mantel — enthalten, ſo erblicken wir in kapellenartigen Vertiefungen, überall mit durchbrochenen architektoniſchen Verzierungen verſehen, zehn Haupt- und vier Nebendarſtellungen aus dem Leben der Maria, unter allen derartigen Schnitzwerken der Marienkirche das weitaus ſchönſte — in der Darſtellung der Maria von einer Lieblichkeit und einer Anmut ſondergleichen.

An einer Madonna mit dem Jeſus-

kindlein, aus feinstem Sandstein gebildet, deren Schöpfung ein zum Tode verurteilter Verbrecher seine Begnadigung verdankt haben soll, ebenso an einer neuerdings von Kennern viel beachteten Pieta aus polychromiertem Sandstein eilen wir vorbei, obwohl beide nicht ohne Kunstwert, und gehen nun, nachdem wir die Kapelle verlassen haben, das nördliche Langschiff herauf, über einen verwitterten Grabstein hinweg, unter dem der Begründer der neuen deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld, ruht. Schutz suchend vor den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges war er nach Danzig geflohen, aber die Pest tötete ihn hier am 20. August 1639.

Jetzt stehen wir der riesigen astronomischen Uhr gegenüber, die in den Jahren 1464—1470 von dem aus der Fremde berufenen Meister Hans Düringer verfertigt wurde und noch im Jahre 1560 eine Hauptzierde der Kirche war (Abb. 13). Nicht nur den Aufgang der Sonne und des Mondes zeigte sie das ganze Jahr hindurch, den Lauf der Planeten und der zwölf himmlischen Zeichen durch alle Stunden, sowie den ganzen Tierkreis — sie diente auch als Kalender, und wenn sie den ehernen Schlag ertönen ließ, dann ließ sie gar oben unter den Glocken geschnittene Bilder hervortreten, welche das Evangelium des Sonntags figürlich darstellten und etliche Männlein, die das Volk zu diesem Schauspiel durch Trommeln herbeilockten — ähnlich wie heute noch das kunstvolle Uhrwerk im Straßburger Münster. — Daß man dem Künstler die Augen habe ausstechen lassen, damit er nie wieder in seinem Leben ein ähnliches Kunstwerk schaffe, er sich aber durch die Zerstörung des Räderwerkes mit einem Hammerschlag gerächt habe, ist eins jener Märchen, die im Mittelalter solchen Kunstwerken gegenüber ihrer Wirkung stets sicher waren. Der Leichenstein des Künstlers, der, ohne in seine Heimat zurückzukehren, 1477 in Danzig starb, liegt jedenfalls auch in der Marienkirche. —

Abb. 10. Das Innere der Oberpfarrkirche St. Marien.
(Blick von der Taufkapelle.)

Der Küſter öffnet die Thüren der Dorotheenkapelle, zieht den Vorhang fort von einem gewaltigen Wandgemälde und öffnet langſam deſſen Flügel — wir ſtehen vor dem größten, vielbegehrten, vielbeneideten Kunſtſchatz der Marienkirche — vor Memmlings Gemälde des Jüngſten Gerichts (Abb. 14).

Was alles iſt über dieſes Bild geſchrieben und disputiert, wie viel Hiſtoriker und Kunſtkenner — ich nenne unter allen nur Franz Kugler, Hotho, Rudolph Genée, Th. Hirſch — haben dies Meiſterwerk zum Gegenſtand ihrer eingehendſten Studien gemacht, wie viel tauſend Augen haben ſeit über vier Jahrhunderten bewundernd und andachtsvoll auf ihm geruht! Mit wie ehernen Zungen hat es geſprochen zu ſo manchem, wie ein Menſchenmund nicht ſprechen kann: erhebend, erſchütternd, tröſtend, zur Umkehr rufend. Das Meiſterwerk hängt in der Kapelle, in der ich ſonntäglich meine Beichtandachten halte: wie oft habe ich die Empfindung, ich möchte den Vorhang fortziehen, der es verſchließt, auf dieſes Bild weiſen ... und kein Wort weiter ſprechen. — Anfangs zwar ſtehen wir ihm ein wenig faſſungslos gegenüber: der Geſamteindruck, vor allem dieſe endloſe Menge unabſehbarer nackter Geſtalten, die ſich wie ein dichter Knäuel unentwirrbar vor uns zuſammenthun, betäubt uns, aber je länger, je andächtiger wir uns in das Bild vertiefen, um ſo mehr weichen die Nebel von den Augen, und langſam beginnt es ſich zu offenbaren. Hoch oben in der Mitte (das Gemälde beſteht aus einem Mittel- und zwei Flügelbildern) ſehen wir Chriſtus thronen — rot iſt ſein Gewand, an den Händen und Füßen bluten die Nägelmale, heilige Wehmut, richterliche Strenge wohnen auf ſeinem ernſten Antlitz. Er ſitzt, Gericht zu halten, auf einem Regenbogen, der wie aus Metall gegoſſen, mächtig durch den bräunlichen Goldgrund des Himmels und die farbenſchillernden, ſaftig ſich kräuſelnden Wolken greift. Seine nackten Füße ruhen auf der ſchwebenden, goldenen Weltkugel, in der ſich die nächſten Gegenſtände in feinſter Farbentönung abſpiegeln. Über ihm in der blauen Luft ſchweben Engel, von denen

Abb. 11. Die Taufkapelle.

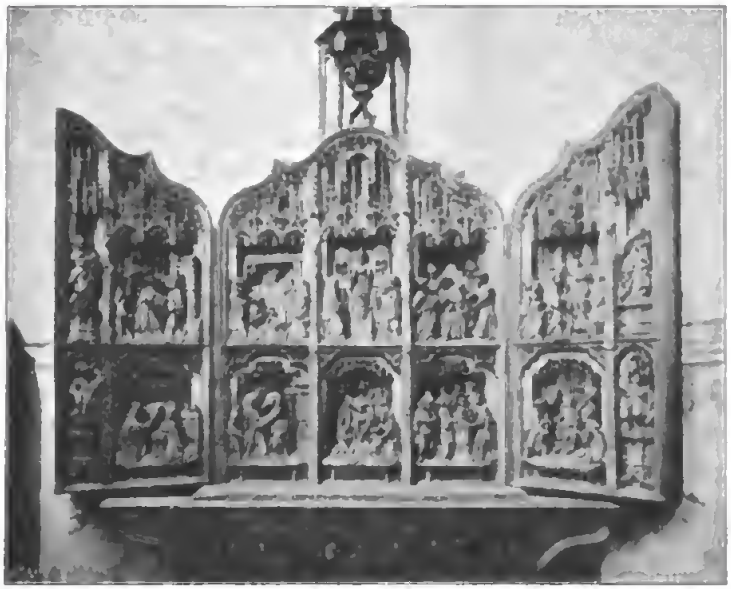


Abb. 12. Der Flügelaltar in der St. Reinholdskapelle.

einige die Leidenswerkzeuge, andere die Posaunen des Gerichtes tragen. Rechts vom Haupte des Heilands befindet sich die weiße Lilie, das Symbol des Glaubens, links das Schwert, das Symbol des Gerichts. Zu beiden Seiten schließen sich in einem nach vorn geöffneten Halbkreis dem Heiland die meisterhaft gemalten zwölf Jünger an; rechts von ihm kniet Maria als Fürbitterin, links Johannes der Täufer.

Was aber erblicken wir jetzt unter ihm? Einen weiten, von grünleuchtendem Rasen bedeckten Gottesacker, auf dessen Hintergrund das wildwogende Meer schäumt und brandet. Der jüngste Tag ist auf Erden angebrochen — die Gräber thun sich auf — Posaunentöne haben die Toten geweckt, Furcht, Zweifel, Hoffnung, Entsetzen malen sich auf ihren Gesichtern. — Als Farbenmittelpunkt der ganzen Scene tritt jedoch sogleich ihre Hauptfigur ins Auge: der Erzengel Michael mit dem golddurchwirkten, rotglühenden Mantel und dem glänzenden Panzer, das Auge in dem Ausdrucke seiner unparteiischen Gerechtigkeit fast teilnahmslos zu Boden gesenkt. Seine Linke hält die Wage des Gerichts, in der eben zwei Auferstandene gewogen werden, von denen der eine begnadigt, der Andere in der hoch emporflatternden Wage zu leicht befunden wird (cf. Daniel 5, 27). — Ein auferstandener Greis streckt seine Hände flehend ihm entgegen, eine eben erst der dunkeln Gruft entstiegene Frauengestalt, durch das Grabtuch halb verhüllt, hebt in zagender Angst den fast sinnverwirrten Blick zu ihm empor. Rechts vom Erzengel ergreift eine Teufelsgestalt bereits einen Auferstandenen, aber ein Schutzengel stößt den bösen Geist, dessen Schmetterlingsflügel den Leichtsinn andeuten, mit einem Stabe zurück.

Der linke Flügel des Gemäldes stellt die Verdammten im Fegefeuer der Hölle dar. Die Haare sich raufend und die Wangen zerfleischend, stehen sie unmittelbar vor dem glühenden Abgrund — auf jedem Antlitz zeugt ein anderer Ausdruck der Qual und des Entsetzens von der tiefen Seelenkenntnis des Malers. Noch sträuben sich die Unseligen mit aller Kraft der Verzweiflung vor dem wogenden Flammenmeer oder suchen ihm zu entfliehen, aber geschäftige Teufel in abschreckender Gestalt treiben sie mitleidslos in die Gluten.

Welch ein anderer Blick auf dem entgegengesetzten Flügel! Hier herrscht Friede und selige, verklärende Ruhe. Die, „welche treu erfunden worden", ziehen ein in die hehre Ewigkeit. Über frischen, grünen Rasenteppich, aus dem die Veilchen teuchten und der Blüten und Dolden saftige Blumenpracht und die schlanke sich neigende Feuerlilie, steigen sie auf krystallener Treppe empor. Petrus, als Pförtner die Himmelsschlüssel in

der Hand, heißt ſie willkommen, zwei Engel bekleiden ſie mit dem hochzeitlichen Gewande. Und über alles das erheben ſich in großartiger Architektonik die Balluſtraden und Zinnen der hochragenden Himmelsburg, von muſizierenden Engeln belebt, die das Lob Gottes künden oder von oben herab Blumen auf den Weg der Einziehenden ſtreuen. Während auf jenem Flügel die Finſternis der Hölle herrſcht, die nur durch lodernde Flammen blitzartig erhellt wird, iſt hier nichts als Licht und reines Gold — der Abglanz der Herrlichkeit Gottes.

Bemerkenswert — beſonders wohl für einen Künſtler der damaligen Zeit — iſt es noch, daß unter den ſelig Geſprochenen auch ein Neger ſich befindet, während man unter den Verdammten an der Tonſur ſofort drei Geiſtliche erkennt. Verſöhnend läßt der Künſtler über dem ſchrecklichen Abgrund eine milde Engelsgeſtalt ſchweben, als wollte er damit andeuten, daß ſelbſt hier noch eine Erlöſung möglich iſt.

Abb. 13. Die große aſtronomiſche Uhr Dürlngers.

Wer iſt der Schöpfer dieſes großen Werks? Lange haben die Anſichten hin und her geſchwankt. Klar nur war, daß es aus der niederländiſchen Schule ſtammt. Während man es aber bald Johann von Eyck, bald Albert Ouwater und Hugo von der Goes zuſchrieb, hat erſt die neueſte Forſchung mit Gewißheit Hans Hemling oder Memmling als ſeinen Schöpfer hingeſtellt.

Ein Wort noch über die ſehr intereſſante Geſchichte dieſes Bildes, die aus einem ganzen Wuſt von Märchen und Sagen Profeſſor Hirſch (Geſchichte der Oberpfarrkirche St. Marien S. 423 ff.) aus der Chronik des Schöppen G. Melmann und der des Caspar Weinrich hiſtoriſch zum erſtenmal begründet hat.

In den Jahren 1469—1476 führten die Danziger im Bündnis mit den übrigen Städten des Hanſabundes einen faſt ununterbrochenen Seekrieg gegen die Engländer. Als während dieſes Krieges nach altem Brauche beide Parteien Kaperbriefe ausgaben, „nam Paul Benecke, ein Schipper, von einem Holländer eine Galleyde, darin die Taſel, die auf St. Georgens Altar ſteht in der Pfarrkirche mit großem Gute befunden ward“ (Chronik des Schöppen Melmann aus dem Jahre 1473). Dieſe Nachricht iſt ſo geſichert, daß ſie auch ſpätere Chroniken enthalten. Sie rühmen übereinſtimmend die tapfere That des Schiffers Paul Benecke aus Danzig, („en hart sevogel“) der jene Galeia kaperte, die unter Wappen und Flagge des Herzogs von Burgund Schätze von unermeßlichem Werte von Brügge aus nach England und von dort aller Wahrſcheinlichkeit nach bis Italien bringen ſollte — ja, die Bilder auf der Außenſeite der Flügel unſeres Gemäldes machen es gewiß, daß dieſes Bild ſogar für eine beſtimmte Kirche und für eine beſtimmte Familie gefertigt wurde.

Die glücklichen Rheder aber, für die jener Paul Benecke den großen Fang gethan, ſtifteten aus Dankbarkeit für die mehr materiellen reichen Güter, die ſie eingeheimſt, dieſes Bild der Oberpfarrkirche Danzigs, in der es am St. Georgen-Pfeiler aufgehängt wurde. — Damit aber iſt ſeine wunderbare Geſchichte noch keineswegs beendet. Während es nämlich anfangs kaum beachtet wurde, kam es am Anfang des XVIII. Jahrhunderts zu einem Ruf, der weit über Danzig hinausging. Man erzählt, daß Kaiſer Rudolph II. einen ungeheuren Preis für ſeinen Beſitz

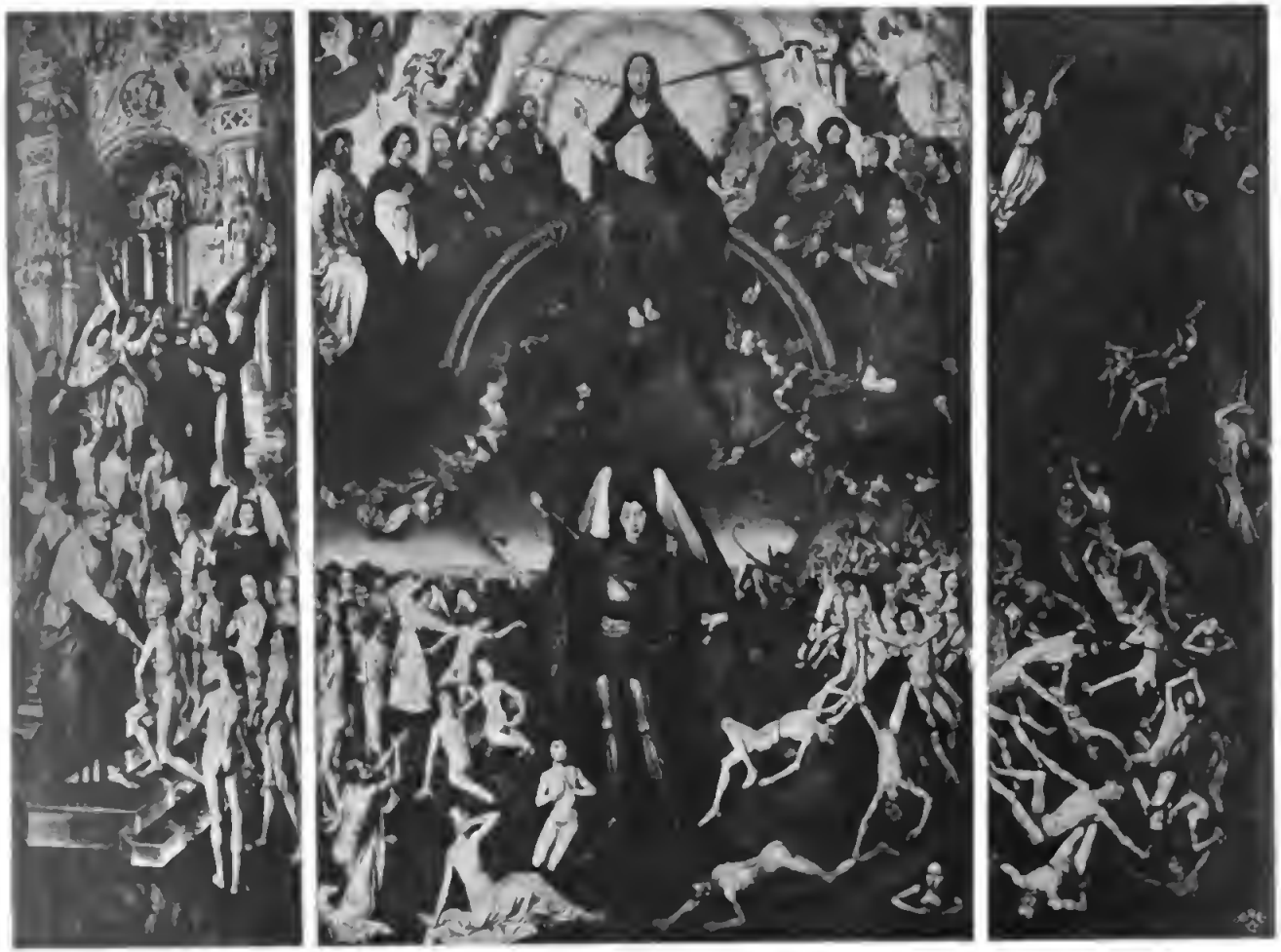


Abb. 14. Memmlings „Jüngstes Gericht." Flügel-Altargemälde.

bot, und Peter der Große, der es am 9. März 1716 geſehen hatte, verhandelte in allem Ernſt und Eifer durch den Fürſten Dolgorucki mit dem Rate über den Ankauf. Dieſe und verſchiedene andere glänzende Anerbietungen wurden von der Stadt ſtets abgewieſen, die ihr Bild über jeden Geldeswert erhaben hielt. — Da aber forderte im Jahre 1807 nach der Beſetzung Danzigs durch die Franzoſen der Direktor des Muſée Napoléon Denon im Namen des Kaiſers gebieteriſch die Auslieferung des Bildes. Dieſes Mal half kein Sträuben und Wehren — das Jüngſte Gericht wanderte in das Pariſer Muſeum. Als jedoch Napoleons Glücksſtern geſunken und das Heer der Verbündeten in Paris eingezogen war, kam das Jüngſte Gericht auf eifrige Verwendung des preußiſchen Gouverneurs von Maſſenbach im Jahre 1815 nach Berlin. Hier bildete es, von Profeſſor Bock nach allen Reiſeſtrapazen künſtleriſch aufgefriſcht und gereinigt, eine Hauptzierde der Kunſtausſtellung, die in jenem Jahre mit den wiedererlangten Kunſtwerken veranſtaltet wurde — ja, es erregte dort eine ſolche Bewunderung, daß man es durchaus für ein Nationalmuſeum erwerben wollte, deſſen Gründung man in Berlin plante. Man bot dafür der Marienkirche in Danzig eine ausgezeichnete Kopie der Sixtiniſchen Madonna in Dresden und die weitgehendſten Stipendien zu freien Studien auf der Berliner Akademie der Künſte für Danziger Künſtler. Alles ohne Erfolg. Im Dezember 1816 kam das Jüngſte Gericht nach Danzig zurück, wurde am Krönungs- und Friedensfeſte, dem 18. Januar 1817, in kirchlicher Feier der Gemeinde wiedergegeben und bildet ſeit dieſem Tage, in der wegen ihres Lichtes dazu geeigneten Dorotheenkapelle aufgehängt und auf Koſten der Stadt 1851 von Profeſſor Keller noch einmal gründlich wiederhergeſtellt, den Wallfahrtspunkt unzähliger andächtiger und kunſtliebender Menſchen.

Zur Erinnerung aber an ſeine mannigfaltigen Schickſale im Anfange dieſes Jahrhunderts lieſt man folgendes Diſtichon unter ihm:

Als das ew'ge Gericht des Kleinods Räuber ergriffen,
Gab der gerechte Monarch uns das Erkämpfte zurück.

Abb. 15. Humeralbeſatzſtück in Seide, Gold- und Perlenſtickerei.

Herbſt und Winter ſind vergangen.

Von

Georg Buſſe-Palma.

Herbſt und Winter ſind vergangen,
Wieder naht ein neues Lenzen,
Wieder iſt die Zeit gekommen
Sich mit Roſen zu bekränzen.

Wieder ging ich in die Gärten
Strauß und Blüten mir zu binden,
Doch mein thränentrübes Auge
Weiß die Roſen nicht zu finden.

Könnt ich ſie auch blühen ſehen,
Weiß nicht, ob ich ſie gebrochen,
Denn noch fühl ich's, wie ſo ſchmerzlich
Die verjährten mich geſtochen ...

Der dichtverwachsene Garten.

Von

Helene Böhlau.

(Abdruck verboten.)

Als Weimar noch, von aller Welt verlassen, von niemanden gekannt und besucht, in der großen, stillen Einöde lag, mit seinem Häuflein Weimaranern, die in dem grauen Steinnest seit Jahrhunderten kamen und gingen, wie es der Lauf der Welt ist, da gab es Einsamkeit rings um das Städtchen her — Einöde — von der wir, in unserer Zeit, in der die Lokomotive jede Ecke ausschnüffelt, jede Verborgenheit wie ein Maulwurf auswühlt, uns keine Vorstellung mehr machen können.

Solche Verschneitheit und solches in Grün vergraben sein gibts nicht mehr, — gewiß nicht.

Und wer meine kleine Geschichte verstehen will, vergesse alles, was in unserer Zeit Menschen mit Menschen verbindet und gehe mit mir an einem alten Städtchen vorüber, das mit Mauern sich gegen die Stille ringsumher wehrt — und wandere auf holprigen Wegen weiter, immer weiter, wie ins Grenzenlose hinein, an armseligen Weilern und Dörfern vorüber, in denen seit Jahrhunderten die Bauerngeschlechter wie die Unken im Sumpfe leben, oder wie die Wilden im dunkelsten Erdteil, hinsterbend wie Wasserblasen im Ocean.

In solcher Weltabgeschiedenheit ein Garten.

Um den Garten wogt von drei Seiten junger Winterroggen, wie ein Meer, und wenn der Wind über das Meer dahinfährt, bläst er breite graue Spiegel auf die lebensgrüne Fläche und weht Erdgeruch auf und den Geruch einer Unendlichkeit von grünem Leben.

Das Roggenmeer dehnt sich, soweit das Auge reicht. Kein Baum — kein Strauch — nur grünes, silbergraues Gewoge und der schwere Roggenduft, der darüber liegt.

Der Garten ragt wie eine kleine Insel in das Meer hinein. Mit seinen festen Laubmassen, die rund und ungegliedert mächtig aus dem Gartengewoge herauswachsen, wirkt er wie etwas aus Bronze Gegossenes.

Das Getreidemeer brandet sanft an ihn an.

O du duftende Einsamkeit!

Wer am Ende des Gartens vor dem festen Laubwall steht und hinausschaut auf Grün und Silbergrau, das sich in weichen, grauen Tönen wechselnd und vibrierend bis in den Horizont hineinzieht — dem ist die Welt versunken.

Das Haus, hinter dem sich der Garten in das Feld hineindehnt, gehört wahrlich auch nicht zur Welt, — ein stilles Landpfarrhaus mit hohem Dach und niederen Fenstern, weinumsponnen.

Verträumt steht es so seit ein paar Menschenaltern, öffnet seine Thür, um einen Mann Gottes nach dem anderen einziehen und wieder ausziehen zu lassen.

Wohl beherbergt hat es sie alle. Jeder von ihnen kam würdig erfreut, denn es schien noch keinem ein übler Platz.

Still wurde dann einer nach dem anderen, nach sanftem, weltabgeschiedenem Leben hinausgetragen.

Jetzt wohnt ein Ehrenmann im Haus mit Weib und Sohn und Tochter.

Ihm waren die Kinder hier geboren und auch herangewachsen.

Ja, zu seinem Erstaunen waren sie auch herangewachsen — denn hier stand die Zeit still!

Das große Zifferblatt, die weiten Felder mit ihrem weiten Horizont zeigten wohl die braune Stunde, die grüne, die goldene, die weiße Stunde an, aber so unmerklich ging eine dieser Stunden in die andere über, daß es dem Bewußtsein nicht weh that. Und wie oft war die goldene Stunde gekommen? Wie oft wohl?

O, das war alles so verschwommen, das hatte sich dem Hirn nicht eingeprägt. Es war alles hier eine zeitlose Gewohnheit — aber die Kinder waren dennoch herangewachsen.

Und die grüne Stunde war wieder einmal sanft hereingebrochen.

Um den Garten brandete das grüne Halmenmeer, und der mächtige Laubwall quoll zusehends. Die Wege wurden eng und enger vom dichten Laub, das sich dehnte und streckte. Der Flieder blühte und der Goldregen und der Rotdorn.

Der Garten lag im Paradiesesschmuck. Ein kurzes Weilchen sollte er schön sein, ein kurzes Weilchen sollte er auch dieses Jahr wieder jung sein.

Das Gras stand saftig und hoch, und hin und wieder schimmerten die roten schweren Köpfe der Pfingstrosen aus hellem Grün. Ein Duft stieg auf wie von einem Opfer.

„Heuer schaut man nicht einmal mit einem Blick hinaus, so dicht ists Laub. Man riecht's nur, daß der Roggen blüht." Das sagte eine kleine sanfte Stimme, in der ein großes Weh klang.

Es war nicht mehr die volle Tageshelle. Die weiche Sommerdämmerung floß durch das dichte Grün.

Die verschleierte sanfte Stimme gehört zu einer schlanken, jungen Mädchengestalt. Ein einfaches, geduldiges Gesichtchen neigt sich wie eine vom Regen schwere Blüte der Erde zu.

Die schmale Mädchenhand ruht ratlos in der Hand eines jungen Mannes, der auch wie in tiefer Bewegung geht. Aber etwas Unantastbares liegt in seiner Persönlichkeit, seiner Kleidung, seinem Gang. Es ist Rückgrat in der Haltung, Rückgrat, das von Generationen auf Generationen vererbt ist.

Das war so eine formvolle Bewegtheit, die er dulden durfte, weil sie am Platz schien. In seinem ritterlichen Hinneigen zu seiner Gefährtin liegt eine gewisse Achtung vor ihrem Schmerz, etwas Tröstendes, — etwas ... Ja, sie tragen nicht an einem Schmerz — nicht an einem gleich großen Schmerz, der seine wiegt leichter.

Es hat seine Gestalt nicht durchdrungen, seine Beweglichkeit und vornehme Eleganz nicht beeinträchtigt. Er ist nicht um einen Zoll gebeugter durch diesen Schmerz geworden — und doch, es ist auch ihm nicht leicht ums Herz.

Hier in diesem stillen Erdenwinkel ist er und seine Schwester auf dem Gut einer nahen Verwandten der verstorbenen Mutter erzogen worden. Mit den beiden Pfarrerskindern hatten sie alles geteilt, Unterricht, Kinderwonne — alles — alles.

Und nun sollte es hinaus ins Leben gehen, — die Schwester zum Vater und er — — für ihn lag die Welt offen. Er steht auf der Höhe des Lebens.

Es ist sicher, wo er sich auch zeigen wird, wohl empfangen zu werden als ein schon Gekannter, als einer, von dem sich nur das Beste erwarten läßt.

Seine Ahnen hatten für ihn vorgesorgt. Ihm konnte es kaum fehlen. Das Leben lag vor ihm wie eine sichere Ernte. Nun galt es sich von der stillen ersten Jugendzeit loszureißen.

Vor noch nicht vier Wochen hatten sie am Sterbebett ihrer treuen zweiten Mutter gestanden; da war es fast ähnlich gewesen wie heute. Banger Abschied und dazwischen wie Sonnenblitze das künftige lockende Leben.

„Was thust du denn nun, wenn wir gehen, und wenn auch dein Bruder fort ist?" frug er seine stille Gefährtin.

Da war kein Haltens mehr, da stürzten die Thränen aus den armen Augen.

„Ach ich —" sagte sie leise.

So sah und verstand er ihre große Armut, so offenbarte sich ihm ihre Armut für einen Augenblick, und er schloß das Mädchen in seine Arme und küßte sie und empfand die ganze süße Bedeutung, die seine Gefährtin für ihn hatte.

Ja, die hatte sie für ihn, denn sie war seine erste Liebe, seine Jugendliebe, an die er als alter vornehmer Herr noch wehmütig lächelnd sich erinnern wollte.

Das Mädchen aber schlang voll banger, verzweifelter Leidenschaft die Arme um ihn und flüsterte heiß: „Bleib, was wird aus mir!"

Das that seiner jungen Kraft wohl,

Begegnung auf hoher See. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

dies Geliebtsein, dies an ihm Hängen, dies Hinsterben ohne ihn. Und er zog sie empor zu sich heran, und sie hingen aneinander in heißen Küssen, als wollten sie eins werden.

Ihm war so wohl, so weh; aber keinen Augenblick verlor er den Sinn der Stunde.

Es war ein Abschiedsschmerz fürs Leben. — Du hier — ich dort!

Beileibe nichts, was Bindekraft haben könnte, nichts Hinderndes, nichts Lastendes.

Da hörten sie Schritte.

Seine jüngere Schwester und der Pfarrerssohn kommen ihnen auf dicht verwachsenen Wegen entgegen.

„Anne Marie!“ sagte die junge Comtesse zärtlich, „Anne Marie!“

Was lag in diesem Aussprechen des Namens. Hatte sie verstanden oder gesehen?

Mochte sie gesehen haben! Mochte sie verstanden haben!

Sie war eine zarte, süße, kleine Weltdame trotz der Abgeschiedenheit, in der sie bisher gelebt. Alle Weltdamen ihres uralten Geschlechts hatten sie in ihrem Vermächtnis bedacht.

Alles war ihr nur so zugeflogen. Auch ihre Gefühle, sie kamen und gingen wie Launen.

Aber auch sie war bewegt, auch sie war den Pfarrerskindern eine gute Gefährtin gewesen, eine reizvolle, schnellblütige; — auch sie hatte, wie soeben ihr Bruder die Pfarrerstochter — den Pfarrerssohn geküßt und mit süßem Bewußtsein ihrer ersten vergänglichen Liebe, dieser reizenden Tollheit, die ihr nun in allerlei Gestalt lebendig werden sollte.

Ach, und was war er für ein guter, lieber Junge, dieser „erste!“ — und wie liebte er sie! Ganz unsinnig!

Reizend zum Verrücktwerden, eine Gottheit zu sein, die ein Mensch anbetet, der ein Mensch sich hinopfern möchte, die ein Mensch wirklich und wahrhaftig anbetet, der ein Mensch sagt, daß sie das Höchste sei — zum Totlachen schön!

Und sie hörte es im voraus draußen in der Welt in süßer Anbetung von vielen, vielen Lippen nachbeten, was der eine, erste hier gestammelt hatte, und ihre kleine Gottesseele war hungrig nach Gebet und Opfer.

* * *

Am anderen Abend zur selben Stunde gingen die beiden Pfarrerskinder Hand in Hand die dicht verwachsenen Wege auf und nieder. Beide stumm. Sie waren beide vereinsamt, und beide waren hilflos in ihrer Vereinsamung — und scheu. Keins sah dem anderen in die Augen. Sie trugen jedes für sich ihr großes wehes Geheimnis.

Drinnen im Haus schrieb der Vater an seiner Predigt, und die Mutter buk zu Pfingsten Festkuchen.

Niemand dachte an die beiden großen hilflosen Kinder im dunklen Garten, in dem die Laubmassen leise rauschten, die Junioopferdüfte aufstiegen und der schwüle Kornblütengeruch durch festen Laubwall strömte.

Der Pfarrer und sein Weib wußten nicht, daß aus ihren kleinen sorglosen Kindern Menschen geworden waren mit Glückshunger und Menschenweh.

Es wurde gedankenlos Predigt geschrieben und Kuchen gebacken. Derweilen sanken die beiden endlich eng verschlungen auf eine alte Gartenbank, an der sie als Kinder gespielt — und hingen aneinander wie zwei Verzweifelte, die in einem tiefen See sich eins am anderen retten wollen.

Es war ein so großer, bitterer, junger Schmerz, der schwerste Schmerz der Jugend, der noch keine Scharte, keine Stumpfheit an seiner Schneide hat.

Es war der Schmerz „derer ohne Ahnen“, die ihr Wesen nicht von Generation zu Generation in vornehmen Formen aufgelöst haben, es war der echte, alte Volksschmerz, der schon den Vorfahren die schutzlosen Herzen gemartert hatte.

Aber sie wurden in dieser Stunde eins miteinander, weil sie sich in ihrer großen Einfachheit durchschauten.

Treuer Bruder — treue Schwester fürs Leben, und sie besiegelten den Bund mit einem Kuß, der so mild und sanft war gegen die Feuerküsse, die ihnen das Blut in Brand gesetzt hatten.

„Anne Marie,“ sagte er. — „Was wirst du thun, wenn ich nun auch fort bin?“

„Ach ich!“ antwortete sie und schritt dabei wie über sich selbst hinweg.

Sie sagte es unter Thränen und wußte nichts anderes.

Und so sah und verstand auch er ihre Armut, und er zog die Schwester an sich, als wollte er sie schützen, als wollte er ihr etwas geben.

Aber da war nichts, was er ihr geben konnte. Er wußte nichts.

* * *

Und die Zeit kam bald, in der er sie verlassen mußte, seine Schmerzgefährtin.

Er ging hinaus ins Leben, das hinter dem Roggenmeer lag.

Sie aber, Anne Marie, wurde von keiner Stimme gerufen. Sie blieb ganz allein, sie hatte keinen Grund, ins Leben zu gehen. Sie blieb da, wo die Zeit still steht.

Und noch immer wußten die Pfarrersleute nicht, daß die Zeit aus ihrem kleinen Kinde ein lebenshungriges, sehnsüchtiges armes Weib gemacht hatte.

Sie freuten sich ihres guten Mädchens, freuten sich, wie es so wohlbewahrt im stillen Garten und im stillen Haus lebte, und glaubten, daß alles Leid der Welt ihrem Kinde fern lag.

Kein Vater- und kein Mutterauge folgten ihr wenn sie an dem Laubwall stand und hinaus über das Halmmeer schaute oder wenn sie durch den verschneiten Garten stapfte, um in die weiße Leere um sie her zu starren.

Da war es ihr, als söge die große Leere um sie her ihr das lebendige Herz aus, als söge die große Leere und Einsamkeit ihr auch gierig die Seele aus.

Wie vor einem Riesenungeheuer fürchtete sie sich vor dieser toten Einsamkeit, die sich von ihrem jungen Leben nährte, verbarg sich vor ihr und gab sich ihr wieder hin in Sinnlosigkeit.

Den, der eilig ihrer zu gedenken vergessen, liebte sie mit der ganzen Glut ihres Wesens, das umsonst in Lebensfeuer brannte.

Ihre heilige Pflicht, ihr Gelübde wurde es, Treue und Angedenken zu halten.

Daran hielt sie sich, klammerte sie sich: Treue und Angedenken! Das wurde ihr ganzer Lebensinhalt.

Mitten unter Rosen und Güte und Liebe wurde sie zur Märtyrerin.

Niemand aber verstand die große Marter.

Die vierfarbigen Stunden kamen und gingen im Wechsel. Der Bruder kehrte nach langen Jahren heim, ein tüchtiger Mann, kraftstrotzend.

Ein Mensch, den der Vater segnete, zu dem die Mutter, die ihm das Leben gegeben, staunend aufblickte.

Und als er am Abend mit der Schwester wie sonst wohl im Garten auf und nieder ging, sagte er wohlgemut: „Entsinnst du dich der Dummheiten noch — damals, als die beiden Schlingel gingen?“

Da sah sie ihn mit großen irren Augen an und schwieg.

Er aber fing ihren leeren toten Blick auf und suchte ihn sich zu deuten.

Und als hätte er ein armseliges, kaltes Sumpftier berührt, eine im Sumpf eingeschlossene Kröte, so war es ihm, als seine Finger der Schwester kraftlose Hände faßten. „Ist das möglich? So etwas!“ murmelte er.

„Was denn?“ fragte sie, wie eine arme Seele. „Was sagst du?“

„Nichts, Anne Marie. Möge ein jeder mit dem Leben fertig werden, wie er kann und mag.“

„Da ist nichts zu machen,“ dachte er bei sich, und ein Ekel faßte ihn. „Sie ist ein Weib. Gott erbarme sich ihrer.“

Er mußte wohlgefällig lächeln, wenn er sein Leben mit dem ihren verglich. Aber weil er ihr Bruder war und einst ihr Kamerad, that sie ihm leid.

„Sie sind alle so!“ dachte er bei sich — „so — oder anders —, aber immer dasselbe! Liebe, die ein kräftiger Trunk sein soll, ist ihnen Nahrung, die sie verzehrt. Immer das eine — immer trinken. Nichts anderes hat Platz in ihrem Kopf — bis der eine Gedanke alles verschluckt hat — dann der leere Blödsinn.“

Zornig war er und schlug mit einem Stecken im Vorübergehen auf die dichten Büsche.

„Das ist etwas, worüber man mit ihr nicht reden kann,“ dachte er. „Mag sie's haben!“

„Weshalb sagst du nicht, was du sagen wolltest?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Sie wollte reden. Sie wollte sich an ihn hängen und sagen: „Du bist mein Bruder, hilf mir.“

Aber sie fand kein Wort. Eine drückende Scham, eine unbewußte Schmach machte es ihr nicht möglich.

Sie blieb stumm.

Und als er wieder gegangen war, da küßte sie Gras und Kraut in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit, da sang sie so wild lebenshungrig in die Öde hinaus, von keinem Menschenohr gehört.

Die beiden Pfarrersleute lebten wohlgemut und seelenruhig. Es ging ihnen gut. Das Alter ließ sich freundlich an. Sie

waren beide rund und rotbäckig und in ihrem Gott vergnügt. Das Essen schmeckte ihnen.

Allabendlich bekam der Pfarrer seine Pfeife vom lieben Kind gestopft, und es wurde ihm vorgelesen von jungen, herben Lippen, behagliche Dinge, die ihm paßten.

Das gutartige, freundliche Alter, das alles vergessen hat, machte sich im stillen Hause breit und erstickte und überwucherte mit seinem fetten Kraut einen kräftigen Lebenstrieb, der zur Sonne wollte.

Du einsamer Vogel, der im Käfig gefangen sitzt unter dem Menschenvolk und mit deiner Stimme Menschenvolk erfreust, bist nicht einsamer als einsame Jugend zwischen Alter.

„Heiraten sollte unser Kindchen," sagte die Pfarrerin zum öftern — „ja — ja."

„Laß sie, Weib, kommt Zeit, kommt Rat; so gut wie daheim bekommt sie's nirgends wieder," meinte der Pfarrer.

So verstrich eine weiße Stunde um die andere — und die Alten merkten nichts.

Die Einsamkeit und die Öde sogen das junge Leben in sich ein, ohne davon Gewinn zu haben.

Das junge Weib aber konnte all dem nutzlosen Zehren und Saugen nicht widerstehen, sie wurde welk und matt.

Ihr heißes Jugendfeuer war wie ein von keinem Gott empfangenes Opfer, das ungesehn im dichtverwachsnen Garten verbrennt, und auch keinen lieben Menschen gewärmt hatte.

Ihre kluge Seele war erwacht, ohne jemand erfreut zu haben, ihre süße Stimme hatte niemanden getröstet und beglückt, ihr Verstand war eingeschlafen, ohne wach geworden zu sein.

Und einst kam der Bruder wieder mit seinem Weib und mit Kindern, und das alte Pfarrhaus zitterte durch junges Lachen und zärtliche Töne und tollen Jubel.

Und bei Tisch waren die Alten ganz außer dem Häuschen über all das junge Volk, das von ihnen ausgegangen war. Stolz wurden sie, und wichtig kamen sie sich vor, und über die Maßen zufrieden waren sie.

Der Pfarrherr hielt eine vor Rührung überlaufende kleine Familienrede und lobte sein Leben und den alten Gott und sein Weib und den starken, tüchtigen Sohn und dessen Weib und segnete die Enkel, und zu allerletzt pries er es als eine Gnade Gottes und besondere Fürsorge, daß er die Tochter dem stillen Haus erhalten, die Pflegerin der Alten.

„Hoch lebe unser altes Jungferchen, die Anne Marie!"

„Gott segne die ersten Fältchen im lieben Angesicht unseres Kindes!" sagte die Pfarrerin. „Ja — ja, mein Herzel," nickte sie weltfremd schelmisch.

Ein komisches Zucken ging über ein armes Gesicht.

„Verschluckt?" fragte der Pfarrer besorgt.

Und Anne Marie stand auf und stürzte zur Thüre und stürzte hinaus in den dicht verwachsenen Garten, der sie ihr Lebtag vor der Welt verborgen hatte.

Das weite, öde Halmenfeld brandete sanft am mächtigen Laubwall an, der wie aus Bronze gegossen starrte.

Und ins hohe Gras warf sie sich auf ihr Angesicht und weinte nicht und klagte nicht. Sie küßte längst nicht mehr Baum und Kraut in ihrer Verlassenheit. Sie legte sich hin wie eine Tote, die nach nichts mehr faßt, die sich an nichts mehr hält, die mit Mutter Erde nichts mehr gemein hat.

Die Schuhe.

Von

Max Hoffmann.

Mit einer Zeichnung von Hermine von Loefen.

Ein Mädchen iſt hier in dem Hauſe zu ſchau'n,
So zart wie ein blühender Baum,
Sie zählt noch nicht mit in dem Kreiſe der Frau'n,
Denn ſechzehn iſt ſie ja kaum.
Schuh' trägt ſie von hellrotem Saffian
Und Innen blau Seide, Spitzhacken dran.
Trippelditrapp
Hinauf und hinab
Klappert, ihr Schuhchen!
Klippklapp.

Des Morgens früh iſt ſie die erſte heraus,
Schlüpft flink in die Schuhe hinein,
Dann geht ſie, den Korb an dem Arm, aus dem Haus
Und holt für den Tagbedarf ein,
Und naht ſie ſich lachend, mit ſchwebendem Gang,
Wird alles vergnügt, denn ſie lieben den Klang:
Trippelditrapp
Hinauf und hinab
Klappert, ihr Schuhchen!
Klippklapp.

Zwei Füßchen ganz feſt in den Schuhen ſtehn,
Drauf ſchreitet ſie munter dahin,
Und wer ſie ſo leicht und ſo zierlich ſieht gehn,
Dem kommt gleich ein Tanz in den Sinn.
Wen ſtimmte nicht fröhlich ihr friſches Geſicht?
Er iſt wie ein Röschen im Sonnenlicht.
Trippelditrapp
Hinauf und hinab
Klappert, ihr Schuhchen!
Klippklapp.

So klingt es vom Morgen bis ſpät in die Nacht,
Und ob ſie mit Arbeit bepackt,
Und ob ſie nun plaudert, und ob ſie nun lacht,
Stets klappen die Schuhe den Takt.
Bald huſcht ſie wohl einem ins Herz auch hinein,
Der wird dann ihr lieber Pantoffelheld ſein.
Trippelditrapp
Hinauf und hinab
Klappert, ihr Schuhchen!
Klippklapp.

Digitized by Google

Ein französischer Staatsstreich vor hundert Jahren.

Von

Friedr. zur Hellen.

(Abdruck verboten.)

Am 21. Januar 1793 bestieg Ludwig XVI. nach dem Dekret und Urteil der regierenden Jakobinerpartei das Schafott. Aber nur diese jubelte oder vielmehr gab sich den Anschein des Jubels; über Paris lag eine dumpfe unheimliche Stille, die Theater und Veranstaltungen des Abends wurden spärlich besucht, auf den Gewissen lastete der Königsmord. Wenige Jahre später, 1799, erglänzte am Abend des 11. November die Hauptstadt im Lichtermeer einer festlichen Illumination, und ihr Jubel galt — einem neuen Herrn: Napoleon Bonaparte war Konsul. Frankreich hatte den führenden Mann, die persönlich und energisch leitende Gewalthaberschaft an seiner Spitze wiedergefunden, nach der die Nation unter allen Formen immer wieder verlangt und die ihr das Erwünschteste, ja das Angemessenste ist. Nach einem Jahrzehnt der Begeisterung und der Propaganda für die Revolution legte Frankreich müde und überdrüssig die Schlagworte der Volkssouveränität beiseite und offenbarte freudig und festlich sein Einverständnis mit der Einrichtung eines Konsulats, mit der Vergewaltigung der Volksvertretung durch die geliebte und bejubelte Armee, mit dem Siege des Einen über die Herrschaft der Vielen und der Parteien.

Der junge Artillerieoffizier aus Korsika, Napoleone Buonaparte, hatte sich im Jahre 1793 überaus vorteilhaft durch Ratschlag und Erfolg, ja durch eine Art Leitung bei der Belagerung von Toulon ausgezeichnet, welches ebenso wie Lyon und Marseille gegen das Jakobinerregiment der Hauptstadt, den Konvent, im Sinne der Mäßigung revoltiert hatte, mit anderen Worten gegen die amtliche Tyrannei des Mordes aufständisch geworden war. Der 19. Oktober 1793 hatte während dieser Belagerung den tüchtigen jungen Offizier der Republik zum Bataillonskommandanten aufrücken sehen, am 22. Dezember 1793 hieß der Vierundzwanzigjährige bereits Brigadegeneral. Aber erst der „13. Vendémiaire", der 5. Oktober 1795, machte ihn zum allbekannten und zukunftsreichen Manne in Frankreich. Die That dieses Tages war seine Verteidigung des Konvents und der neubeschlossenen Verfassung des Directoire, welches den Konvent ablösen sollte, gegen einen Straßenaufstand, zu welchem sich von beiden Seiten her das niedergehende unzufriedene Jakobinertum und das Royalistentum gegen die mit dem Beschluß der neuen Verfassung siegreich gewordene republikanische Mittelpartei verschworen hatten. Barras, einer der Regierungskommissäre und der an die Spitze der Republik gewählten Direktoren, sollte die Niederwerfung des Aufstandes als Oberbefehlshaber der Armee des Innern leiten; er zog klüglich den jungen Bonaparte als général en second an seine Seite und gab ihm alle Vollmacht. Die Überzahl war bei den Gegnern, da zu ihnen die Mehrheit der durch eine bestimmte Anordnung des Konvents gereizten Bürger und 30 000 Mann Nationalgarden hielten. Aber mit Kartätschen säuberte Bonaparte die Ufer der Seine, auf deren rechter Seite im Tuilerienpalast der Konvent seine Sitzungen hielt, von den Aufständischen der Gasse; dann warf er die Nationalgarde durch die Überlegenheit zurück, welche den Linientruppen der Besitz von Geschützen gab. In der Nacht auf den 6. Oktober sah sich die Regierung gerettet; ihr Dank war, als Barras bei dem nunmehrigen Amtsantritt des fünfköpfigen Direktoriums in dieses überging, sein Ersatz durch Bonaparte als Oberbefehlshaber der Armee des Innern.

Indessen die Stellung, von der sich der Ehrgeiz des Korsen viel höher emportragen zu lassen gedachte, war dies nicht; sie konnte für das seiner selbst bewußte militärische Genie nur eine kriegerische, ein auswärtiges Oberkommando sein. Und in der That, im Februar 1796 hatte Bonaparte auch dieses Ziel erreicht: mit Übergehung mehrerer Vormänner sah er sich an die Spitze des Heeres gestellt, welches in Italien den Krieg gegen Oesterreich und Sardinien zu führen bestimmt war. Es war wesentlich hierfür, daß er unablässig in Vorschlägen und Denkschriften diesen Krieg und dessen Gestaltung

mit überzeugender Kraft theoretisch erörtert hatte, und insofern verdankte er doch auch sich selber dies; aber es war nicht minder wesentlich und vielleicht noch wichtiger, daß er die Witwe Josephine von Beauharnais geheiratet hatte und daß Barras für jene Ernennung eintrat.

Josephinens Witwenstand war durch die Guillotine geschaffen, wie bei all den vielgenannten und durch ihre zweite Ehe in die führenden republikanischen Kreise eintretenden Frauen jener Zeit. Sie war auf der Insel Martinique geboren, wo ihr Vater Beamter war, aber entstammte einer alten französischen Familie, Tascher de la Pagerie. Wenn man sie eine Kreolin nannte, geschah dies mehr aus dem Bestreben, die gewisse Indolenz, die lässige Sinnlichkeit dieser Frau mit dem bräunlichen Teint und den schwarzen Augen und demjenigen äußerlichen Reiz, der ihr eigentlicher war, die Geschmeidigkeit und Grazie ihrer Bewegung und Haltung, in ein charakterisierendes Epitheton zu bringen. Wirklich schön war Josephine nicht, und als Bonaparte die um sechs Jahre Ältere kennen lernte, war sie auch bereits verblüht. Aber sie besaß jenes undefinierbares Etwas, das die Männer zu sich zieht und sie nicht bloß verliebt macht, sondern auch fesselt, sie hatte viel von jenem „Charme", der von Schönheit nicht ohne weiteres abhängig ist und der umgekehrt der letzteren nur zu oft fehlt. Sie besaß ferner die Kunst, ihre eigentliche Unbildung zu verbergen, zu repräsentieren und die große Dame zu sein, was ihr als der ehemaligen Generalin und Vicomtesse des ancien régime sehr viel natürlicher stand, als mancher der Damen des neuen Frankreich. Und überdies war sie ohne Ehrgeiz und Herrschsucht, war ausschließlich Weib und Frau. Gerade einer solchen Gefährtin, einer solchen Ergänzung für die Gesellschaft bedurfte Bonaparte. Ohne es eigentlich sein zu wollen, ist sie von Anfang an durch sich selbst die wirksame Helferin zu seinem Emporkommen geworden.

Ein seltsames Brautpaar und eine seltsame Ehe war es immerhin. Im Jahre 1794, wenige Tage vor Robespierres Sturze, der der Schreckensherrschaft ein Ziel setzte, war der Vicomte von Beauharnais geköpft worden; so war er nun von Josephine „geschieden", was er bei Lebzeiten um einer anderen, einer geringen Frau willen betrieben hatte. Josephine selbst wurde, ganz wie die Récamier, nur durch den Einfluß, den die junge, ebenfalls durch die Guillotine verwitwete Gräfin Therese von Fontenay auf Tallien, ihren späteren Mann, übte, aus dem Kerker befreit und zählte seitdem zu den bekanntesten Erscheinungen des mit dem Bürgerfrieden zu neuer Lebenslust und neuem Leichtsinn erwachten Paris. Was man über sie und ihr weibliches Verhalten in dieser Periode von schlimmen Mitteilungen längst hatte hinnehmen müssen, bestätigen die kürzlich herausgegebenen Denkwürdigkeiten von Barras in mehr als cynischer Weise und in der Hauptsache nur zu glaubhaft, soviel sie sonst aufschneiderisch bemüht sein mögen, die Wichtigkeit der Person Barras' und seiner grundlegenden Gönnerschaft für Napoleon herauszustreichen. Kurz und gut, Barras war nach längerer Intimität dahin gelangt, zu wünschen, daß sie sich anderweitig verheiratete; er sagte Bonaparte: Sie sollten Frau von Beauharnais ehelichen! Dieser hatte ihre Bekanntschaft schon gemacht, übrigens ohne Josephine sonderlich für sich zu interessieren. Den „kleinen schmutzigen Korsen" nannte ihn Barras damals gern mit dem Hochmut ungebildeter Gönner, und in der That war Bonaparte mager, eckig, anscheinend kränkelnd, jedenfalls hypernervös durch Ehrgeiz und Ruhelosigkeit, und seine Mittel waren nur die eines mit (fast wertlosen) Assignaten besoldeten Offiziers. Bei seinem Besuch hatte ihm Josephine, nach ihrem einfach-wirksamen Princip, allen Leuten Annehmlichkeiten zu sagen, viel Schmeichelhaftes über seine militärischen Talente und Verdienste vorgeplaudert. Bonaparte, zu allen Zeiten nach Frauenliebe ebenso heiß verlangend, wie den Damen der Gesellschaft gegenüber verlegen und ungeschickt, war in rascher Verliebtheit von ihr gegangen, und da nun machte ihm Barras jenen unvermittelten Vorschlag. Erst hierdurch begann ihm die vielgenannte Witwe in ihrer Eigenschaft als Dame der ersten Kreise und wichtige Freundin der Machthaber wertvoll zu werden; sie zu heiraten, leuchtete ihm plötzlich unwiderstehlich ein. Zudem: durch eine solche Verehelichung stieg der kleine Adlige von der doch mehr als ethnographische Kuriosität betrachteten Insel Korsika unter die Familienverbindungen des alten aristokra-

tischen Frankreich empor, und so wenig diese Dinge in der Republik der égalité bedeuten durften, so viel begannen sie seit dem 10. Thermidor in dieser Nation der Äußerlichkeiten und der Erscheinungsformen doch mehr und mehr schon wieder zu gelten.

Josephine ihrerseits sah nicht recht ein, weshalb sie diesen Schützling ihres Freundes heiraten sollte. Aus seiner Person machte sie sich nichts, seine stürmische Dringlichkeit erschreckte sie nur, wie sie in demselben Briefe an eine Freundin schildert, in dem sie ihr Unbehagen über die ganze rasch aufgetauchte Angelegenheit darlegt; aber er *wollte* sie überreden, sie besitzen, er bestürmte sie mit den glühendsten Briefen und Werbungen, und solche Frauen, wie sie, geben dann nach. Am 7. März 1796 vollzog das Direktorium seine Ernennung für den italienischen Krieg, am 9. war die standesamtliche Eheschließung, mit Barras und Tallien als Zeugen, am 12. reiste Napoleon ab zur Armee. Es war eine Vernunftehe in jeder Weise, denn wenn er auch verliebt war, so war das eben ein Teil seines Wesens überhaupt. Zur wirklichen Liebe hat es dem ehrgeizverzehrten Manne allezeit ebensowenig gereicht, wie zu wirklicher Wertschätzung der Frauen und zu schönem, ernsthaftem geistigem Frauenverkehr; für beides war er stets viel zu abgelenkt, zu beschäftigt oder zu abgespannt. Aber vieles hat er abgebüßt durch die Eifersucht, die ihn wegen Josephinens Verhalten unmittelbar nach der Heirat und während seiner langen Abwesenheiten qualvoll heimgesucht hat. Erst die Konsulin Bonaparte hat auf der Höhe ihrer socialen Stellung sich frei von Tadel gehalten und nun, des eignen Alterns nur zu bewußt, alle Qualen der Eifersucht und selten vergoltener Zärtlichkeit durch ihn geduldet.

Wenden wir uns von dem wenig erfreulichen, aber damals nur allzu zeitgemäßen Bilde der Anfänge dieser Ehe zu der glanzvollen Weiterentwickelung der öffentlichen Rolle des Generals. In Italien eilt er von Sieg zu Sieg, wird der erobernde Umgestalter dieses Landes, erzwingt den Frieden von Campo Formio, der die belgischen Niederlande mit Frankreich vereint, begründet einen cisalpinischen Freistaat als Tochterrepublik des großen freien Gallien. Und im Jahre darauf führt er, phantastisch und planvoll zugleich, die Waffen Frankreichs nach Ägypten! Er weiß und spricht aus, wenn er, vom Lorbeer eines neuen Alexander umrauscht, aus dem Wunderlande der Pharaonen heimkehrt, dann wird er der durch den Zauber alles Fremdartigen unwiderstehlich gereizten öffentlichen Meinung in Frankreich „sicherer sein als jetzt".

Dessen bedurfte er, denn sein Entschluß, in irgend welcher Form der Herr des neuen Frankreich zu werden, war ebenso fertig, als die regierenden Direktoren ihrerseits begonnen hatten, über diese Absichten nicht mehr in Zweifel zu sein. Die Macht der Popularität, beim Heer und Volk zu werden, was er nur wollte, besaß er in der That, als er, aus dem Orient zurückkehrend, in Fréjus am 9. Oktober 1799 landete; es handelte sich aber noch um die Überwältigung der zur Zeit politisch maßgebenden Faktoren und um die innere Gewinnung der tonangebenden Kreise, die Unschädlichmachung ihrer Abneigung und Eifersucht. Beide Aufgaben hat er mit unvergleichlicher Meisterschaft gelöst; er selbst nannte diese Monate und Jahre später diejenige Zeit seines ganzen Lebens, in der er sich am geschicktesten benommen habe.

Eine heimliche Verständigung mit dem Abbé Sieyès gelang leicht; der aus eignem Ehrgeiz neuerungslustige Politiker bedurfte zur Unterstützung seiner selbstischen Pläne gerade eines populären Generals. Freilich, sobald er ihn gefunden hatte, begann er auch schon einzusehen, daß damit sein eigner Vorrang beiseite geschoben sei. Indessen, er war vor Bonaparte kompromittiert und an diesen gebunden.

Am frühen Morgen des 18. Brumaire, des 9. November 1799, stellte im „Rat der Alten", welcher in der Verfassung des Directoire die erste Kammer bildete, einer der ins Geheimnis Gezogenen den Antrag: die gesetzgebenden Körperschaften zur Sicherung des inneren Friedens nach St. Cloud zu verlegen, den General Bonaparte mit der Durchführung zu beauftragen, die Truppen unter dessen Befehl zu stellen und die Bürger zu seinem Beistande zu verpflichten. Hier im Rat der Alten hatte Sieyès tüchtig vorgearbeitet und durch Einladungen mit falschen Zeitangaben hatte man die Opposition fern gehalten; so ging der Antrag durch. Damit war die Maßregel beschlossen, denn die Verfassung wies die Be-

fugnis, auf diese Weise den Frieden zu sichern, den „Alten“ und zwar ihnen allein zu.

Alsbald danach, um acht Uhr früh, erschien Bonaparte in der Sitzung, übernahm und beschwor den in jenem Beschlusse enthaltenen Auftrag. Die kurze Ansprache, die er damit verband, enthielt, was ja bei harmloserer Sachlage ganz überflüssig gewesen wäre, Definitionen, wie die Republik und ihre bürgerliche Freiheit künftig beschaffen sein würden, er gewährleistete der Nation die Freiheit. So sprach er bereits als Machthaber und Herr der Situation. Das Direktorium ward völlig überrumpelt, um zwei Uhr existierte es nicht mehr. Von seinen Mitgliedern legten Sieyès und Ducos, als im Bunde befindlich, ihr Amt nieder, Barras, aus allen Gönnerhimmeln gestürzt, verstand sich zur Abdankung, die beiden übrigen Direktoren wurden im Luxembourgpalast, dem Regierungssitz, in Gewahrsam gehalten.

In der zweiten Kammer, dem Rate der Fünfhundert, war Napoleons Bruder Lucian kürzlich Präsident geworden; er verlas das Dekret der Alten und hob sogleich ungeachtet alles lauten Widerspruchs die Sitzung auf. Unterdessen verkündeten Proklamationen des neuernannten Diktators der Garnison, er wolle nichts, als die Maßregeln der Alten zum Wohle der Nation durchführen und dieser den Rang zurückgeben, um die sie die Thorheit und Verräterei des Direktoriums gebracht; die Bürger warnte er durch Maueranschläge vor Unruhen und vor Verführung durch Stifter von Unfrieden. In der That blieb Paris ruhig; es wollte auch hier, wie nach einem Worte des zweiten Carnot, des Vaters des Präsidenten, jederzeit, wenn einmal seine großen ersten Erregungen abgekühlt sind, nichts anderes als être gouverné.

Aber bei den Berufspolitikern in den beiden Ratskammern ging es anderen Tags, am 10. November, nunmehr in dem etwas unterhalb von Paris am linken Seineufer gelegenen St. Cloud, stürmisch genug her. Die gestern hinters Licht geführten Opponenten waren jetzt auch im Rat der Alten zugegen, und viele aus der gestrigen raschen Mehrheit waren wieder bedenklich geworden. Da erschien Bonaparte. Man spreche von einem neuen Cäsar, einem Cromwell, sagte er; mit frevlem Unrecht, denn er werde den Oberbefehl niederlegen, sobald er über die Feinde des Rates der Alten gesiegt habe. Wollte er Cäsar sein, so hätte jeder von ihnen das Recht, Brutus zu sein. Aber, so fügte er hinzu, falls hier heute ein Söldling des Auslandes vorzuschlagen wage, ihn zu ächten, so werde diesen der Blitz des Krieges zerschmettern! — Die Bajonette der Truppen blitzten draußen im Schloßhofe.

Dann trat er, das Haupt von dem militärischen Hut entblößt, mit einigen Generalen und Grenadieren in den Rat der Fünfhundert. Hier nun gab es die heftigste Scene. „Bewaffnete im Saal!“ „Nieder mit dem Diktator!“ schrie es ihm in maßloser Wut entgegen, man drängte ihn tumultuarisch zum Ausgange, mit Mühe deckten ihn General Lefebvre und einige Grenadiere. Schon wollte er zu Pferde davoneilen, da erschien Murat, und er faßte wieder Mut. Inzwischen tobten drinnen unter den Fünfhundert die Jakobiner derartig, daß sie selber die Anwendung von Gewalt berechtigt machten: Lucian, persönlich bedroht, sandte um Hilfe, und wieder eindringende Grenadiere befreiten ihn. Das ungewisse Schicksal des Staatsstreichs lag jetzt, da die Dinge auf der Schneide standen, bei den Truppen. Nicht Napoleon, sondern Lucian, der bessere Redner, riß sie fort. Als er zuletzt den Degen auf die Brust Napoleons setzte und schwor, als erster den Bruder niederzustoßen, falls er die Freiheit verrate, da brachen sie enthusiastisch los und stürmten vor gegen die Unterdrücker der Freiheit und der persönlichen Sicherheit da drinnen im Saale; zu den Fenstern flüchteten die Abgeordneten in wilder Eile davon.

Natürlich war der Dolch, der vorher drinnen gegen Napoleon gezückt und von dem Ärmel eines Grenadiers aufgefangen sein sollte, nur eine der vielen Legenden, mit deren Hilfe der bonapartistische Thron errichtet und erhalten worden ist. Aber nun hatte das Volksheer die letzte Scheu vor der geheiligten Souveränität der Volksvertretung überwunden, die Sache seines Lieblings zu der seinen gemacht, das bürgerliche Volk dagegen ging gleichgültig und zufrieden seinen täglichen Geschäften nach. Damit waren die Würfel gefallen. Was am Abend des 19. Brumaire von beiden Kammern sich wieder versammelte, war einverstanden oder leistete keinen Widerstand mehr. Das Direktorium wurde durch Ge-

Die Weber. Nach dem G

mälde von Max Liebermann.

setzesbeschluß für aufgehoben erklärt, das Konsulat, bestehend aus Bonaparte, Sieyès und Ducos, als Vollziehungsausschuß mit Vollmacht für die Wiederherstellung der inneren und äußeren Ruhe eingesetzt. In der Nacht kehrten die Konsuln nach Paris zurück, die neue Regierung hatte ihren Anfang genommen. Der amtliche „Moniteur“ des 20. Brumaire brachte die Veröffentlichung des Geschehenen — und das, wie schon erwähnt, am Abend festlich beleuchtete Paris zeigte, daß das souveräne Volk einverstanden sei, einen neuen Herrn zu haben. Mit einer halben Million Franken jährlichen Gehalts stand Bonaparte an der Spitze einer neuen konstitutionellen Regierung, in deren Form die von ihm und Sieyès rasch ausgearbeitete Verfassung die bisherige hinüberleitete. Er persönlich ernannte gleich einem Monarchen nach seinem Gutdünken und nach seiner Wahl die Mitglieder des Staatsrats, die Minister, Gesandten und die Offiziere des Heeres und der Seewehr. Sieyès und Ducos, beide enttäuscht, legten ihr Amt bald nieder, und die Genügsamkeit und geringe Bedeutung ihrer Nachfolger hob nur noch mehr die Stellung und Omnipotenz Bonaparte's, des „ersten“ Konsuls hervor.

Es war symptomatisch, daß man inmitten der Republik der égalité begann, die Bürgerin Bonaparte: Madame Bonaparte zu nennen. In der Umgebung des ersten Konsuls scheut man sich nicht mehr, zu ironisieren über die Großthaten der Revolution, nennt sie Barbarei, Borniertheit und Geschwätz. Nicht mehr die Freiheit, sondern die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist die öffentlich ausgegebene Losung dieser neuen Regierung, und ganz Frankreich jauchzt ihr das Wort von der „Eroberung des Friedens“ nach. Unbekümmert unterdrückt man im Januar 1800 sechzig der bestehenden 73 Zeitungen und verbietet Neugründungen, beides wiederum unter dem Beifall des parteilosen Publikums. Aber man reorganisiert auch den zerrütteten Staat wirtschaftlich und finanziell mit überraschender Schnelligkeit und gibt ihm neue bürgerliche Gesetze in Gestalt der berühmten codes Napoléon. Im Februar 1800 wagt es Napoleon, aus dem Regierungspalast, dem Luxembourg, überzusiedeln in das Königsschloß der Tuilerien und die Gemächer Ludwigs XVI. zu beziehen. Und mit welchem Pomp zieht der Beamte der Republik über die Seine! Vor dem Wagen die sechs Schimmel, die ihm Kaiser Franz geschenkt, auf dem ganzen Wege durch Truppenaufstellungen geleitet, die Menge aber jauchzt dem lange entbehrten königlichen Schauspiel stürmischen Beifall. Kurz darauf läßt Napoleon die beiden Freiheitsbäume fällen, welche die Republik auf dem einstigen Carousselplatz im Hofe der Tuilerien gepflanzt hatte — die Freiheit und ihre Wahrzeichen verschwinden, und an die Stelle der liberté setzt Napoleon das alte keltoromanische Lieblingsspielzeug wieder, das Schlagwort, mit dem auch Ludwig XIV. die Nation zum Absolutismus geführt: die gloire.

Napoleon stellt einen Ceremonienmeister nebst Palastbeamten an, beginnt bei seinen Gesellschaften Cercle zu halten. Ehe dieser stattfindet, erblicken ihn die Gäste seiner Empfänge im letzten Raum der Zimmerflucht beim Kartenspiel mit seiner Frau, seiner Stieftochter und dem Kapitän der Konsulgarde: genau so spielte früher an demselben Tisch der König mit der Königin, einer Prinzessin und dem Hauptmann der Leibgarde. Nicht Madame Bonaparte oder eine andere Dame, sondern der erste Konsul nimmt, wie einst der König, den bevorzugtesten Platz ein. — Er erfindet das Wetterglück der Herrscher, um nicht schon zu sagen das Kaiserwetter; er hat thatsächlich durchweg Glück, die Pariser sagen: il commande aux éléments — warum nicht auch ihnen? Das Unbehagen und das Zögern der oberen republikanischen Kreise erstickt er in der unablässigen und interessanten Geselligkeit der Tuilerien, die Menge beschäftigt er durch militärische Schauspiele und angeblich republikanische Feste.

In der wirkungsvollen Pose des neuen Hannibal geht er mit den Truppen über den Großen St. Bernhard, und als Sieger von Marengo bringt er neue Erfolge, neue Erwerbungen und den viel versprochenen äußeren Frieden zurück, welcher (1801) zu Lunéville diplomatisch zu Ende geführt wird. Paris sieht die Zeiten ruhigen bürgerlichen Erwerbs zurückgekehrt, und im übrigen schwimmt es in Gloire und Vergnügung, dankt sie entzückt dem großen Veranstalter beider. Die Provinz aber hätte sich,

wie jederzeit in Frankreich, der Tölpelhaftigkeit und Zurückgebliebenheit bezichtigt, hätte sie öffentlich gewagt, selber etwas finden oder meinen zu wollen, anstatt ängstlich auf die Paroleausgabe der Hauptstadt zu achten. Durch eine Pyramide von übereinander geordneten Diktaturen, deren oberste er selber inne hat, regiert Bonaparte die Stadt und die Nation mit der Schroffheit des Absolutismus; das Polizeisystem Fouchés sichert mit drakonischer Strenge, mit allen Mitteln der Unterdrückung und der Deportation den ungestörten Gang dieser diktatorischen Staatsmaschinerie. Das eigentliche Volk hat überdies mit der kleinen Anzahl der Politiciens, der Politikmacher aus Selbstsucht, Neigung oder Beruf, längst jede Fühlung wieder verloren; ihm ist es weitaus am liebsten, wenn Einer zu sagen hat, anstatt vieler, wenn Bonaparte alles Regieren ohne viel Umstände und Geräusch allein besorgt. Im übrigen witzelt man: ein gutes Diner beim ersten Konsul sei immerhin wohlschmeckender als die Spartanersuppe der Bürgertugend, oder man raunt sich verständisvoll zu, eigentlich sei die alte französische Königszeit der Galanterie, des heiteren Lebensgenusses ohne lästige Principien, der großen höfischen Prunkaufführungen und Schauspiele, der Gnadengehalte und der — Ordensauszeichnungen doch gar nicht so ohne gewesen. Kurzum, der Überdruß an der Revolution ist gerade so groß, wie einst der revolutionäre Eifer gewesen war.

Aber das Konsulat sorgt schon schon für Feste und für die vermißte „gaieté." Auf seinen Reisen in der Provinz, auf der Heimkehr aus dem Feldlager zieht Bonaparte gleich einem triumphierenden römischen Imperator in die französischen Städte ein, bekränzte schöne Frauen im Gewande der Antike geleiten seinen Wagen. Schon im Fasching von 1800 hat das Konsulat die Maskenbälle in der großen Oper wieder eröffnet, die seit der Schreckensherrschaft von selber aufgehört hatten, da der burleske Humor die Censur des Fallbeils nicht wohl verträgt und jede verkleidete Abweichung von dem offiziellen Modekostüm der Republik als politischer Widerspruch, als royalistische Demonstration gedeutet werden konnte. Napoleon hatte die Wiederentfesselung des Faschinghumors gewagt, und das Ergebnis waren dankbare Ovationen des fröhlichen Paris. Den Maskenbällen folgten — so geringfügig das einzelne scheinen mag, alles dies ist als Station am Wege der Reaktion gegen die Revolution von Bedeutung — die Ostereier, die Musikaufführungen in den Kirchen, die Oratorien, dann das Konkordat mit Rom (1801), die Wiederherstellung des christlich-katholischen Frankreich an Stelle der republikanischen „Vernunftreligion". Ferner ward die Ehrenlegion gestiftet, die Knopflöcher zerfielen wieder unbrüderlich genug in dekorierte und undekorierte oder vielmehr dekorationsbedürftige; auch durch das Eindringen der Rangordnung des Heeres in die Gesellschaft wurde die égalité fortschreitend durchbrochen und aufgehoben. Napoleon empfing einen König als Gast, den jungen Ludwig von Parma, den er für eine Episode zum König von Etrurien gemacht hatte, und Paris empfand keine Peinlichkeit mehr, den Bourbonen, der überdies von habsburgischer Seite her Neffe Marie Antoinettes war, zu begrüßen. Auch die Emigranten, die ins Ausland geflohenen Mitglieder der alten Adelsfamilien kehrten zurück. Sie fanden ihre alten Hotels im Fauburg St. Germain und ihre Güter konfisciert und in der Hand neuer Besitzer, aber sie kamen mit allen Ansprüchen ihrer einstigen Stellung zurück und sie fingierten, obwohl arm wie die Kirchenmäuse, gesellschaftlich das Weiterbestehen der alten Zeit; sie machten der Vicomtesse de Beauharnais als führenden Dame ihren Besuch, aber ihren derzeitigen Gemahl suchten sie verletzend zu schneiden. Napoleon ließ es nicht merken, wie sehr er sich ärgerte, und lachte möglichst viel über sie; im übrigen war ihm die Rückkehr dieser antijakobinischen Kreise erwünscht und unentbehrlich. Er begann schon, sich im voraus diejenigen auszulesen, aus welchen er seinen Hofstaat zusammensetzen konnte; er brauchte die alten Royalisten auch sonst gesellschaftlich; seine Beobachter erzählen uns, wie der Ton von selbst gefügig ceremoniös wurde, wenn Leute des ancien régime anwesend waren. Und dann bereitete es der Seele des emporgekommenen Mannes doch auch eine rein individuelle Genugthuung, sich mit diesen Aristokraten unterhalten und umgeben zu können; mit Vorliebe sprach er ihnen von heraldischen und genealogischen Liebhabereien und erinnerte, wie rein zufällig, an sein eigenes korsisches Adelswappen. Natürlich,

wenn er sich dann zu der nächststehenden horchenden Gruppe von neuen Leuten weiter wandte, lachte er spöttisch über die unverbesserlichen Herren einer verschollenen Zeit und sagte wohl: „Wenn ich einen Adel besitze, so datiert er aus den Schlachten von Arcole und Marengo.“ Aber so gab er doch auch hier zu verstehen, daß ein Adel existiere.

Dann erschienen 1802 Flugschriften und Zeitungsartikel, die von der schuldigen Nationaldankbarkeit gegen den ersten Konsul sprachen und aufforderten, diesen in den Stand zu setzen, dem Vaterlande dauernd zu dienen. Es war der Vorschlag des lebenslänglichen Konsulats. Mit Hilfe Lucians spielte man die Frage vom Votum des Senats an das Plebiscit, von den Politiciens an das souveräne Volk hinüber. Und von den 3 577 379 Bürgern, die zur Abstimmung erschienen, stimmten 3 568 885 für die Lebenslängtichkeit: Bonaparte war anerkannter und legitimierter Herrscher von Frankreich, die Monarchie öffentlich unter einem neuen Namen zurückgekehrt. In den Tuilerien, wie in dem herrtichen weiten, parkumgebenen Schlosse von St. Cloud, welches Napoleon fortab für die Sommermonate bezog, ward der Hofhalt eines Souveräns eingerichtet; die Titel, die Bezeichnungen der alten Zeit wurden gutenteils erneuert, die der Revolution — wie z. B. Palais d'Égalité anstatt Palais royal — wurden vergessen und ausgelacht. Es war bezeichnend, daß man über Leute spottete, welche, obschon in maßgebenden Stellungen befindtich, die Formen der alten Aristokratie nicht besaßen oder sie verschmähten. Auch das übrige offizielle Europa begann mit dem lebenslänglichen Konsul wie mit einem Souverän zu verkehren; seine vornehmsten Familien übernahmen mit Freuden die diplomatische Vertretung ihrer Höfe bei der nur noch nominellen französischen Republik: die Metternich, die Newcastle, die Dolgorucki. Und über all dem eigenartigen Gemisch aus alter und neuer, royalistischer und konsularischer Zeit, welches den Herrscher der Tuilerien und St. Clouds umgab, regierte der Zwang einer höfischen, auf die Erhöhung des Einen allein zugeschnittenen Etikette, wie sie setbst unter Ludwig XIV. nicht rigoroser gehandhabt worden war. Die Hauptsache war geschehen, war erreicht; es war inhalttich nur noch eine, allerdings krönend abschließende Form, wenn 1804 der Senat dem Konsul die Kaiserwürde bot. Von ihr hatte Bonaparte seit 1802 voll hochfliegendster Eroberungspläne gesprochen: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa sein, als bis es unter einem Kaiser steht, der die Könige zu seinen Beamten zählt.“ Nicht dies hoffte oder wollte Frankreich, als es nunmehr 1804, abermals durch Plebiscit, das Kaisertum oder vielmehr dessen Erblichkeit (denn nur darum war es befragt) bestätigte. Der Kriegslorbeeren war die Nation derzeit nur allzu müde, und Napoleon war auch gar nicht mehr derart populär, wie früher; mit dem Prozesse Moreaus, mit der Ermordung des Herzogs von Enghien hatten die Wotken begonnen, über seinen einst so strahtenden Gtücksstern zu ziehen. Vielmehr wollte Frankreich Beruhigung, Stetigkeit und deren Dauer; es hoffte gerade letztere, erhoffte die Ausschließung fernerer aufregender Machtkämpfe von der Wiedererrichtung dessen, was den Monarchien eigentümlich ist, der allen Zweifeln entrückten Erblichkeit; es hoffte sie von einer — obwohl Bonaparte bisher nur Stiefkinder besaß — doch irgendwie zu errichtenden und gesetzlich festzustellenden Dynastie. Was die Nation verkannte, war, daß nur in der gtoire, in der steten Wiedererneuerung des kriegerischen Erfolges, der Cäsarismus und sein großer Vertreter ihre Befriedigung und ihre Sicherung nach außen und innen zu erblicken vermochten.

Heute ist Frankreich seiner Politiciens reichlich so überdrüssig wie vor 100 Jahren; mit Achselzucken oder mit Widerwillen sprechen ernsthafte Franzosen von der Politik und von denen in Paris, welche sie machen und aus dem trüben Sumpf des politischen Wirrsals die Netze des Eigennutzes mit Beute aufs Trockne ziehen. Indessen die vergangenen 100 Jahre haben nichts unterlassen, um auch die Restauration, um das Königtum nach altem Stil wie das des orleanistischen Juste-Milieu und den Bonapartismus dazu aufs entschiedenste bei der Nation zu diskreditieren. Man gibt für die Republik nicht viel, aber man hat sich in weiten Schichten während eines Menschenalters doch vielfach an sie als etwas Selbstverständliches gewöhnt, und sie scheint noch am ehesten den Frieden mit dem Auslande zu gewährleisten, wonach das Land verlangt — womit durchaus nicht bestritten werden

ſoll, daß jeder Hetzartikel den Nummernabſatz der Tageszeitungen auf den ſenſationsluſternen Boulevards ins Rieſige ſteigert, und daß die wirklich oder vermeintlich gereizte Ehre Frankreichs ſich ein andermal vielleicht nicht wieder ſo ſelbſtverleugnend beſcheiden wird, wie kürzlich gegenüber England. An Prätendenten mancherlei Art fehlt es nicht, und man würde, ehrlich gefragt, vielleicht trotz allem lieber Einen ſatt machen, um ihn dann zu behalten, als die immer aufs neue an die Fleiſchtöpfe der Regierung ſich drängenden Kameraderien. Aber die Gefahr, die die Prätendenten bringen, iſt eben unter Umſtänden auch ihr Hebel zur Befeſtigung — der Krieg. Und dann: keiner von ihnen iſt ein Napoleon. Vor 100 Jahren fand in all ſeiner Erſchöpfung Frankreich, wenn man es dazu aufrief und begeiſterte, doch immer wieder den Mut und die ſtolze Luſt, unter Führung eines wirklichen Kriegshelden die Welt ſeinen Waffen und ſeinen Ideen zu erobern; das heutige Frankreich verzweifelt faſt, aus dem hemmenden inneren Wirrſal noch wieder herauszukommen, es ſieht nur Unſchlüſſigkeit und Unzulänglichkeit, von denen nichts zu erwarten iſt, und niemanden, dem zuliebe es ſich aufraffen möchte. Wahrlich, es kann kaum etwas Trübſeligeres im Völkerleben geſchehen, als wenn eine ganze, große, geſchichtsſtolze Nation zur Charakteriſtik ihrer heutigen Lage nichts anderes zu ſagen weiß, als das inhaltsleere Wort der Reſignation: — Fin de siecle.

Uhlands Frühlingslied.

Die Lampe gießt ihr ſtilles Licht
Auf eines Buches weiße Blätter
Und überleuchtet ein Gedicht,
Draus blüht und ſprüht ein Frühlingswetter.

Das tante Kniſtern im Kamin,
Das winterliche Muſizieren,
Iſt zu den Frühlingsmelodien
Ein wunderliches Harfenieren.

Da ſitz' ich nun in lauter Bluſt
Und labe mich an ſüßen Düften,
Und draußen ſchläft die Blumenluſt
Schon längſt in den gefrornen Grüften.

Und der einſt mit Poetenliſt
Den flüchtigen Frühling eingefangen,
Daß er nun ewig blühend iſt,
Auch er iſt ſchlafen längſt gegangen.

Wär' nicht zu weit der Wanderpfad,
Ich ſchaufelte den Schnee, den loſen,
Vom Hügel ihm und legte grad
Aufs Herz ihm einen Kranz von Roſen.

Doch iſt er nicht darum in Not,
Man braucht ſich nicht um ihn zu bücken,
Der ſelige Mann kann noch im Tod
Sich ſelbſt die ſchönſten Kränze pflücken.

Und wo ſein Lied den Funken gab,
Davon zwei Wangen heller glühen,
Da ſteigt er ſtill aus ſeinem Grab,
Beglückt, wie ſeine Roſen blühen.

Du ſiehſt ihn nicht und hörſt ihn nicht,
Du ſpürſt nur ſeines Geiſtes Weben,
Und über dich und ſein Gedicht
Wacht leuchtend ein unſterblich Leben.

Guſtav Falke.

Leoparden aus dem Tempel von Benin. Silbernes Scepter des Königs Behanzin von Dahomey. (Im Besitz des deutschen Kaisers.)

Die Entdeckung der Bronzegötter von Benin.

Von

R. Frauz.

Mit fünf Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Kunstbestrebungen der Völker des mittleren und südlichen Afrika haben bisher fast allein bei den Forschern auf dem Gebiet der Völkerkunde Interesse erregt. Der ohne tieferes Wissen auf diesem Gebiet an die Schnitzereien, Metallsachen und Malereien der verschiedenen Negerstämme herantretende Beschauer fühlt sich durch das Unbeholfene der Technik, die karrikaturenhaften Formen und den Mangel eigner Gedanken meist abgestoßen. Wo einmal unter diesen Völkern sich etwas geschmackvoller gearbeitete Gegenstände finden, läßt sich meist nachweisen, daß sie unter dem Einflusse der Ägypter, Araber oder gar von Europäern entstanden sind. Die älteren Reiseschriftsteller haben zwar Wunderdinge von der Kultur einzelner afrikanischer Reiche, wie besonders des Landes des Erzpriesters Johannes, des Goldlandes Monomotapa und des Königreichs Kongo berichtet. Bei näherer Forschung haben sich aber alle diese Nachrichten wenig bestätigt gefunden. Man weiß heut, daß in dem sogenannten Monomotapa nur die spärlichen Reste einer viel älteren, wahrscheinlich asiatischen Kultur vorhanden sind, daß Abessynien, das Reich des Erzpriesters, niemals eine hohe eigne Kultur besessen hat, und daß am Kongo wohl schwerlich je viel größere Gesittung als gegenwärtig zu Hause war. Es ist daher begreiflich, daß man auch anderen Nachrichten älterer Schriftsteller über afrikanische Kunstwerke keine Bedeutung mehr beigemessen hat.

Derartige Nachrichten lagen besonders über das Reich Benin am Unterlaufe des Nigerstromes vor. Der holländische Arzt Dapper, welcher eine Reihe umfangreicher geographischer Werke verfaßt hat, entwarf im Jahre 1668 von der Hauptstadt dieses Reiches eine glänzende Schilderung. Nicht nur sollten danach ihre Straßen breit und sauber wie in einer holländischen Stadt und die Wohnhäuser geräumig und sehr bequem sein, sondern der Palast des Königs sollte

an Größe die Stadt Haarlem erreichen. Im Innern sollte er große hölzerne Galerien enthalten, deren Pfeiler mit gegossenen Kupferplatten bekleidet seien, worauf sich Abbildungen von Kriegsthaten und Schlachten befänden. Dapper erzählte außerdem, daß die Häuser meist Türmchen besäßen, auf deren Spitze kupferne Vögel mit ausgebreiteten Flügeln angebracht wären. Er fügte hinzu, daß diese Vögel „zeer konstigh na't leven uitgehouwen"*) wären.

Diese und ähnliche Nachrichten scheinen den Anlaß für die Holländer gegeben zu haben, sich nach den Verhältnissen von Benin eingehender zu erkundigen. Ein Kaufmann van Nyendael wurde zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts dorthin gesandt, und er berichtete in einem Briefe vom 1. September 1702 sehr ausführlich über die Lage der Dinge nach Hause. Benin sei bei seinem Besuche kaum mehr als ein Dorf gewesen. Der größte Teil der Stadt liege infolge von Bürgerkriegen in Trümmern. Auch der allerdings umfangreiche, aus vielen Galerien und Höfen zusammengesetzte Palast sei teilweise zerstört, ohne daß jemand an Wiederaufbau denke. Die Kupferplatten an den Galerien hat Nyendael gesehen. Er meinte aber, sie seien so schlecht gearbeitet, daß sich kaum unterscheiden lasse, ob darauf Menschen oder Tiere dargestellt seien. Seine Führer hätten allerdings Soldaten, Kaufleute, Jäger ꝛc. auf den Platten zu erkennen behauptet. Ebensowenig Eindruck haben ihm andere Kupferarbeiten gemacht, welche ihm im Palast gezeigt wurden, nämlich elf Menschenköpfe aus Kupfer, deren jeder einen Elefantenzahn trug. Diese wie eine Anzahl anderer geschnitzter Elefantenzähne, die auf elfenbeinernen Füßen am Königsthron standen, bezeichnete er als die Hausgötter des Königs. Achtung flößten dem Reisenden nur zwei große kupferne Schlangen ein, die über zwei inneren Palastthoren auf 60—70 Fuß hohen Türmen mit herabhängendem Kopf angebracht waren. Er schrieb, daß diese Schlangen sehr gut gegossen oder ausgehauen und das Schönste seien, das er in Benin gesehen habe. — Von den kupfernen Vögeln auf den Dachtürmen meldete Nyendael nichts. Die damalige Kunstfertigkeit der Eingeborenen schlug er außerordentlich niedrig an; er fand sie ganz auf dem Niveau anderer Negerstämme stehend.

Weder Dapper noch Nyendael äußern eine Vermutung über die Herkunft der von ihnen beschriebenen Kunstwerke. Sie scheinen angenommen zu haben, daß sie aus einer älteren Zeit des Landes stammten. Daß Benin einstmals eine größere Blüte besessen hat, dafür sprechen allerdings die Berichte der portugiesischen Missionare, wonach ein König im XVI. Jahrhundert getauft gewesen sein und eine Portugiesin geheiratet haben soll! — Trotz der den Eindruck der Wahrheit machenden erwähnten Schilderungen hat man indessen ihnen später ebensowenig Glaubwürdigkeit beigemessen wie anderen afrikanischen Nachrichten. Was von Benin noch verlautete, war auch nicht sehr verlockend. Es war nicht nur ein Hauptort für den Sklavenhandel, sondern es genoß auch den schlimmsten Ruf als Sitz großer regelmäßiger Menschenopfer, welche den gefürchteten Göttern seines Tempels dargebracht wurden. Weißen wurde seitens der Be-

*) sehr künstlich nach dem Leben gebildet.

Geschnitzter Elfenbeinzahn, zwei geschmückte Frauenköpfe nebst Figurengruppe.

wohner seit undenklichen Zeiten das Betreten der Stadt überhaupt nicht gestattet!

Um so verblüffender wirkt die Thatsache, daß jetzt, mehrere Jahrhunderte nach dem Zeitpunkte der Abfassung der Berichte Dappers und Nyendaels, die von ihnen beschriebenen Gegenstände unversehrt aufgefunden und nach Europa geschafft worden sind, und daß der Augenschein ergibt, daß damit die Reste einer ganz ungeahnten bedeutenden Kultur entdeckt sind!

Die Veranlassung zu diesem außerordentlichen Funde hat die Niedermetzelung einer Expedition gegeben, welche die englische Regierung Anfang 1896 in friedlichster Absicht nach Benin sandte. Ein englischer Generalkonsul, zwei Vicekonsuln, verschiedene Offiziere und einige Hundert schwarze Musiker und Träger büßten bei dem unvermuteten Überfall durch die Beninleute ihr Leben ein. Die gefangenen Schwarzen sind von den Fetischpriestern grausam zu Tode gemartert worden. Auf die Schilderungen hin, welche die zwei einzigen überlebenden Teilnehmer des Zuges entwarfen, entschloß sich die englische Regierung, an der Stadt Benin ein Exempel zu statuieren und den Eingeborenen jener Gegenden für alle Zeiten eine Warnung zu teil werden zu lassen. Ohne Rücksicht auf die Kosten wurde während des Winters 1896/97 eine ansehnliche Truppenmacht in Lagos versammelt und Mitte Februar nach sorgfältiger Vorbereitung ein Feldzug gegen Benin ins Werk gesetzt. Am 18. Februar wurde die Hauptstadt erreicht und mit stürmender Hand genommen. Die Einwohner flüchteten nach kurzer Gegenwehr ins unzugängliche Innere.

Reliefplatten in Kupfer mit figürlichen Darstellungen nebst Frauenkopf.

Den siegreichen Engländern bot sich in der eroberten Stadt ein furchtbares Bild. Rings um die Mauern, auf denen Menschenköpfe staken, hingen an hohen Bäumen die Leichname Gekreuzigter. In den Straßen lagen oft haufenweise Tote. Es waren Menschenopfer, welche während des Kampfes von den Fetischpriestern dargebracht worden waren, um den Zorn der mächtigen Bronzegötter des Tempels zu versöhnen. An einer Stelle fand man 120 Geopferte, alle Straßen schwammen in Blut. Am fürchterlichsten war das von den Priestern angerichtete Blutbad im Tempel, dem bis dahin so ängstlich vor fremden Augen gehüteten Heiligtum. Es war den Priestern in der Eile der Flucht aber nicht gelungen, die schweren Götzenbilder zu retten. So fanden denn die Sieger hier eine Fülle unvermuteter Gegenstände, deren Bedeutung sie allerdings nicht zu würdigen wußten. Zunächst zeigten sich an den Lehmwänden des Gebäudes kupferne Platten mit erhaben gearbeiteten Darstellungen von Menschen, Tieren, Bäumen. Dann entdeckte man eine Anzahl großer aus Bronze gearbeiteter Tiergestalten, Leoparden und dergleichen. Man fand auch zwei ganz aus Elfenbein geschnitzte Leoparden und Massen sorgsam mit Reliefdarstellungen geschmückter Elefantenzähne. Das Eigenartigste aber war eine Anzahl überlebensgroßer Köpfe aus Metall, die zum Teil oben einen Elefantenzahn trugen, zum Teil mit Korallen und Perlen gefüllt waren.

Die Offiziere ließen alle diese Gegen-

Der König, von zwei Sklaven begleitet. Beninische Staatsruder und Bronzeköpfe.

stände vor der Hütte des Häuptlings auf einen Haufen legen, um sie von da nach der Küste schaffen zu lassen. Während der Nacht schlugen sich aber einige fanatische Beninleute ins englische Lager, zündeten verschiedene Häuser an und schleppten bei der durch den Brand entstehenden Verwirrung die heiligen Gegenstände so weit wie möglich in den Busch, wo die Priester sie in Empfang nahmen und weiter beförderten. Nur ein kleiner Teil der Sachen und die Gegenstände, welche sich nachträglich noch in der Stadt fanden, verblieben in den Händen der Engländer. Ein Teil davon wurde nach London gesandt, wo er große Verwunderung erregte. Der Rest wurde von den Teilnehmern am Zuge in Lagos oder England billig verschleudert.

Unter den Männern, welche zuerst die Bedeutung der in Benin entdeckten Bronzen erkannten, befand sich der deutsche Kaufmann Eduard Schmidt in Lagos, welcher dort seit mehr als einem Jahrzehnt auch die konsularische Vertretung des Deutschen Reiches ausübt. Schmidt, ein geborener Berliner, welcher zu Beginn der deutschen Kolonialbewegung es verhindert hat, daß Kamerun den Engländern in die Hände fiel und dem Deutschland in erster Linie diesen Besitz verdankt, kaufte alles auf, was von den Beutestücken auf den Markt kam, und schenkte die wertvollen Gegenstände dem Berliner Museum für Völkerkunde. Als er von diesem hörte, daß seine Vermutungen richtig seien und daß den Beninsachen ein ganz ausnahmsweiser Wert zukomme, begann er sich vorsichtig nach dem Verbleib der durch die Fetischpriester geretteten Götzen zu erkundigen. Dank seiner Umsicht und Beliebtheit gelang es ihm, durch Eingeborene festzustellen, daß die Bronzen nicht, wie man in England annahm, vernichtet seien, sondern sich bei dem geflüchteten König von Benin in Ado, einem Ort des Innern, befänden. Dahin sandte er einige schwarze Vertrauensmänner, und es glückte ihm Anfang 1898, alle vorhandenen Götzenbilder, an deren Macht die geschlagenen Neger nicht mehr glaubten, für sich zu erwerben. Er hat diese in ihrer Art einzig dastehende Sammlung zuerst im Hamburger Museum ausgestellt, jetzt aber dem Berliner Museum für Völkerkunde überwiesen, in dem die Beninsachen dem Publikum zugänglich gemacht sind

Es befinden sich in dieser Sammlung nicht allein eine große Zahl der bronzenen Menschenköpfe und geschnitzten Elefantenzähne, sondern auch eine Menge der Reliefplatten, ganze Gruppen aus Bronze und vor allem vorzüglich gearbeitete Tiere. Zwei große Hähne, welche auf Hausdächern befestigt gewesen sein sollen, und zwei Leoparden verraten eine geradezu überraschende Kunstfertigkeit. Mit das Merkwürdigste dürften aber die Köpfe der beiden großen metallenen Schlangen sein, welche Nyendael seinerzeit im Königspalast gesehen hat. Sie sind so vortrefflich gegossen, daß es kein heutiger Künstler besser vermöchte. Über den Verbleib der Schlangenkörper ist leider noch nichts ermittelt. Die Köpfe, welche vermutlich Porträts früherer Königinnen

darstellen sollen, sind mit verschiedenem und eigenartigem Kopf- und Halsschmuck geziert. Einige sind von solcher Lebenswahrheit, daß man kaum zu glauben vermag, es mit jahrhundertealten Arbeiten eines verkommenen Negerstammes zu thun zu haben. Sie reihen sich direkt den besten ägyptischen Kunstwerken an und sind mit einem wahrhaft verblüffenden technischen Geschick gearbeitet. Wann sie entstanden sind, welchem Stamme die Künstler eigentlich angehört haben, welcher Art die gesamte Kultur Benins zur Zeit ihrer Entstehung war, wird so bald nicht enträtselt werden. Die Figuren der Reliefplatten, welche auf den heutigen Beschauer entschieden mehr Eindruck als auf den alten Ryendael machen, tragen meist das Kostüm der Europäer des XVI. Jahrhunderts. Doch verraten die Köpfe und Tiere eine größere Kunst als die Platten und sind daher vielleicht noch älter!

Abgesehen von den erwähnten Funden, ist es Konsul Schmidt geglückt, in den Besitz eines anderen sehr merkwürdigen westafrikanischen Kunstwerks zu gelangen, nämlich des silbernen Scepters der Könige von Dahomey. Der letzte dieser Herrscher, Behanzin, hatte dieses sonst ängstlich gehütete Herrschaftszeichen der Gesandtschaft mitgegeben, welche er nach Beginn des Einfalls der Franzosen nach Paris sandte. Die Mission fand in Paris alle Thüren verschlossen. Als sie nach Afrika heimkehrte, war Behanzin gefangen und sein Reich erobert. Die Gesandten suchten daher auf englischem Gebiet ein Asyl. Schmidt, der von dem in ihrem Besitz befindlichen Scepter hörte, kaufte ihnen das einer Schlange nachgebildete Wertstück ab in der Absicht, es in die Hand Kaiser Wilhelms zu legen.

Kaiser Wilhelm II. hat, wie zum Schluß erwähnt sein möge, im Sommer vorigen Jahres das Scepter und die zwei großen aus Benin stammenden Bronzeleoparden von Konsul Schmidt in einer Audienz entgegenzunehmen geruht und hat den erwähnten glücklichen Finder durch Verleihung des Roten Adlerordens ausgezeichnet.

Königin, auf einem Ausgang von ihren Dienerinnen begleitet. Hähne und Frauenköpfe.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Jeder deutsche Gau hat für ein Poetenherz seinen eignen Reiz. Sollte aber doch einmal eine Umfrage bei unseren Dichtern gehalten werden, welchem Landstrich dichterisch der erste Preis gebühre, so würde, wie ich glaube, das Maselthal die meisten Stimmen finden. In ihm vereint sich alles, was den Poeten mit einem Ruck über die Alltäglichkeit hinaushebt. Landschaft, Geschichte, reizvolle Menschlichkeit. Der grüne, silbrigklare Fluß, an dessen Ufer die in den Tagen der Urwelt getürmten Schieferfelsen sich hinziehen, jeder Fels mit einem dichten Rankenwerk von Weinreben überspannen. Weiter hinein ins Land waldbebuschte Höhen, in deren Schluchten es von Quellen und Bächen rieselt, indes auf den Gipfeln Schlösser, Burgruinen und Kapellen, bald düster, bald leuchtend und farbenschimmernd ragen. Auf dem Flusse ein frisches Leben und Treiben allüberall; am Gestade altersgraue Städtchen, in deren Gassen es von Wein duftet; hin und wieder an der Gartenmauer eine Laube, aus der lachende Mägdlein den Wanderer grüßen. Und Nähe und Ferne umwittert vom Hauch großer Erinnerungen. Auf demselben Wege, auf dem der Kärrner heut sein Ochsengespann treibt, zogen einst römische Legionen, wandernde Germanenstämme dem Westen zu. Trotz der bewegten Vergangenheit aber noch so viel Unberührtes, Jungfräuliches in Natur und Menschensein, jener Zauber des Dämmerhaften, Weltabgeschiedenen, der dem Rheingau nur noch in einzelnen Seitenthälern erhalten geblieben ist. Nach all dem sollte man meinen, das Moselland müsse längst in einem Hohelied der Poesie verherrlicht sein. An Sängern hat es ihm denn auch zu keiner Zeit gefehlt. In den Spättagen der römischen Kultur dichtete Decimus Ausanius seine „Mosella“, Venantius Fortunatus sein „navigium“, beides anmutige, wenn auch stark akademische Schilderungen einer Moselfahrt. Aber was in deutscher Sprache bislang zum Preis der Mosel erklungen ist, hat fast durchweg ein dilettantisches Gepräge; an die Rheinlieder reicht keins der Maselieder heran. Diese Thatsache, die schier unverständlich ist für den, der den Zauber des Bernkasteler Doktors, des Uerziger Herrlay, des Josephhöfers und Throner Hofbergs empfunden, hat die wackeren Mannen des Moselthals seit langem und mit Fug verdrossen. Wiederholt haben sie versucht, mit sanfter Gewalt und huldreiger Lockung die Poesie in den Dienst ihres Weinlandes zu zwingen. Schon 1816 wagten sie ein Fuder Enkirchener Jungfernweins daran und setzten es als Preis für das trefflichste Moselied aus. Entweder war jedoch 1846 überhaupt ein böses Poesiejahr, aber die Preisrichter hatten keine Zunge für dichterisches Gewächs, — jedenfalls war das gekrönte Lied ein sehr wässeriges und saures Produkt. Etwas besseren Erfolg hatte ein zweites Preisausschreiben fünfzig Jahre später. Immerhin duftet und leuchtet aus jedem Glase edlen Moselweins mehr Poesie, als aus den vier Preisgesängen von anno 1898 zusammen. Vielleicht hätten die Moselauer klüger daran gethan, statt auf einen fragwürdigen Wettbewerb ihr Hoffen zu setzen, ein halbes Dutzend bewährter Poeten zu sich in den weinseligen Gau zu laden und sie eine Woche lang *vor* dem Dichten mit 1893er Crescenzen zu erquicken. Sie hätten dann getrost das Ergebnis abwarten können;

aus der sehnenden Erinnerung wären sicher ein Dutzend Lieder entsprungen, die des grünen Weinstroms wert gewesen.

Sollten die Männer von der Mosel diese Idee gelegentlich verwirklichen wollen, so werden sie hoffentlich nicht so schlecht beraten sein, unter jene sechs bewährten Poeten auch Julius Wolff zu stellen. Er ist bereits als Freiwilliger in den Dienst der Moselmuse getreten und hat einen ganzen 350 Seiten umfassenden Band mit Moselversen gefüllt. Aber seine Leistung weckt kein Verlangen nach mehr. Vermutlich hat Wolff den Ehrgeiz gehabt, mit seinem „Landsknecht von Cochem" (Berlin, G. Grote) endlich das Hohelied des Mosellandes zu geben. Und wenn es Sitte wäre, die Poesie allein mit der Elle zu messen, so hätte der unermüdlichste aller Versemacher gewiß sein Vorhaben redlich zu stande gebracht. Nicht weniger als elftausend Verse hat er daran gewandt, den Helden seines Sanges von Trarbach bis gen Cochem zu schaffen. Also ungefähr die gleiche Zahl, die Homer gebraucht hat, seine „Odyssee", Goethe seinen „Faust", Dante seine „Göttliche Komödie" zu dichten. Mit elftausend Versen haben diese Gewaltigen Himmel und Erde, alle göttlichen und menschlichen Dinge umspannt. Wovon aber redet Wolff? Die Geschichte, die er zu erzählen weiß, würde ein Zeitungsreporter kaum wichtig genug finden, um sie zu einer Notiz fürs Morgenblatt zu verarbeiten. In Cochem lebten einst zwei gute Kameraden, der Schneidergeselle Lukas und der Beutelmacher Niklas. Beide verloren ihr Herz an ein und dieselbe sittige Jungfrau, Josefine benamset. Aber keinem war es beschieden, sie als Ehegesponst heimzuführen, denn ein hitziges Fieber brachte Finchen in ein frühes Grab. Nach ihrem Tode geraten eines Abends Lukas und Niklas in einen Wortwechsel, aus dem Redestreit entspann sich eine Prügelei, und der Schneider stach mit dem Messer den Beutelmacher nieder. Jählings machte sich Lukas auf die Beine, entfloh der Heimat und ließ sich als Landsknecht anwerben. Jahrelang zog er von Wahlstatt zu Wahlstatt, von Schlacht zu Schlacht. Endlich aber, da er als Stelzbein nicht mehr fechten kann, wagt er sich in die Heimat zurück, begleitet von seinem Töchterlein Gisela. In Bernkastel kehren beide ein; während sie in der Laube beim Abendtrunk sitzen, gesellt sich ein vornehmer Herr zu ihnen, der sich, trotzdem er in der Dämmerung Gisela nicht allzu deutlich beschauen kann, innerhalb zehn Minuten in die landfremde Vagabundin sterblich verliebt und sie desgleichen in ihn. Vorläufig nimmt aber die Liebschaft ein rasches Ende, da am anderen Morgen schon Lukas mit dem Mägdlein weiter hinab die Mosel waudert. In Cochem erfährt der ausgediente Landsknecht alsbald, daß seine Flucht von ehemals samt allen Gewissensbissen zwecklos war, denn der Beutelmacher hat den Messerstich überlebt, ist ein braver Stadtbürger geworden und knüpft mit Lukas ohne weiteres das alte Freundschaftsband aufs neue. Giselchen aber findet in Cochem den Geliebten wieder. Und er, trotzdem er der Sproß eines hochadligen Geschlechts und ein hochgelahrter Herr, besinnt sich keinen Augenblick, sondern begehrt die vagabundierende Landsknechtstochter zur Frau. Zur Belohnung für diesen Wagemut enthüllt Lukas das interessante Geheimnis, daß Giselchen gar nicht sein Töchterlein, daß sie die Waise eines adligen Feldhauptmanns ist, die der Landsknecht zu sich genommen. Ganz wie es in Hintertreppenromanen gebräuchlich. Schluß: Trauung in der Kapelle der Burg Cochem und Hochzeitsmahl mit nachfolgendem Menu:

Und was hier gereicht ward in wechselnder Reih',
War alles vortrefflich geraten,
Und kräftig gewürzt mit feiner Spez'rei
Das Fleisch und der Fisch und der Braten.
Da gab es Wildschweinskopf und Hirsch und Fasan,
Und mit des Gefieders Prunken
Langschweifige Pfauen und Schnepfen und Schwan
Mit pfeffrigen Salsen und Tunken.
Und Salmen und Karpfen, Karauschen und Aal,
In Essig gelegte (!) Lampreten,
Auch Wurzeln und Kraut in erklecklicher Zahl (!),
Konfekt, Marzipan und Pasteten.
Dann Früchte, Gallreien und Saft und Salat,
So Quitten, wie Mandeln und Feigen,
Und Datteln und Ingwer, Kanel und Muskat,
Des Zuckerbackwerks zu schweigen ...

Warum schweigen? Warum hält der reimfrohe Poet mit seiner leckeren Aufzählung plötzlich inne, wo sie dem Gipfel des Interessanten zustrebt, warum gönnt er nur dem Gewürz, nicht dem Backwerk sein gutes Recht? Man fühlt sich geradezu gedrängt, die Probe wonniger Kochbuchpoesie zu ergänzen. Vielleicht fügt Meister Wolff künftigen Auflagen seines Sanges noch die Verse ein:

Und Torten, mit Zuckerguß farbig beblümt,
Frankfurter Brezeln und Kräpfchen,
Und Gugihupf, wie ihn der Ostmärker rühmt,
Obstküchlein in zierlichen Näpfchen.
Windbeutel, mit schaumiger Sahne gefüllt,
Bovesen, ein Prachtwerk der Hanne,
Eiskrême mit blättrigem Teige umhüllt,
Und Waffeln, heiß aus der Pfanne.

Elftausend Verse, um einerseits die neugekittete Freundschaft zwischen Schneider und Beutelmacher zu feiern, und andererseits Giselchen, die in dem ganzen Buche sich kein anderes Verdienst erwirbt, als daß sie mitwandert, unter die Haube zu bringen! Meister Wolff hat bereits neun andere „Sänge" in die Wett geschickt, im Gesamtbetrag von neunzigtausend Versen, aus all diesen Wasserfluten erhebt sich nur hier und da ein Inselchen, das von einiger Poesie grünt. Aber daß selbst er es fertig gebracht hat, eine solche Läpperei wie den „Landsknecht von Cochem" zu Ende zu bringen, ohne während der Arbeit einzuschlafen, ohne daß seine Feder sich sträubte, all die Kindlichkeiten auf dem Papier zu fixieren, — das gehört denn doch zu den Wundern menschlicher Thatkraft. Es ist doch kaum begreiflich, daß das herrliche Mosellaud mit der Fülle seiuer Sagen und Mären, mit dem Übermaß seiner Reize ihm keinen würdigeren Stoff bot, als die nichtigste aller Alltagsgeschichten, die sich schwerlich ein Gymnasiast getrauen würde, für das Feuilleton eines Lokalblättchens zu behandeln. Zu dem Inhalt stimmt die Form. Verse hab' ich die

gereimten und ungereimten Zeilen genannt, deren der „Sang“ elftausend umfaßt. Aber nur in dem Sinne, wie man auch die Zumptschen Genusregeln Verse nennt: „Commune heißt, was einen Mann und eine Frau bezeichnen kann; bei a und e in prima hat das geaus semiainam statt.“ Bisher war es Brauch, im Vers — soweit er nicht als bloßes Gedächtnismittel diente —, ein gegenüber dem Umgangston erhöhtes Sprachmittel zu sehen; durch ihn sollten Empfindungen und Gedanken einen weihevolleren, eindringlicheren Ausdruck finden, als durch die Prosa. Bei Wolff spielt der Vers, wenigstens im Durchschnitt, die gegenteilige Rolle; er steht unterhalb jeder Prosa. Einige Proben mögen dies bezeugen. Der vornehme Liebhaber wird mit folgenden schwungvollen Versen gezeichnet: „War ein Mann von hohem Wuchse, und mit ernstem Angesichte, das ein dunkelbrauner Vollbart, kurz gehalten, ringsum einschloß. Ein paar schwärmerische Augen brannten unter einer Stirne, deren Knochenbau und Linien von Gedankenarbeit zeugten. Seine stattliche Erscheinung, stolz und fest in ihrer Haltung, und die dunkle Tracht, halb geistlich, und halb ritterlich doch, ließen einen Mann von edler Abkunft in dem späten Gast vermuten.“ Es muß schon ein Familiendlatterzähler niederen Ranges sein, der es wagen würde, seinen Helden mit so platten Allgemeinheiten einzuführen. An anderer Stelle schildert Wolff ein Blumenfest. Der „Gegenstand“ könnte den nüchternsten Biedermeyer zu einem farbigen Stimmungsbild anregen. Und nun sehe man, was der vielgelesenste „Dichter“ des neuen Deutschland zu stande bringt: „Die meisten aber bei dem Spiel erwählten ein bestimmtes Ziel und freuten sich, wenn sie's getroffen, wie alle die auch, deren Hoffen schon darauf stand von vornherein, recht vieler Würfe Ziel zu sein, um so geschmeichelter sich fühlten und fröhlicher ihr Mützchen kühlten, je reichlicher sich allerwegen auf sie ergoß der Blumenregen...“ Die großen Tage der Renaissance- und Reformationszeit begeistern den gefeierten „Singaere“ zu folgender Jubelweise: „Es gärt' in allen Geisterreichen, die Weltweisheit der Alten kam zu Ehren, Aufschwung ohne gleichen die Neugeburt der Künste nahm. Was nun gelehrt ward und verkündet, das Land durchflog wie Frühlingswehn, auch Rudhard hatt' es rasch entzündet, wie packt' ihn solch ein Auferstehn! In langen schlummerlosen Nächten rang er und ging mit sich zu Rat, wie er zu diesen neuen Mächten sich stellen sollte mit der That. Hoch schlugen rechts und links die Wogen in Streit um Wahrheit, Satzung, Recht, und Rudhard, hin- und hergezogen in dem verworrenen Geflecht, riß, aus der Zweifel trübem Flusse sich rettend wie mit Armes Stoß, mit einem mutigen Entschlusse sich von der alten Kirche los. Der Denker wußte, was er wagte, mit seinem jähen Übertritt, wobei ihm die Erkenntnis tagte, daß mehr als ein Band er zerschnitt. Vasall des Bischofs und ein Ketzer mit Adelswappen und Diplom, hing er am Bibelübersetzer und seine Eltern doch an Rom ...“ Ich wüßte nicht, wie der schlichteste Geschichtschreiber sich in Prosa trockener, schwerfälliger, schwungloser ausdrücken könnte; die „Neugeburt“, die einen „Aufschwung nimmt“, würde ihn aber jedenfalls kladderadatschreif machen. Natürlich sind nicht alle Verse Wolffs von diesem Schlage. Es ist keiner darunter, der dem Kenner oder gar dem ästhetischen Feinschmecker etwas bietet; jedes Wort, jedes Bild ist abgegriffene Münze, seit hundert Jahren im Umlauf. Hier und da aber findet sich eine leidliche Stelle, ein Versbächlein, das leicht und gefällig dahinfließt. Am besten gelingt dem Nachahmer Scheffels der feuchtfröhliche Ton der Zechreimerei, obwohl auch hier das meiste vom Geist des sauren „Krampens“, nur wenig vom edlen „Doktor“ eingegeben erscheint. Ähnliches gilt von der Schilderung der Moselwanderung. Dann und wann ist ein Landschaftsbild halbwegs in Stimmung und Farbe geglückt, im großen Ganzen aber kommt Wolff über eine dürre Aufzählung von Namen nicht hinaus; jedes Reisehandbuch ist in der Charakteristik der einzelnen Orte mindestens ebenso anschaulich.

Jetzt mußt' im Crözer Reiche sein
Das Schiff, im reichsunmittelbaren,
Wo über Lehen und Vogtei'n
Sponheim und Trier uneins waren ...

Es ist dem „Dichter“ dringend anzuraten, derartige Verse auf einem Moselschiffe nicht laut vorzulesen; die Flußnixe würde sicherlich ihre Empörung durch einen ebenso holprigen und unrhythmischen Wogengang austoben. Unter den eingestreuten Liedern atmet ein einziges, das da anhebt: „Schnell wie der Wind geritten sind“ lebendige Frische, alle anderen sind weiter nichts als ein fünfter und sechster Aufguß über landläufige Kommersbuchweisen. Mühselige Nachahmung in jedem Zuge. Für das Brautlied freilich, das auf der Hochzeit gesungen wird, wäre Aufguß noch eine Ehrenbezeichnung. „Drum mit Gesange, Schwebend im Gange, Führen wir euch in ein stilles Geheg, Wandelnd auf rosenbestreutem Weg ... Heimelig Glück, das ihr ferne Schimmernd in Wolken geschaut Haben Euch himmlische Sterne wohnlich auf Erden gebaut ... Wünschen und Hoffen und Streben Naht sich dem winkenden Ziel, Wonniges Nehmen und Geben Nie wird's der Liebe zu viel.“ Man denke sich Ritter des XVI. Jahrhunderts, die „im Chore, gedämpft zu Gesumm und Geraun“, diese süße Dudelei zum besten geben; was selbst auf fürstlichen Hochzeiten jener Zeit an ganz anderer Tonart möglich war, das ist doch wohl männiglich bekannt. Bezeichnete Meister Wolff, — der gewiß ein wackerer frohgemuter Mensch, aber als Künstler ebenso furchtbar wie fruchtbar ist, — seine „Sänge“ flottweg als Backfischlektüre, so wäre jedes kritische Wort zu viel für derartige Geschichtsklitterungen. Was liegt schließlich an Wolff, was kommt darauf an, ob einer mehr in deutscher Sprache klimpert und die Geschichte auf den Kopf stellt? Aber daß die Werke dieses Mannes in Hunderttausenden von Exemplaren in unserem Volke sich verbreiten können, daß hundert Jahre, nachdem Goethe seinen Tasso, seine Iphigenie gedichtet, Wolffsche Verse noch bei Tausenden von Gebildeten für Poesie gelten, — das fordert immer wieder ein herbes Urteil, eine entschiedene Abwehr heraus. Keine Thatsache kennzeichnet deutlicher den allgemeinen Tiefstand

unserer ästhetischen Kultur. Hätten jene Tausende unsere Klassiker ernstlich gelesen, an ihren Rhythmen ihr Gehör gebildet, sie würden genau wie der Kritiker im Durchschnitt des Wolffschen Singsangs nichts als Dilettanterei oder komische Unbehalfenheit sehen. Ganz zu schweigen von dem wässerigen Empfindungsgehalt und der geistigen Flachheit dieser Epik. Wenn Walff sein winziges Talent auf *ein* Werk, auf tausend Verse konzentriert hätte, vielleicht hätte er sich in solcher Beschränkung als Meister erwiesen; aber da sich sein Talentchen in hunderttausend Versen ergossen, so haben wir gleichsam ein Ohmfaß Wasser beschert erhalten, dem ein Zusatz von spärlichen Tropfen Traubensaft den Charakter als Wein geben soll. Apage!

Zum Glück gibt es ebenso eine Poesie in Prosa, wie Prosa im Vers. Das bezeugen die Erzählungen, mit denen ein neuer Poet, *Emil Strauß*, an die Öffentlichkeit tritt. Sie betiteln sich „*Menschenwege*“ (Berlin, S. Fischer). Auf jeder Seite dieses Buches offenbart sich mehr Gestaltungskraft, entfaltet sich mehr Stimmungspoesie, als auf hundert Seiten Wolffscher Gesänge. Strauß führt den Leser nach Brasilien, in die Kreise deutscher Auswanderer. Was er schildert, hat er offenbar selbst geschaut und selbst erlebt, aus jeder Einzelheit atmet der Hauch frischer Ursprünglichkeit, kraftbewußter Eigenart. An dieser Eigenart tritt das Herbe deutlicher hervor, als das Milde, dann und wann scheint es, als posiere der Erzähler mit einer gewissen Burschikosität, Skepsis und Geistesüberlegenheit; die Gesamtpersönlichkeit aber, die aus dem Buche zu Tage tritt, ist doch eine gewinnende, fesselnde und seelisch reiche, die an allem echt Menschlichen teilnimmt. Die Hauptstärke des Erzählers liegt in der Menschenzeichnung, im Psychologischen; die Landschaftsschilderung drängt sich nirgends mehr als eben nötig war, aber auch sie verrät in ihren lebensvollen Farben das Auge des echten Dichters, das überall Neues und Besonderes sieht. Drei Stücke umfaßt der Band. Das erste „Am Ruder“ gibt uns ein Augenblicksbild vom Bord eines Auswandererschiffes, ein düsteres Nachtstück von grellen Lichtern durchzuckt. Den reichsten menschlichen Gehalt birgt die zweite der Erzählungen, die von einem deutschen Schulmann berichtet, der nach Brasilien geflüchtet ist. Er hat in der Heimat den ersten Teil seines Lebens in beständiger philiströser Nüchternheit, Autoritätsfurcht, ängstlicher Demut verbracht, bis eines Tages der „natürliche“ Mensch in ihm erwacht. Der Augenblick reißt ihn zu einer That hin, die sein Amt als Verbrechen erscheinen läßt; er aber empfindet sie nur als Kühnheit, als ersten Schritt zur Selbstbefreiung. Die Geschichte wirkt ebenso durch ihre psychologische Tiefe wie durch ihre reife Erzählungskunst; nur hier und da stört es, daß der Dichter zugleich den Berichterstatter und den etwas aufdringlichen Erklärer und Deuter der seelischen Vorgänge spielt. In der dritten Erzählung „Prinz Wieduwitt“ beweist Strauß, daß er auch das Liebliche und Anmutige beherrscht. Eine berückend frische Mädchengestalt steht im Mittelpunkt der Geschichte. Sie, das blonde Germanenkind, soll von den Eltern an einen millionenreichen Neger verheiratet, verkuppelt werden. Gewohnt, zu gehorchen und in ihrer holden Naivetät ahne jede Ahnung, was die Ehe bedeutet, fügt sie sich ergeben in den elterlichen Willen. In der Hochzeitsnacht aber entflieht sie mit jammerndem Aufschrei aus dem Hause und verschwindet im Urwald. Die Geschichte hat leider nicht nur individuelle, sondern auch ethnologische Bedeutung, sie bekundet das mangelhafte Rassenbewußtsein des deutschen Kolonisten. Der Erzähler sagt über diesen Punkt: „Daß ich sonst nicht für den hiesigen Kalanisten schwärme, haben Sie ja schon gemerkt. Unser Ideal eines Ansiedlers stammt aus Nordamerika und hat, so sehr Cooper und Sealsfield Schönfärberei getrieben haben mögen, doch sicherlich genug Wirklichkeit in sich; aber der nordamerikanische Farmer stand nicht bloß im Kampf mit der Natur, sondern auch mit den Rothäuten, mit Franzosen und Engländern. Und nur der Kampf mit dem Menschen entwickelt die menschliche, die moralische Größe. Der Kampf mit der Natur kann das nicht. Darum ist der Mensch hierzulande so minus. Vielleicht, wenn einmal der Deutsche hier stark genug ist, wenn der Rassenkampf beginnt: ‚Hie Germane! hie Luso-Brasilier!‘ vielleicht dann — vielleicht. Ich glaube es nicht einmal. Es ist schon zu viel Vermischung, Rassenragout. Zu wenig Rassen- und Farbeninstikt- und -stolz.“ Hoffentlich sieht Strauß zu schwarz.

So modern, — im Stil wie in geistiger Hinsicht, dieser neue Poet anmutet, so ganz im Alten, litterarisch und seelisch, wurzelt *Julius Lahmeyer*. Das soll selbstverständlich keine Herabsetzung bedeuten, sondern nur eine Kennzeichnung. Der liebenswürdige Humorist und Jugendschriftsteller vereinigt in seinem neuesten Buche zwei Novellen unter dem Gesamttitel „*Die Bescheidenen*“ (Dresden, C. Reißner). Der Titel ist gut gewählt. Bescheiden sind nicht nur die Helden der Erzählungen, bescheiden auch die Ansprüche, die das Buch ideell und künstlerisch erhebt. In den Einzelheiten offenbart sich viel fröhliche Laune, viel gemütvolle Sinnigkeit. Aber eine tiefere Teilnahme erregen die Menschen und ihre Schicksale nicht, dazu sind sie zu sehr in Alltäglichkeit verstrickt. Die Charakteristik ist in schlichten, sicheren Linien gehalten, aber ohne eigenartiges Gepräge, die Erzählungsweise altväterisch breit und behaglich, etwas zu breit für den leichtwiegenden Inhalt. Der unheldische „Held“ der ersten Geschichte, Tabias Pfefferkorn, ist ein braver Kandidat der Medizin, der durch eine unerwartete Erbschaft aus der stillen Verborgenheit seines Niederunglebens auf die gesellschaftlichen Höhen versetzt wird. Lange Zeit trägt er seinen Reichtum wie eine drückende Last, er fühlt sich fast als Verbrecher, der würdigeren Leuten einen Vorteil weggeschnappt hat, und statt durch den Besitz stolzer und kecker zu werden, wird er nur noch ängstlicher und menschenscheuer. In seinem Selbstmißtrauen wagt er nicht einmal, frisch und fröhlich um die Geliebte seines Herzens zu werben, da er ihre Zurückhaltung als Abneigung deutet. Glücklicherweise kommt ihm eines Tages ein energischer Freund in die Quere. Aus seinem Wesen und aus seiner Zusprache schöpft Tobias den Mut,

den Kampf mit der Welt aufzunehmen, von seiner Erbschaft endlich den rechten Gebrauch zu machen und die Geliebte durch offene Erklärung zu gewinnen. Die zweite Novelle „Das Pfarrhaus zu Gosbach“ erfreut durch allerlei idyllisch ermunternde Züge, die Charakteristik ist von feinerer Struktur, als in der Tobiasgeschichte, und ebenso ist der Inhalt bedeutsamer, wenn auch hier und da allzu romanhaft. Am besten ist das Mädchen gezeichnet, das als zweite Frau ins Pfarrhaus einzieht und schwere Kämpfe durchzumachen hat, da es zugleich von den Nachwehen einer Jugendliebschaft und den Erinnerungen an ihre Vorgängerin in der Ehe bedrängt wird. Wem es weniger um ideelle Erhebung und Erregung, als um sinnige Unterhaltung zu thun ist, der kommt bei Lohmeyer vollauf auf die Kosten.

Eine gute Mitte zwischen alter und neuer Erzählungskunst hält J. C. Heer, der Verfasser des Romans „An heiligen Wassern“ (Stuttgart, J. G. Cotta) ein. Heer muß nicht nur als Landsmann, sondern auch als Künstler zu der Schweizer Schule gerechnet werden, deren Meister Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer sind. Im Stil, in der Empfindung und geistigen Anschauung erinnert er vielfach an diese Meister und Muster, aber seine Eigenart bleibt doch gewahrt. Was ihn auszeichnet, ist vor allem die lichte Klarheit seiner Linienführung in der Charakteristik sowohl wie in der Landschaftsschilderung; das Stimmungsgebiet, das er beherrscht, reicht vom Zarten bis ins Gewaltige und Schauerliche, das sonnig Helle gelingt ihm gleich gut wie düster Lohende. Seine Sprache ist voll Rhythmus und Poesie, nur trägt sie des öfteren ein allzu stilisiertes Gepräge. Zwölf- und vierzehnjährige Bauernkinder reden bei ihm, wie der Pfarrer in der Kirche, der Ästhetiker im Theezirkel.' Ein Gedicht, das gleichsam als Leitmotiv durch die Erzählung hindurchklingt, beginnt:

Es liegt das Dorf im Abendstrahle,
Die Berge glühen Dom an Dom,
Im Frieden stehn des Kirchhofs Male,
In wilden Wellen rauscht der Strom
An ihm dahin zur weiten See,
Wie klingen sie vor Wanderweh!
Das Steingenelk, die Königskerzen
Erblühn voll Pracht im heiligen Rund,
Sie steigen aus gebrochnen Herzen
Und jede Blume ist ein Mund...

Das Gedicht ist bestrickend in Form und Empfindung, aber daß es als Lieblingsweise schlichter Bauern in weltentlegener Gegend gelten soll, das ist doch eine harte Anmutung an die Glaubenskraft des Lesers. Wie diese stilisierte Sprache, so wirkt auch das ewige Prophezeien, dessen sich die Personen des Romans befleißigen, etwas störend und wenig erquicklich. Immer wieder kommen alle möglichen Leute mit Zukunftsahnungen, die auf einen düsteren Ausgang der Geschichte hindeuten und eine dumpfe Spannung bewirken sollen. Besser und wohl auch wirksamer wäre es gewesen, den prophetischen Trieb auf eine Figur zu beschränken. Das alles sind aber Bedenken, die den künstlerischen Wert der Dichtung nur wenig beeinträchtigen. Fesselnd wie im ganzen die Form, ist auch der Inhalt. Führt der Roman auch nicht, wie schon der Schauplatz, ein abgeschiedenes Schweizer Dorf, vermuten läßt, auf geistige Höhen, so ist doch der Inhalt menschlich durchaus bedeutsam, und in seinen Einzelheiten reizvoll nach der einen, tieferregend nach der anderen Seite. Da aber der Erzähler den Leser mannigfach verschlungene Wege führt und ein breit ausgeführtes Gemälde entrollt, so läßt sich von der Handlung des Romans nur eine knappe Andeutung geben. In einem vom Weltverkehr wenig berührten Alpenthale zieht sich hoch an fast unzugänglichen Felsen eine Wasserleitung hin, die das Wasser von den Gletschern her den benachbarten Thälern zuführt. Ohne dies strömende Naß würde kein Wein- und Felddau in den Thälern möglich sein, jede Ansiedelung müßte verschwinden. Um des Ursprungs und des Zweckes willen werden die Wasser die „heiligen“ genannt. Von Zeit zu Zeit jedoch, und zwar in ziemlich regelmäßiger Wiederkehr, stürzen Lawinen auf die Leitung nieder und zertrümmern sie. Dann hat das Thal von St. Peter, das den Wassern am nächsten liegt, von altersher die Verpflichtung, die Leitung wiederherzustellen. Durch das Los wird jedesmal einer der Thalmänner bestimmt, das gefährliche Unternehmen auszuführen; auf einen, dem's gelingt, kommen stets fünf und sechs, die über dem Wagnis zu Grunde gehen. So haben die heiligen Wasser im Laufe der Zeiten unzählige Opfer gefordert. Endlich — und das bildet den Inhalt des Romans — gelingt es einem jungen Bauern, dem ärmsten und verachtesten des Thals, sein Heimatsdorf von der „Blutfron“ zu befreien. Er macht sich mit der modernen Technik vertraut, und als wieder einmal die Leitung zerstört ist, meldet er sich freiwillig zur Wiederherstellung. Natürlich bestreitet ihm niemand diesen Dienst. Er aber richtet das Werk nicht in der alten primitiven Weise wieder her, sondern sprengt eine Bahn durch die Felsen, so daß die Röhren vor den Lawinen auf immer gesichert sind. Damit fördert er jedoch nicht nur das Wohl der Heimat, sondern auch sein eignes Glück, denn nach dem Herkommen hat der Wiederhersteller der Leitung das Recht, sich frei seine Liebste unter den Dorfkindern zu wählen, und kein Vater darf ihm die Tochter vorenthalten. So erringt der wackere Josi nach langen Kämpfen und Nöten die Hand der Jugendgeliebten, der lieblichen Binia. Wie diese beiden Gestalten, so sind auch die übrigen Hauptpersonen, der stolze Bärenwirt, der „Dorfgarde“ Hans Zuensteinen, der unheimliche Kaplan Johannes meisterlich gezeichnet. Ein gewaltiges Bild gibt die Aufruhrscene ab, die der religiöse Fanatismus der Bevölkerung herbeiführt; der Massenwahnsinn ist selten in gleich packender und grausiger Weise dargestellt worden.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Die wieder erwachte Freude an der Farbe drängt unsere Bildhauer zu immer kräftigerem Vorgehen. Man kann heut, rückblickend, kaum noch die Entrüstung verstehen, mit der seiner Zeit der Versuch des Nachweises aufgenommen wurde, daß die meisten plastischen Werke der Antike polychrom behandelt waren, daß z. B. Praxiteles seine Statuen von dem ersten Maler seiner Epoche, von Nikias, farbig tönen ließ. Auf die zahlreichen bemalten Bildwerke des Mittelalters, der Frührenaissance sah man mit leiser Mißachtung herab. Erst die bedeutsame Ausstellung polychromer Werke in der Berliner Nationalgalerie im Jahre 1885 brach den entgegengesetzten Anschauungen Bahn; seitdem finden wir auf fast jeder größeren Ausstellung farbige plastische Arbeiten, sei es, daß nur der Marmor matt getönt, die Bronze teilweise galvanisch gefärbt ist, sei es, daß eine Wirklichkeitsnachahmung in den Farben, wie sie das Mittelalter liebte, angestrebt wurde. Für die letztere Methode eignen sich besonders Arbeiten in gebranntem Thon und Holz, Büsten, Reliefs, kleine Statuetten. Auf den letzten Ausstellungen der Münchener Secession, die uns ja überhaupt so manche halbvergessene Kunsttechnik als neu erstanden vorführte, waren mehrere glückliche Werke mit völlig durchgeführter Bemalung vorhanden; unter ihnen auch der frische, kecke „Strauchdieb“ von Ignatius Taschner, den wir auf dem Titelbilde unseres Heftes in den Farben des Originals wiedergeben.

Eine Abendstimmung im nordischen Vorfrühling malte Roman Kochanowski, einer der polnischen, in München lebenden Künstler. Das Motiv des Bildes (zwischen S. 144 und 145) entstammt ohne Zweifel seiner Heimat, einer der ausgedehnten polnischen Bruch- und Moorflächen: Schilf im Vordergrunde, eine Reihe noch unbelaubter Birken, links die Spuren armseligen Menschenschaffens, darüber ziehende Wolken und die fahle Mondsichel — das Ganze noch erfüllt von der Melancholie der Wintersöde! Und doch weckt das Gemälde, wenn man es länger anschaut, unwillkürlich den Gedanken, die Hoffnung: kurze Zeit noch, und das frische Grün ist da und mit ihm neues Leben. — An die holländische Küste, „Auf die Düne“ (zwischen S. 176 und 177), führt uns Rudolf Possin, trotz seines französisch anklingenden Namens übrigens ein Berliner Künstler; die drei kleinen stämmigen Grazien, mit der landesüblichen Haube über den runden Gesichtern, sind sehr glücklich in das Bild hineinkomponiert. —

Wilhelm Rohr. Selbstbildnis.

„. . . Quid sit episcopus?“ fragt der Examinator in der Kortümschen Jobsiade. — „Alsbald antwortet Hieronymus (der Kandidat): ‚Ein Bischof ist, wie ich denke — ein höchst angenehmes Getränke — aus rotem Wein, Zucker und Pomeranzensaft . . . — und wärmet und stärket mit großer Kraft.‘ Auf diese Antwort des Kandidaten Jobses — geschah allgemeines Schütteln des Kopfes — der Inspektor sprach zuerst ‚Hem! Hem!‘ — darauf die anderen secundum ordinem. Nun hub der Assessor an zu fragen: ‚Herr Hieronymus! thun Sie mir sagen, wer die Apostel gewesen sind?‘ — Hieronymus antwortete geschwind: ‚Apostel nennt man große Krüge — Darin

gehet Wein und Bier zur Genüge, — Auf den Dörfern und sonst beim Schmaus — Trinken die durstigen Burschen daraus — —'" Es mag wohl diese Stelle sein, über welche die ehrwürdigen Fratres im Kloster so fröhlich lachen. Max Scholz hat die humorfreundlichen Klosterherren sehr hübsch wiedergegeben; besonders reizvoll aber erscheint mir das Interieur, das einem Raum im Kloster zu Ettal bei Garmisch nachgebildet ist (Abb. zw. S. 160 u. 161).

Das berühmteste Schokoladenmädchen hat zwar für alle Zeiten Jean Etienne Liotard in seinem in der Dresdener Galerie befindlichen Pastellgemälde geschaffen. Aber die kokette Kleine, der Emil Brack das Tablett mit der Tasse und dem Kännchen in die Hand gab (zwischen S. 200 und 201), besteht auch neben dem großen Vorbild mit Ehren. —

Zwischen S. 224 und 225 schalteten wir in Holzschnittwiedergabe das bedeutende Gemälde von Max Liebermann „Die Weber" ein, ein Werk, das den Vielbewunderten und Vielgeschmähten in seiner ganzen Eigenart zeigt. „Nicht das sogenannte Malerische ist's, was ich suche," hat er einst selbst gesagt, „sondern die Natur in ihrer ganzen Einfachheit und Größe aufzufassen — das Einfachste und das Schwerste!" So ist er an dem Vorbild der großen Meister von Barbizon herangewachsen, so sucht er auf seiner Leinwand die Wahrheit wiederzugeben, die herbe Natur, den Kampf ums Dasein, das uralte Lied von Mühe und Arbeit festzuhalten. Er schmeichelt unseren Augen und Sinnen freilich nicht, aber was er gibt, ist immer kraftvoll, kernig, immer aus dem Leben, wie es ist, herausgegriffen. Wohl wäre auch der arme Weber der schlesischen Hausindustrie für ihn ein Vorwurf gewesen, doch er hat es diesmal vorgezogen, uns in eine große mechanische Weberei, in den Fabriksaal zu führen. Wir sehen die mächtigen Webstühle und die Kalander zu beiden Seiten, in der Mitte einen breiten Gang, wenig Figuren, aber diese scharf charakterisiert; durch die großen Fenster bricht das Licht und spielt auf dem freien Mittelgang. Das alles trägt, bei aller Einfachheit, einen großen, fast epischen Zug. Es wirkt freilich auch, das ist nicht zu leugnen, schwer, beinahe ungefügig, wie denn Liebermann sich überhaupt am glücklichsten da zeigt, wo er keinen geschlossenen Raum wiedergibt, sondern Figuren in der freien weiten Landschaft. —

Unter den deutschen Marinemalern hat sich H. Petersen-Angeln neuerdings mit frischer Kraft eine angesehene Stellung errungen. Seine „Begegnung auf hoher See" (zwischen S. 216 und 217) legt wiederum von der anschaulichen Art seiner Schilderung erfreuliches Zeugnis ab. —

Von Wilhelm Rohr, dem Münchener Radierer, der besonders durch sein schönes nach dem Lenbachschen Bildnis Kaiser Wilhelms I. radiertes Blatt in weiten Kreisen vorteilhaft bekannt geworden ist, bringen wir außer seinem Selbstporträt auf den Seiten 148 und 149 zwei kleine seine Arbeiten. — Der Studienkopf von Eduard von Gebhardt auf S. 157 ist der soeben erschienenen Gebhardt-Monographie von Dr. Ad. Rosenberg, dem jüngsten Heft der Knackfußschen Künstler-Monographien, entnommen, in der zum erstenmale ein umfassendes Bild vom Leben und Schaffen des gefeierten Düsseldorfer Meisters gegeben wird; seinen vielen Bewunderern und Freunden gewiß eine hochwillkommene Gabe. — Auf S. 164 ist eine kleine Pferdestudie von Richard Adam, dem Urenkel des großen Schlachtenmalers, auf S. 165 eine frische Federzeichnung von Wilhelm Claudius — ein Kürassier auf der Kasernenwache — eingefügt; S. 169 bringt eine schöne, flotte Ölstudie „Burgfräulein" von Wilhelm Räuber, Seite 180 einen charakteristischen Studienkopf des Düsseldorfers Peter Janßen. —

Auch in diesem Heft kommt die Künstlerphotographie wieder zu ihrem Recht, diesmal in zwei Ausnahmen, von denen die eine aus dem hohen Norden, die andere aus dem sonnigen Süden unseres Erdteils stammt: auf jener (S. 153) wurde ein schmuckes norwegisches Ehepaar in die Camera eingefangen; auf letzterer (S. 173) ist eine italienische Landbäckerei wiedergegeben.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Trinker. Nach der bemalten Büste von Max Baumbach

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 9, Mai 1899.

Begas' Meisterschüler.

Von
Adolf Rosenberg.

Mit einem Titelbild, zwei Einschaltbildern und neunzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Berliner Bildhauerkunst hat keine alte Geschichte. Sie ist etwas älter als die Malerei, aber ihre Anfänge reichen nur wenig über ein Jahrhundert zurück. Schlüters Thätigkeit in Berlin um die Wende des XVII. Jahrhunderts war trotz ihres Glanzes zu kurz gewesen, um festere Wurzeln im Berliner Leben zu fassen, und wenn sie auch Nachfolger herangezogen hätte, so wären diese unter dem kunstfeindlichen Sparsamkeitsregiment Friedrich Wilhelms I. und durch die französische Kunstepisode unter Friedrich dem Großen schnell zu Grunde gegangen. Erst siebzig Jahre nach Schlüter trat ein Mann auf, der sich gegen die Herrschaft der französischen Kunst, die in die widerlichste Unnatur und die hohlste Manieriertheit ausgeartet war, empörte und nach Natur und Wahrheit verlangte. Gottfried Schadow ist der erste Bildhauer von specifisch berlinischem Gepräge. Sein Temperament war aber stärker als sein künstlerischer Charakter. Er, der große Realist, der zuerst das historische Kostüm in die Plastik eingeführt hat, arbeitete auch, wenn man es von ihm verlangte, im gefälligen Modestil des Rokokogeschmackes. Aber auch dabei suchte er etwas von seinem angeborenen Naturgefühl zum Ausdruck zu bringen, und diese Achtung vor der Natur ist das Beste, was er der Berliner Bildhauerschule während seiner langen Lehrthätigkeit mitgegeben hat. Seine eignen Schöpfungen haben wohl auch belebend und befruchtend auf seine Schüler eingewirkt; aber sie wurden sehr bald durch die Werke eines anderen Bildhauers, dem Glück und Zeitverhältnisse günstiger waren, in den Schatten gestellt. Rauch steht an genialer, ursprünglicher Begabung und an Lebhaftigkeit des Temperaments unzweifelhaft hinter Schadow zurück. Trotzdem sind ihm viel größere Erfolge beschieden worden. Hatte ihm schon die Gunst des Königs Friedrich Wilhelms III. die Wege geebnet, so fand er auch bald den Weg zum Herzen des Volks, dem die von Rauch dargestellte Königin Luise und die Helden der Freiheitskriege viel näher standen als die der Fridericianischen Zeit. Auch die Ausdrucksweise, die er sich für seine Gebilde geschaffen hatte, war dem nüchternen Sinne des preußischen Volkes verständlich: ein schlichter Realismus, der vor allem nach möglichster Bildnisähnlichkeit und geschichtlicher Treue strebte, und, wo es der Gegenstand verlangte, auch ein gewisses Maß von Anmut und formaler Gefälligkeit, das aber bei weitem nicht so stark in den Vordergrund trat, wie bei den Werken Canovas

und Thorwaldsens. Von diesen war Rauch in seinem Wesen grundverschieden, und gerade dadurch, daß er sich in Gegensatz zu jenen stellte, hat er, der geringer Begabte, in der Geschichte der modernen Plastik eine größere Bedeutung erlangt als Canova und Thorwaldsen zusammengenommen. Auch hierbei haben ihn äußere Verhältnisse begünstigt, vornehmlich der politische Aufschwung Preußens, den er noch in seinen Anfängen erlebt hat. Durch die umfassenden und vielseitigen Aufträge, die ihm zu teil wurden, beherrschte er die ganze bildnerische Thätigkeit seiner Zeit, und die zahlreichen Schüler, die aus seiner Werkstatt hervorgingen, schufen, auch wenn sie selbständig geworden, in der von ihm erlernten Art weiter. Sie betraten zwar Stoffgebiete, denen er ferngeblieben war, und füllten so manche Lücke aus; aber der Rauchsche Stil blieb im wesentlichen unverändert und konnte es auch bleiben, weil in ihm das streng Objektive in der Darstellung über dem Individuellen überwog. Ein gewisser Spielraum war innerhalb der Grenzen dieses Stils der Entfaltung einer künstlerischen Persönlichkeit wohl gewährt. Aber für den Ausdruck des Dramatischen, des Leidenschaftlichen schien dieser Stil zu eng zu sein. Vielleicht lag in einer stillen Zeit, in der man alle überschwenglichen Äußerungen des Kunstgeistes ängstlich scheute, auch keine Neigung dazu vor.

Auf die Dauer läßt sich aber das Individuelle in der Kunst nicht unterdrücken, das lehrt uns die ganze Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Und es war durchaus in den Berliner Kunstverhältnissen begründet, daß die Reaktion gegen ein Stilgesetz, das fast ein halbes Jahrhundert lang respektvoll befolgt worden war,

Abb. 1. Sabiner, seine Schwester verteidigend. Von Joseph Uphues.

Abb. 2. Grabdenkmal. Von Joseph Uphues.

nicht von auswärts kam, sondern aus der Rauchschen Schule selbst hervorbrach. Reinhold Begas, der geniale Sohn eines keineswegs genialen, viel eher korrekt akademischen Malers, war der Neuerer, der, wie einst Schadow gegen den Rokokostil, sich gegen den aus einseitiger Auffassung der Antike abgeleiteten Formenzwang empörte. Ihm war der antike Kanon zu eng. Er verlangte nach einer freieren Auffassung der Natur, nach reicherer Lebensfülle, nach schärferer und tieferer Individualisierung und vor allem nach dramatischen, leidenschaftlichen Bewegungen, die die Rauchsche Schule bisher gemieden hatte. Nur der früh verstorbene Theodor Kalide hatte mit einer auf dem Rücken eines Panthers liegenden Bachantin einen zaghaften Versuch gemacht, der aber bei seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit viel mehr Entrüstung als Beifall und Verständnis hervorgerufen hatte. Auch Begas, der in Rom im Verkehr mit gleichgesinnten Künstlern und durch das Studium der plastischen Werke der Spätrenaissance und des Barockstils zur Klärung seiner Absichten und Ziele gelangt war, mußte nach seiner Rückkehr in die Heimat noch lange Jahre warten, bis die Scheidewand fiel, die die klassische Überlieferung der Rauchschen Schule und im Bunde mit ihr eine einseitige Ästhetik zwischen ihm und dem Publikum aufgebaut hatten. Bei der Enthüllung seines Schillerdenkmals im November 1871 ging sogar ein Sturm der Entrüstung auf den

Abb 3. Mädchengruppe vom Brunnen auf dem Marienplatz zu Nürnberg.
Von Fritz Zadow.

unglücklichen Künstler herab, und einige wenige Stimmen, die sich in Worten der Anerkennung zu seinen Gunsten erhoben, vermochten nichts gegen die allgemeine Verurteilung auszurichten. Erst in den folgenden Jahren erfolgte allmählich ein Umschwung, der zu einem nicht geringen Teile durch die Rückwirkung der Ereignisse von 1870 und 1871 auf die Gestaltung der Berliner Gesellschaft und ihre Lebensanschauung und Lebensführung hervorgerufen wurde. Die früher nur von wenigen Begüterten oder durch die Gabe des Geschmacks bevorzugten Kunstfreunden gepflegte Neigung, das Leben mit den Blüten der Kunst zu schmücken und durch sie die Freude am Dasein zu erhöhen, teilte sich, seitdem sich der Milliardensegen über das Land ergossen und in der Hauptstadt Handel, Industrie und Spekulation üppig in die Halme geschossen waren, auch weiteren Kreisen mit, und dem Geschmack dieser Kreise, die aus dem Kelche der Lebenslust mit vollen Zügen trinken wollten, kam die auf breite, malerische Wirkungen, auf Schönheitsfülle und sinnliche Reize ausgehende Kunst von Reinhold Begas bei weitem mehr entgegen, als die damals schon in herbem Formalismus erstarrte Kunst der Rauchschen Schüler.

Mehr und mehr schwanden die Abneigungen, auf die die in subjektiver Freiheit, bisweilen in kühnem Ungestüm waltende Kunst des Meisters im Anfang gestoßen war, und selbst diejenigen, die noch nicht dem Fluge seiner Phantasie nach allen Richtungen zu folgen vermochten, mußten doch seine Meisterschaft in der Porträtbildnerei, die

Abb. 4. Der Brunnen auf dem Marienplatz zu Nürnberg. Von Fritz Zadow.
Nach einer Aufnahme von F. Correll in Nürnberg.

der Plaſtik völlig neue Bahnen eröffnet hatte, unumwunden anerkennen. Als Begas dann 1876 als Vorſteher des Meiſterateliers für Bildhauerei an die Akademie der Künſte berufen wurde, entſprach dieſe Auszeichnung durchaus der Stellung, die er ſich in der Berliner Kunſt durch ſeine ſtark ausgeprägte Perſönlichkeit errungen hatte. Aber gerade in dieſer erblickte man damals auch eine Gefahr für ſeine Lehrthätigkeit. Man befürchtete,

Abb. 5. Bildnis. Von Harro Magnussen.

daß er, der ohnehin schon durch seine Werke einen großen Einfluß auf die Berliner Plastik geübt hatte, als Lehrer noch in viel größerem Umfange junge Talente in Bahnen hineinziehen würde, die für sie verhängnisvoll werden könnten. Begas' Stil ist wie ein weiter Prachtmantel, der nur seinem mächtigen Gliederwuchs angepaßt ist. Kleinere Talente würden aus seiner volltönenden, in breitem Strome dahinfließenden Formensprache bald ein leeres Spiel mit wohlklingenden, aber inhaltsleeren Phrasen machen, und es würde sich dann dasselbe Schauspiel wiederholen, das man an den letzten Trägern der Rauchschen Überlieferung erlebt hatte.

Es fehlte bereits damals nicht an Beispielen, welche diese Befürchtung gerechtfertigt erscheinen ließen. Schon tauchten hie und da fingerfertige, aber geistig unselbständige Künstler auf, die sich alle Äußerlichkeiten des Begasschen Stils zu eigen gemacht hatten, aber bei ihrem Mangel an schöpferischer Kraft ihre Wirkungen durch die Übertreibung der Begasschen Ausdrucksweise zu erreichen suchten und bei der urteilslosen Menge auch fanden. Eine Erfahrung von zwei Jahrzehnten hat jedoch gelehrt, daß jene Befürchtungen unbegründet waren. Weit entfernt, seine Schüler durch die Macht seines geistigen Einflusses und seines persönlichen Beispiels in irgend eine einseitige Richtung, zunächst also in die seinige zu drängen, hat Begas es im Gegenteil ängstlich vermieden, eine sich irgendwie äußernde künstlerische Individualität in ihrem Äußerungstriebe zu beschränken oder gar über das Maß ihrer Fähigkeiten hinauszutreiben. Wohl hat er seine Schüler, wenn er sie zu Gehilfen an seinen großen dekorativen und monumentalen Arbeiten, wie z. B. an den Arbeiten für das Zeughaus, am Schloßbrunnen und an dem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. heranzog, gelehrt, sich in seinem großzügigen Stile, in seinem mächtigen Pathos, das im Grunde genommen nur ein zu höchster Ausdrucksfülle gesteigerter Naturalismus im guten Sinne des Wortes ist, zu bewegen. Aber bei ihren eignen Arbeiten ließ er sie ihre eignen Wege gehen, und fast alle waren stark genug, von sich abzuwerfen, was von dem Begasschen Stile ihrer Individualität nicht entsprach, und, wenn auch bisweilen erst nach einigen Schwankungen, eine ihrem Temperament und ihrer künstlerischen Veranlagung angemessene Gestaltungsart zu finden.

Abb. 6. Fürst Bismarck. Von Harro Magnussen.

Man darf demnach behaupten, daß aus keiner künstlerischen Lehrstätte Künstler von gleicher Verschiedenartigkeit und Vielseitigkeit hervorgegangen sind wie aus dem Meisteratelier von Reinhold Begas. Das zeigt uns deutlich ein Blick auf das Schaffen seiner Meisterschüler, wie man kurz und treffend in der Ateliersprache sagt. Indem wir im folgenden versuchen, die Hervorragendsten unter ihnen, deren Thätigkeit bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, von denen einige sogar sich durch umfangreiche Denkmäler bereits einen weithin klingenden Ruf erworben haben, durch Wort und Bild kurz zu charakterisieren, hat uns bei der Auswahl der Kunstwerke der Gedanke geleitet, entweder solche zu geben, mit denen die Künstler ihren ersten glücklichen Wurf gethan, oder solche, in denen ihre Thätigkeit bisher ihren Höhepunkt erreicht hat.

Abb. 7. Amazone. Von Louis Tuaillon.

Der älteste unter diesen Meisterschülern, der Westfale Joseph Uphues, hatte bereits eine längere, mehr handwerkliche Thätigkeit hinter sich, als es ihm zu Anfang des Jahres 1878 gelang, nach Berlin zu kommen und Aufnahme auf der Akademie zu finden. Am 23. Mai 1850 in Sassenberg geboren, konnte er den in ihm erwachenden künstlerischen Trieb nur dadurch befriedigen, daß er Bildschnitzer wurde, und als solchem fiel ihm in seinem Heimatlande die Aufgabe zu, lange Jahre hindurch hauptsächlich Heiligenfiguren für den kirchlichen Bedarf zu schnitzen. Auf der Berliner Akademie lag er bis 1881 seinen Studien ob, und 1884 debütierte er auf der großen Berliner Ausstellung mit der Figur eines italienischen Knaben, der eine Venus von Milo und eine Sophoklesbüste mit sich herumträgt, und einer Porträtbüste, die durch eine

Abb. 8. Tränmerei. Von Konstantin Starck.

ungewöhnliche Feinheit in der Charakteristik wie in der Formenbehandlung auffiel. Darin gab sich schon der Grnndzug seines künstlerischen Wesens kund, an dem er auch festhielt, nachdem er in das Meisteratelier von Reinhold Begas eingetreten. Unter dessen Augen entstand das Werk, mit welchem der ehemalige westfälische Heiligenbildner seinen ersten großen Erfolg erzielte: die Gruppe des Sabiners, der seine auf der Flucht vor den Römern zu seinen Füßen zusammenbrechende Schwester verteidigt (Abb. 1). Obwohl von höchstem dramatischem Leben, von leidenschaftlichem Ungestüm erfüllt, ist das Bildwerk doch äußerlich durch edle Umrißlinien, die nur an einer Stelle, aber hier zur Steigerung des dramatischen Eindrucks jäh zerrissen werden, zu einer völlig harmonischen Einheit zusammengeschlossen worden. Innerhalb dieser Einheit des künstlerischen Organismus herrscht aber die größte Mannigfaltigkeit des Lebens, die durch das Widerspiel der wirksamen Kräfte, durch den Kontrast der beiden Körper, den Gegensatz zwischen der hilflosen weiblichen Ohnmacht und der aufs höchste angespannten Energie des todesmutigen jugendlichen Helden erzeugt wird. Vor allem aber fand dieses Werk auf der Jubiläumsausstellung von 1886, wo es zuerst erschien und wo Begas und seine Schüler besonders imponierend auftraten, die allgemeine Anerkennung durch die formale Behandlung der beiden Körper. Hier war nichts von schwülstiger oder dekorativer Formengebung zu erkennen, sondern beide Körper waren in allen Teilen mit gleicher Liebe und Sorgfalt, sozusagen mit inbrünstiger Ehrfurcht vor der Natur, wenn auch mit einem feinen geläuterten Schönheitssinn durchgeführt. Auch dieses Gefühl für ideale, aber stets in der Natur wurzelnde Schönheit ist eine der charakteristischen Eigen-

Das Gebet. Nach der Gruppe von Max Baumbach.

schaften des Künstlers, und sie hat er auch in den späteren Schöpfungen seiner freien Phantasie bewährt, von denen besonders die Statue eines nackten Bogenschützen und die beiden weiblichen Gestalten am Kaiser Wilhelm-Denkmal in Düren hervorzuheben sind. Diese Eigenschaft hat ihn auch ganz besonders zu hervorragender Mitarbeit an Begas' Sarkophag des Kaisers Friedrich, vielleicht der edelsten, der am tiefsten empfundenen und in jedem Zuge vollendetsten Schöpfung des Meisters, befähigt. Außerdem hat Uphues auch an dem Schloßbrunnen mitgearbeitet. Bald aber wurden ihm so große monumentale Aufgaben zu teil, daß er sich eine eigne Werkstatt gründen konnte, aus der zunächst das schon erwähnte Kaiserdenkmal für die rheinische Stadt Düren hervorging, das durch die schlichte Wahrheit und Innigkeit der Charakteristik solchen Beifall fand, daß er dadurch gewissermaßen in Düren festen Fuß faßte. Man übertrug ihm nicht nur die Ausführung des dortigen Bismarckdenkmals, sondern angesehene Männer der Stadt bestellten bei ihm auch Büsten und Grabdenkmäler, in denen sein tiefes, poetisches Empfinden im Dienste edler Formenbildung zu ergreifendem Ausdruck gelangt ist (Abb. 2).

Seine Mitarbeit an dem Sarkophage Kaiser Friedrichs und eine wohlgetroffene Büste des Kaisers hatten die Aufmerksamkeit seiner erlauchten Gemahlin auf Uphues gelenkt, und ihrer Verwendung ist es zu danken, daß der Künstler auch mit der Ausführung der beiden Denkmäler betraut wurde, die dem Gedächtnis Kaiser Friedrichs in Homburg v. d. H. und in Wiesbaden errichtet worden sind. Eine gleiche Gunst hat ihm Kaiser Wilhelm II. zugewendet. Für die Siegesallee hat er zwei Herrschergruppen geschaffen: die des Markgrafen Otto II. und die König Friedrichs II., bei der er die ungemein schwierige Aufgabe, den großen König in jugendlicher Erscheinung, etwa zur Zeit der ersten schlesischen Kriege darzustellen, in glänzender Weise, mit einer das ganze geistige Wesen des jungen Herrschers durchdringenden Charakteristik gelöst hat. Liegt hier auf der ganzen Erscheinung der Hauptfigur und auf ihrer architektonischen Umgebung der feine Hauch, die spielende Grazie des Rokokozeitalters, so führt uns eine fast zu gleicher Zeit in Uphues' Atelier entstandene Kolossalfigur des berühmten Physiologen Johannes Müller, die als Denkmal des Gelehrten in seiner Vaterstadt Koblenz errichtet werden soll, in den nüchternen Realismus des XIX. Jahrhunderts, aber auch in die geistigen Kräfte, die in unserer Zeit wirksam sind und den Künstler nicht minder zur Darstellung reizen als glänzende Gestalten einer äußerlich mehr bevorzugten Geistesepoche.

Mit der Erinnerung an Kaiser Friedrich ist auch der Name Max Baumbachs eng verknüpft, dessen bisherige künstlerische Thätigkeit in dem Denkmal des Kaisers für das

Abb. 9. Röntgen. Standbild auf der Potsdamer Brücke zu Berlin. Von Reinhold Felderhoff.

Abb. 10. Taubenmädchen. Von Carl Bernewitz.

Schlachtfeld bei Wörth gipfelt. Das Werk, durch das er seinen Namen vor fünfzehn Jahren zuerst bekannt gemacht hat, war freilich ganz anders geartet als jenes Monument. Es war die nach Art der antiken Hermen gebildete, auf einen Pfeiler gestellte Halbfigur eines bärtigen Mannes in der Tracht des XVII. Jahrhunderts, der mit halb zusammengekniffenen Augen den Inhalt eines von seiner Rechten emporgehobenen Kruges prüft, um sich zu vergewissern, „ob's noch reicht". (S. das Titelbild.) Von der Antike war aber nur die Anregung zu der originellen Gestaltung des Bildwerks gekommen. Sonst hatte dieses einen keineswegs antiken Zug, sondern ein durchaus modernes malerisches Gepräge, das noch durch Tönung, später auch durch Bemalung gesteigert worden war. Ein durchaus moderner Mensch, der Maler Max Koch, in dessen Besitz sich das Werk gegenwärtig befindet, hatte dem Künstler auch als Modell gedient, und lange, liebevolle Beobachtung hatte ihn zu dieser Intimität humorvoller Charakteristik geführt, die auch auf der Ausstellung von 1884 einen so durchschlagenden Erfolg erzielte, daß er allgemein als die verheißungsvollste Erscheinung unter den jungen Bildhauern begrüßt wurde, die auf jener Ausstellung zum erstenmale in die Oeffentlichkeit traten. Er war zu jener Zeit noch Schüler der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, in die er 1881 getreten war. Zuvor war er — er stammt aus Wurzen in Sachsen, wo er am 28. November 1859 geboren worden ist — wie sein Kunstgenosse Uphues, mehrere Jahre als Holzbildhauer thätig gewesen. Auch nach der hohen Anerkennung, die ihm seine erste, mit glücklichem Griff aus der Fülle des Lebens geschöpfte Improvisation eingebracht, hielt er seine künstlerische Ausbildung noch nicht für abgeschlossen. Er studierte noch ein Jahr lang auf der Kunstakademie, wo er sich besonders an Fritz Schaper anschloß, und war dann einige Zeit Schüler und Mitarbeiter von Begas. Mit richtigem Blick hatte er die eigenartigen Vorzüge dieser beiden entgegengesetzten Künstlernaturen erkannt, und bald zeigte sich in der Entwickelung seines eignen

Stils ein glückliches Gemisch aus der an der Antike geschulten Formenstrenge und Formenreinheit eines Schaper und den malerischen Neigungen eines Begas, die der Erhöhung lebensvoller Erscheinung und seelischen Lebens in der Plastik in so außerordentlichem Maße förderlich sind, daß die moderne Bildhauerkunst ihrer Einwirkungen gar nicht mehr entbehren kann. Diese Verbindung zweier Elemente, die einander auf das wirksamste ergänzen, zeigte sich schon in den ersten seit 1885 entstandenen Arbeiten Baumbachs, in einigen Porträtbüsten und kleinen Figuren, besonders aber in der 1887 geschaffenen Figur eines Meleager und in der 1891 ausgestellten Gruppe „das Gebet", das eine von Kummer und Verzweiflung gequälte Mutter in ihrer Herzensangst für ihren todkranken Knaben zum Himmel emporschickt (s. das Einschaltbild zw. S. 248/249). Hier zeigte der Künstler, daß er auch in den Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen gelernt hatte und daß er imstande war, auch den herbsten Seelenschmerz, aber in den Grenzen weiser künstlerischer Mäßigung, zu erschütterndem Ausdruck zu bringen.

Abb. 11. Weibliches Bildnis. Von Johannes Göt.

Nachdem er aus einer Konkurrenz um das auf dem Schlachtfeld bei Wörth zu errichtende Denkmal als Sieger hervorgegangen war, schuf er das Reiterstandbild des ritterlichen Helden, der, mit der Linken sein feuriges Roß parierend, mit der Rechten auf die Stelle weist, wo der entscheidende Schlag fallen soll. Das eherne Reiterbild erhebt sich auf hohem, aus massigen Felsen getürmtem Unterbau, an dessen Vorderseite zwei altgermanische Kriegergestalten in vollem Waffenschmuck, die freudigen Mutes ihren Bund durch Handschlag besiegeln, die auf

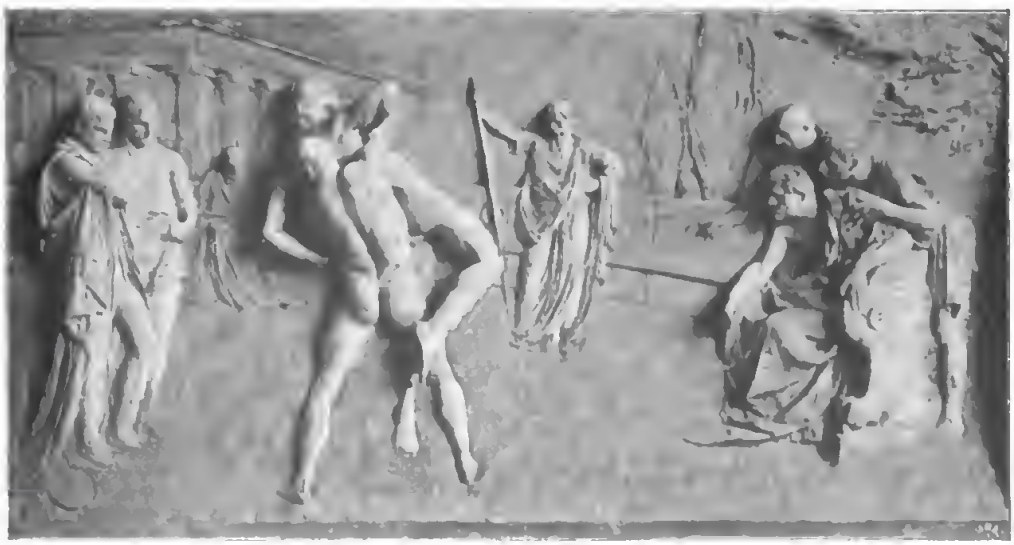


Abb. 12. Antiker Ringkampf. Relief von Johannes Göt.

Abb. 13. Kondor. Von A. Gaul.

druck, den die mageren, eckigen Gestalten, die er sich als Modelle ausersehen hatte, bisweilen auf feinfühlende Beschauer machten, die sich nach den von üppiger Gliederfülle strotzenden Putten der italienischen Renaissance andere Ideale von knabenhafter Körperschönheit gemacht hatten. Mit der Zeit drang aber der dreiste, etwas gaminhafte Humor, der diese Figuren erfüllte, siegreich durch, weil er sich auf das gewissenhafteste Naturstudium stützte, und schließlich fand Zadow, wohl unter dem Einfluß des Begasschen Brunnens, der schon viele Jahre, bevor er für den Schloßplatz ausgeführt wurde, in einem Entwurf vorhanden war, den Mut, seine Kinderfiguren zu größeren Kompositionen zusammenzufügen, die zum Schmucke öffentlicher Brunnenanlagen dienen sollten. Er hat in Berlin auch mehrere solcher Entwürfe geschaffen, die durch die Originalität des Aufbaus und durch das malerische Wechselspiel zwischen

dem Schlachtfelde von Wörth vollzogene Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland versinnlichen.

Weniger vielseitig als Uphues und Baumbach hat sich Fritz Zadow (geboren 14. Mai 1862 in Nürnberg) ein Sondergebiet erkoren, auf dem er sich schon um die Mitte der achtziger Jahre durch die Keckheit der Erfindung und die Frische seines naiv-realistischen Stils hervorthat. Er ist nur kurze Zeit — vom Januar 1883 bis Juli 1884 — Schüler der Akademie gewesen, um dann in Begas' Meisteratelier einzutreten. Jenes Specialgebiet war die Schilderung des übermütigen Treibens lustiger Buben in Spiel und Scherz. Mit der Unbefangenheit eines Italieners, der in Venedig, Chioggia, Neapel oder auf Capri groß geworden ist, stellte er diese Knaben, die Bälle schlugen, irgend ein Wurfgeschoß abfeuerten, Fische fingen oder mit wunderlichen Seetieren spielten, in paradiesischer Nacktheit dar, unbekümmert um den Ein-

Abb. 14. Pelikane. Von A. Gaul.

den bewegten Figuren und den springenden Wassern eine ungemein reizvolle Wirkung ausübten; aber zur Ausführung eines solchen Brunnens in großem Stile kam er erst, nachdem er zu Anfang der neunziger Jahre Berlin verlassen und in seine Vaterstadt Nürnberg zurückgekehrt war. Hier wurde ihm der Auftrag zu teil, den Marienplatz mit einem Brunnen zu schmücken, dem reicher Figurenschmuck zugedacht war. In Nürnberg, der Stadt der klassischen Brunnen, wahrlich keine leichte Aufgabe! Aber Zadow kümmerte sich weder um die Klassicität des „schönen Brunnens" und des Gerechtigkeitsbrunnens, noch um den etwas spießbürgerlichen Realismus des Gänsemännchens, sondern ließ seinem Temperament und seinem Humor freien Lauf. So entstand ein Gebilde (Abb. 3 und 4), das zu keinem unliebsamen Vergleich mit seinen berühmten Vorgängern herausfordern will, sondern in voller Unabhängigkeit die Eigenart eines modernen Künstlers, eines Sohnes seiner Zeit widerspiegelt. Wie sehr Zadow über seine Berliner Anfänge inzwischen hinausgewachsen ist, zeigt insbesondere die Gruppe der beiden sich ängstlich vor dem Fall der sprudelnden Wasser zusammenschmiegenden Mädchen, in deren Bildung der Künstler ein zu voller Reife erblühtes Schönheitsgefühl offenbart.

Abb. 15. Krieger. Bronzestatuette von Ludwig Cauer.

In der künstlerischen Eigenart von Harro Magnussen spielt das Individuelle, die Neigung zum Eindringen in eine geistig bedeutende Persönlichkeit die Hauptrolle. Am 14. Mai 1861 als Sohn eines Bildnismalers in Hamburg geboren, hatte er den Entschluß gefaßt, sich ebenfalls der Malerei zu widmen. 1882 ging er nach München und war dort fast sechs Jahre lang mit seiner Ausbildung zum Maler beschäftigt, bis er zu der Überzeugung kam, daß seine Begabung sich mehr der Plastik zuneigte. Er ging nach Berlin und war hier bis 1893 Schüler von Begas. Aber das Malerische steckte einmal tief in seinem Blute, und es drängte ihn, in noch höherem Grade, als er es bei seinem Meister gesehen, das malerische Element in seinen Bildwerken mitsprechen zu lassen. Seine ersten Arbeiten, meist Büsten hervorragender Männer, besonders seiner engeren Heimatgenossen aus Schleswig, Holstein und Oldenburg, waren nicht nur malerisch in der ganzen Anlage, in der Formenbehandlung, im Ausdruck, sondern er steigerte später die dadurch schon erreichte Lebenswahrheit noch durch die Polychromie, die er in weitem Umfange bis zum Wetteifer mit der Wirklichkeit zur Anwendung brachte, freilich nur bei Bildwerken in Gips und gebranntem Thon. Bei Marmorarbeiten begnügte er sich meist mit einer leichten, diskreten Tönung, womit er übrigens auch den vollen Eindruck des Lebens erzielte, weil er schon durch seine virtuose Technik den Marmor mit wahrhaft sprühendem Leben zu erfüllen weiß (Abb. 5). Seine Büsten der Dichter Klaus Groth und Hermann

Abb. 16. Relief im Künſtlerhaus zu Berlin. Von Hermann Hidding.

Allmers, Johannes Trojan und Heinrich Seidel ſind Zeugniſſe ſeiner fein ausgebildeten Fähigkeit, die geiſtige Bedeutung einer ſcharf ausgeprägten Individualität zu erfaſſen und zu erſchöpfendem Ausdruck zu bringen, und dieſe Fähigkeit konnte er in beſonders glänzender Weiſe bewähren, als ihm das Glück zu teil wurde, infolge von großen Denkmalaufträgen mehrere Male den Fürſten Bismarck in ſeinen letzten Lebensjahren porträtieren zu dürfen. Im Gegenſatz zu Begas, der den Fürſten Bismarck heroiſiert, weit über menſchliches Maß hinaus geſteigert hat, hat Magnuſſen in heißem Bemühen das rein Menſchliche in den Zügen des großen Kanzlers zu erfaſſen geſucht, und nach dieſen Bildnisſtudien ſind ſeine Bismarckdenkmäler für Kiel, Jever, Großlichterfelde bei Berlin und Moskau entſtanden, denen demnächſt noch eins für den Bismarckturm auf dem Knivsberg im Norden von Schleswig-Holſtein folgen wird. Magnuſſen iſt zugleich der letzte Bildhauer, dem es vergönnt war, ein Abbild des Fürſten nach dem Leben zu nehmen. Nach ſeiner im Frühjahr 1895 geſchaffenen Büſte (Abb. 6) hat niemand mehr den Fürſten modelliert, und ſo iſt uns dieſe Büſte eine koſtbare Urkunde, deren hiſtoriſche Treue kein Geringerer als Kaiſer Wil-

Abb. 17. Relief im Künſtlerhaus zu Berlin. Von Hermann Hidding.

helm II. mit Worten höchsten Lobes anerkannt hat.

Nächst Bismarck hat sich der Künstler mit besonderer Liebe in das Studium Friedrichs des Großen versenkt. Aber auch hier interessiert ihn weniger der Held, der Staatsmann und Regent als der Mensch, den er meist in hohem Alter, nur im Verkehr mit seinen vierfüßigen Freunden, darstellte. Aus diesen Studien ist als vollendetste Schöpfung die in einem Lehnstuhl sitzende Gestalt des in trübes Sinnen verlorenen „Philosophen von Sanssouci in seinen letzten Lebenstagen" entstanden (Einschaltbild zw. S. 256 u. 257), ein Meisterwerk tief eindringender, wahrhaft erschütternder Charakteristik, das selbst vor dem strengen Urteil des kompetentesten Richters in Fridericianischen Angelegenheiten, Adolf von Menzel, mit Auszeichnung bestanden hat und vom Kaiser der Ehre für würdig befunden worden ist, im Sterbezimmer des großen Königs in Sanssouci aufgestellt zu werden.

Abb. 18. Mädchen mit Katze. Von Ernst Waegener.

Noch weiter als diese Künstler haben sich Louis Tuaillon und Konstantin Starck von dem für Begas charakteristischen Stil entfernt. Bei keinem anderen der Begasschüler bemerkt man eine so starke Hinneigung zum strengen Stil der Antike wie bei ihnen, freilich nicht jener Antike, die das Ideal Thorwaldsens, Rauchs und ihrer Schüler gewesen war. Die Ausgrabungen und Entdeckungen der letzten Jahrzehnte haben uns gelehrt, daß die antike Kunst zahlreiche Wandlungen durchgemacht hat, daß keineswegs ideale Schönheit und ruhige Würde immer ihr höchstes Ideal waren und daß sie mit ebenso großem Eifer nach dramatischer Lebendigkeit, nach dem Ausdruck tiefen seelischen Lebens und nach schlichter Naturwahrheit ohne Pathos und Würde gestrebt hat als die moderne Kunst. Tuaillon (geb. 7. September 1862 in Berlin), der von 1879 bis 1881 Schüler der Akademie gewesen war und dann einige Zeit bei Begas arbeitete, hatte schon in seinen ersten in Berlin entstandenen Arbeiten ein großes Gewicht auf strenge, maßvolle Formenbehandlung gelegt, die sich sogar in einigen Bildnisbüsten dem herben Realismus der Florentiner des XV. Jahrhunderts näherte. Aus der in Berlin herrschenden künstlerischen Unruhe zog sich Tuaillon zu Anfang der neunziger Jahre in die Einsamkeit Roms zurück, und dort entstand in jahrelanger Ausreifung seine in Bronze gegossene, etwas überlebensgroße Reiterstatue einer jungen Amazone, die, als ob sie ihren Schwestern vorauseilt wäre, mit scharfen Augen Ausblick nach dem Feinde hält (Abb. 7). Sie erschien auf der Kunstausstellung des Jahres 1895 und wurde vom Staate angekauft, der sie in der Umgebung der Nationalgalerie aufstellen ließ. Aus dem Studium der Antike hatte der Künstler gelernt, daß nur die schlichte Unterordnung unter die Natur zu den höchsten Höhen der Kunst oder doch zu höchster Vollendung in der formalen Darstellung führt, und auf diesem Wege gelangte er zu dem edlen Naturalismus, der seine Amazone charakterisiert.

Nicht minder tief in den Geist und in die Formensprache der antiken Plastik ist Konstantin Starck eingedrungen, ein Balte (geb. 2. März 1866 in Riga), der die Berliner Kunstakademie von 1887 bis 1891 besucht hat und dann Meisterschüler von Begas wurde. Aber er hielt sich mehr an die naive

Anmut der griechischen Genreplastik, insbesondere an die intimen Reize, die uns vornehmlich durch die zuerst in Tanagra und später auch in anderen altgriechischen Städten gefundenen Thonfiguren offenbart worden sind. Mit diesen zartpoetischen Gebilden sind einige weibliche Gestalten verwandt, die Starck in den letzten Jahren teils in Marmor ausgeführt, teils für den Bronzeguß modelliert hat. Die schönste davon, die „Träumerei", eine lässig in einen Sessel zurückgelehnte Mädchengestalt (Abb. 8), hat der preußische Staat angekauft, um sie als eine vornehme Vertreterin deutscher Kunst und deutschen Kunstgusses auf die Pariser Weltausstellung zu schicken. Haben hier Anmut und Wahrheit einen Bund von schöner Harmonie geschlossen, so hat Starck in vier kolossalen Bronzefiguren für die Treppenhalle des neuen preußischen Abgeordnetenhauses, die in zwei männlichen und zwei weibliche Gestalten die Vaterlandsliebe und die Beredsamkeit, die Weisheit und die Gerechtigkeit verkörpern, gezeigt, daß es ihm auch nicht an Gefühl für monumentale Würde gebricht.

Starck hat sich auch durch Grabdenkmäler als Künstler von tiefer Empfindung offenbart. Der eigentliche Grabmalbildner der Begasgruppe ist aber Reinhold Felderhoff (geb. 25. Februar 1865 in Elbing), der seinen ersten Erfolg mit einem Grabrelief errang, in dem er den tiefen Schmerz um einen teuern Toten gleichsam durch die Weihe edelster künstlerischer Bildung zu mildern verstand.

Dieser zarte, empfindsame Zug, gepaart mit einer feinen Anmut, ist seitdem die Eigentümlichkeit Felderhoffs geblieben, nicht bloß in seinen Grabmälern, sondern auch in seinen Büsten, unter denen die weiblichen immer von einem Hauche lieblicher Poesie und holdester Grazie umflossen sind. Vornehme Anmut ist, so seltsam dies auch bei einem Manne klingen mag, die charakteristische Eigentümlichkeit der Figur des Physikers Röntgen, des schnell berühmt gewordenen Entdeckers der X-Strahlen, die zu den viel angefeindeten vier Bronzegruppen gehört, mit denen der Berliner Magistrat die Potsdamer Brücke ausgezeichnet hat (Abb. 9). Was seine Architekten und Ingenieure bei der Anlage der Brücke verschuldet haben, haben die armen Bildhauer büßen müssen. Nur von der Gruppe Felderhoffs hat man anerkannt, daß sie ein von reicher Lebensfülle durchdrungenes Abbild des geistvollen Gelehrten in feinsinniger Charakteristik gibt. —

Als Reinhold Begas 1890 das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Angriff nahm, zog er die hervorragendsten seiner Schüler, die noch nicht in eignen Werkstätten als selbständige Künstler arbeiteten, oder die sonst Zeit und Lust dazu hatten, zur Mitarbeit an dem gewaltigen Werke heran. Abgesehen von dem Reiterdenkmal selbst, seinen Nebenfiguren und seinem Sockelschmuck erforderte die Halle, die den Denkmalsplatz an der Westseite umschließen sollte, eine Fülle von Bildwerken, die zum Teil in kolossalem Maßstab gedacht waren. Der Grundgedanke für den gesamten bildnerischen Schmuck ist seinem Kopfe entsprungen. Er hat auch für die die Halle krönenden figürlichen Gruppen und für die meisten dekorativen Teile Skizzen angefertigt. Aber die Modellierung für den Bronzeguß im großen und die Ausführung der Sandsteingruppen im einzelnen mußte er doch seinen Schülern überlassen. Außer seinem Bruder Karl Begas, seinem ältesten Schüler, der schon in den sechziger Jahren in seinem Atelier gearbeitet hatte, waren besonders Hermann Hidding, Ludwig Cauer, August Kraus, A. Gaul, Ernst Waegener, Carl Bernewitz und Johann Götz daran beteiligt, die letzteren am selbständigsten, da ihnen für die beiden kolossalen Quadrigen über den Portalen der Halle, deren Ausführung ihnen übertragen worden war, nur kleine Skizzen des Meisters die Idee und die ungefähre Haltung angegeben hatten. Carl Bernewitz (geb. am 17. Mai 1858 in Blieden in Kurland), der 1880 — 1882 Schüler der Akademie gewesen war, hatte das Viergespann auf dem Südportal auszuführen, das von der Repräsentantin Süddeutschlands auf seinem Siegeslaufe geleitet wird. Mit großem Geschick hatte der Künstler sich in die schwungvolle Formensprache, die im Einklang mit der Architektur und Ornamentik des gegenüberliegenden Schlosses auch von dem bildnerischen Schmuck des Denkmals gefordert worden war, hineingefunden, und auf das mächtige Pathos, das die ganze Anlage durchdringt, gewissermaßen den höchsten Ton gesetzt. Dieser Erfolg war um so staunenswerter, als der Künstler

Der Philoſoph von Sansſouci in ſeinen letzten Lebenstagen. Von Harro Magnuſſen.

sich längst in der zierlichen, in heiterer Anmut oder in gefälliger Koketterie schwelgenden Genreplastik ein Sondergebiet erkoren hatte, auf dem er mit zahlreichen Einzelfiguren und Gruppen, von denen eine Japanerin und ein von Tauben umflattertes Mädchen (Abb. 10) die bekanntesten sind, reichen Beifall gefunden. Johannes Götz, der die Quadriga mit der Gestalt von Norddeutschland mit gleich glücklichem Gelingen ausgeführt hat, hatte sich vorher schon auf verschiedenen Gebieten versucht. Am 4. Oktober 1865 in Fürth geboren, machte er seine ersten Studien auf der Kunstgewerbeschule des benachbarten Nürnberg und war dann noch 1885 ein halbes Jahr lang Schüler der Berliner Akademie. Während eines einjährigen Studienaufenthalts in Italien suchte er sich ebensosehr mit dem Geist und der Formensprache der antiken Kunst wie mit der Lebendigkeit und Natürlichkeit der Darstellung vertraut zu machen, durch die die Schöpfungen der modernen italienischen Bildhauer überall Anerkennung und Bewunderung gefunden haben. Wie schnell er sich eine gleiche Virtuosität in der Schilderung bewegten Lebens angeeignet hatte, bewies er mit der nackten Bronzefigur eines wasserschöpfenden Mädchens und einem auf einer Kugel balancierenden Knaben, die beide für die Nationalgalerie angekauft wurden. Die diese Gestalten durchströmende Lebensfülle kam auch zu vollem Ausdruck, als Götz später einen antiken Stoff behandelte, einen Ringkampf in einer Reliefdarstellung, bei der Plastisches und Malerisches in vollkommenes Gleichgewicht gebracht worden sind (Abb. 12). Darin und zugleich in dem stärksten Ausdruck geistiger Regungen und seelischer Empfindungen liegt eines der Hauptziele Begasscher Kunst, und als feinsinniger Seelenergründer hat sich Götz, trotz seiner Jugend, schon mehrere Male bewährt, so besonders in einem Grabmal für seinen Vater und in einer Reihe von Büsten, von denen wir eine weibliche als Beispiel seiner tief eindringenden Charakterisierungskunst wiedergeben (Abb. 11).

Abb. 19. Büste von Reinhold Begas. Von Werner Begas.

Die das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. umschließende Halle ist an der dem Schlosse zugekehrten Seite durch vier Wappengruppen gekrönt, die die vier deutschen Königreiche symbolisieren. An ihrer Ausführung waren von Begasschülern besonders August Gaul (geb. 1869 in Groß-Auheim) und August Kraus (geb. 1868 in Ruhrort) thätig, die auch an der Detaillierung der vier kolossalen, das Reiterdenkmal bewachenden Löwengruppen mitgearbeitet haben. Beide sind vorzugsweise Tierbildner, die in intimen Studien nach der Natur, gleichsam durch eine möglichst bildnismäßige Darstellung von Tierindividuen ihren künstlerischen Ehrgeiz befriedigen. Der Berliner Zoologische Garten liefert ihnen reichen Stoff für ihre meist im Maßstabe der Kleinplastik gehaltenen Tierfiguren, die bisweilen, wie wir z. B. an dem Kondor und an den Pelikanen von Gaul sehen (Abb. 13 u. 14), erkennen lassen, daß sich den Augen des Künstlers auch in solchen Tieren, an denen andere Augen nur das Typische des Gattungscharakters wahrnehmen, scharf ausgeprägte Individualitäten enthüllen.

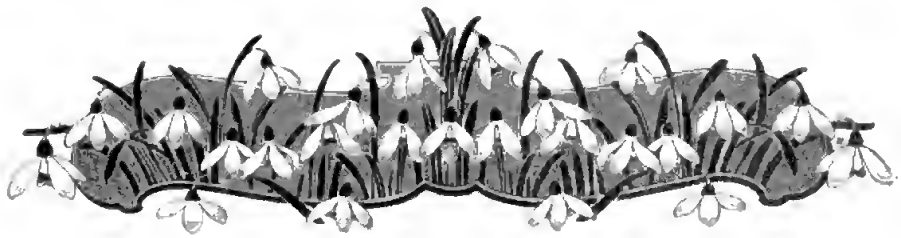
An der Wasserseite bilden den oberen Schmuck der Halle vier Handel und Schiff-

fahrt, Kunst und Wissenschaft darstellende Gruppen, die Karl Begas, Ludwig Cauer und Hermann Hidding ausgeführt haben. Die beiden letzteren zeigen in ihren selbständigen Werken von allen Begasschülern wohl die wenigsten Spuren von der Einwirkung des Meisters. Ludwig Caner (geb. 1866 in Kreuznach), ein Sohn Carl Cauers, hatte bei seinem Vater schon so starke Eindrücke empfangen, daß diese nicht mehr wesentlich umgestaltet wurden, als er 1887 nach Berlin kam. Seine erste hier ausgestellte Arbeit, ein sich das Schwert umgürtender Krieger in heroischer Nacktheit, zeigt ihn noch unter dem Banne der klassischen Überlieferung, aber doch schon mit stark ausgeprägter Neigung zu freierer Bewegung (Abb. 15); und das Streben nach voller Freiheit im Ausdruck wie in der Wahl der Stoffe hat sein späteres Schaffen vollends beherrscht. Er hat gelegentlich romantischen Regungen nachgegeben, er hat in der Lebendigkeit der Darstellung mit den Italienern gewetteifert, und in einer unter dem Titel „Durst" bekannt gewordenen Gruppe zweier italienischer Soldaten in Tropenuniform hat er ein dramatisches Motiv mit allen Mitteln des modernen Realismus ausgestaltet. Im Gegensatz zu ihm ist Hermann Hidding eine träumerische Natur, ein Künstler von überwiegend poetischer Veranlagung, von spiritualistischen und transcendentalen Neigungen, der den bildnerischen Stoff mit den höchsten Potenzen geistigen Lebens zu durchdringen sucht. Das Relief, besonders das zarte Flachrelief, das nur wie eine Vision aus der Marmortafel oder der Bronzeplatte auftaucht und leicht anschwillt, ist seine liebste Ausdrucksform. In einem Doppelbildnis des Heilands und seiner Mutter und in einer großen Darstellung einer von Engeln umgebenen Madonna mit dem Kinde hat er seine tief religiösen Empfindungen bisher am lautersten und stärksten kundgegeben, und von dem Hauche eines edlen Idealismus erfüllt sind auch die beiden Reliefs, mit denen er die Eingangsthür zu den Ausstellungssälen im neuen Berliner Künstlerhause geschmückt hat (Abb. 16 u. 17). Auf der einen Seite sehen wir den Kunstjünger, der zagend seinem Genius in das unbekannte und doch so verlockende Land folgt, und auf der anderen Seite wird der zum Manne gereifte Künstler von der Ruhmesgöttin der Sonne entgegengeführt.

Zu den fleißigsten Mitarbeitern am bildnerischen Schmuck der Denkmalshalle hat endlich Ernst Waegener (geb. 1854 in Hannover) gehört, der schon 1877, nach zweijährigem Besuch der Kunstakademie, Schüler von Begas geworden war. Auch er hatte nach einem einjährigen Aufenthalte in Italien seinen Schwerpunkt in der Kleinplastik gefunden und sich besonders durch die Figur eines jugendlichen Pan und durch das von prickelndem Leben durchzuckte Mädchen mit der Katze (Abb. 18) bekannt gemacht. Dann nahmen ihn aber eine Zeitlang dekorative und monumentale Arbeiten in Anspruch, und erst neuerdings hat er sich wieder mit Modellen für kunstgewerbliche Arbeiten, für Prunkschalen, Porzellanvasen ꝛc. der Kleinplastik zugewendet.

Der Meister hat auch die Freude erlebt, daß sich einer seiner Söhne, Werner Begas, für seine geliebte Kunst entschieden hat. Werner Begas ist aber kein Himmelsstürmer. Als er sich umsah, wo ihm sein berühmter Vater noch ein Plätzchen zu selbständiger Bewegung gelassen hatte, entschied er sich in weiser Beschränkung zunächst für die Bildnisplastik, und es gelang ihm auch, sich bald, obwohl ihm der ererbte Name keineswegs förderlich war, durch Eindringlichkeit und schlichte Wahrheit der Charakteristik und durch peinliche Sorgfalt in der Formenbehandlung Achtung und Anerkennung zu verschaffen. Diese sind vornehmlich einer Büste Heinrich Heines und einer Büste seines Vaters (Abb. 19) in reichem Maße zu teil geworden.

Wie Reinhold Begas zu seinem Lehrer und Vorgänger Rauch, so steht auch seine Schule zu der Rauchschen in scharfem Gegensatz. Während Rauchs strenger Formalismus fast alle seine Schüler in Banden schlug, die sich nur langsam lockerten, ließ Begas, der diesen Zwang eine Zeitlang selbst empfunden hatte, der Individualität seiner Schüler einen weiten Raum zu freier Entwickelung. So hat er, dem selbst das volle Sichausleben einer künstlerischen Individualität als etwas Höchstes gilt, die von ihm beeinflußte Bildhauerschule nicht in eine neue einseitige „Richtung" hineingedrängt, sondern sie zu einer möglichst vielseitigen Entfaltung der angeborenen Kräfte ihrer Glieder angespornt, die der Berliner Bildhauerkunst ein universelles Gepräge gegeben haben.



Frühlingslieder.

Von

O. von Gerstfeldt, Frida Schanz, Dora Stieler, Gustav Falke
und **Lambert Radbruch.**

Lenzstimmen.

Schneeglöckchen blühn am Wiesenrain
Und läuten hell den Frühling ein:
„Sei, junger Lenz, willkommen!"

Die Veilchen hören, daß es schellt,
Und öffnen, um zu sehn die Welt,
Die Augen weit, die frommen.

Im Forste Himmelsschlüssel stehn
Und sprechen: „Kommt, wir wollen gehn
Den Himmel aufzuschließen!"

Die Küchenschelle brummt von fern:
„Ich hab die Erde g'rad so gern,
Könnt mir den Himmel grüßen!"

Das Leberblümchen blickt empört
Auf diese Frevlerin: „Sie stört
Uns frech den Lenzesfrieden!"

Maiglöckchen seufzt im tiefen Wald:
„Ach, wär' doch nicht vorbei so bald
Die Blütezeit hienieden!"

Die Anemon' auf schlankem Stiel
Frägt leise: „Ist denn nur zum Spiel
Das Leben uns verliehen?"

Als Antwort drauf bricht laut hervor
Ein großer, heller Jubelchor
In Siegesmelodien:

„Nicht Blüh'n allein ist Zweck und Ziel,
Das Leben ist kein Frühlingsspiel,
Wir wollen Früchte tragen!"

O. von Gerstfeldt.

Frage.

Das alte Sehnen will mich erfassen!
Es ist Frühlingszeit!
Das Mondlicht macht die finsteren Gassen
So licht und weit.

Die Fenster schimmern, die Dächer glänzen,
Die Luft geht lind.
Von fernen Thälern und Veilchenkränzen
Erzählt der Wind.

Die weichen Zauber des Lenzes dehnen
Die Welt so weit!
Wohin führt dies Spiel? Wohin lenkt dies Sehnen
Seit Kinderzeit?

Frida Schanz.

Frühlingslied.

Das iſt ein Frühlingsleben,
Voll Friſche, Duft und Licht!
Durch goldne Wolken eben
Die Sonne ſiegreich bricht;
Nun blitzen tauſend Flämmchen
Ums maienzarte Grün
Der jungen Lärchenſtämmchen.
Die ſtillen Veilchen blühn.
Vom Waldrand, von den Hecken
Glänzt rötlich brauner Schein, —
Noch hüllen zarte Decken
Das Lenzgeheimnis ein.
Tief rauſchen Tannenwipfel, —
Bergprimel ſchaut zur Höh',
Rings mit dem Schnee der Gipfel
Wetteifert Blütenſchnee.
Durch maiengrüne Schleier
Lacht himmelblau die Flut, — —
Natur in Frühlingsfeier
Am Herzen Gottes ruht.

Dora Stieler.

Der Gärtner.

In meinem kleinen Garten,
Ach, wie eng iſt die Welt!
Geduldig muß ich warten,
Bis ich mein Beet beſtellt.

Tulpen und Maiglöckchen
Und kleine Vergißmeinnicht,
Und an ihrem Stöckchen
Wagen ſich Roſen ans Licht.

Die erſten Roſen düften,
Aber es freut mich nicht ſehr,
Hoch in den flimmernden Lüften
Kommen die Wolken her,

Die weißen Frühlingswölkchen —
Wenn meine Gedanken ſo
Gingen, ein freies Völkchen,
Wie wär' ich froh!

Aber ſie ſpinnen nur immer
Den alten Faden an.
Ach, daß ich dich nimmer
Vergeſſen kann.

Du biſt nun draußen im Weiten,
Wo die leuchtenden Berge ſtehn,
Ich muß meinen Garten abſchreiten
Und nach den Blumen ſehn.

Guſtav Falke.

Frühling.

Und auf die verwaiſten Felder küßt
Die Sonne den Frühlingsgruß,
Und ich bin Mulus und küſſe mit
Und verſtaubt iſt mein Tacitus.

Und draußen vorm Thor gibt's das beſte Bier,
Und das hübſchſte Mädelgeſicht
Guckt zum Fenſter heraus und lächelt mir,
Und am Wege blüht ein Gedicht.

Und Vögel ſingen, wohin ich lauſch',
Und die Sonne badet im Fluß,
Und geſtern hatt' ich den erſten Rauſch
Und heute den erſten Kuß.

Lambert Radbruch.

Der Kommis-Voyageur.

Von

Marx Möller.

Mit Originalzeichnungen von **W. Gauſr.**

Ein Handlungsreiſender hat gewiß
Im Leben viel Ärger und Kümmernis.
Er muß vom Morgen zum Abend ſich plagen,
Sein Leben iſt ein ewiges Jagen,
Ein Rennen vom einen zum anderen Kunden:
Solch Mann hat nicht viel ruhige Stunden.
Er iſt ein Mann des raſtloſen Kampfes,
Er lebt ſo recht in der Zeit des Dampfes.

Und wenn ihn dann an der Bahnfahrt Schluß
Der alte, brave Hotelomnibus
Über den Markt des Städtchens ſchüttelt,
Und die Leute, von Neugier aufgerüttelt,
Aus Fenſtern und Thüren die Köpfe ſtecken,
Um der Inſaſſen Art zu entdecken,
Und ſie ihn erkennen, da ſagen ſie
Ganz kalt: „Ach, wieder ſolch Reiſekommis!“

Er aber muß immer bei all den vielen,
Die er beſucht, den Höflichen ſpielen;
Muß nach dem Sinn ſeiner Kunden ſich richten,
Muß überſprudeln von netten Geſchichten;
Muß im Trinken Erhebliches leiſten können
Und darf nie üble Laune ſich gönnen.
Seine Miene ein ewiger Frohſinn erhellt,
Sein Anzug iſt „wie aus dem Ei gepellt“,
Piekfein und ſchwarz iſt der ernſte Cylinder,
Und das zierliche Wachstuchpäckchen nicht minder,
Und doch muß er häufig vergebens geben,
Weil die Leute ſchon „mit allem verſehen“.

* * *

Ich aber kenn' einen Reiſekommis,
Der iſt im Anpreiſen ſo ein Genie,
Daß allerorten, wo er nur reiſt,
Man ſeine Firma und Branche preiſt;
Das kommt aus den vier folgenden Gründen:
Erſtens: er weiß ſeine Zeit zu finden,
Wo man g'rade ſeine Artikel begehrt;
Zweitens: er führt nur Sachen von Wert;
Drittens: er iſt ein ſo freundlicher Mann,

Daß niemand ihn schnöde abweisen kann,
Jeder leiht ihm ein willig Gehör,
Denn viertens: kein Kommis voyageur
Ist so reich an Liedern und netten Geschichten,
Er ist ein Schöngeist, kann singen und dichten,
Wie er auch Tanzen zu lehren versteht,
Und rührig ist er von früh bis spät,
So daß er nie die Offerten vergißt —
Was das wohl füe ein Reisender ist??

Einige Leute behaupten freilich,
Sein Treiben wäre oft unverzeihlich.
Er pflege — sie hätten es selber gesehen! —
Den jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen;
Er hetze die jungen Leute zusammen,
Er entzünde und schüre die Flammen,
So daß er ein förmlicher Kuppler wär',
Und außerdem Revolutionär. —
Sein Sündenregister ist also nicht klein.
Was mag das wohl füe ein Reisender sein??

Die anderen Reisenden tragen mit Würde
Des Wachstuchpäckchens schwärzliche Bürde,
Sie pflegen sich ernst und einfach zu kleiden, —
Er mag die ernsten Farben nicht leiden;
Sein Rock ist zwar immer modern, doch salopp,
Er pfeift auf die Würde, er rennt im Galopp,
Er benutzt weder Schnellzug noch Omnibus;
Er ist geläufig, er geht zu Fuß,
Er haßt das Hocken auf knarrenden Achsen,
Er ist blond, blauäugig und hochgewachsen,
Und kommt doch vom Süden ins Land herein,
Und sein Tara ist der Sonnenschein,
Sein Netto ist Zwitschern und Blumen und Blätter

Sein Brutto ist das Maienwetter,
Und ihn selber werdet ihr jetzt wohl erkennen,
Ihn selber pflegt man Frühling zu nennen.

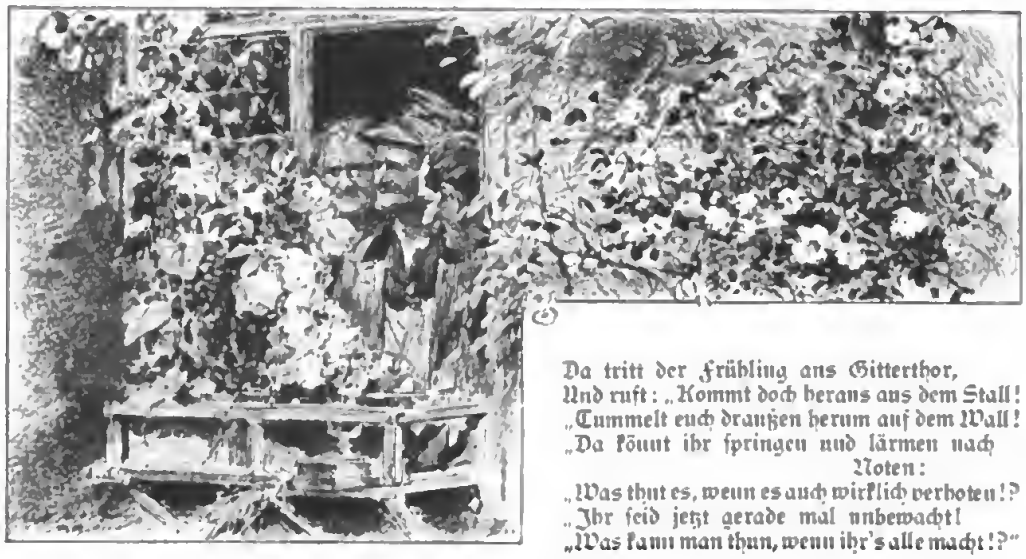
In jedem Städtchen, durch das er geht,
Eine große, freudige Unruh' entsteht.
Der Bürgermeister sitzt bei den Akten,
Und grübelt über einem vertrackten,
Unentwirrbaren Wiesenstreit,
Der schon zu seines Vorgängers Zeit
Dem Ratskollegium Ärger bereitet,
In dem sich ein Paar von Pächtern streitet.
Er ist g'rade bei einem schwierigen Satze,
Da tippt der Frühling ihn auf die Glatze
Und sagt: „Wahrhaftig, es thut mir leid
„Um all die viele, kostbare Zeit!
„Um so ein Wühlen so dumpf und verworren!
„Werden denn nie diese Blätter verdorren?
„Werden sie nie durch neue ersetzt?
„Sieh doch draußen, wie alles jetzt,
„Was welk geworden, in nichts zerrinnt!
„Ob hier wohl nie ein Frühling beginnt?
„Soll hier denn unter den alten Papieren
„Ewig vergilbter Spätherbst regieren?" — —
Und der Bürgermeister erhebt sich stille,
Öffnet das Fenster, putzt die Brille,
Um zu sehen, wie draußen die Knospen sprießen,
Um in vollen Zügen die Luft zu genießen,
Die weich und schmeichelnd ins Zimmer weht;
Und der Frühling, der neben ihm steht,
Beginnt den Alten mit Fragen zu quälen,
Und Geschichten aus alter Zeit zu erzählen,
Wo das Leben noch voe ihm lag,
Wie da draußen der helle Tag;
Wo kein Bürgerliches Gesetzbuch betrübte,
Wo er so manche Thorheit verübte,
Wo er schwärmte für beff're, kommende Zeiten,
Und glaubte, er könne sie vorbereiten.

Das alles erzählt der Frühling dem Alten;
Streicht ihm aus der Stirn die Falten,
Beredet ihn, die Akten zu schließen
Um draußen die frischere Luft zu genießen;
Reicht ihm den silberknöpfigen Stock;
Hilft ihm schnell in den warmen Rock,
Weil immer noch zugige Lüfte wehen —
Und kann nun weiter auf Kundschaft gehen.

Kaum biegt er um die Ecke rum,
Da kommt er ans alte Gymnasium.
Da will er auch erst ein Weilchen bleiben
Und trommelt derb an die Fensterscheiben.
Er kommt g'rade recht, weil eben man jetzt
Das „solvitur acris hiems" übersetzt.
Das ist ja der Deutschen ewiges Leid:
Theorie und Praxis sind immer im Streit.

Der Professor freilich scheint frei von dem Fluch;
Sein Frühling erblüht aus dem alten Buch;
Freund, Lehrer, Begleiter ist ihm Horaz;
Ein lachendes Land ist ihm jeglicher Satz;
Er sieht das Sabinum im Sonnenschein liegen;
Da ist der Frühling ins Zimmer gestiegen
Und legt ihm sachte aufs Buch die Hand,
Und lächelt schmerzlich: „Kennst du das Land?
Ich hab' es gesehen! Ich komme dorther!
Da blüht viel blauer das heilige Meer!
Da brennt der Himmel, da duftet's und sprießt!
Ob du die Gegend wohl auch mal siehst??"—
Und dann ist er über die Bänke gesprungen,
Und hat Platz genommen unter den Jungen;
Stört die halb müde, halb fleißige Ruh'
Und sagt lauter Verkehrtes zu,
Und schilt auf das Philisterpack
Mit seinem ledernen Bücherschnack;
Man solle Horaz im Grabe lassen,
Und den goldenen Baum des Lebens erfassen,
Die Welt sei lustig, der Himmel sei blau,
Und die Theorie sei eselgrau. —
So stört er die gute Unterrichtsstunde
Und redet jeder Partei nach dem Munde,
So daß der Professor am Ende erklärt:
„Wirklich, Sie sind es gar nicht wert,
„So was Wunderschönes zu lesen!
„Wo sind Sie gestern wohl wieder gewesen?!
„Wenn Sie doch mal das Bummeln ließen
„Und präparieren wollten. — Wir schließen."

Am Ende der Stadt, am alten Wall
Liegt friedlich das Altelentespital.
Die weißen Gardinen schimmern so nett,
Und auf jeglichem Fensterbrett
Prangt eine förmliche Blumenhecke,
Und beides dient zum sichern Verstecke
Den alten Gesichtern, die hastig spähen,
Wenn draußen Menschen vorübergehen.
Was in der Stadt man auch plant und macht,
Die Alten geben gewissenhaft acht.



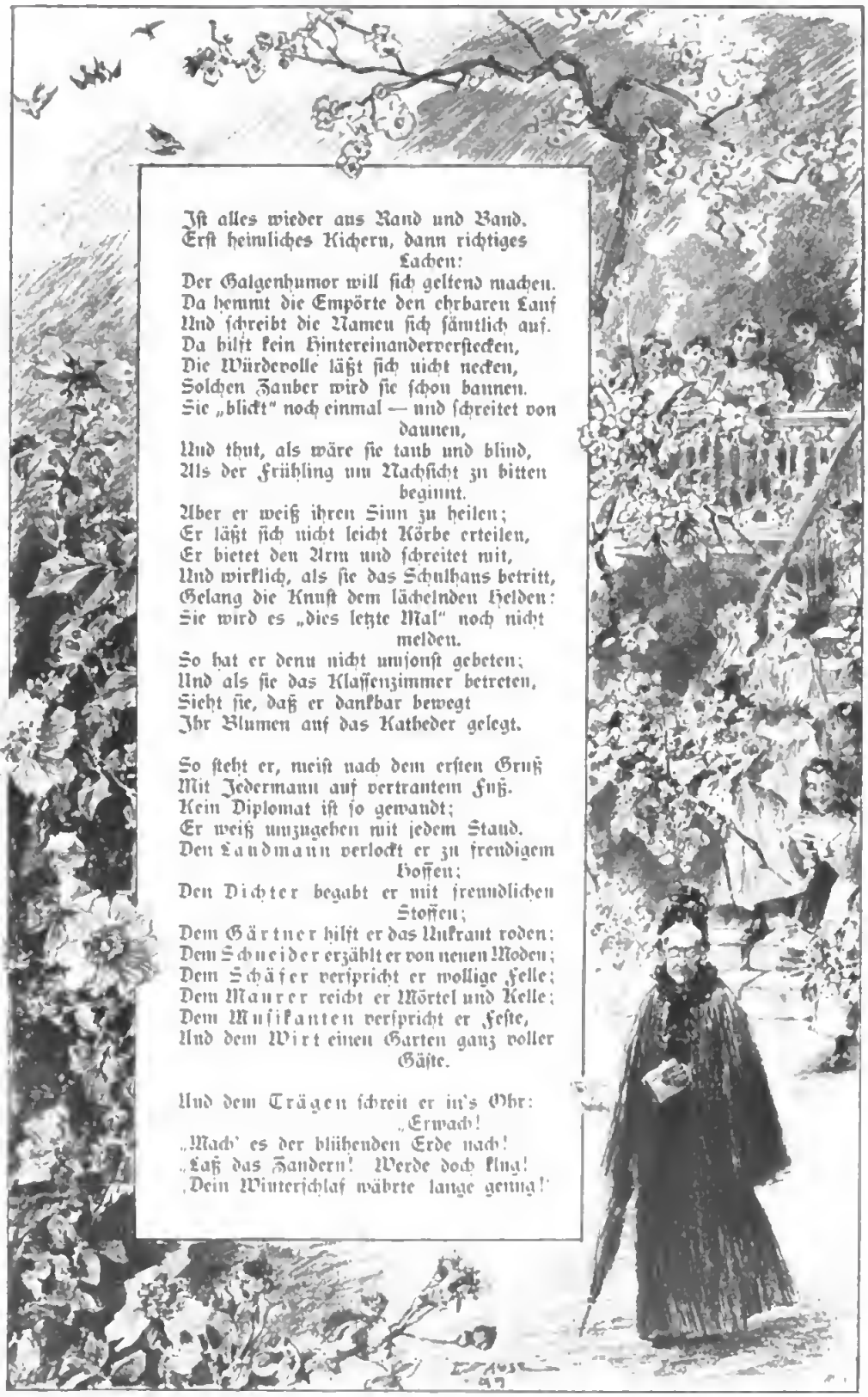
Da tritt der Frühling ans Gitterthor,
Und ruft: „Kommt doch heraus aus dem Stall!
„Tummelt euch draußen herum auf dem Wall!
„Da könnt ihr springen und lärmen nach Noten:
„Was thut es, wenn es auch wirklich verboten!?
„Ihr seid jetzt gerade mal unbewacht!
„Was kann man thun, wenn ihr's alle macht!?"

Was man kauft, verschenkt, kocht oder brät,
Woher man kommt und wohin man geht,
Was für Streite toben, was für Streite man schlichtet,
Man ist im Spital genau unterrichtet,
Man kontrolliert bald erregt, bald kühl
Alles vom heimlichen Fenstergestühl. —
Kommt aber was Fremdes durchs Städtchen gezogen,
Da branden drinnen förmlich die Wogen,
Da wird der Gärtner so lange geplagt,
Bis er zum Markt geht, alles erfragt,
Und wiedererzählt, was er aufgefangen. —
Da kommt der Frühling des Weges gegangen;
Sofort bewegen sich alle Gardinen,
Man fragt sich, wer denn da Fremdes erschienen;
Man erkennt ihn an seines Auges Glanz,
Aber man traut ihm noch nicht ganz;
Man ist dem Stürmer nicht gleich zu Willen,
Man kennt seine wetterwendischen Grillen;
Er soll zu keiner Unvernunft reizen;
Der Torfkorb bleibt, man wird weiter heizen.
Doch, weil er g'rade so höflich blickt,
Wird ihm freundlich ein Gruß durch die Fenster genickt.
Und der Reisende denkt beim Weiterschlendern:
Die Stimmung wird sich ja doch bald ändern;
Ich weiß es ja, wie die an mir hängen,
Aber: älteste Kunden muß man nicht drängen.

Von fernher tönt ein Stimmengebrause.
In der Mädchenschule ist große Pause:
Das gellt und schwatzt wie ein Spatzenchor. —
Und eh' er noch zu Ende gesprochen,
Ist schon das Rudel durchs Gitter gebrochen,
Um auf dem Wall sich zu haschen, zu necken,
Um die Glieder im Freien zu recken,
Wie die jungen Füllen, die koppeltollen,
Die vorne und hinten ausschlagen wollen.
Das ist so recht was für unsern Gesellen!
Solch ein Rausch, solch Knospen und Schwellen!
Er mag gern zu solchen Streichen verführen!
Er liebt es, solche Gluten zu schüren,
Wenn die Augen in Lust sich feuchten,
Wenn die Wangen wie fiebernd leuchten.
Denn er weiß, solche Lust ist geweiht,
Da sie Kraft für das Leben verleiht!
Und ein Herz, das so übermütig geschlagen,
Kann später manches leichter tragen;
Aus der Thorheit wächst mal ein starker Sinn.

Da kommt die strenge Frau Lehrerin.
Ihre Mienen besagen nichts Gutes;
Bedeutsam ist das Schwanken des Hutes;
Um die Schultern trägt sie ein schwarzes Tuch,
Und in der Hand ein gefürchtetes Buch.
Für sie ist das nur eine Schar von Rebellen;
Solch Anblick kann nicht ihre Mienen erhellen;
Sie ist ganz in Starrheit und Strenge vermummt,
Macht große Augen — und alles verstummt
Wie vor dem Wolfe die Schar der Lämmer;
Ihre Stimme klingt wie des Spechtes Gehämmer;
Noch kann sie des Frevels Tiefe kaum fassen,
Und sie ruft gebietend: „Geht in die Klassen!"

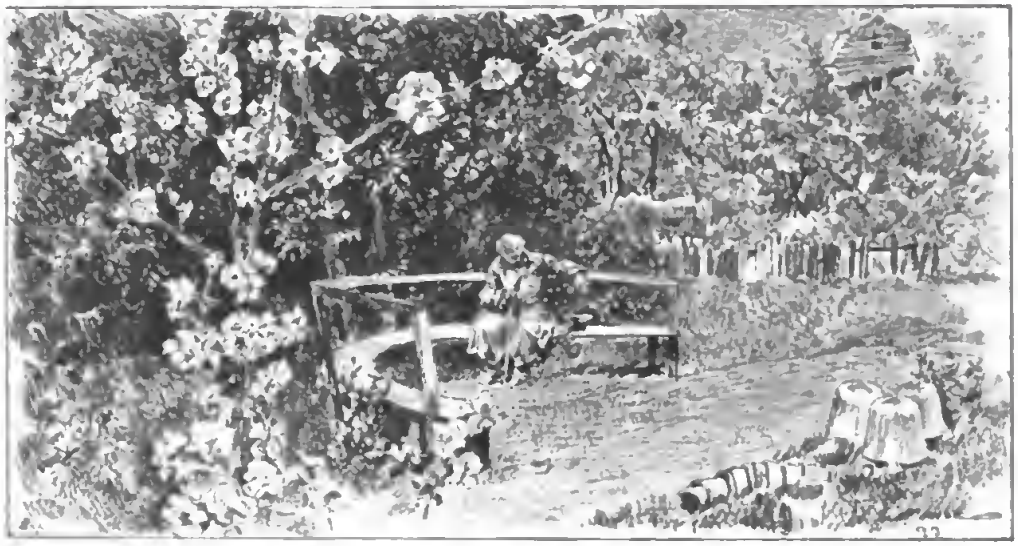
Kaum hat sie aber den Rücken gewandt,



Ist alles wieder aus Rand und Band.
Erst heimliches Kichern, dann richtiges Lachen:
Der Galgenhumor will sich geltend machen.
Da hemmt die Empörte den ehrbaren Lauf
Und schreibt die Namen sich sämtlich auf.
Da hilft kein Hintereinanderverstecken,
Die Würdevolle läßt sich nicht necken,
Solchen Zauber wird sie schon bannen.
Sie „blickt" noch einmal — und schreitet von dannen,
Und thut, als wäre sie taub und blind,
Als der Frühling um Nachsicht zu bitten beginnt.
Aber er weiß ihren Sinn zu heilen;
Er läßt sich nicht leicht Körbe erteilen,
Er bietet den Arm und schreitet mit,
Und wirklich, als sie das Schulhaus betritt,
Gelang die Kunst dem lächelnden Helden:
Sie wird es „dies letzte Mal" noch nicht melden.
So hat er denn nicht umsonst gebeten;
Und als sie das Klassenzimmer betreten,
Sieht sie, daß er dankbar bewegt
Ihr Blumen auf das Katheder gelegt.

So steht er, meist nach dem ersten Gruß
Mit Jedermann auf vertrautem Fuß.
Kein Diplomat ist so gewandt;
Er weiß umzugehen mit jedem Stand.
Den Landmann verlockt er zu freudigem Hoffen;
Den Dichter begabt er mit freundlichen Stoffen;
Dem Gärtner hilft er das Unkraut roden;
Dem Schneider erzählt er von neuen Moden;
Dem Schäfer verspricht er wollige Felle;
Dem Maurer reicht er Mörtel und Kelle;
Dem Musikanten verspricht er Feste,
Und dem Wirt einen Garten ganz voller Gäste.

Und dem Trägen schreit er in's Ohr:
„Erwach!
„Mach' es der blühenden Erde nach!
„Laß das Faulenzen! Werde doch klug!
„Dein Winterschlaf währte lange genug!"



Und dem Kranken flüstert er tröstend zu:
„So auferstehen wirst bald auch du!
„Der draußen dem Gras befahl zu sprießen,
„Läßt dich bald bessere Zeiten genießen!“ —

Gibt abee ein Krankee ihm gar nicht nach,
Weil er zu alt und zu krank und zu schwach,
Und findet dee Frühling gar kein Gehör,
Da macht er's wie der Kommis Voyageue,
Welcher sieht, daß keins seiner Muster behagt,
Und der höflich zum schwierigen Kunden sagt:
„Ich wollte, daß Sie die Reise mal machten,
„Um unsee Hauptlager sich zu betrachten;
„Die Mühe dürfte Sie nicht verdrießen,
„Und hofft unser Chef Sie bald zu begrüßen!“ —
Und er preist an und er lockt und sieht,
Bis dee Kunde nachgibt und mit ihm geht,
Dahin, wo die Waren gespeichert liegen,
Von denen wir wertlose Muster nur kriegen. —
— — — — — — — — — —

Der Abend kommt und der Tag verglimmt. —
Rotes Gewölk am Himmel schwimmt;
Auf den Wiesen die Nebel brauen;
In der Ferne die Wälder blauen;
Da steht er hinten am Waldesrand,
Jubelt und hebt zum Segen die Hand! —
Und rings ein Knospen und Keimen erwacht,
Sein Segensodem hat zaubrische Macht!
Quellen springen und Blumen prangen,
Wo seine heiligen Füße gegangen!
Blüten und Blätter aus Büschen nicken,
Wohin seine gesegneten Augen blicken!
Und mancher Kleinmut und Trotz ist gebrochen,
Wo sein Engelsmund einen Gruß gesprochen.

Noch einmal reckt er die Arme weit —
Dann verschwindet „Seine Durchlanchtigkeit.“

* * *

So ist er am meisten von allen zu preisen,
Die durch das Land in Geschäften reisen. —
Immer hat er freundliche Kunden
In allen Städten und Döfern gefnnden.
Möge er nie sich zu lange entfernen! —
Alle können wir von ihm lernen.
Unter welch Joch wie den Nacken auch ducken,
Jeder mag auf die Finger ihm gucken,
Vor allem aber die rührigen Scharen
Derer, die auch in Geschäften fahren,
Als deren geheimen Ehrenkumpan
Man den Menschenfreund wohl bezeichnen kann.
Wenn sie auch nie seine Kunst erreichen,
Mög' ihre Treue dee seinen gleichen.
Dann fällt vielleicht von des Schutzpatrons Glück
Etwas auf ihren Stand zurück,
Daß Thüren und Ohren sie finden offen
Zum Segen des Handels. Das wollen wir hoffen!

Im Lande der Verheißung.

Deutsch-ostafrikanischer Roman in zwei Büchern.

Von

Frieda Freiin v. Bülow.

(Abdruck verboten.)

Erstes Buch.

Heute wurde der Postdampfer von Europa mit besonderer Spannung erwartet.

Leutnant Graf Waltron, der Ungeduld und Neugier unter die Weiberschwächen rechnete, stieg doch schon zum zweitenmal auf das flache Dach des Araberhauses, das ein europäisches Hotel geworden war, um nach dem Flaggensignal auf dem Leuchtturm zu spähen.

Der Leuchtturm stand auf einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge, einem „Ras“.

Man sah von der Stadt aus sein weiß getünchtes Gemäuer über das Grün der Mangroven und Palmen ragen.

Mit dem Fernrohr hätte man das Signal erkennen müssen: zwei weiße Dreiecke auf rotem Grund, das hieß: Dampfer aus Nord in Sicht.

Allein über dem weißschimmernden Turm dehnte sich immer nur das tiefe reine Blau des Tropenhimmels.

Und jetzt rief der Gong zur Wirtstafel.

Der lange Bogensaal, der als Salon- und Speisezimmer dienen mußte, hatte bis vor kurzem eine schöne Aussicht auf einen freien Platz und grün umsponnene Ruinen gehabt; aber der die Stadt beherrschende arabische Würdenträger, ein Statthalter der Imane von Maskat, hatte sich einen neuen Pferdestall gebaut, der die Aussicht nahm und dafür ein Heer blutdürstiger Moskitos entsendete.

Bei Thompson, dem englischen Wirt, pflegten die Spitzen der europäischen Gesellschaft von Ungudja ihre Mahlzeiten einzunehmen, soweit diese Spitzen männlichen Geschlechts und unverheiratet waren.

„Also Sie erwarten Ihren Herrn Schwager und Ihre Frau Schwester bestimmt?“ rief der Vertreter der ‚Messageries Maritimes‘ dem jungen Grafen entgegen.

„Ja, bestimmt.“

„Die Baronin wird aber hier vieles entbehren müssen,“ meinte ein älterer Engländer.

„Daraus macht sie sich nichts.“

Der Franzose und der Engländer blickten ungläubig auf den jungen Deutschen, der seine Schwester nach sich selbst zu beurteilen schien.

Der italienische Konsulatsverweser, Cavaliere Despini, zog die feinen, schwarzen Brauen hoch und sagte: „Vielleicht ist das Hierherkommen Ihrer Frau Schwester etwas verfrüht.“

„Wieso?“ fragte Waltron mit einem beinahe unwilligen Erröten.

„Man rühmt die Baronin Dietlas als eine schöne und liebenswürdige Dame.“

Der junge Waltron sagte geschmeichelt, doch mit brüderlicher Zurückhaltung: „Ja, ich glaube, sie gilt dafür.“

„Nun sehen Sie! Eine solche Frau ist eine M a c h t!“ rief der Italiener lebhaft.

Rainer Waltron machte ein etwas thörichtes Gesicht. Er sah wohl in liebenswürdigen Frauen eine der größten An-

nehmlichkeiten des Daſeins; aber eine „Macht“? So etwas, fand er, konnten nur weichliche Romanen empfinden.

Indeſſen entgegnete er: „Laſſen Sie es ſo ſein — was ſchadet es?“

„Was es in dieſem Fall ſchaden wird,“ ſagte der Italiener, mit dunklen klugen Augen von ſeinem winzigen Ziegenrippchen aufſchauend, „das will ich Ihnen ſagen, Herr Graf: Ihre Kolonie iſt vorläufig erſt ein Experiment und zwar ein koloſſal unſicheres. Ich glaube, Sie haben nötig, mit aller Vorſicht einen Fuß vor den anderen zu ſetzen, wenn Sie nicht zu Schaden kommen wollen. Was ſind Sie denn heute an dieſer wilden Küſte? Eine Handvoll wagehalſiger Einzelner, ohne Truppen, ohne große Geldmittel, ohne jede perſönliche oder finanzielle Sicherheit. Wenn ſich jetzt ſchon eine Ihrer großen Damen hier niederläßt, ſo wird das in Ihrem Vaterland die Meinung erwecken, daß Sie hier bereits viel feſter im Sattel ſitzen, als es in der That der Fall iſt.“

„Und was ſchadet das?“ fragte Rainer Waltron unbekümmert.

„Die Folge könnte ſein, daß eine Menge Ihrer Landsleute hierherkommen, in der Erwartung, geordnete Verhältniſſe und gutes Fortkommen zu finden, was ſie aber nicht finden würden.“

Der Graf legte ſich einen Haufen der geröſteten Bataten auf den Teller und entgegnete unbekümmert:

„Das wäre ihr Pech. Wir rufen keinen.“

„Gewiſſe Dinge können als indirektes Rufen aufgefaßt werden,“ meinte der Italiener.

„Nun, nun,“ miſchte ſich der Franzoſe ein, „mit allzuviel Vorſicht und Vorbedacht läßt ſich die Welt nicht erobern, mit ſchönen Frauen dagegen wohl. Alſo: Vivent les dames!“

Er hob mit liebenswürdiger Schelmenmiene das Weinglas gegen den Grafen Waltron, der ihm mit dem ceremoniellen Ernſt des Deutſchen nachkam.

Der ältere Engländer, er war Agent einer Kohlenexporthandlung, ſagte: „Ihr Doktor Krome ſcheint ein außergewöhnlich energiſcher und intelligenter Menſch zu ſein.“

„Gott ſei Dank, das iſt er,“ antwortete Waltron.

Eine Pauſe in der Unterhaltung trat ein.

Alle Tiſchgenoſſen waren etwas ſchläfrig. Die Urſache war nicht die Hitze allein, ſondern das über den Köpfen der Tafelnden mit einem pfeifenden Geräuſch hin und her ſchwingende Punkah, der große, indiſche Windfächer, den ein ſchwarzer Knabe in ſtändiger Bewegung hielt.

Alle Tiſchgenoſſen waren weiß gekleidet, trugen ſogar weiße Schuhe. Und die ſchwarzen Aufwärter, die auf nackten Sohlen geräuſchlos hin und her glitten, ſteckten in langen weißen Negerhemden, den Kanſu.

Sie trugen eben den Nachtiſch auf.

Gelbe und rotſchalige dicke Bananen und grüne Orangen. Zu den Bananen ließen ſich die Franzoſen und Italiener Käſe reichen, rot glaſierten runden Eidamer.

Auf einmal zitterte die Luft von einem Kanonenſchuß.

Alle fuhren lebhaft auf: „Die Mail!“ *)

Rainer warf ſeine Serviette auf den Tiſch.

„Da ſind ſie ſchon! Auf Wiederſehen, meine Herren!“

Er ſtürmte fort.

Alle blickten ihm etwas neidiſch nach.

Rainer Waltron war das Bild eines nordgermaniſchen Recken, eine Athletenfigur von edelſten Maßen, ſchlank in den Hüften bei ungewöhnlicher Breite und Gewölbtheit des Bruſtkaſtens, auf gedrungenem Hals ein ſchmaler Raſſekopf.

Auch in dem Geſicht mit den breiten Lippen und dem ſchweren, ſtark modellierten Kinn prägte ſich urwüchſige Kraft und Furchtloſigkeit aus: die lang bewimperten blauen Augen hatten den Blick eines Menſchen, der auf Feinde gefaßt iſt und ſie im ruhigen Bewußtſein, mit ihnen fertig zu werden, erwartet. Sie waren nicht offen und vertrauend, ſondern wachſam und trotzig. Rainer Waltron verſtand ſich wenig auf die krummen Kriegspfade des Wortes und der Gedanken; auf dieſem Gebiete fühlte er ſich unſicher, und darum vertraute er nicht leicht. Wenn er es aber einmal that, dann konnten ſeine Augen auch den treuherzigen, kindlich reinen und gemütvollen Ausdruck annehmen, den man ſich an einem Parcival oder Siegfried denkt.

Alles in allem erſchien er den Nicht-

*) Bezeichnung der engliſchen Poſtdampfer, die zu dieſer Zeit noch allein den Verkehr mit Europa beſorgten.

deutschen von Ungudja wie eine Verkörperung seines Volkes mit dessen Vorzügen und Schwächen: Kraft und Ungestüm, Kühnheit und Kurzsichtigkeit, Gutherzigkeit und Unklarheit des Überblicks.

„Vor allen fehlt den Deutschen der Wirklichkeitssinn," sagte mitten aus dem Schweigen heraus der Engländer, als seien die stummen Gedanken, mit welchen man dem jungen Recken nachgeblickt hatte, laute Worte gewesen.

„Es fehlt ihnen das Tastgefühl der Seele," meinte der Franzose mit einem feinen Lächeln; „sie fassen immer gleich mit groben Fingern zu und wissen nicht zu differenzieren."

„Jedenfalls werden sie nie und nimmer eigne Kolonien verwalten können," bemerkte wieder der Engländer; „die Deutschen sind unstreitig die besten Kolonisatoren, die es gibt, aber nur unter anderer Verwaltung" („englischer," meinte er).

„Vorläufig ist wohl noch kaum für das Gegenteil der Beweis erbracht," wandte der Cavaliere Despini ein.

An Thomsons Mittagstafel saß auch ein Mann, der seit Jahren naturalisierter Engländer, aber von Haus aus Deutscher war.

Dieser nahm eine ernste Miene an und sagte: „Die Deutschen werden sich jeden Erfolg selbst wieder zu nichte machen durch ihren unüberwindlichen Stammfehler: die Uneinigkeit. Sie mögen mir glauben, meine Herren, äußere Feinde sind für die Deutschen stets ein Glück gewesen, weil sie sie vorübergehend zur Einigkeit nötigten. Im Frieden aber fressen sie sich in endlosem Hader untereinander auf."

Man schwieg hierzu.

Dann wandte sich die Unterhaltung von den Deutschen im allgemeinen auf die Person des Grafen Rainer Waltron.

Seit dieser in Afrika weilte, erzählte man so viel von seinen kecken Abenteuern, seiner grenzenlosen Unerschrockenheit, seinen naiven Streichen und Kraftleistungen, daß es ans Mythische streifte.

Jeder wußte eine andere Geschichte.

Einmal hatte er Araber, die mit bewaffneter Macht anrückten, um ihn von seiner Station zu vertreiben, auf einem Fäßchen Pulver sitzend empfangen, im Mund die brennende Pfeife.

Auf ihre Forderung, den Platz zu räumen, hatte er seelenruhig geantwortet: „Wenn der Platz geräumt werden muß, so räumen wir ihn zusammen. Wenn ihr nämlich einen Schritt näher kommt, werfe ich meine Pfeife in das Pulver, und wir fliegen mit samt dem Haus in die Luft."

Die Araber hatten vorgezogen, stillschweigend abzuziehen.

Ein andermal hatte Rainer ganz allein bei einer nächtlichen Fußwanderung ein befestigtes Negerdorf eingenommen.

Nachdem man seine Bitte um Nachtquartier mit Pfeilschüssen beantwortet hatte, hatte er mit gewaltiger Stimme den Dorfältesten aufgefordert, sich ihm zu ergeben, da sonst das Dorf, als den Deutschen feindlich, dem Untergang geweiht sei.

Die Dorfältesten hielten ein langes Schauri.*)

Unterdessen saß Rainer mit dem Gewehr über der Schulter auf einem gefällten Baumstamm vor dem Thor und wartete.

Er war etwas müde und sehr hungrig.

Siehe, da öffnete sich das Palissadenthor der Boma,**) — das Dorf kapitulierte.

Mit der Sicherheit des Eroberers und Diktators betrat Waltron die Festung und nahm den Tribut der Unterworfenen, der in einigen Nahrungsmitteln bestand, gnädig an.

Einmal hatte er einen fieberkranken, im Delirium tobenden Kameraden aus dem Inneren zur Küste gebracht zu einer Zeit, da er noch der Negersprache und Negerbehandlung unkundig war und selbst das erste Mal vom Fieber geschüttelt wurde. Mißverständnisse und Reibereien mit den Schwarzen blieben nicht aus.

Da revoltierte eines Tages die bewaffnete Mannschaft und die Askari***) rückten mit ausgelegten Lanzen gegen die beiden kranken Deutschen vor. Da ging Rainer Waltron langsam und ohne Waffe auf die Angreifer zu.

„Und seine Augen blickten so fürchterlich," erzählten später die Diener, „daß jene von Entsetzen erfaßt, die Lanzen zu Boden warfen und Gehorsam versprachen."

* * *

„Hier schickt dir Fräulein von Eltville eine Zofe."

„Wer ist Fräulein von Eltville?" wollte

*) Beratung.
**) Ursprünglich Pfahlzaun, davon Festung.
***) Bewaffnete.

Frau von Dietlas fragen; aber sie brachte es nicht bis zu der Frage, weil ihre ganze Aufmerksamkeit von der jungen Schwarzen in Anspruch genommen wurde, die da mit anmutiger Schüchternheit neben ihrem Bruder stand.

„Sie ist ja allerliebst!“ dachte Maleen Dietlas. „Aber ganz allerliebst! So also kann eine Negerin aussehen?!“

„Ihr Name ist Tschekanajo, das heißt die Lachende,“ erklärte Rainer. „Sieh, ob sie dir gefällt. Ich würde dir raten, sie zu nehmen, denn sie kann ein bißchen Französisch. Fräulein von Eltville lobt sie.“

Nun fragte Maleen doch: „Wer ist Fräulein von Eltville?“ —

„Eine Französin. Sie hat eine Poliklinik für Schwarze.“

„Eine Poliklinik?!“

„Ja. Im übrigen ist sie überspannt, — nichts für dich. Dein Mann wird nicht mögen, daß du mit ihr viel verkehrst.“

Aus unserer Bildermappe:

Frühlingsblüten.
Nach dem Gemälde von M. Nonnenbruch.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„So? Dann kann ich doch keine Gefälligkeiten von ihr annehmen.“

„Meinst du wegen der Tschekanajo?“

„Ja.“

„Nein, so darfst du hier nicht sein. Hier hilft jeder dem anderen aus, ohne daß man darum gesellschaftlich zu verkehren braucht. Die Europäer sind aufeinander angewiesen. Und nun gar die drei oder vier europäischen Damen!“

„Gewiß, da hält man zusammen,“ meinte die Baronin und sah überlegend das schwarze Mädchen an. „Tu parles français, ma petite?“

„Oui, Madame.“

Tschekanajo lachte beim Antworten, daß ihre prächtigen weißen Zähne alle zum Vorschein kamen.

„Wirklich, sie hat Liebreiz!“ sagte Maleen zu Rainer. „Ich fange an zu begreifen, daß ihr euch in schwarze Mädchen verlieben könnt.“

„Nur können sie uns niemals Gefährtinnen sein,“ meinte Rainer.

„Ist es *das*, was du vermisset?“ forschte voll Anteil die Schwester.

Er errötete ein wenig. Seiner spröden und schamhaften Natur widerstrebte es, Anderen Einblicke in sein Inneres thun zu lassen. Aber gerade er vermißte menschliche Gefährten, die ihn begriffen, ohne daß er sich erklären mußte, und die bei seinen zögernden Gedanken gelegentlich Geburtshilfe übernahmen.

Die Schwester konnte das am besten.

„Ja,“ sagte er, „ich habe oft gedacht, wenn ich Wochen und Wochen ganz allein auf meiner Station saß: einen Menschen, dem man ruhig alles sagen könnte, was einem so im Kopf herumgeht, sollte man haben. Es wird zu blödsinnig, wenn man immer nur so für sich allein herumsimuliert.“

Sie nickte zustimmend: „Einen Freund!“

„Noch besser eine Frau.“

„*Deine* Frau?“

„Das braucht's nicht zu sein. Du z. B. bist mir ganz genug.“

„Warum kein Mann?“

„Weil .... mit Männern, siehst du, das ist wieder so was anderes. Jeder kümmert sich doch hauptsächlich um sich selbst und denkt an sich. Aber ihr Frauen

denkt auch an uns. Ihr könnt euch viel leichter in andere hineinversetzen. Männer kommen auch nicht ganz über 'ne gewisse Rivalität fort."

„Frauen untereinander auch nicht."

„Man sagt so. — Also du willst die Tschekanajo nicht?"

„Doch, doch. Wo soll sie aber bleiben?"

„Sie kann dir ja gleich beim Auspacken und Einräumen helfen."

Maleen Dietlas saß in der maurischen Halle auf einer Bücherkiste. Um sie her ein Durcheinander von Stroh, Packpapier und halbausgepackten Kisten und Koffern. Sie trug noch ein graues Reisekleid, das allerlei Seewasser- und Teerspuren zeigte.

Maleen war ziemlich hochgewachsen, wenn auch nicht so hünenhaft wie ihr Bruder. Ihre Haar- und ihre Hautfarbe war etwas dunkler als die seine, ihre Augen grau.

Sie wurde von einigen schön gefunden, von anderen kaum hübsch. Wie alle temperamentvollen, feinnervigen Menschen war sie das, was die Franzosen „journalière" nennen, d. h. sie hatte ihre guten und ihre schlechten Tage, je nach Befinden und Stimmung.

Sie selbst wußte, daß sie schön sein konnte, wenn sie wollte, und bisweilen wollte sie. Gewöhnlich aber war ihr ihr Aussehen gleichgültig. —

Jetzt schaute sie belustigt auf die wilden schwarzen Gestalten der Wapagasi,*) die als einziges Kleidungsstück einen schmutzig braunen Lendenschurz trugen.

Diese Leute hatten das Gepäck vom Zollhaus unter rhythmischem Gesang nach dem „Palast" Dietlas gebracht und halfen jetzt schleppen und stellen.

„Vorhin, als ich mit ihnen allein war," erzählte sie, „kam einer und machte mir begreiflich, daß er Leibschmerzen habe. Er zeigte auf seinen dicken Magen und sagte kläglich: Bibi, tumbo hawesi!**) Ich gab ihm ein wenig Kognak. Nun kam einer nach dem anderen und klagte über Schmerz im ‚tumbo' und bat um Dawa.***) Die richtigen Kinder! Das sollte ich nun glauben!"

Sie lachte vergnügt.

„Natürlich, so sind sie alle. Schlingel sind sie, und der ‚Konjaki' ist ihr Schönstes. Du hast ihnen hoffentlich nichts mehr davon gegeben, sonst wirst du die Leibwehpatienten überhaupt nicht wieder los."

„Nein, dem zweiten und dritten gab ich bittere Tropfen, Wermut und Angelika, weißt du. Da hörte die Epidemie plötzlich auf."

Lachend erhob sie sich und griff, ohne hinzusehen, auf eine Kiste, zog aber mit einem kleinen Aufschrei die Hand zurück, denn sie hatte etwas Kaltes, Glattes, Bewegliches gefaßt.

Hu! Nun sah sie es. Ein fingerdickes, langes, schwarzes, wurmartiges Tier!

„O sieh doch! Rainer, bitte! Dies gräßliche Tier hab' ich eben angefaßt!"

Er mußte lachen über das Gesicht, das sie schnitt, wie sie die Nase rümpfte und die Lippen krümmte in Widerwillen und komischem Zorn.

„Das ist ein harmloser Tausendfuß," sagte er. „Für die Plantagen allerdings nicht harmlos, denn er zernagt die Wurzeln. Du wirst dich noch an Schlimmeres gewöhnen."

Maleen schämte sich bereits, daß sie sich so ans dem Gleichgewicht hatte bringen lassen; allein das kriechende und krabbelnde Getier erregte ihr Grauen.

Tschekanajo nahm auf ein Wort Rainers ruhig das Tier fort.

„Ein Hundertfuß, das ist schon etwas anderes," sagte er.

Maleen nahm Kleider aus einem Koffer und legte sie der Tschekanajo über den Arm.

„Hänge sie dort in den Schrank."

„Darf ich rauchen?" fragte Rainer.

„Gewiß."

Er nahm sein Beutelchen ägyptischen Tabak vor und drehte sich eine Cigarette.

„Das mußt du auch lernen, Maleen."

Sie war wieder mit Auspacken beschäftigt.

Eine Weile sah er ihr zu. Dann sagte er: „Du mußt nicht auf einmal zu viel thun. Hierzulande kann man das nicht so vertragen wie zu Hause. Du wirst es schon merken."

„Ich möchte so gern erst in Ordnung sein."

Aber sie fühlte doch Ermüdung, ließ die Arme sinken und sah eine Weile schweigend zu, wie der schwarze Diener Abdallah Bücher auf ein Regal stellte, zumeist so, daß die Buchstaben der Rückentitel auf den Kopf zu stehen kamen.

*) Packträger.
**) Herrin, der Bauch ist krank.
***) Heilmittel.

Sie wollte ihm zurufen: Umgekehrt! und besann sich vergebens auf das Negerwort.

Nein, wie war sie müde! Ganz dumm im Kopf.

„Es ist heiß!“ seufzte sie und ließ sich in einen der langen indischen Lehnsessel sinken. „Ich möchte etwas Durstlöschendes trinken, aber ich weiß nicht was.“

„Ich will dir gleich etwas besorgen,“ sagte Rainer, ohne von der Kiste, auf der er saß, aufzustehen.

„Sembodja!“ rief er mit einer Stimme, die das Haus erschütterte.

In Pantherssätzen kam ein geschmeidiger junger Schwarzer die Treppe hinauf.

„Eh, Bana!“

In dienstlicher Haltung stand er vor seinem Herrn.

„Lete madafu mawili!“*)

„Ndio, Bana.“**)

Sembodja enteilte.

Maleen freute sich an ihrem Bruder. Wie er dasaß mit der prächtig kraftvollen und schönen Gestalt, in lässiger Haltung, erinnerte er an die Statuen des ruhenden Mars.

Vor anderthalb Jahren hatte sie ihn nach Afrika hinausziehen sehen als einen noch recht unreifen Jüngling, den die Abenteuer der Wildnis lockten.

In dieser Zeit schien er um fast zehn Jahre reifer geworden.

Ein ruhiger Ernst lag über seinem Wesen. Er hatte Mühsal und Strapazen ausgehalten, von denen man sich in der Civilisation kaum eine Vorstellung machte. Er hatte gehungert und gedurstet und vielmals auf dem Erdboden geschlafen. Er hatte mehr als einmal dem Tod ins Auge gesehen. Und er hatte sich selbst bezwingen müssen: seine Heftigkeit, seine Ungeduld, seine Trägheit.

Alles das hatte Spuren in dem jungen Gesicht zurückgelassen.

Sie dachte, daß er heute wohl weit weniger männlich und tüchtig sein würde, wenn er daheim in seinem Regiment geblieben wäre, Kasernendienst gethan und abends in den Salons mit niedlichen Backfischchen Fadheiten ausgetauscht hätte.

Die Notwendigkeit, sich aufs äußerste anzuspannen, Gefahr, Entbehrung und der strenge Ernst der Einsamkeit, das hatte ihn rasch entwickelt, gefestigt und vertieft.

„Denn Gold wird geläutert durch Feuer.“

Sie dankte Gott dafür. Denn sie wußte, was ihm nicht bewußt geworden war, daß es *ihre* Begeisterung gewesen war, die ihn in diese Bahn gerissen hatte.

Rainer hatte behaglich sein Cigarettchen aufgeraucht und zündete sich ein zweites an.

„Hast du Krome schon gesehen?“ fragte er beiläufig.

Ihre Augen nahmen einen seltsam abwehrenden Blick an, wurden dunkel und unklar.

„Nein. Ist er hier?“

„Ja. Er wird dir wohl bald Besuch machen.“

Sie stand auf, ging an das Bücherregal und stellte einige der auf dem Kopf stehenden Bände um. Dabei war sie zerstreut.

„Könnte man nicht in den Zimmern jetzt die Läden öffnen?“

„Da kommt Sembodja mit den Madafu,“ rief Rainer, ihre Frage überhörend.

Sie sah sich um. „Kokosnüsse!“

Sembodja hielt ein paar der braunumfaserten Früchte an ihren braunen Stielen wie an Strippen.

„Leto bilauri!“ *)

„Die Gläser müssen erst reingemacht werden,“ sagte Maleen, „sie sind noch voll Heu. Wo hab' ich jetzt die Wischtücher hin? Ich bin wirklich schon ganz konfus.“

Rainer sah sie fröhlich an. „Thut nichts. Wir machen's auch ohne Gläser. Das schmeckt überhaupt viel besser aus so einem ‚von keiner Lippe noch entweihten‘ Becher Gottes.“

Inzwischen hatte Sembodja ein derbes in Deutschland gemachtes Küchenmesser, das er statt eines Damascener Dolches im Gewande trug, hervorgezogen und schnitt, mit Sachkenntnis die einzige weichere Stelle der Nuß benutzend, ein rundes Stück aus Schale und Kern, worauf er den Naturbecher, der bis zum Rande mit einem ziemlich wasserklaren leicht moussierenden Saft gefüllt war, der Herrin reichte.

Maleen hielt die mächtige Nuß in beiden Händen und schaute etwas hilflos nach ihrem Bruder.

„Ein schneidiges Mundglas, wie?“ triumphierte der. „Reiner und frischer kann man einen Trank nicht genießen.“

*) Hole zwei Kokosnüsse.
**) Ja, Herr.

* Hohe Gläser.

Schützenkönig. Nach dem Gemälde von Max Thedy.

„Nur der Rand ist so dick," meinte sie.

Da er offenbar fand, daß sie daraus trinken könne, trank sie, aber sie fand es nicht ganz leicht, den dicken, faserigen Holzrand mit samt seiner weichen, feuchtglatten Kerninnenseite zwischen die Lippen zu nehmen, ohne das meiste zu verschütten. Auch setzte sie bald ab.

„Nun? Schmeckt's dir nicht?"

„Nicht sehr. Es ist so süßlich und fad."

„Wart' nur, wie du das noch schätzen lernst!"

Sie gab ihm die Nuß.

„Magst du weiter trinken?"

„Gern!"

Er trank das halbe Liter Nußsaft in langen Zügen, als sei es Münchener Hofbräu.

Die geleerte Nuß überließ er dem Sembodja.

„Was macht ihr mit dem schönen Kern?" fragte Maleen.

„Den futtern die Schwarzen."

Maleen dachte an allerhand Gebäck und Nachtischspeisen, die sie später von diesen Riesennußkernen machen wollte. Wirklich, dies Land schien eine Art Schlaraffenland zu sein!

* * *

Als Maleen an diesem Abend ihrem Mann erzählte, was sie alles einrichten und einführen und versuchen wollte, lachte er mit dem ihm eignen behaglichen Lachen.

„So redet jeder, der frisch von Europa rüber kommt," sagte Georg Dietlas, „zuerst wird eben jeder vom Reformfieber befallen, nur hält's nicht lang vor."

Sie saß schon ausgekleidet in ihrem Bett hinter den weißen Tüllmuskitieren.

Aufrecht, nur mit einem feinen Leinentuch zugedeckt und auf die Hände gestützt, Gesicht und Schultern von einer Flut loser, welligen Blondhaares umwallt, saß sie und bemühte sich, durch den Tüllvorhang hindurch das Gesicht ihres Mannes zu erkennen.

Erst hatte sie große Müdigkeit gefühlt und nach dem Bett verlangt, gleich nach dem Abendessen.

Jetzt aber fand sie es zu heiß und stickig hinter den dichten Gardinen, um schlafen zu können.

„Warum hält das Verbesserwollen nicht an?" fragte sie in kriegslustigem Ton.

„Erstens, weil der europäische Überschuß an Kraft nicht anhält, die Leute werden hier schlapp. Und zum zweiten sehen sie mit der Zeit ein, daß nicht alles Andersartige hier so dumm ist, wie sie anfangs glauben, sondern daß die Einheimischen und hier Angesessenen meist sehr wohl wissen, warum sie die Dinge so machen und nicht anders. Das hat sich alles langsam aus dem Klima und den Verhältnissen herausgewachsen. Und wenn ihr nicht begreift, daß ihr hier nicht regieren und wirtschaften könnt, wie ihr's in Deutschland gewohnt seid, dann kommt ihr nun und nimmer vorwärts, und wenn ihr zehn solcher Deuwel wie den Krome hättet. Das kannst du mir ruhig glauben."

Er ging, während er sich in Eifer sprach, auf und ab.

Maleen schwieg einige Sekunden. Dann fragte sie: „Warum sagst du eigentlich ‚ihr'? Ihr! Wer ist ‚ihr'? Gehörst du etwa nicht dazu?"

Er lachte nur.

Seine Art, Fragen, die sie ernsthaft an ihn richtete, nicht ernst zu nehmen, weil es ihm gerade nicht paßte, darauf einzugehen, oder aus sonst einem Grunde, reizte sie jedesmal. Sie wußte sich nicht dagegen zu wehren, und dann wurde sie ausfallend.

„Dir ist es im Grunde ganz egal, glaub' ich, ob Deutschland eine Kolonialmacht wird oder nicht, wenn du nur deinen Tabak gut verkaufst. Ihr seid eben alle Materialisten, ihr langweiligen, prosaischen Männer — alle!"

„Ralf Krome auch?"

„Der? Nein; — der nicht."

„Na, also siehst du wohl, mein Kind. Noch ist Deutschland nicht verloren."

Während er die letzten Worte nach der Melodie des Polenliedes laut sang, ging er in das Nebenzimmer, ließ jedoch die Thür offen.

Er setzte sich an den mit Papieren bedeckten großen Tisch unter der Hängelampe, las Geschäftsbriefe und Rechnungen durch und rechnete und schrieb.

Es war jetzt ganz still in dem alten Araberpalast, den der Baron gemietet hatte; die Äffchen und Papageien und Perlhühner und seltsamen Enten, die am Tage den Innenhof belebten, schliefen.

Die schwarzen Hausdiener hatten alle „Ruckja" erhalten, d. h. sie waren zur Nacht beurlaubt worden. Nur der Wachthabende

lag unten im Flur auf der Wandbank von Marmor zusammengerollt und schlief ebenfalls.

Durch die halbgeöffneten Fensterladen strömte mit der weichen Nachtluft ein Duft von Weihrauch. Manchmal hörte man eintönigen Gesang zu einer Art Mandolinenbegleitung, und von Zeit zu Zeit tönten die lang hallenden Zurufe der Wächter auf den vier Außentürmen des alten Portugiesenkastells.

Maleen sog mit Genuß den dem Orient eigentümlichen Duft ein und lauschte mit Entzücken den melodischen Stimmen der Nacht, deren Grund- und Orgelton das dumpfe Getöse der Meeresbrandung war.

Sie wurde immer wacher.

Im Nebenzimmer sah sie ihren Mann unter der Lampe sitzen, seinen breiten Rücken und den gesenkten Kopf mit dem weichen, dünnen, über den Schläfen schon schwindenden aschblonden Haar.

Er war vierzig Jahre alt und sie sechsundzwanzig. Das paßte ganz gut zusammen, fand sie. Und er war so männlich: ruhig, praktisch, vertrauenerweckend und in seinem Ueberlegenheitsgefühl sicher. Aus Büchern hatte er nicht viel gelernt, wohl aber aus der Natur, denn er war immer Landwirt gewesen. Ein einfacher Landjunker, dem das Leben in einer Großstadt ganz unmöglich dünkte.

Und er hatte sie lieb und sorgte für sie; — wie sorgte er für sie! Wirklich, er trug sie auf Händen und verlor nie ein Wort darüber, weil es ihm einfach natürlich war. Wirklich, sie fing schon an bequem und dick zu werden über dieser Verwöhnung.

„Tüchtiger macht das Verhätscheltwerden nicht," dachte sie manchmal. Sie war schon seine zweite Frau. Die erste, ein liebreizendes Geschöpf, den Bildern nach, war trotz seiner aufopfernden Pflege an der Schwindsucht gestorben.

„Er hat sie sehr geliebt," dachte Maleen, „aber jetzt liebt er mich ebensosehr, und wenn ich bald stürbe, würde er eine dritte nehmen und die auch wieder vergöttern. Ja, das würde er. Er hat ein goldenes Herz; — aber ein Wanderherz! Die Liebe bleibt die gleiche, aber der Gegenstand kann ruhig wechseln. Ob alle Männer so sind? Ich glaube eigentlich: ja."

Ihre Gedanken verwirrten sich.

Sie dachte sich an der Seite eines anderen, der nicht zart und gütig war und sie nicht verwöhnte, sondern hart und kühl mit ihr umging und immer neue Beweise ihrer Hingebung beanspruchte, immer neue Opfer ...

Und dem diente sie und opferte. Sie warb um sein Lächeln, um einen kleinen zärtlichen Blick ...

Zusammenschreckend fuhr sie aus dem Halbschlaf auf.

Daß man doch so bald die Herrschaft über Gedanken und Träume verliert!

Was man im Wachen nicht denken will, denkt man im Schlaf doch!

„Nun," dachte sie, sich selbst höhnend, „ich bin also im Grunde eine Sklavinnennatur, die ihr höchstes Glück darin sieht, von dem Mann, den sie liebt, beherrscht zu werden!"

Sie dachte ernsthaft nach. „Und es ist wirklich das Allerglückseligste, sich aus innerstem Zwang zu beugen, — wie das sich Beugen ohne den inneren Zwang widerwärtig und empörend ist. Einen anderen mehr lieben als sich selbst! Du! wollen, statt ich! — So finden fromme Menschen ihre Seligkeit in Gott. — Auch sind vielleicht unsere wahren Wohlthäter nicht die, die uns liebkosen und in Watte packen, sondern die, die uns fort und fort zur Anspannung all unserer Kräfte nötigen." —

Doch was war das für ein Jucken und Brennen am Hals und auf den Händen? Und ein singendes Summen vor den Ohren?

Muskiten! Die Störenfriede hatten doch in ihr Tüllgehäuse einen Weg gefunden!

Da konnte man freilich nicht einschlafen.

Sie stand im Bett auf und jagte die paar Muskiten mit dem Taschentuch. Dabei fiel sie auf die Kniee, erhob sich wieder und rief im Eifer die Muskiten an.

Lachend kam Georg.

Wie sie da aufrecht stehend durch das Tüllgewebe der Gardine schimmerte in dem langen weißen Nachtkleid und dem langen lockigen Haar kam sie ihm vor wie ein schöner seltsamer Vogel, der gegen die Gitter seines Käfigs flattert.

„Was treibst du denn?!"

„Ich jage diese Tiger! Zwei hab ich schon getötet. Und die Abscheulichen waren dick angefüllt mit meinem roten Blut."

„Wart', ich bring' sie dir gleich fort. Steh noch einmal auf."

Sie stand auf, ließ sich von ihm in eine seidene Decke hüllen und auf die Couchette betten.

Er gab ihr einen Palmblattfächer in die Hand.

Sie fächerte sich und sah zu, wie Georg geschickt und sorgsam die letzten der eingedrungenen Mücken verscheuchte und dann das Netz stramm anzog und ringsum gut befestigte.

Alle seine Bewegungen waren anmutig und sicher. Immer machte er, was er angriff, gut. Alle achteten ihn. Ihm aber war es das erste und liebste, ihr zu dienen.

„Ich habe den besten Mann auf der Welt," sagte zu sich selbst, „und wenn mich Dankbarkeit nicht lehrt, ihn glücklich zu machen, so bin ich ein Scheusal."

„So, mein Liebling, nun kannst du sanft und süß schlafen."

Wie eine Eidechse schlüpfte sie flink durch die Öffnung, die er ihr bereit hielt, hinter den Vorhang, den er nochmals fest machte.

„Georg!" sagte sie zärtlich.

„Ja, mein Herz?"

„Hast du noch lang zu schreiben?"

„Wenn's dir lieber ist, komm ich gleich."

„Ja, komm lieber," sagte sie leise.

* * *

Es mußte nach Mitternacht sein.

Georg schlief fest und schnarchte. Maleen hatte auch schon geschlafen, aber sie war wach geworden von Lärm im Zimmer.

Das rumorte und pochte und trappelte und klapperte, als wenn das kleine Volk aus der Sage seine Vorbereitungen für ein Fest träfe.

So konnten Mäuse nicht toben.

Schreckbilder von unbekannten tropischen Ungeheuern stiegen vor ihr auf.

Zwar brannte die Hängelampe, aber Maleen wagte nicht aufzustehen.

Sie mußte den armen Georg wecken.

Ganz zart erst faßte sie ihn an der Schulter, dann rüttelte sie ihn immer energischer.

Endlich bewegte er sich nervös.

„Georg! Georg!"

Er öffnete ein Paar sehr verschlafene kleine Augen und knurrte sanft: „Was ist los?"

„Hör' doch, bitte!" sagte sie in ängstlichem Flüstern.

Sofort wurde er ganz wach und richtete sich auf; aber er ließ sich ruhig zurücksinken.

„Ratten!" gähnte er.

„Ratten!" echote sie empört. „Hier im Zimmer?!"

„Sie benagen deine neue Mandelseife. Laß sie sitzen."

Sie merkte, daß er schon wieder halb schlief, und ergab sich in die greuliche Zimmergenossenschaft, weil sie Erbarmen mit seiner Müdigkeit hatte. —

Am Morgen, als er mit gewohnter Pünktlichkeit um sechs Uhr aufwachte, fand er sie bereits aufrecht sitzen und mit großen Augen nach etwas spähen. Er umfaßte ihre Taille. „Guten Morgen!"

Sie nahm die Liebkosung hin, ohne sie zu erwidern.

„Sieh' mal, du! Da ist ein gräßliches Tier!"

„Wo?"

„Dort, bei dem Blechkoffer. Es sieht aus, wie eine Reihe heller Schuppen und hat Zangen wie ein Skorpion. Siehst du es?"

Seine scharfen Augen suchten.

Auf einmal glitt er rasch aus dem Bett, nahm seinen Stiefelknecht, schlich sich auf Strümpfen heran und schlug das „gräßliche Tier" zu Brei.

„Ist es ganz tot?" forschte Maleen, die dem Vorgang mit Spannung gefolgt war.

„Ganz."

„Was war es denn?"

„So ein verdammter Hundertfuß. Die Biester sind giftig, und wenn sie in den Fuß stechen, schwillt das ganze Bein und schmerzt kolossal."

Maleen war empört. „Das können ja geruhsame Nächte werden!" rief sie aus.

„Weißt du was? Wenn's dir hier nicht gefällt, verkauf' ich den ganzen Krempel und wir kaufen uns eine schöne kleine Villa am Rhein. Was meinst du dazu?"

Er hatte den Tüllvorhang zurückgeschlagen und sich auf ihre Bettkante gesetzt, befliſſen, sie zu trösten.

Sie sah ihn nicht an und gab auch keine Antwort.

„Und den Winter fahren wir in die Stadt und besuchen Theater und Konzerte

und lassen dir wunderhübsche neue Kleider machen; wie?"

Er beugte sich über sie, um sie zu küssen; aber sie entzog sich ihm mit einer heftigen Bewegung und wandte ihm den Rücken.

Er glaubte, sie schmolle noch wegen der Ratten und des Hundertfußes.

„Du denkst wohl, es ist nicht mein Ernst?" sagte er.

„O doch! Leider!" rief sie erregt. „Und du beweist mir einmal wieder, daß du mich gar nicht kennst. Du hast mich geheiratet und kennst mich gar nicht."

Er lachte. „Du meinst, ich kenne dich nicht?"

„Nicht ein einziges bißchen, Georg! Wie könntest du mich sonst locken wollen mit einer Villa am Rhein und Konzert und schönen Kleidern und so was! Ich habe dich lieb gewonnen, weil du hier für die deutsche Zukunft arbeitest und dein Geld daran gibst. Ich habe dich geheiratet, weil ich dir hier helfen wollte und dir ein Ersatz sein für das viele, was du freiwillig entbehrst. Lieber Gott, was frag' ich nach Theatern und Konzerten und Villen am Rhein?! Hier etwas Schwieriges durchsetzen wollen wir! Etwas *schaffen* wollen wir — d. h. du sollst durchsetzen und schaffen, und ich will dir dabei ein wenig helfen, so gut ich kann. Nichts, nichts sonst lockt mich. Wenn ich mich einmal ein bißchen über ein giftiges Tier aufrege, was thut das? Lache mich aus, ganz einfach." —

Er hatte ihr belustigt zugehört.

„Diese Augen!" sagte er. „Wie ein Paar Flammen! Du bist wunderhübsch, mein Kind, wenn du so Gardinenpredigten hältst! Wahrhaftig, direkt zum Anbeißen. Aber eigentlich regst du dich unnötig auf. Wenn du gerne hier bist, so bleiben wir eben hier und bauen unseren Tabak weiter."

Sie kannte seine Art, sie zu behandeln. Wenn sie sich erregte, zeigte er sich desto gleichmütiger, und wenn sie große Worte machte, lachte er.

Immer zog sie den kürzeren und mußte neben ihm die Rolle des unverständigen Kindes spielen.

Deshalb konnte sie sich ihm nie ohne Rückhalt aussprechen. Er wies ihr, — unbewußt, — eine bestimmte Rolle zu, die mußte sie einigermaßen spielen, um ihm verständlich zu bleiben.

Und wenn er sie immer wieder wie ein geliebtes, thörichtes kleines Ding behandelte, dessen amüsante Launen man heiter belachte und mit dessen Schwächen man weitgehende Nachsicht haben mußte, dann wurde sie schließlich beinah wirklich zu diesem verzogenen kindischen Wesen.

„So wie uns die Männer sehen wollen, so werden wir mit der Zeit", dachte sie; „wenigstens scheinbar."

* * *

„Bibi!" meldete der schwarze Abdallah mit ehrfurchtsvoller Miene. „Der Bana Krome ist gekommen."

Maleen lag in der Halle auf dem japanischen Liegestuhl und träumte.

Neben ihr stand auf einem winzigen Tischchen ein Glas Citronenlimonade mit Eis.

Die Negersprachlehre, in der sie hatte studieren wollen, war den müden Händen entglitten und lag aufgeschlagen am Boden. Gerade die fürchterliche Seite mit dem Schema der Wortklassen war aufgeschlagen!

Sie sah den Diener einen Augenblick verstört an; dann erhob sie sich und griff unwillkürlich mit beiden Händen an ihr Haar, das sie beim Liegen in Unordnung gekommen wähnte.

Dabei überlegte sie rasch: „Soll ich ihn in den Salon führen lassen und mich erst ein bißchen schön machen? Aber nein, der Salon ist steif. Hier will ich ihn sehen, — das erstemal! — und wie ich gerade bin." Zu Abdallah sagte sie: „Bitte den Bana, heraufzukommen."

Den gartenartigen Hof umgab der weitläufige und schwerfällige alte arabische Bau auf allen vier Seiten. Drei Seiten beherrschten ihn mit offenen maurischen Bogenhallen, deren einander gegenüber liegende Wandelgänge ähnlich den Kreuzgängen alter Klöster waren, während die dritte, mittlere sich saalartig erweiterte.

Diese breite Halle war zweifellos der vornehmste Raum des Hauses und der lustigste.

Hier nahm man die Mahlzeiten ein, empfing Besucher und verbrachte, in tropischen Langstühlen liegend, die Stunden des Ausruhens.

In der Mitte des Hofes stieg ein Wasserstrahl aus breitem Marmorbecken und fiel mit leisem rastlosem Plätschern zurück.

Blühende Bäume beschatteten das Wasser-

becken, und kleine grüne Papageien, gelbe Webervögel, hellgraue Spatzen mit rosenroten Schnäbeln, Perlhühner und Enten trieben dort ihr Wesen.

In den Wipfeln der Bäume sprangen kleine zahme Äffchen gar possierlich umher.

Maleen lehnte gegen einen der Bogenpfeiler und schaute auf das Getier und lauschte dem Wassergeplauder.

„Wo die weißen Wasser plätschern",

ging es ihr durch den Sinn. In Wahrheit war sie ganz Erwartung. Sie zitterte ein wenig und hörte das beschleunigte Klopfen ihres Herzens.

Krome kam mit raschem Schritt die hochstufige alte Steintreppe herauf.

Er war ein noch junger Mann von magerer, kleiner, aber auffallend sehniger Gestalt, wie ein zähes kleines Rassepferd. Der Kopf zeigte einen mächtigen Schädel und eine breite, ziemlich hohe, sehr schöne Stirn. Das Gesicht von sehr strengem und reinem Schnitt trug einen Ausdruck von ungewöhnlicher Willenskraft und überlegenem Geist.

Aus unserer Studienmappe:

Skizzenblatt von Heinrich Lossow.

Dies war Doktor Ralf Krome, der vor wenigen Jahren den Anfang einer deutschen Kolonie geschaffen hatte und seitdem mit eiserner Energie einer Welt von Gegnerschaft und einer Welt von Gleichgültigkeit zum Trotz, daran arbeitete, seine Schöpfung sicher über das allzu gefährdete Babystadium hinüber zu bringen.

Ralf Krome war nicht allein Willensmensch, sondern besaß auch eine starke,

ſchweifende Phantaſie. Das mit dem Gedanken Erfaßte ſtellte ſich ihm alſogleich mit greifbarer Deutlichkeit als Wirklichkeit vor Augen und veranlaßte ihn, keck und ſicher an die thatſächliche Verwirklichung ſeiner Phantaſien zu gehen. So geſchah manches, was große Verwunderung erregte und Folgen nach ſich zog, von denen ſich keiner hatte träumen laſſen.

Solche Menſchen glauben feſt an ſich ſelbſt und erwecken Glauben bei anderen.

„Ich freue mich wirklich ſehr, daß Sie hier ſind!“ ſagte Ralf Krome zu Maleen. „Die Seereiſe ſcheint Ihnen gut bekommen zu ſein. Sie ſehen außerordentlich wohl aus.“

Maleen ſah in der That blühend aus, denn in ihren Adern kreiſte noch geſundes nordiſches Blut, und ihre Haut hatte noch nicht die gelblich bleiche Tropenfarbe. In dem einfachen weißen Mullkleid mit dem roſa Seidengürtel ſah ſie aus wie ein junges Mädchen.

Aber ſie warf ein wenig pikiert den Kopf zurück.

„Die allzu rückhaltloſe Offenheit Ihrer ſchmeichelhaften Bemerkungen hat immer etwas faſt Kränkendes“, ſagte ſie. „Sie ſollten das nicht thun.“

Er lächelte ganz fein.

„Wie gefällt es Ihnen hier, gnädige Frau?“

„Es iſt ſchön hier.“

„Nicht wahr? Es iſt eine Vegetation hier, eine Fruchtbarkeit, die an den Garten Eden erinnert. Ihr Bruder pflegt zu ſagen: wenn man bei Ungudja einen kleinen Zweig irgendwo in die Erde ſteckt, iſt am nächſten Tag ein Baum daraus geworden. Das ſagt Ihr Bruder. Sind Sie ſchon in den Nelkenplantagen geweſen?“

„Nein; nirgends. Ich bin ja kaum drei Tage hier.“

„O, — die müſſen Sie ſehen! Und die Orangenhaine und die Tabaksfelder und die Baumwolle! Haben Sie ſchon eine Baumwollblüte geſehen?“

„Nein.“

„Ich finde ſie ſchöner als Roſen. Bedenken Sie auch, daß all dieſe Pracht hier bei der verlotterten Raubwirtſchaft der Araber blüht! Denken Sie, was derſelbe Boden bei rationeller Bewirtſchaftung bringen müßte! Er iſt Gold. Wir werden hier ein deutſches Indien ſchaffen. Die Millionen, die Deutſchland alljährlich allein für Kolonialwaren an das Ausland gibt, ſollen künftig im Lande bleiben.“

„Iſt nun das unter deutſchen Schutz geſtellte Gebiet auch ſo fruchtbar und ſchön, wie dies arabiſche?“

„Heute bringt der Boden noch nicht ſo viel hervor, weil er unkultiviert iſt. Unſer Land iſt zumeiſt noch jungfräuliche Wildnis. Aber die Bedingungen ſind die allergünſtigſten. In kurzer Zeit. . .“

Und er malte ihr aus, was hier entſtehen konnte und ſollte.

Ihn anzuſehen, ihm zuzuhören, während er die Zukunft heraufbeſchwor, entrückte Maleen der Gegenwart.

Dann ſchienen ſeine klaren, grauen, aufmerkſamen Augen unverwandt auf etwas hinzublicken, was er allein ſchon ſah.

„‚Trois jours‘, leur dit Colombe, ‚et je vous donne un monde!‘ et son doigt le montre et son oeuil pour le voir perce de l’horizon l’immensité profonde.“

An dieſe Worte mußte Maleen denken.

Von der Zukunft kamen ſie auf die Gegenwart.

„Es iſt leicht, Begeiſterung zu erregen“, ſagte Krome; „aber temperamentloſe Menſchen zu kraftvollem Handeln aufzurütteln, das iſt eine Siſyphusarbeit. Ich freue mich, daß Sie jetzt hier ſind, gnädige Frau. Von dem Salon einer klugen und ſchönen Frau aus läßt ſich am leichteſten Stimmung machen. Sie können uns jetzt mehr nützen als alle Männer.“

„Wie glücklich wäre ich!“ dachte ſie. Auch etwas anderes ging ihr durch den Kopf, nämlich, daß dieſer Mann ſie ſtets nur aus dem einen Geſichtspunkt angeſehen hatte: wie er ſie ſeinen Zwecken dienſtbar machen könne.

„Ich habe mich ja natürlich in erſter Linie nach den Wünſchen meines Mannes zu richten“, ſagte ſie.

Er hörte einen leiſen Vorwurf aus ihren Worten.

„Gerade, daß Sie Frau von Dietlas ſind, iſt uns nützlich. Das gibt Ihnen das geſellſchaftliche Piedeſtal, das auch die hervorragendſte Frau nötig hat, um wirken zu können. Dietlas gehört zu den beliebteſten und angeſehenſten Leuten hier. Er iſt, ſozuſagen, populär, was ich nie ſein werde. Mein guter alter Dietlas iſt ſo einer, der

überall die Herzen gewinnt, er weiß nicht, wie. Hab' ich es Ihnen nicht damals gleich gesagt, daß er ein prächtiger Mensch sei?"

„Ja, das ist er! Zu gut für mich; viel zu gut!"

Er sah sie scharf an.

„Oho!" dachte er; „sie liebt ihn nicht; wenigstens nicht uneingeschränkt. Eine Frau, die in ihren Mann richtig verliebt ist, sieht anders aus, wenn sie ihn rühmt."

Dieser Fall beschäftigte ihn ein paar Augenblicke. Dann kam er auf seine Pläne zurück: wie der englische Einfluß in Ungudja bekämpft und der deutsche gestärkt werden müsse, bis die Herrschaft Ungudja, die sozusagen Schlüssel und Vorhof des deutschen Gebietes sei, den Deutschen wie eine reife Pflaume in den Schoß falle.

„Und dabei rechne ich wesentlich auf Sie, gnädige Frau. Ich glaube, die Mitarbeit der Frauen wird von den Deutschen im allgemeinen weit unterschätzt."

Maleeu lächelte. „Wirksam ist sie trotzdem; — vielleicht um so ungestörter wirksam, als sie nicht in Betracht gezogen wird."

„Das mag sein. Übrigens ist sie auch schwer zu umgrenzen. Denn es ist nichts Greifbares. Die Frauen haben eigentlich nur da zu sein, sich gut anzuziehen, schön, klug und liebenswürdig zu sein, so wird sich alles um sie scharen und sich nach ihnen richten. Wie leicht hat es eine Dame, auszuzeichnen und zu strafen! Und das ist Macht. Schade, daß diese Macht so oft in den Dienst von Nichtigkeiten gestellt wird."

„Aber schön müssen wir sein?" meinte sie schelmisch.

„Ja. Das ist wichtig", antwortete er ernsthaft

Sie sah immer noch schelmisch aus und unüberzeugt. Im stillen dachte sie: „O, ich würde euch schon tanzen lehren, auch wenn ich häßlich wäre, — dann erst recht."

„Hier in Ungudja", fuhr er fort, „sind wir vorläufig noch alle Vertreter und Repräsentanten irgend einer Größe, die hinter uns steht. Das darf man nicht aus den Augen lassen. Sie z. B. sind die deutsche Dame, Dietlas der deutsche Plantagenbesitzer, Ihr Bruder der ritterliche Kriegsmann, ich der Vertreter der Kolonie. Wir müssen uns also ebenso gut als offizielle Persönlichkeiten fühlen und danach benehmen, wie regierende Fürsten."

„Nur nicht Posen annehmen!" rief Maleeu.

„Die Pose ist noch lange nicht so schlimm wie ein Sichgehenlassen", entgegnete er. „Aber ich muß mich empfehlen, gnädige Frau. Eine Verabredung mit dem englischen Generalkonsul."

Sie stand und lauschte seinen sich entfernenden Schritten, Herz und Kopf voll Bewegung.

„Als wüchsen meiner Seele Flügel!"

Stets hatte er so auf sie gewirkt: ein Dehnen und Weiten und Wachsen! Das Gegenwärtige groß und wertvoll geworden, ferne dunkle Möglichkeiten in Erreichweite gerückt, die Gedanken in Siebenmeilenstiefel gesteckt.

Ja, so war das Leben ein berauschender Trank!

Es blieb ihr jedoch nicht lange Zeit, glücklichen Träumen nachzuhängen, denn Abdallah meldete einen anderen Besucher.

„Der Bana Konsul, Bibi!"

Auch der deutsche Konsul, ein Herr Fürstendank, machte der Baronin seine Aufwartung.

„Wie gefällt es Ihnen denn bei uns, gnädige Frau?"

„Ich bin entzückt! Ich fühle mich in die Märchenwelt von Tausend und eine Nacht versetzt!"

„'n bißchen übelriechende, schmutzige Welt", meinte Fürstendank pessimistisch. „Und von Gaunern beherrscht."

„Die Araber?"

„Araber und Juder. Allens eene Jüte. Pardon, gnädige Frau, ich habe die schlechte Angewohnheit, zu berlinern, wenn ich räsonniere."

„O, das macht nichts," lachte sie.

„Sind Sie schon auf unserem Tennisplatz gewesen, gnädige Frau?"

„Nein. Sie haben einen Tennisplatz?"

„Jawohl, d. h. der deutsche Klub. Aber unser Klubhaus hat Ihnen Ihr Herr Gemahl doch schon gezeigt?"

Sie lächelte. „Ich bin ja erst seit vorgestern hier, und mein Mann hat so viel draußen auf der Plantage zu thun."

„Das müssen Sie aber wirklich mal ansehen, gnädige Frau. Es sind wirklich schmeidige Räume. Wir haben ein Lesezimmer, in dem eine Menge Zeitungen und auch die ‚Fliegenden Blätter' ausliegen."

„Das ist gewiß eine Annehmlichkeit," sagte sie höflich.

„Ja, 'ne große Verbesserung. Noch 'ne Idee von meinem Vorgänger und ehemaligen Chef, dem Baron Silffa. Das war ein Mann!"

Maleen erwärmte sich auf einmal für ihren Besucher, den sie bis jetzt sträflich langweilig gefunden hatte. Diese nach inniger, neidloser Anerkennung seines beliebten Vorgängers klingenden Worte machten ihr Eindruck. Es ist gewiß leichter, einen Feind zu bewundern, als einen Vorgänger, den alles auf Kosten des Nachfolgers rühmt.

Sie sah ihn erfreut an und wollte etwas recht Freundliches sagen, da fragte er in seinem etwas breiten und schläfrigen Ton: „Essen Sie die Mangos gern, gnädige Frau?"

„Nicht sehr".

„Nicht? O! An Mangos könnte ich mich leicht totessen. Finde sie 'n riesig anständiges Obst. Hier ist die Hauptsache überhaupt, daß man ordentlich ißt. ‚Happen, pappen, Essen macht gebildet', wie unser liebes Landvolk so treffend sagt."

Maleen sah in das breite, etwas trübe Gesicht des Konsuls und dachte: „Er ist ja ein Humorist!"

* * *

Auf dem Ras Nungua hatte ein vormaliger englischer politischer Agent ein Landhaus gebaut und einen schönen Garten angelegt. Später war er mit seiner Familie nach Europa zurückgekehrt, und Haus und Garten verwahrlosten.

Kurz vor seiner Abberufung hatte der Konsul Silffa das Grundstück für die deutsche Mission erworben. Die Tochter des Missionars hockte auf dem freien Platz vor dem Wohnhaus.

Vor ihr saß, auf einem abgehackten Baumast mit einer Kette fest gemacht, ein flügellahm geschossener weißköpfiger Seeadler.

Sein rechter Fang war wundgescheuert, und das junge Mädchen bemühte sich, die wunde Stelle mit Vaselin zu salben.

Der Adler hackte mit dem starken, krummen Schnabel nach dem Finger des Mädchens, sowie dieses den kranken Fang berührte; doch nicht so, daß er das Mädchen wirklich verletzte. Es war wie ein milder Protest gegen solche Dreistigkeit.

Maria Beta hatte eine bräunlich dunkle Gesichtsfarbe und im Nacken geschlungenes, pechschwarzes Haar. Ein nicht mehr ganz sauberes weißes Kleid umschloß die anmutig schlanke Gestalt. Marias Gesicht erinnerte im Profil mit der schmalen, geraden, niedrigen Stirn, der sanft gebogenen Nase und den etwas aufgeworfenen Lippen an den Typus der Ägypterin. Dazu stimmten auch die schmal geschlitzten, mandelförmigen, tiefdunklen Augen, die zwischen den dichten, langen Wimpern feucht aufglänzten, wie ein Waldteich im Mondlicht.

Sie war die Tochter des Missionars Beta und seiner verstorbenen Gattin, einer von ihm bekehrten und getauften Abessinierin.

Ralf Krome, der des Weges kam, freute sich an der malerischen Gruppe.

„Sieh da! Die kleine hübsche Maria salbt einen gefesselten Adler!" ging's ihm durch den Kopf. „Ein hübsches Symbol!"

Als er näher kam, blickte sie auf und lächelte ihn holdselig an.

„Guten Tag, Fräulein Maria," sagte er, und sein Blick huldigte ihrer Anmut.

Maria erwiderte: „Ich habe gewußt, daß Sie der Komuende waren, ohne daß ich Sie sah."

„So? Woher wußten Sie das?"

„An Ihrem Schritt. Sie gehen rascher als alle anderen; auch treten Sie mehr auf; so als wenn Sie mit jedem Fußtritt etwas niedertreten wollten."

Er lachte. „Indianerin!" neckte er sie. Doch hatte er nicht Zeit, sich mit dem lieblichen Ding aufzuhalten, und fragte in anderem, sachlichem Ton: „Ist Ihr Vater zu Hause?"

„Ja."

„Dann, — auf Wiedersehen, Fräulein Maria."

Sie blickte ihm mit einem düsteren, unmutigen Aufblitzen der Augen nach.

Warum hatte dieser immer Eile?! Lief ihm denn etwas davon? —

Krome ging ins Haus und hinter ihm sein schwarzer Kammerdiener Boboschо, der über dem weißen Kansu eine Weste von orangeroter indischer Seide trug.

Er hielt eine Mappe in den Händen.

Der Missionar Beta saß im Wohnzimmer in Gesellschaft eines Arabers. Mohamed bin Ali prangte in einem Kaftan von feinstem schwarzem Tuch mit Seidenstickerei

Aus unſerer Studienmappe:

Am Waldesrand. Nach der Ölſtudie von Peter Paul Müller

an den Nähten. Über dem weißen Untergewand stand er vorn auseinander und ließ den breiten Gürtel, in dem wertvolle Damascener Waffen steckten, sehen. Um das Fez auf seinem Kopf war als Turban höchst malerisch eine Keffie von buntstreifigem schwerem Seidenstoff geschlungen.

Seine hochhackigen perlmuttereingelegten Sandalen hatte er vor der Zimmerthür stehen lassen.

Wie alle besser gestellten Araber war Mohamed bin Ali in seiner prunkenden Tracht eine glänzende vornehme Erscheinung.

Anton Beta, der deutsche Missionar, bildete dazu einen vollendeten Gegensatz.

Er steckte in einem schlecht sitzenden, viel gewaschenen weißen Anzug, dessen Stoff um die Handgelenke und um den Halsausschnitt ausfaserte, weshalb Maria diese Stellen mit der Schere beschoren und mit einem zu heißen Bügeleisen glatt geplättet hatte. Rock und Hose waren keineswegs blütenweiß, auch wiesen sie verschiedene nicht fortzubringende Rostflecke auf. In weiten Falten hingen diese Kleidungsstücke um des Trägers ausgemergelte Gestalt. Ein langer, gelber, vertrockneter Hals ragte aus dem Kragen empor und trug einen fast kahlen Kopf, dessen Gesicht einen nicht sehr gepflegten Vollbart und eine vorspringende starksattelige rote Nase zeigte. Die Stirne war stark gewölbt und hoch, und die kurzsichtigen, hinter großen Brillengläsern steckenden Augen waren echte Gelehrten- und Forscheraugen.

Der Gegensatz zwischen der vornehmen Haltung und äußeren Würde des Arabers und der äußerlichen Vernachlässigung des Deutschen fiel Herrn Krome auf und verdroß ihn.

Mohamed war sogleich aufgestanden und grüßte den Eintretenden mit ernstem Anstand.

Missionar Beta grüßte auch, aber zerstreut, denn er konnte seine tief in arabische Weisheit versunkenen Gedanken nicht so rasch zur Gegenwart zurückzwingen.

Krome merkte natürlich, daß er störte.

Ihm war das gleichgültig. Er dachte nur, daß gute Formen und einige gesellschaftliche Gewandtheit doch recht wesentliche Dinge seien, die von seinen lieben Landsleuten vielfach unterschätzt und darum wenig kultiviert wurden.

Er setzte sich und wechselte mit Mohamed die üblichen höflichen Redensarten.

Mohamed verabscheute in Krome den gefährlichsten Feind des Arabertums in Afrika, und hoch hätte er Allah gepriesen, wenn eine Krankheit oder ein Unglücksfall dem verwegenen jungen Mann ein jähes Ende bereitet hätte.

Krome wußte das wohl. Aber weder war in Mohameds würdevollem Angesicht etwas von seiner Gesinnung zu lesen, noch in dem undurchdringlichen, marmorkalten Gesicht Krones etwas von dem Wissen darum. Nachdem der Form genügt war, stand der Araber auf und bat seinen Wirt um die Erlaubnis, ihn nun verlassen zu dürfen.

Sowie Beta, der seinen Gast bis zur Hausthür geleitet hatte, zurückkam, sagte Krome: „Ich komme wegen einiger neuer Karten. Meine Offiziere haben allerhand gezeichnet. Ich möchte aber, daß Sie, ehe ich Dispositionen danach treffe, die Aufzeichnungen auf ihre Korrektheit hin prüften. Sie würden mir damit einen wichtigen Dienst leisten, Herr Missionar."

„Ich fürchte, meine geringen Kenntnisse werden da nicht ganz ausreichen," meinte Beta unsicher, „ich bin nicht Autorität."

Krome bewegte ein klein wenig die Brauen.

„Wenn Sie sich nicht als Autorität gelten wollen, so sind Sie jedenfalls der Nächste dazu, den wir haben," sagte er sehr bestimmt. „Die Genauigkeit Ihrer topographischen Angaben hat in der geographischen Welt einen Ruf. — Boboscho!"

„Ewallah, Bana!"

Boboscho stand bereits dienstbeflissen vor seinem Herrn.

Krome nahm ihm die Mappe ab und breitete Kartenskizzen auf dem in der Mitte des Zimmers stehenden einfachen Tisch aus.

„Das ist die Karte, die Graf Waltron über die Paraberge gemacht hat, und diese Skizze des deutschen Seengebiets ist noch eine Arbeit Doktor Gumprechts, meines verstorbenen Freundes."

Der trotz seiner Brille noch schwachsichtige Missionar beugte sich tief über die Karten, die ihn in hohem Grade interessierten. Er entdeckte einige Ungenauigkeiten auf der Gumprechtschen Karte. Darüber wurde er eifrig und breit in seinen Auseinandersetzungen.

Krome, der bestimmte praktische Ziele im Auge hatte, fragte nach dem wissenschaftlichen Drum und Dran nicht viel. Er hörte mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu, wünschte aber dabei herzlich, der gelehrte Missionar möchte die Fähigkeit haben, zu begreifen, was für ihn, Krome, gegenwärtig das Wesentliche war, und sich etwas mehr an dieses halten.

Wie einzelne Perlen aus Haufen von Muscheln suchte sich Ralf Krome die wertvollen Berichtigungen aus den eingehenden Auseinandersetzungen heraus und prägte sie seinem Gedächtnis ein. Er bedurfte keiner Notizbücher, denn sein Gedächtnis ließ ihn niemals im Stich.

Von Anton Beta, der aus Versehen Missionar geworden zu sein schien, behauptete die böse Welt, er habe nie einen Heiden bekehrt mit Ausnahme der einen Abessinierin, seiner nachmaligen Frau.

Und wenn die jungen Deutschen abends im Klub gar nichts mehr zu reden wußten, warfen sie die Frage auf: „Hat Beta seine Frau bekehrt, um sie zu heiraten, oder hat er sie geheiratet, um sie zu bekehren?“ —

Dagegen hatte der Missionar während einer fast zwanzigjährigen Thätigkeit in Afrika eine Fülle von ethnographischen Kenntnissen gesammelt, um die ihn mancher Afrikaforscher beneiden konnte.

Aber Beta rühmte sich seines Wissens nie, schrieb nicht und suchte es in keiner Weise zu verwerten, denn er selbst hielt nicht viel davon. Darum hatten die wenigsten eine Ahnung von seiner Gelehrsamkeit.

Dem scharfen Spürsinn Kromes war sie indessen nicht entgangen.

Ihm selbst fehlte die Leidenschaft des Deutschen: das Wissen allein um seiner selbst willen zu suchen. Er hatte studiert; aber stets war ihm das Studium nur ein Mittel zu praktischen Zwecken gewesen. Ihm fehlten der Ameisenfleiß des Zusammentragens und die Ruhe zum tiefen Versenken in den Gegenstand und die Geduld zum langsamen Ausreifenlassen. Was er aber in raschem Zugreifen sich aneignete, das ließ er nicht als totes Kapital im Schubkasten seines Gedächtnisses ruhen, sondern es mußte „arbeiten“ und „reale Werte“ schaffen.

Über eine Stunde saßen die beiden Männer tief in ihre Karten versunken.

Draußen schlug die Brandung mit dumpfem Brausen an die Korallenriffe des Ras Nungue.

Die Sonne näherte sich dem Horizont. Vom Goldgrund des Abendhimmels hob sich die Kuppel einer einsamen kleinen Moschee, und auf einem flachen Dach machte ein Moslim seine Verbeugungen gegen Osten und sang dazu eintönig seine Koranverse.

Die Missionsschülerin Therese, eine getaufte Schwarze, deren Existenz die Legende von Betas einziger Bekehrung widerlegen konnte, hockte auf dem glatten, feuchten Ufersand am Strande und wusch mit Meerwasser das Küchengeschirr.

Auch sie sang, rythmisch, viel und schnelle Worte in die Töne bringend, mit weicher, hoher Stimme und die Endsilbe jedes Satzes lang aushaltend.

Maria Beta brachte ihrem Adler einen silberschuppigen Fisch zur Abendmahlzeit, und der hohe Gefangene geruhte, die Gabe anzunehmen.

Darauf setzte sie sich auf einen Holzblock, umschlang die Kniee mit den Händen und sah zu, wie der Adler fraß.

Eben kamen, auf einem Spaziergang begriffen, Rainer Waltron und seine Schwester des Weges daher.

Maleen blieb stehen, betroffen von dem malerischen Wohnsitz vor ihr und der ganzen reizvollen Scenerie. „Das ist ja wie ein Gedicht!“ sagte sie ergriffen.

„Es ist die deutsche Mission. Den Garten hat ein englischer Baronet angelegt. Er ist der schönste im Lande und hat die seltensten Pflanzen.“

Maleen schaute nach den Wipfeln über ihr und rief entrückt: „O, diese Bäume!“

„Das sind Kasuarinen,“ erklärte er, „wenn der Wind die langen, feinen Zweige bewegt, rauscht es seltsam. Sie sind wie Harfen.“

„Und sieh nur, das reizende Mädchen dort! Wer ist sie?“

„Die Tochter des Missionars Beta. Ihre Mutter war eine Abessinierin. Die ist hier aber gleich gestorben. Die Leute von Habesch, Nubien und Ägypten halten das feuchte Klima hier noch viel schlechter aus als wir Nordländer.“

„Aber das Mädchen hält es aus?“

„Sehr kräftig ist sie nicht, aber Missionare können danach nicht fragen.“

„Wir auch nicht."

„Das heißt: wir wollen nicht. Wenn's sein soll, stirbt man eben, — Baß." *)

Maleen war völlig einverstanden.

„Leben an sich ist gar nichts!" behauptete sie keck; „die Besten unter uns leben drüben in Deutschland doch eigentlich wie Vögel in Käfigen. Bei jeder freieren Bewegung stößt man sofort an die Gitter."

„Ja, — ich hielt's auch nicht mehr aus. Wer einmal die Freiheit hier kennen gelernt hat, mag in Europa nicht mehr sein, glaube ich."

„Sieh doch den großen Vogel! Ist es nicht ein Adler?"

„Ja, ein prachtvolles Exemplar von einem Seeadler", sagte Rainer stolz. „Den hab' ich vor ein paar Wochen heruntergeschossen und der kleinen Maria geschenkt."

„Warum tötetest du ihn nicht lieber?!"

„Warum? Er ist so schön. Sieh nur, wie klar das Auge blickt. Jetzt schlägt Seine Majestät höchst ungehalten mit den Flügeln, weil wir die Frechheit haben, ihm nahe zu kommen."

Er lachte fröhlich.

„Nein," sagte sie, „ein angeketteter, flügellahm geschossener Adler, das ist das Traurigste, was ich mir vorstellen kann."

Er schwieg betroffen. Tiere waren ihm lieb, und er fühlte stark für sie. Aber als er den Adler schoß, hatte nur die Jagdlust in ihm gesprochen. Jetzt mußte er sich vorstellen, wie der starke Bursche an der unstillbaren Sehnsucht nach seinen Streifzügen in die Wolken krankte, und das that ihm bitterlich leid.

„Ich werde es nie wieder thun," sagte er leise.

Es war ein sich selbst abgelegtes feierliches Gelübde.

Maria hatte die Nahenden bemerkt und erkannt.

Wenn es Rainer allein gewesen wäre, so wäre sie ihm froh entgegengegangen.

Mit den jungen Europäern hatte sie immer ganz vertraulich verkehrt; alle waren freundlich mit ihr und brachten ihr hübsche Geschenke: Vögel oder kleine Nachtaffen oder seltene Früchte und Konfekt. Aber die Damen hatte sie nicht gern. Sie kannte die englischen Missionarinnen und die Nonnen und Fräulein von Eltville und die stolze Frau des englischen Generalkonsuls. Sie alle hatten immer etwas zu predigen. „Eine junge Christin hat dies zu thun und jenes zu lassen" hieß es immer, oder sie sagten von dem, was ihr gerade Vergnügen machte: „It is not the proper thing for a joung lady."

Wenn sie mit Europäerinnen zusammen sein mußte, schien es der kleinen Maria, als sei sie aus lauter Unkorrektheit zusammengesetzt und könne, ohne Anstoß zu erregen, nichts sagen und nichts thun.

Das that nicht wohl. Es machte sie ängstlich und befangen. Um sich der Gönnerschaft dieser Damen zu entziehen, hatte sie manche List angewendet und manche Lüge gesagt.

Ihr Vater und Jesus lehrten, daß man nicht lügen dürfe, aber sie lehrten ja auch, daß kein Mensch ohne Sünde sei und daß Sünden vergeben werden. Und die Engel freuten sich ja mehr über einen Sünder, der Buße that, als über neunundneunzig Gerechte. Sie wollte also erst sündigen und später sich bessern.

Mit Mißtrauen und Abneigung sah sie der Annäherung der Baronin Dietlas, die des guten Grafen Waltron Schwester war, entgegen.

Sie that aber, als bemerke sie die Geschwister nicht, bis diese vor ihr standen.

„Guten Abend, Bibi Maria!" rief Rainer. „Heut bring ich meine Schwester mit!"

Der Stolz auf die Schwester leuchtete ihm aus den Augen.

Maria sah halb schüchtern, halb trotzig auf und erhob sich. Mit lässiger Anmut, wie sie den Kindern des Südens eigen ist, bot sie die Hand zum Gruß.

Maleen betrachtete den scheuen Wildling mit großer Teilnahme und sagte freundliche Worte.

Maria blieb scheu und still. Sie bat die Besucher, näher zu treten, womit sie meinte, ins Haus. Das hielt sie für die gebotene Höflichkeit und wünschte auch, dem Vater die weitere Unterhaltung zuzuschieben.

Als Maleen in das Wohnzimmer trat, sah sie Krone.

Er und der Missionar saßen noch ganz vertieft in die Karten.

Sogleich geriet Maleen in die freudig

*) ‚Baß' ist die arabische Abschlußerklärung wie unser „Punktum", doch viel häufiger angewendet.

gehobene und lebhaft angeregte Stimmung, in die sie die Gegenwart Ralf Kromes jedesmal versetzte.

Krome ließ die Karten und Papiere durch Boboscho zusammenlegen und in die Mappe versenken. Darauf trat er zu Maleen und erzählte ihr, daß er an zwei wichtigen Punkten im Inneren Vorpostenstationen einrichten werde und warum. Er sagte ihr auch, welche von seinen Offizieren er für diese Posten bestimmt habe.

Es war schon in Deutschland seine Gewohnheit gewesen, der intelligenten und begeisterungsfähigen Maleen Waltron von dem zu erzählen, was er gerade vorhatte. Ein Gedanke schien ihm doppelt gut, wenn er in ihren Augen Einverständnis gelesen hatte.

Indessen betrachtete Rainer mit dem Missionar einige von diesem ausgestopfte seltene Vögel.

Maria setzte den Gästen fette schäumende Büffelmilch vor, und sie tranken.

Aber Rainer mahnte zum Aufbruch.

„Es wird Nacht."

Zu dreien wanderten sie heimwärts nach der Stadt.

„Was ist Beta für ein Mensch?" fragte Maleen.

„Ein famoser Kerl," erklärte Rainer; „sein Haus ist ein richtiges afrikanisches Museum. Ich glaube, es gibt kein wildes Tier in Afrika, das er nicht schon erlegt hat. Und von allen hat er Trophäen."

„Außerdem besitzt der Mann ein Wissen," setzte Krome hinzu, „das ihm an jeder Universität einen Lehrstuhl verschaffen könnte. Aber er macht nichts damit und stellt sein Licht unter den Scheffel, was man bekanntlich nicht thun soll."

„Also ein echter Deutscher," sagte Maleen. „Ich liebe das Wagner'sche Wort: ‚Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen thun.' Nie ist uns ein schöneres Lob erteilt worden."

Krome versetzte: „Damit wäre aber gesagt, daß wir keine Politiker sind und keine Menschen von weitausschauendem Blick und fernen Zielen. Wenn Wagner recht hat mit seinem Ausspruch, so kann ich mich nicht unter die ‚echten' Deutschen zählen."

Aus unserer Bildermappe:

Das Modell. Nach dem Aquarell von Otto Bromberger.

An der schweren reich geschnitzten indischen Holzthür des Hauses Dietlas blieben die drei stehen.

„Kommen Sie mit herauf, Herr Doktor, und essen Sie bei uns. Mein Mann wird von der Plantage zurück sein."

Er überlegte einen Augenblick. Morgen früh sollte eine Expedition ins Innere abgehen, und die Offiziere harrten noch der Instruktionen. Aber wenn er um halb zehn im Deutschenhaus bei seinen Herren war, konnte noch alles rechtzeitig erledigt werden.

„Haben Sie die Güte, und essen Sie statt meiner drüben, lieber Waltron," sagte Krome, „und melden Sie, daß ich nach Tisch selbst kommen werde."

„Zu Befehl," machte Rainer dienstlich.

„Boboscho, du kannst dem Bana Waltron folgen."

Maleen und Krome gingen durch den mit großen, weißen Marmorplatten ausgelegten Flur und erstiegen die steile Steintreppe, die vom Hof nach der Halle führte.

Hier leuchteten schon die Hängelampen, der Tisch stand gedeckt, und Dietlas trat ihnen heiter entgegen.

„Da ist ja meine liebe Maus Maleen!" rief er. Dann faßte er ihre Hände, zog die leise Widerstrebende an sich und gab ihr, ohne den dabeistehenden Krome zu berücksichtigen, einen Kuß.

„Und unseren großmächtigen Chef, Herrn Krome hast du mitgebracht? Sieh mal an, das ist recht. 'n Abend auch, Krome. Was macht der Dienst?"

Er schüttelte dem Freund kräftig die Hand.

„Guten Abend, Dietlas. Sie sind doch ein rechter Glückspilz. Das gefällt Ihnen wohl jetzt?"

Dietlas lächelte vergnüglich und legte den Arm um Maleens Schultern.

„Hast du denn auch was für uns zu essen, Frauchen? Mein Magen spürt so ein eignes Sehnen und Verlangen."

Maleen war plötzlich aus der Stimmung gekommen. Kromes etwas burschikoser Ton ihrem Mann gegenüber, — in ihrer Gegenwart, — verdroß sie. Und auch Georgs gemütliche scherzende Art ärgerte sie, weil es ihr schien, als ob er sich damit irgendwie zu billig mache.

Schweigend entglitt sie dem Arm ihres Gatten und ging in ihr Zimmer, um Hut und Handschuhe abzulegen, das Haar zu ordnen und sich den Staub von Gesicht und Händen zu waschen.

Hier, in ihrem Toilettenzimmer war sie umgeben von Gegenständen, die sie an Georgs Güte erinnerten. Die schöne à la Watteau bemalte Elfenbeingarnitur: Bürsten, Kämme ꝛc. war ein Geschenk von ihm. Das köstliche Pariser Toilettenwasser, von dem sie ins Waschbecken goß, hatte er ihr einmal mitgebracht. Die entzückenden Saffianschuhchen, in die sie schlüpfte, kamen von ihm.

Fort und fort beschämte und rührte er sie.

Sie sah sich lange in den Spiegel, ordnete die um die Stirn fallenden Löckchen aufs sorgfältigste und machte ein möglichst hoheitsvolles Gesicht.

Es half nichts. Sie fühlte einen Druck.

„Natürlich ist Georg durch seine Art und Weise daran schuld, daß Krome ihn nachlässig behandelt; ich aber werde das nicht dulden. Wer meinem Mann nicht genug Ehre erweist, der erweist sie mir nicht. Das muß Krome fühlen."

Den seidenen Schlepprock, den sie eben angelegt hatte, mit einer Hand hochraffend, ging sie den Bogengang entlang nach den Küchenräumen.

Diese hatten fast ganz offene Wände.

Ramassan, der schwarze Koch, war schon dabei, den Fisch anzurichten.

Maleen verstand Hauswirtschaft und Küche ziemlich gut. Sie warf einen prüfenden Blick auf den Fisch, kostete den Reis, that noch einen Stich holsteinsche Büchsenbutter an die Tomaten und schüttelte den Kopf zu den Büffelsteaks, an deren Zähigkeit sich nichts ändern ließ.

Tschekanajo plättete im Nebenraum einige von Maleens Mullkleidern.

„Ich muß wirklich einmal Fräulein von Eltville besuchen," dachte Maleen, „um mich für dies nette, fleißige Ding zu bedanken."

Zu Abdallah, der in seinem langen weißen Kansu wartend an der Wand lehnte, sagte sie: „Trage auf. Wir wollen jetzt essen."

Er trug sogleich den mit grünem Kraut und Limonenscheiben verzierten Fisch zur Tafel.

Maleen, die ihm langsamer folgte, hörte die beiden Männer laut lachen und plaudern.

Und plötzlich, unter dem Eindruck dieser beiden wechselweise an ihr Ohr tönenden Stimmen, überfiel sie ein so jähes und hef-

tiges Erſchrecken, wie man es manchmal im Traum ſpürt und dann zuſammenzuckend erwacht.

Sie blieb mitten auf ihrem Weg ſtehen und ſtarrte vor ſich hin.

„Ich hätte es nicht thun dürfen!“ fühlte ſie in dieſem Augenblick. „Es war ein Unrecht.“

Jene Tage der Wahl und der Entſcheidung ſtanden ihr wieder vor Augen, deutlich, ganz deutlich: wie ſie ſich mit ihrem Bruder für Kromes kühnes Werk und den kühnen Krome ſelber begeiſtert hatte, wie ſie ſo leidenſchaftlich gewünſcht hatte, ein Mann zu ſein, um ihm helfen zu dürfen. Wie ſie, die nichts von den üblichen Verkehrsformen der ſogenannten Geſellſchaft wußte, mit ihm Freundſchaft geſchloſſen und in dieſer Freundſchaft geſchwelgt hatte — und — wie er ſie eines Tages auf Herrn von Dietlas aufmerkſam gemacht hatte mit den Worten: „Er iſt eine meiner wertvollſten Stützen, denn er hat nicht nur ſeine Perſon, ſondern auch ſein Geld eingeſetzt, und das will bei uns noch mehr ſagen.“

Dietlas hatte ſein Rittergut verkauft und dafür in Afrika eine Tabakspflanzung angelegt, zwar nicht auf dem ſchon erworbenen deutſchen Gebiet, aber bei Ungudja, das man noch zu gewinnen hoffte, und das beſtimmt ſchien, das Eingangsthor und die Perle des deutſchen Beſitzes zu werden.

Er war nach zehnmonatlichem Aufenthalt „drüben“ für kurze Zeit nach Berlin gekommen.

Jetzt wußte Maleen, daß der Kummer über den Tod ſeiner erſten Frau ihm die Heimat verleidet hatte und daß er, als ſie ihn kennen lernte, ſchon halb und halb mit dem Gedanken umging, Afrika mit dem Tabaksbau wieder aufzugeben und in die heimatlichen Buchenwälder zurückzukehren.

Damals ahnte ſie von alledem nichts.

Sie ſah und bewunderte in ihm nur den opferwilligen Pionier deutſcher Kolonialarbeit.

Einmal hatte Krome ſie ſehr ernſthaft gefragt: „Wie gefällt Ihnen eigentlich mein Freund Dietlas?“

Sie hätte ihm antworten können: „Da er Ihr Freund iſt, gefällt er mir.“

Ein andermal hatte Krome in offenbarer Beunruhigung geäußert: „Wenn uns nur Dietlas jetzt nicht abſpringt! Gerade ihn mag ich ungern entbehren.“

Sie hatte ſich gewundert, aber nicht gefragt und auch nicht mehr viel daran gedacht.

Dann ſchien Krome erfreut darüber, daß Dietlas anfing, ihr den Hof zu machen.

Er neckte ſie: „Meinem armen Dietlas haben Sie's aber gründlich angethan, Comteß.“

Ja, Dietlas bewarb ſich um ſie und war ſehr ſympathiſch dabei. Immer bewahrte er eine gewiſſe überlegene Ruhe.

Sie mochte ihn gern, ſehr gern; aber — den anderen lieber! —

Und als ſie deutlich merkte, daß Dietlas um ſie anhalten wollte, beſchloß ſie, die Entſcheidung Krome zu überlaſſen.

Denn ſie dachte: wenn er mich nur *etwas* lieb gewonnen hat, ſagt er: Nimm nicht ihn, ſondern mich.

Dann hätte ſie nicht geſchwankt, das fühlte ſie.

Überließ er ſie aber dem anderen und ſie heiratete ihn, ſo brauchte ſie nicht allein und ſehnſuchtsvoll zurückzubleiben, wenn die anderen wieder hinauszogen, wo Rainer ſchon war, ſondern ſie durfte mit und konnte mit allen denen, die ſie lieb hatte, gemeinſam wirken.

Und Krome hatte auf ihr: „Was ſoll ich thun?“ ſehr warm und ernſt geantwortet: „Ich glaube, Sie bekämen in Dietlas einen vortrefflichen Mann und würden unſerer Sache ſehr nützen.“

So war es gekommen.

Es war auch alles ganz glücklich und gut gegangen. Heute, eben in dieſem Augenblick zum erſtenmal, hatte ſie das Gefühl: ich hätte es nicht gedurft! — Dieſe Erwägung und die Erinnerung jener Tage gingen ihr im Zeitraum von wenigen Sekunden durch den Kopf und erregten ſie ſo heftig, daß ſie in ſchnellem Wechſel rot und blaß wurde.

Sie faßte ſich jedoch ſogleich wieder und trat in die Halle, wo Krome ihr den Arm bot und ſie an ihren Platz an der Spitze der Tafel führte.

Er bemerkte mit Wohlgefallen ihre Toilette.

Nachläſſig angezogene Frauen waren ihm unangenehm. Er ſah es als eine der erſten Pflichten der Frauen an, ſich ſchön zu kleiden. Sie hatten durchaus recht, wenn ſie Geld und Zeit und Gedanken darauf verwendeten und bei der Wahl des Ehemanns ernſtlich

die Frage erwogen: „Wird er mich auch gut kleiden können?“ Denn ihr Schlüssel zur Macht ist die Schönheit.

Er sprach zu ihr ungemein ehrerbietig und höflich; aber auch jetzt wieder verletzte es sie, wenn er sich an Georg wandte, daß seine Tonart um eine Schattierung zu ungezwungen war.

Krome merkte an ihrer Einsilbigkeit und auch an ihrem verschlossenen Gesichtsausdruck, daß sie zürnte.

Er wußte nicht, weshalb. Eine der tausend weiblichen Unberechenbarkeiten, dachte er. Aber er beschloß, in ihren Augen wieder das Leuchten anzufachen, das er so gerne sah.

Dann brauchte er nur von der gemeinsamen Sache zu sprechen.

„Es gilt zunächst, die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens nachzuweisen. Auch müssen wir die Ausfuhr in unsere Kanäle leiten. Wir legen an der Küste Faktoreien an, die gegen deutsche Fabrikware den Schwarzen ihre Landesprodukte abnehmen: Kopal, Kautschuk, Elfenbein und Kopra.“

In seiner klaren einleuchtenden Weise rechnete er ihr Zoll- und Frachtkosten aus und erwog die Absatzmöglichkeiten auf den europäischen Märkten.

Dann kam er auf die Plantagenversuche.

Dietlas äußerte sich sehr günstig über seine zu erwartende Tabakernte, und Krome erzählte, daß die von ihm vor kurzem ins Dasein gerufene Pflanzergesellschaft ihre erste Tabakspflanzung auf deutschem Gebiet ganz nach dem Muster der Dietlasschen angelegt habe und daß Erich Kramer, der energische Leiter, sehr erfreuliche Berichte gesandt habe.

„Alle diese Wege sind sicher, aber langsam,“ sagte Krome. „Und da wir Deutschen noch keine koloniale Erfahrung haben, fehlt es an Geduld und den Kapitalisten an Wagemut. Es kommt jetzt darauf an, daß wir uns eine sofortige, regelmäßige Einnahme sichern als Landesbetriebskapital, und darum müssen wir den Zoll den Arabern abnehmen. Meinetwegen zunächst durch einen Pachtvertrag. Die Araber haben hier die Portugiesen verdrängt, und damit ist die Kultur dieser gesegneten Küste niedergegangen und und arabische Lotterwirtschaft und Raubbau und Sklavenjagden haben das möglichste gethan, um das einst blühende Land in Wüste zu verwandeln. Nun soll unter deutscher Bewirtschaftung eine zweite glänzende Blütezeit kommen. Nur wollen muß man, und ich will.“

Er erzählte vertraulich, wie er die arabischen Machthaber in aller Stille mürbe zu machen in Begriff sei.

Und Maleen lauschte mit großen, strahlenden Augen.

„Lieber Krome,“ sagte Dietlas, „Sie reden meine Frau so in Fanatismus, daß sie Essen und Trinken vergißt.“

Er schenkte Rheinwein ein.

Krome sah sie ernsthaft erschrocken an.

„O, habe ich das gethan? Nein, das möchte ich doch nicht! Diese Tomaten sind ja ganz vorzüglich bereitet, gnädige Frau.“

Maleen hätte ihm immer weiter zuhören mögen. Ihre Seele empfand dabei etwas dem Verwandtes, was der Reisende in einem Schnellzug oder auf leicht dahin jagendem Pferd so freudig erregend spürt: mächtige Fortbewegung und dabei selbst ruhend sein.

Hinter Krome stand mit einemmal ein Schwarzer, der nicht zum Hause gehörte.

Diese schwarzen Boten kamen und gingen auf ihren nackten Sohlen völlig geräuschlos; sie ließen sich nicht anmelden, sondern drangen einfach überall ein wie Luft und Sonnenstäubchen. Ohne daß man sie kommen hörte, standen sie plötzlich da.

„Die dienstbaren Geister aus Tausend und einer Nacht,“ dachte Maleen.

Dieser gehörte zum englischen Postamt und überbrachte eine Depesche.

Krome riß den kleinen gelben Umschlag auf und sagte dabei: „Übers Jahr haben wir unsere eignen Post- und Telegraphenämter.“

Dann versenkte er sich in das Studium des chiffrierten Inhalts und furchte leicht die Stirn.

Der Bote verschwand.

„Wenn die Herren in Berlin nicht bald einsehen, daß man mir hier freie Hand lassen muß,“ sagte er, „so wird man jeden Schritt, den wir hier vorwärts thun, mit zwei Schritten nach rückwärts bezahlen. Verwünschte Halbheit! Sie sollen mir etwas zutrauen oder nicht. Und wenn sie es nicht thun, sollen sie mir überhaupt nicht einen so verantwortlichen Posten überlassen.“

„Ja, das ist nun so,“ sagte Dietlas ironisch, „was wir hier thun, kann nu mal nichts taugen, wenn's nicht bis in die letzte Einzelheit am grünen Tisch ausgeheckt worden ist.“

Griechin. Nach der Rötelzeichnung von A. Castaigne.

Er hatte den grimmigen Haß aller Praktiker gegen Bureaukratentum und Schreiberwesen.

„Schließlich entscheiden die Thatsachen," meinte Krome.

„Thatsache ist aber, daß sie uns mit ihrer verdammten Schreiberwirtschaft jeden Erfolg im Keim zerstören. Sie können's ja nicht über sich gewinnen, einen erwachsenen, vernünftigen Menschen mal ruhig sich selbst zu überlassen."

Krome lachte. „Sie müssen, mein guter Dietlas. Wenn das Deutsche Reich nicht aus der Zahl der Großmächte ausscheiden will, so muß es sich Kolonien schaffen, und wenn es Kolonien will, muß es sie nehmen und behaupten. Das geht aber nicht so glatt, wie das Abfassen von Verordnungen."

Dietlas lachte zustimmend.

„Ich möchte die ganze Federfuchserei in ihrer eignen Tinte ersäuft sehen," sagte er derb.

Man saß beim Nachtisch, der aus Bananen, Orangen und kleinen Makronen von Kokosnuß bestand.

Dazu goß Dietlas alten Portwein ein.

Maleen schälte eine Banane und schob das Tellerchen ihrem Mann zu.

Sie fühlte sich die ganze Zeit schuldig gegen ihn.

„Herzchen!" sagte er mit einem zärtlichen Blick.

Krome stand auf und ging mit raschen Schritten, wie es seine Gewohnheit war, auf und ab.

„Ich fühle und weiß," sagte er sehr bestimmt, „daß ich das Zeug in mir habe, den Grund zu einer deutschen Macht hier zu legen. Ich verlange nichts weiter, als daß man mir zubilligt, die Sache auf meine Art zu machen. Seit wir anfangen, etwas Reales zu bedeuten, mischen sich die Herren vom Grünen Tisch aber auch in jeden Quark. Ruft man mir bei jedem gewagten Schritt ein Halt! zu, so zwingt man mich einfach zum Ungehorsam. Mit Theorien macht man keine Kolonie. Die in Berlin irren sich, wenn sie mich für einen Sylfa halten, dem sie so lange vordemonstrieren, daß er im Unrecht ist, bis er's selber glaubt. Nicht ich! Ich gehe den Weg, den ich für den richtigen halte, mit oder ohne Genehmignng. Sie können mich vielleicht mit ihrer Übermacht zerdrücken, aber nach ihrem Gutdünken biegen können sie den Ralf Krome nicht."

Maleens leidenschaftliche Augen folgten ihm, wie er auf- und niederschritt.

Ihre Seele lag in ihren Augen.

Die Schwarzen nahmen das Obst fort und setzten Tassen und Kaffee auf den Tisch.

Die hübschen Tassen, das silberne Sahnengießerchen und Zuckerschälchen mit eingraviertem Waltronschen Wappen, die goldenen Kaffeelöffel, der gestickte Tischläufer, das Ensemble dieser zierlichen Niedlichkeiten gab den Gedanken Kromes eine Wendung.

„Das sieht doch einmal wieder aus wie in einem behaglichen deutschen Heim," sagte er erfreut.

„Paßt mal auf," rief Dietlas, „jetzt hol' ich was, was überhaupt noch gar nicht dagewesen ist!"

Er ging in sein Arbeitszimmer.

Maleen und Krome blieben einige Augenblicke allein und empfanden es.

„Darf ich Ihnen Sahne eingießen?" fragte Maleen.

„Ich bitte gehorsamst."

„So recht?"

„Danke ergebenst."

Sie schob ihm die Zuckerdose hin. „Bitte!"

Beide waren extra förmlich.

Dietlas kam zurück. Er trug etwas auf einem indischen Kupfertablett: etwas, das wie Tabak aussah und etwas Braunes, Papierartiges.

„Sehet hier das erste fermentierte Deckblatt und den ersten geschnittenen Tabak der ersten deutschen Pflanzung!" erklärte er stolz.

Man war pflichtschuldig entzückt. Dies Stückchen Zukunft! Diese erste Probe der ersten Anlage der sich noch im embryonischen Zustand befindenden deutschen Kolonie — wenn das nichts Bemerkenswertes war! —

Mit kindlichem Vergnügen machten sich die Herren an das Cigarrendrehen. Krome konnte es gar nicht; aber Dietlas erwies sich hier wie überall als hervorragend geschickt und praktisch.

„Ich muß aber auch von den ‚unseren' rauchen!" erklärte Maleen.

„Nein, mein Kind, bleibe du bei deinen Cigaretten. Für dich ist das nichts. — Sie hat nämlich hier erst zu rauchen angefangen."

Krome lächelte. „Eigentlich ist es schade,

wenn Damen rauchen; — aber freilich, als Gemahlin eines ersten deutschen Tabakpflanzers unserer Kolonie, — das ist ein besonderer Fall."

In diesem Moment erschien zum zweitenmal ein Schwarzer mit einem Zettelchen.

Diemal war es ein Plantagenboy und das Zettelchen für Dietlas.

Er durchlas es und stand auf.

„Sichart ist ernstlich am Fieber erkrankt, schreibt mir eben Jördens. Ich will ihn mal gleich nach dem Hospital bringen."

„Lassen Sie ihn lieber draußen," riet Krome; „er wird draußen so gut gesund wie im Krankenhaus."

„Nein, die Wohnungen draußen sind niedrig und ungesund. Auch ist niemand dort, der nach ihm sehen könnte."

Maleen fragte besorgt: „Wie willst du jetzt in der Nacht einen Kranken transportieren?"

„Es muß gemacht werden," antwortete er einfach. „Gute Nacht also. Verzeihen Sie, Krome. Trinken Sie in Ruhe Ihren Kaffee und lassen Sie sich nicht stören. Vielleicht treff' ich Sie noch hier."

„Das keinesfalls," sagte Krome.

Dietlas lief die Treppe hinab.

Maleen ging in das Schlafzimmer und bepackte Tschekanajo mit wollenen Decken und Plaids. Die Nacht war warm genug, aber sie dachte daran, daß Fieberkranke an Schüttelfrost leiden.

Unten schirrte Dietlas selbst den Araberhengst an den Sandschneider. Tschekanajo brachte ihm die Decken.

Maleen ging langsam zurück zu ihrem Gast. Sie fand ihn über die Depesche gebeugt.

Er sah auf — anders als bisher. So hatte er sich die ganze Zeit ihr gegenüber einen gewissen Zwang auferlegt? Erst jetzt schien er sich ganz frei zu machen. Warum das? Gab es denn etwas zu verbergen? Vor Georg? —

Sie dachte es beklommen.

Er nahm jetzt wieder den alten Ton eines intimsten freundschaftlichen Vertrauens an und erklärte ihr die Chiffern der Depesche.

Sie beugte sich über das kleine Papier; er saß und sie stand noch.

„Morgen muß ich meine ablehnende Antwort begründen. Darf ich Ihnen das Aktenstück zur Durchsicht schicken, ehe es postfertig gemacht wird? Es wäre mir lieb, Ihre Ansicht darüber zu hören."

Sie errötete tief.

„Meine Ansicht kann Ihnen wenig bedeuten."

„Sie bedeutet mir viel," entgegnete er; „ein Kopfschütteln oder Achselzucken von Ihnen macht mich bedenklich und Ihre Zustimmung bestätigt mir, daß ich recht habe."

Sie war so bewegt, daß sie nicht sprechen wollte.

„Sie fühlen und denken gleich richtig," fuhr er fort; „manchmal glaube ich, Sie sind überhaupt ohne Fehler."

Jetzt lachte sie. „Ob ich Fehler habe!"

Sie hatte sich an ihren Tischplatz zurückbegeben.

Er blickte sie nachdenklich und ernst an.

„So oft ich jetzt ausgehe," bemerkte er nach kurzem Schweigen, „freue ich mich über die Möglichkeit, Ihnen zu begegnen."

Es klang wie ein Selbstgespräch. Er wollte ihr keine Artigkeiten sagen, sondern konstatierte mit leisem Staunen neue Vorgänge in seinem Inneren.

Sie hätte antworten mögen: „Und mir ist dies fremde Land eine Heimat, weil du hier bist."

Doch sie schwieg.

Er sah nach der Uhr und erhob sich.

„Ich muß noch mit den Herren, die morgen abmarschieren, Rücksprache halten."

Rasch verabschiedete er sich.

Sie saß allein am großen Tisch, stützte den Kopf in die Hände und sagte leise vor sich hin: „O mein Gott! O mein Gott!"

In Angst und Aufregung.

Worte, wie die eben vernommenen, hatte sie von ihm noch nicht gehört.

Jetzt hätte sie sie vielleicht gar nicht anhören dürfen!

Aber noch nie hatte ihr etwas so lieblich geklungen. —

Sie merkte nicht, daß die Stunde vorrückte, saß immer ganz regungslos am Eßtisch, das Gesicht in den Händen, bis der Hufschlag eines Wagenpferdes sie aus ihrer Versunkenheit aufriß.

Sie trat an ein offenes Fenster.

Der Mond beschien die Lagune, die die Stadt gleichsam entzweischnitt, und die alte lange Karawanenbrücke.

Alle Schatten standen tintenschwarz neben dem blauweißen Licht. Gegen den hellen

Himmel zeichneten sich die schön geschwungenen großen Linien einzelner Palmen deutlich ab.

Irgendwo, jenseits der Lagune, im Negerstadtteil, feierten die Schwarzen eines ihrer lärmenden Tanzfeste.

Schwieg die kreischende Musik und das Trommelschlagen einmal, so heulten die wilden Hunde in Rudeln, gleich hungrigen Wölfen.

Jetzt rollte der Wagen über das holprige Straßenpflaster und vorüber.

Sie erkannte Georg ganz deutlich. Er hielt in der einen Hand die Zügel und mit dem anderen, freien Arm umfaßte er eine in Plaids gehüllte, zusammengesunkene Gestalt.

„Der Gute! Der Brave!" fühlte Maleen.

Und dann dachte sie: „Er muß schützen und sorgen können, um zu lieben, und die er lieb hat, mag er nur als schwach und schutzbedürftig empfinden. Dem anderen sind die Freunde tüchtige, entschlossene Menschen, die ihm helfen, oder — nichts."

Im Nachbargarten sang ein Schwarzer ein Liebeslied — wie Naturlaute klang es, weich, sehnsüchtig.

Ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlsein und heimlichem, dunklem Weh umfing die einsam in die Nacht lauschende Frau. Glück und Leid untrennbar verschlungen. Unentrinnbar!

Sie umklammerte den steinernen Mittelpfeiler des Fensters und murmelte wieder wie aus schwülem, schwerem Traum: „Lieber Gott! Lieber Gott!"

Da kam ein Mann die krumme Gasse daher.

An dem kräftigen Schritt erkannte sie den Europäer.

So geht kein Farbiger.

Dann hörte sie ihn laut und flott den Torganer Marsch pfeifen.

Da wußte sie, daß es ihr Bruder war.

Sein Schritt und sein Pfeifen, das wirkte auf sie wie Morgenluft.

Die Nachtgespenster sanken in sich selbst zusammen.

Tief aufatmend ging sie ihm bis zur Treppe entgegen.

„Georg kommt auch gleich," sagte Rainer. „Ich traf ihn gerade am Hospital. Sichart wird wohl eingehen."

„Du glaubst?!"

„Ja. Bis wir acclimatisiert sind und überall gesunde Wohnungsverhältnisse schaffen und den Boden etwas entgiftet haben, wird noch mancher von uns draufgehen. Die nächste Generation hat's schon besser."

Er war etwas trübe gestimmt.

„Trink noch ein Gläschen Wein," meinte sie. „Wir erwarten zusammen Georg. Ja?"

Ja, das war ihm recht.

„Heute abend, wie ich von euch fort, nach dem Deutschenhaus ging," erzählte er, „da lag mir ein räudiger Hund im Weg, einer von den verwahrlosten, halbwilden. Ihn stieß ich mit dem Fuß, um den Weg frei zu bekommen. Da kroch das arme dreiviertel verhungerte Vieh mühsam ein wenig zur Seite und sah mich dabei an. — Ich kann den Blick von dem Köter nicht los werden!" —

So war Rainer: sich selbst und eine ganze Kolonne Feinde in die Luft sprengen, rührte ihn wenig, wenn Ehre auf dem Spiel stand; aber der Blick eines kranken Hundes konnte ihm einen ganzen Abend verderben.

* * *

„Ich will ausgehen," sagte Maleen am nächsten Morgen zu ihrem Diener Abdallah.

Abdallah holte ihr sogleich Schirm, Korkhut und Handschuhe und nahm selbst seinen Ebenholzstock zur Hand.

Sie hatte diesen Ausgang heute morgen erkämpft.

Georg wünschte nicht, daß sie sich vor vier Uhr nachmittag der glühenden Sonne aussetzte, und sie hatte es bis jetzt auch nicht gethan.

Heute aber wünschte sie sehr entschieden nach dem Hospital der französischen Nonnen zu gehen, um sich persönlich nach dem Befinden des kranken Plantagenaufsehers zu erkundigen.

„Es ist lächerlich und unwürdig, sich unter Glas zu setzen, während unsere Untergebenen in unserem Dienst erkranken."

„Dafür sind sie Männer," hatte Georg entgegnet. „Das ist etwas total Verschiedenes, mein liebes Kind."

Sie vermochte mit Gründen schlechterdings nichts bei ihm zu erreichen.

Aber wenn sie anfing, ihn zu liebkosen...

Ihren Argumenten gegenüber blieb er kühl und fest, unter ihren streichelnden Händchen wurde er schwach und weich.

Sie wußte es, und wenn es ihr darauf ankam, benutzte sie es.

Auch heute hatte sie mit diesen Kampf-

mitteln gesiegt. Nur daß jeder so errungene Sieg einen schlimmen moralischen Nachgeschmack zurückließ.

Sie schämte sich.

„Was unterscheidet mich eigentlich von einer Kokotte?“ dachte sie in bitterer Selbstverunglimpfung. „Ich nutze meines Mannes Verliebtheit zu persönlichen Zwecken aus. Ich küsse aus Berechnung. O pfui! Pfui! Aber die Männer sind es, die uns so erniedrigen.“ —

Das Hospital lag hinter einer hohen, weißen Klostermauer, hart am Meer.

Am Pförtchen war ein Klopfer von schöner indischer Kupferarbeit.

Abdallah that drei Schläge, worauf sich die Pforte langsam nach innen öffnete, durch eine Mechanik.

Abdallah durfte nicht mit eintreten.

In dem Klostergarten, der leuchtete und duftete, von Blumen und blühenden Bäumen, arbeiteten Missionszöglinge, schwarze Mädchen in unscheinbaren mattblauen Gewändern, die sie schlecht kleideten.

Die Schwester Pförtnerin, eine Kreolin, geleitete Maleen in ein offenes Gartenhäuschen, das als Empfangszimmer diente.

Dann verschwand sie, um die „mère supérieure“ zu holen.

Es war unendlich still hier.

„Wie jenseits der Welt,“ dachte Maleen.

Sie versuchte, sich in das Leben dieser Klosterfrauen zu denken.

Die kleine Pförtnerin hatte ganz behaglich ausgesehen. Es lebte sich gewiß leicht, wenn der Inhalt jeder Minute bis auf die Gedanken und Gebete vorgeschrieben war: Ohne Zweifel, ohne Verantwortung, ohne Wahl, ohne die schwierige Aufgabe der Selbstbestimmung.

Eigentlich lebten sie gar nicht, sondern wurden gelebt!

„Ich würde in einer solchen Geistesgefangenschaft irrsinnig werden oder ein Verbrechen begehen,“ fühlte Maleen.

Zwei Frauen näherten sich langsam dem Gartenhäuschen.

Die eine, in der schwarzen Nonnentracht, war durch das goldene Kreuz auf ihrer Brust als „mère supérieure“ kenntlich. Sie hatte ein zwar fiebergelbes, aber feines, noch junges Gesicht, dem man ansah, daß es schön gewesen war.

Die andere trug eine Kleidung, von der Maleen nicht wußte, war sie geistlich oder weltlich: ein gelblichweißes, rauhes Gewand, vom Hals bis zu den Füßen in einem Stück geschnitten und in der Taille nur lose durch eine starke Schnur zusammengehalten. Auch ihr hing, wie der Nonne, ein Rosenkranz mit Kruzifix am Gürtel. Um den Hals trug sie eine mehrfach geschlungene schwere Kette von altem Dukatengold, den Kopf schützte der Tropenhelm. Im Schatten dieser unförmlichen Kopfbedeckung sah Maleen ein schmales gelbes Gesicht und ein Paar flammende dunkle Augen.

Ihr war's, als komme sie selbst aus einer Welt, mit der die Welt dieser beiden gar nichts gemein habe. Ihr war's, als sähe sie Heiligenscheine um die Gestalten da auf dem Gartenweg.

Demütig ging sie ihnen entgegen.

„La mère supérieure?“

„Jawohl,“ antwortete die Nonne in französischer Sprache. „Madame kommt gewiß, um zu hören, wie es Herrn Sichart geht. Die Temperatur ist heute morgen etwas gesunken. Père Dieudonné hofft ihn mit Gottes Hilfe durchzubringen.“

„Kann ich irgend etwas für ihn thun?“ fragte Maleen.

„Jetzt wohl nicht. Aber später, in der Zeit der Rekonvalescenz sind wir für stärkenden Wein und Ähnliches immer dankbar.“

Maleen warf einen fragenden Blick auf die Begleiterin der mère supérieure.

„Ah, pardon, Madame,“ sagte die Nonne in einem Ton, dem man anhörte, daß sie aus der großen Welt stammte, „die Damen kennen sich noch nicht! Fräulein von Eltville — die Baronin Dietlas.“

„Also die!“ dachte Maleen überrascht. An Fräulein von Eltville hatte sie gar nicht gedacht. Nun fiel ihr ein, daß Rainer gesagt hatte: „Sie ist nichts für dich, und dein Mann wird nicht wünschen, daß du mit ihr verkehrst.“

Unwillkürlich gab sie sich etwas steif.

Ihre Worte des Dankes und des Lobes für die Tschekanajo fielen nicht allzu warm aus.

Während dieser Unterhaltung hatten sie das Gartenhaus betreten, und man nahm auf die Einladung der mère supérieure Platz.

Dabei nahm die Eltville den Hut ab, und ohne Hut sah sie noch ungewöhnlicher aus.

Ihre Stirn umlockte kurzes, dickes, schneeweißes Haar, zu welchem die schwermütigen,

machtvollen dunklen Augen den seltsamsten Kontrast schufen.

Sie sah Maleen gerade ins Gesicht mit dem unverhaltenen kühlen Interesse, mit dem der Mensch für gewöhnlich nur das betrachtet, was ihn nicht seinerseits anschaut.

Maleen fühlte sich plötzlich lebhaft angezogen.

„Wie kam ich eigentlich dazu, Rainers absprechendes Urteil so einfach kritiklos hinzunehmen?“ fragte sie sich „Habe ich etwa je meinen lieben Rainer für einen feinen Menschenkenner gehalten? Kann mir sein Urteil in Bezug auf meinen Verkehr maßgebend sein?“

„Ganz sicherlich nicht.“

„Was sind wir Menschen für jämmerliche Charaktere! Sagt jemand von einem Unbekannten etwas Schlechtes, so nimmt's der Hörer ohne weiteres hin und es steht nun für ihn fest. Der andere aber, der die Mitteilung macht, hat sie vielleicht auf eben diese Weise erworben.“

„Ist solche Gedankenträgheit nicht eine Schande?!“ —

Als sie von solchen Gedanken erfüllt, nach Hause zurückkehrte, fand sie Boboscho, im Flur auf sie wartend, den Diener Kromes.

Er trug ein blaugeheftetes Aktenstück.

„Salaam, von meinem Bana, Bibi,“ sagte er; „wenn du gelesen hast, soll ich den Brief wieder mitnehmen. Wir verreisen.“

„Wer verreist?“

„Mein Bana.“

Aus unserer Studienmappe:

Ölstudie von J. Ch. Detter.

„Wohin?“

„Übers Meer. Mit der Dhau des Djeta.“

„Wie lange werdet ihr fort sein?“

„Ich weiß nicht, Bibi. Vielleicht zwei Tage, vielleicht zwei Wochen. Das steht bei Gott.“

Sie nahm ihm das Heft ab und zog sich in das Arbeitszimmer ihres Mannes zurück.

An seinem Schreibtisch sitzend, las sie.

Es war ein zehn große Seiten langer Bericht Kromes.

Sie las mit Entzücken. Das war so klar, so knapp, so umfassend dabei und so einleuchtend. Gewiß, kein zweiter konnte

dergleichen so schnell und so gut machen, wie er!

Sie war der unfähigste Kritiker, den sich Krome hätte aussuchen können, denn sie liebte seine Art zu denken und zu sprechen und zu schreiben so sehr, daß es sie urteilslos machte.

Allein das konnte Krome nicht wissen.

Als sie zu Ende gelesen, schrieb sie auf einen kleinen weißen Briefbogen: „Das, was zu sagen war, kann nicht besser gesagt werden und wird seine Wirkung nicht verfehlen."

So, ohne Anrede und Unterschrift legte sie die paar Zeilen zu dem Schriftstück und gab dies dem Boboscho zurück.

Sonst pflegte sie um diese Zeit ein wenig die Küche zu überwachen, heute aber hatte sie der ungewohnte Gang durch die Vormittagssonne zu sehr ermüdet.

Sie saß, bis Rainer und Georg zum Mittagsessen kamen, in einem Schaukelstuhl in der Halle, lauschte dem träumerischen Geplätscher des Wassers im Hof und hing ihren Gedanken nach.

Als Georg kurz vor Tisch schweißbedeckt und rot von der Mittagshitze im Schlafzimmer verschwand, um sich zu baden und umzuziehen, sagte sich Maleen, daß sie wenigstens noch einen letzten Blick auf die Gerichte werfen sollte, deren Bereitung sie Ramassan allein überlassen hatte.

Aber das Aufstehen und der Gang in die Küche schien ihr heute gar zu anstrengend.

Sie bewegte langsam den indischen Wurzelfaserfächer, der einen leisen Wohlgeruch ausströmte.

Die erschlaffende Wirkung des feuchtheißen Klimas fing an, sich bemerklich zu machen.

Rainer erschien, als eben der Gong zum Mittagsmahl rief. Er war pünktlich wie die Uhr.

„Na, nun wollen wir essen!" rief Georg vergnügt.

Wenn er von der Arbeit nach Hause kam, fühlte er meist etwas von der Feierabendstimmung des wackeren Landmanns.

Maleen sah ängstlich auf die Tomatensuppe.

Es war eine wässerige Brühe mit roten Fettaugen.

Rainer aß seinen Teller leer; aber Georg, der auf gute Zubereitung der Speisen Wert legte, ließ den seinen nach den ersten Löffeln stehen.

„Dieser schreckliche Ramassan!" klagte Maleen; „wenn man nicht immer selbst daneben steht, verdirbt er alles."

„Aber liebes Herz, darüber wirst du dir doch keinen Kummer machen?" tröstete Georg; „wenn der Ramassan nichts taugt, nehmen wir einen anderen Koch. Nichts einfacher."

„Nein, nein! Ich habe selbst die Schuld. Ramassan macht's, wie er's versteht, und wenn ich's anders haben will, muß ich's ihm zeigen. Es war meine Schuld. Ich fange an, so faul zu werden!"

Die Männer lachten.

„Du wirst schon merken, daß man sich hier nicht so regen kann, wie in Europa," sagte Rainer.

Und Georg: „Wenn du müde bist, sollst du dir Ruhe gönnen, kleine Frau. Du bist nicht mehr im nördlich gemäßigten Klima, sondern in einem Land, wo leicht auf eine kleine Überanstrengung Fieber folgt."

„Aber Ihr strengt Euch doch an!" rief sie.

„Wir thun auch nicht halb das, was wir unter denselben Umständen in Deutschland thun würden. Nicht wahr, Rainer?"

„Ja; anfangs will jeder immer mit Gewalt ins Zeug gehen. Nach dem ersten Fieber gibt sich das."

Dietlas meinte: „Wir wollen es lieber nicht darauf ankommen lassen, daß das Fieber erst Maleen belehrt. Besser bewahrt als beklagt. Das sag' ich dir, mein Kind: nach dem ersten ernsten Fieber schick' ich dich postwendend zurück zur Großmama."

Sie machte ganz dunkle Augen vor Empörung.

„Schicken!" wiederholte sie; „schicken, — wie ein Paket! Würdest du dir das gefallen lassen, Rainer, dich so einfach schicken zu lassen?"

„Und ob. Wenn mich Krome morgen ins tiefste Innere schickt, sag' ich: ‚Zu Befehl' und marschiere."

„Das ist etwas ganz anderes. Krome ist dein Vorgesetzter."

„Und Georg, deiner."

„Nein. Ich bin nicht sein Beamter und nicht seine Dienerin. Ich bin kein Ding."

Georg faßte sie lachend beim Kinn.

„Freilich bist du ein Ding! Ein ‚arg lieb's Ding', wie der Süddeutsche sagt, und besonders spaßhaft, wenn's auftrumpft."

Ihr Zorn belästigte ihn nicht im mindesten.

Sie machte ein zugeschlossenes Gesicht, sah gleichsam in sich hinein.

Rainer, der sie viel länger kannte als Georg, nahm sie weniger leicht.

„Ich kann Maleen in diesem Fall sehr gut begreifen," sagte er. „Eine Frau gehört zu ihrem Mann. Wenn du zufällig in Wilhelmshafen stationiert wärst oder in sonst einer Sumpfgegend Europas, müßte sie doch auch riskieren, Fieber zu bekommen."

„Dann würde ich sie eben auch schleunigst von Wilhelmshafen fortschicken," erklärte Georg. „Meiner Ansicht nach übernimmt ein Mann die Verantwortung für seine Frau, und wenn er sie ohne Not der Gefahr aussetzt, ist er ein Schurke oder ein Narr."

Rainer errötete lebhaft. „Nein, erlaube! Hierüber denk' ich ganz anders. Wenn ich heirate, soll meine Frau mein guter Kamerad sein und auch die Gefahren mit mir teilen. Zuckerpuppen mag ich nicht."

„Na, dann wirst du deine Frau bald los sein, mein Lieber."

„Am Sterben kann ich sie doch nicht hindern, wenn's ihr mal bestimmt ist."

„Ganz schön, lieber Rainer. Du bist ein Fatalist. Ich für meinen Teil werde die Rücksicht auf die Gesundheit meiner Frau jeder anderen vorgehen lassen. Frauen sind einmal zart und können nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden, wie wir. Du als junger unverheirateter Mann weißt das eben nicht. Aber ich kann davon reden, denn ich habe schon eine verloren."

Maleen hörte stillschweigend zu. Sie dachte: „Wenn es wirklich so kommt, daß er mich zurückschicken will, so gibt es einen Entscheidungskampf zwischen uns. Von zwei Menschen, die sich lieben, hat in Wahrheit der die Macht in Händen, der den anderen eher entbehren kann, als der andere ihn. Aber dies Schaffleisch sieht zu abscheulich aus. Sehnig und schwarz. Es bloß anzusehen, nimmt den Appetit. Ich muß mir eine Art ausdenken, es zu verarbeiten, z. B. als Farce mit Reis und Käse in Muscheln gebacken. Ich fürchte, mein armer Georg wird heute nicht satt."

* * *

Einige Tage später sagte Rainer, als man noch bei Kaffee und Cigaretten saß: „Morgen reisen meine Kameraden Witmann und Derendorff nach ihren Stationen zurück, und sie wollen heut nachmittag kommen, um sich von dir zu verabschieden, Maleen."

„Wie lieb von ihnen, noch zu kommen!" rief Maleen.

„Nun, das ist einfach in der Ordnung," meinte Georg, der ihr Entzücken etwas überflüssig fand.

„Nein, weißt du, Georg," sagte Rainer in brüderlichem Stolz, „sie sind nämlich alle ganz begeistert von Maleen. Du solltest sie mal hören."

Georg lachte und zupfte seine errötende Gattin am Ohrläppchen.

„Wie geht's denn bei euch ohne Krome?" fragte sie.

„O, ganz ordentlich. 'n bißchen weniger hitzig."

„Witmann, das ist auch so ein Heißsporn," meinte Georg. „Übrigens ein famoser Mensch. Der wird seine Station schon zu was Ordentlichem machen."

„Witmann ist auch schon um vieles stiller geworden, seit er in Ukufuli ist," sagte Rainer. „Ruhe und Geduld, die kann man hier lernen."

„Aber dein besonderer Freund ist Leutnant von Derendorff, nicht wahr?" fragte Maleen.

„Ja; wir stehen uns sehr gut."

„Derendorff ist mir zu patent," meinte Georg. „Der trägt zu jedem Anzug besonders dazu stimmende Strümpfe und läuft im Inneren mit Glaceehandschuhen herum."

„Er scheut aber keine Arbeit," rühmte Rainer; „mistet mit Glaceehandschuhen den Eselstall aus." —

Maleen erschienen alle Kameraden ihres Bruders als ritterliche Helden. Ihre Phantasie erschuf aus Krome und seinem Stab eine Tafelrunde des Königs Artus, oder sie dichtete sich die deutschen Offiziere in homerische Helden um: Achill und Ajax, Ulisses ꝛc.

So wandelte sie, von dieser erlauchten Gesellschaft umgeben, voll Hochgefühl auf der Menschheit Höhen.

Später, am Nachmittag, kamen die Angekündigten.

Der hübsche, elegante Derendorff hatte bei seiner im Inneren gelegenen Station auf eigne Hand Tabaksfelder angelegt, die seine Lust und sein Stolz waren.

Er erging sich eifrig hierüber mit Dietlas, der auf diesem Gebiet als Autorität galt.

Georg meinte, man werde doch zu chinesischen Arbeitern greifen müssen oder zu Javanen, da den Schwarzen die erforderliche Beharrlichkeit abgehe.

Derendorff vertrat die Ansicht, daß den Schwarzen, sobald man sie richtig anfasse, alles beizubringen sei.

„Nur nicht der Wille zu ausdauernder Arbeit," sagte Dietlas.

„Wie schön weiß und weich der weiße Flanell Ihres Anzugs ist," sagte Maleen zu Derendorff; „werden Sie im Inneren denn jemand haben, der diese Wolle richtig zu waschen versteht?"

Derendorff lächelte: „Das thue ich selbst, Baronin."

„Sie glauben gar nicht, Baronin," sagte Leutnant Witmann zu Maleen, wie wohl uns allen Ihr Hiersein gethan hat. Wir Männer lassen uns zu sehr gehen, wenn wir nicht fürchten, einer Dame zu mißfallen. Seit Sie hier unter uns sind, sind wir wieder viel manierlicher geworden. Sie hätten uns vorher beobachten sollen und jetzt!"

Witmann hatte etwas Bestechendes in seiner Art.

„Befinden Sie sich wirklich wohler unter dem Zwang, den die Gegenwart einer Dame auferlegt?" fragte Maleen.

„Ganz zweifellos!"

„Aber nicht alle denken darüber, wie Sie. Ich weiß von Rainer, daß auch die entgegengesetzte Ansicht laut geworden ist."

„Die eine so kleine Gêne scheuen," entgegnete er, „das sind unerzogene Burschen, die eines Besseren belehrt werden müssen."

„Aber in Ukusuli — Ukusuli ist doch Ihre Station?" —

„Zu Befehl." —

„Haben Sie keine Dame."

„Leider nein."

„Beim nächsten Urlaub müssen Sie sich eine Frau aus Europa mitbringen."

Er sah plötzlich sehr ernst aus.

Ihr fiel ein, daß die Fama seinen Namen mit dem einer jungen, am Klimafieber verstorbenen Frau in Zusammenhang gebracht hatte.

Schnell sprach sie von etwas anderem.

Sie war strahlend schön heute. Ihre Lippen umspielte ein weiches Lächeln, und ihre Augen leuchteten.

Eine gehobene Stimmung ging von ihr aus und entrückte die jungen Männer für eine Spanne Zeit der Nüchternheit des Alltagslebens.

Als sie den beiden die Hand reichte beim Abschied, standen ihr Thränen in den Augen.

„Ich werde mich über jede Nachricht von Ihnen innig freuen," sagte sie warm.

Dann blickte sie ihnen verstohlen durchs Fenster nach.

Als sie sich umwandte, stand Georg vor ihr.

„Nun?"

Sie war voll Enthusiasmus. „Ich liebe euch alle!" rief sie.

„So? Mir wär' es aufrichtig gesprochen lieber, du liebtest mich allein, mein Engel."

Ernst, mit einem Hauch von Feierlichkeit entgegnete sie: „Kampfgenossen und Weggefährten seid ihr mir! Muß man solche nicht lieben? Einer in allen und alle in einem. So soll es sein. Der ist mir der Höchste, der unsere Sache am kräftigsten fördert."

„Dann hättest du Ralf Krome heiraten müssen."

Sie lachte: „Ich habe den geheiratet, der mich haben wollte, und das warst du."

„Nur, mein Engel, hab' ich dich für *mich* genommen, und nicht für alle. Bitte, beachte das."

Er pflegte sie „mein Engel" zu nennen, wenn er ärgerlich war.

Sie schmiegte sich an ihn und sagte neckend: „Ist mein Tyrann vielleicht eifersüchtig?"

Er war es in der That.

„Es ist gut, daß diese unwiderstehlichen Leutnants nun fort sind," knurrte er; „das paßt mir nämlich nicht, daneben zu sitzen, während du ihnen die Köpfe verdrehst, du Hexe."

„Ich habe in meinem Leben nur *einem* den Kopf verdreht," protestierte sie neckisch. „Nur einen einzigen, armen, kleinen Erfolg hat deine Frau zu verzeichnen, und den gönnst du ihr nicht?"

„Wen denn?" sagte er begriffsstutzig und ziemlich scharf.

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn aufmerksam an.

Sein gebräuntes männliches Gesicht war schlecht rasiert, so daß die Kinnbacken schwärzlich schimmerten, die Flügel seiner energisch vorspringenden Nase zitterten ein wenig und

Aus unſerer Bildermappe:

Der Einſiedler. Nach dem Gemälde von Adolph Oberländer.

die für gewöhnlich klar und ſchelmiſch blickenden kleinen Augen waren trübe.

Maleen fühlte ſeine eiferſüchtige, zornige Leidenſchaft und etwas von ſeiner Erregung ging plötzlich auf ſie über.

Auch ihre Augen umflorten ſich. Sie bot ihm die Lippen zum Kuß und er erſtickte ſie beinahe.

„Nein, ich erlaube dir nicht mehr mich zu küſſen, wenn du nicht ordentlich raſiert biſt,“ ſagte Maleen am anderen Morgen zu ihrem Mann. „Heute iſt mein Geſicht ganz wund.“

„Verzeih mir doch, Liebling. Ich bin ja heut in aller Herrgottsfrühe beim Goanesen geweſen und der hat mich poliert wie eine Tiſchplatte. Willſt du mal proben?“

„Nein.“

Sie war nicht bei Laune.

Dietlas kannte das. Ihren seltenen, ihn so beglückenden Anwandlungen zärtlicher Leidenschaft folgte regelmäßig nervöse Verstimmung und Gereiztheit gegen ihn.

Er begriff das gar nicht.

Um sie zu erfreuen, schlug er ihr vor, ihn heute einmal auf die Plantage zu begleiten.

„Wenn du dich ein bißchen mit Anziehen eilst, können wir noch zu Fuß hinaus und draußen löntschen (so sprach er das vom englischen lunch geformte Verb), ich laß den Wagen nachkommen, und wir fahren zurück, wenn es kühler wird.“

Sie war wie elektrisiert.

Längst hätte sie gern das Feld seiner Arbeit in Augenschein genommen, aber bis heute hatte er ihren Wunsch immer mit einem abweisenden: „Später“ beantwortet.

Im Nu war sie in den Kleidern, obwohl sie ein neues Kleid anzog, einen Tourenanzug mit „fußfreiem“ Rock aus englischem Leder und hohe ungarische Stiefel.

Dann bepackte sie einen Mattenkorb mit Mundvorrat: festgeräucherte Cervelatwurst, Holländer Käse, ein Büchschen Sardinen, Brot und Orangen.

Ein zweiter Korb wurde mit einigen Flaschen Moselwein und Mineralwasser beladen.

Die Schwarzen wickelten Teller, Gläser und Bestecke ein.

Abdallah und Ramassan trugen die Körbe auf den Köpfen voraus.

Es war ein duftiger, glitzernder, taufeuchter Tropenmorgen. Intensive Wohlgerüche und ein Ocean von Licht und Wärme umfluteten die vom Schlaf erfrischte Erde, ohne noch betäubend und sengend zu sein.

Auf der langen Karavanenbrücke, die die Araberstadt mit dem jenseits der Lagune liegenden Negerstadtteil verband, begegnete ihnen das Fräulein von Eltville.

Man grüßte höflich und ging aneinander vorüber.

„Kennst du sie eigentlich?“ fragte Maleen.

„Die Eltville? Das ist auch so eine Überspannte.“

„Auch? Warum sagst du ‚auch?‘“

„Nun, soll ich dich vielleicht unter die nüchtern Verständigen rechnen, kleine Frau?“

„Das sollst du allerdings, mein Herr. Ich kann sehr nüchtern sein — wenn ich will. Aber sag' mir doch, was habt ihr Männer eigentlich gegen diese interessante Frau? Auch Rainer spricht so etwas wegwerfend von ihr. Und dabei widmet sie sich, wie ich höre, ganz und gar den Armen und Kranken. Das ist doch furchtbar edel. Keiner von euch thäte so etwas, und ich verstehe gar nicht, warum ihr sie nicht höchlichst bewundert, ihr garstigen Männer!“

„Ich sage nur, daß sie exaltiert ist, und das ist sie.“

„Bitte, begründe.“

„Nu also, statt wie eine vernünftige Person behaglich mit ihrem Geld in ihrer Heimat zu leben und zu heiraten, kommt sie mutterseelenallein hierher, um dreckige Negerwunden zu verbinden. Sie ist nämlich sehr vermögend.“

„Dann kann sie natürlich thun, was ihr Freude macht,“ meinte Maleen.

„Es ist nur, im Vertrauen gesagt, weder christliche Barmherzigkeit, noch sonst etwas von so 'nem Hokuspokus, was die Eltville hierher geführt hat und hier festhält; sondern 'ne verrückte Liebe. Ihr Liebster ist der Père Dieudonné von der algerischen Mission.“

„Der weiße Priester mit dem feinen schwermütigen Gesicht? Ah!“

„Er ist aus gutem Hause; alter französischer Adel. Sie auch. Als er von seinen Oberen hierher geschickt wurde, ist sie ihm einfach nachgereist. Alle Welt kennt übrigens die Geschichte.“

Maleen hatte mit großen, ernsten Augen gelauscht.

„Und deswegen — denkt ihr gering von dieser Frau?!“ rief sie.

„Findest du es etwa schön, wenn ein vornehmes Mädchen hinter einem Mann herläuft und ihre Leidenschaft so öffentlich zur Schau stellt?“

Mit einer fast instinktiven Bewegung befreite sie ihren Arm aus dem seinen.

Sie fühlte sich in diesem Augenblick weltenweit von ihm getrennt. Gab es überhaupt eine Brücke zwischen ihrem Empfinden und dem Empfinden dieses Mannes? Nicht ihrem Verstand, nicht ihrer Phantasie gelang es, den Abgrund, den sie klaffen sah, zu überbrücken!

Jene Frau war reich. Sie hätte in Luxus und Wohlleben ihre Tage verbringen können und widmete sich statt dessen einer

schweren, gewiß recht widerlichen Arbeit im Dienst der Armen, um dem, den sie liebte, nahe sein und ihm helfen zu können. Sie fragte nicht nach Verwandtschaft und Freundschaft, nicht nach dem lästernden Gerede der Welt, — sondern allein nach ihm. War das nicht edelste, höchste Weiblichkeit?"

Und diese Männer, mit dem ausgeprägten Sinn für das Praktische, empfanden nicht die Größe einer solchen Hingebung! Was wollten sie denn?

Wenn jene Frau in ihrer französischen Heimat sich beruhigt und einen ungeliebten Mann genommen und ein Haus gemacht hätte, so würde ihr keiner etwas am Zeuge geflickt haben. Aber daß sie den Mut besaß, nur ihrer armen Liebe zu leben, das machte sie in den Augen „vernünftiger" Männer zu einer überspannten Närrin! —

Maleens Temperament dagegen sympathisierte ganz besonders mit dem Unbändigen und Maßlosen.

Sie war eine Zeitlang schweigend und ein paar Schritte von ihm entfernt gegangen.

„Nun, kleine Frau, denkst du noch immer über den Fall Eltville nach?"

„Nein; über dich."

„Das ist auch viel gescheiter. Sieh mal, die riesigen Dinger an, die der Mann, der dort am Wege hockt, feil hält: das ist die sogenannte Stinkfrucht."

„Pfui, was für ein häßlicher Name!"

„Sie riecht ein bißchen wie faules Fleisch."

„Aber die ißt man doch nicht!"

„Ja, die Eingeborenen essen sie gern, und Rainer behauptet, sie schmecke gar nicht übel. Ich lasse dergleichen lieber ununtersucht. Rainer ist ja famos: alles, was die Schwarzen futtern, muß er probieren. Und er findet es auch meistens ‚ganz eßbar'. Da hat er doch mal im Inneren, allerdings halb verhungert, an so 'ner richtigen Negermahlzeit teilgenommen, wo sie alle aus einer und derselben Schüssel ihren Ugali fraßen. Das machten sie so: Jeder dreht sich in den Händen kleine Breikugeln und fährt damit auftunkend in die gemeinsame Gemüseschüssel. Mir wird übel, wenn ich bloß dran denke, aber Rainer behauptet, er habe noch in seinem Leben kein zweites Mal mit so gutem Appetit gegessen."

„Hat Rainer auch Kugeln gedreht?"

„Jawohl, er hat mitgedreht und wie seine freundlichen Wirte in den gemeinsamen Napf getunkt."

„Wie gräßlich!"

„Dein Bruder ist ein ganz famoser Kunde. Sogar den widerlichen gedörrten Hai, der unsere Gassen verpestet mit seinem polizeiwidrigen Gestank, hat er versucht. Das nenne ich einen gewissenhaften Forscher."

Dietlas lachte sehr belustigt.

„O Gott, ist das schön hier!" rief Maleen; „wirklich wie ein Garten aus Tausend und einer Nacht!"

„Ja, jetzt kommen wir in die Nelkenplantagen des Großherrn. Siehst du?"

Sie zog Luft in die Nase. „Es ist fast zu stark."

„Diese Araber machen, was sie mal verstehen, gar nicht so übel. Wenn die Plantagenverwalter nicht ausnahmslos Gauner wären, die höchst ungeniert in den eignen Säckel arbeiten, könnte hier ein massiges Geld verdient werden."

Er reckte sich nach den Zweigen eines Bäumchens und pflückte eine grüne Gewürznelke, die er ihr reichte.

„Sieh, so sehen die Dinger am Baume aus."

„Ich möchte sie essen. Kann ich?"

Er lachte laut. „Rainer läßt grüßen."

Sie zerbiß die Nelke und schnitt ein Gesicht.

„Hu, wie das brennt!"

Sie kamen an dem verfallenen Landhaus eines verstorbenen arabischen Großen vorüber, das in seinem Garten weitläufige Badeanlagen zeigte: mit Marmor ausgemauerte rechteckige Bassins, in Terrassen übereinander liegend und durch Marmortreppen verbunden.

Dann: unter Baumriesen eine Cisterne, an der ein schlankes schwarzes Weib seinen Tonkrug füllte, ein Maultierreiter in arabischer Kleidung, ein paar palmstrohgedeckte Hütten, die fast verschwanden in den sie umgebenden Riesenblättern und aussahen, als gehörten sie in die Geschichte von Paul und Virginie.

Maleen vergaß Müdigkeit und Hitze über der Romantik dieser verwilderten Herrlichkeit.

Dietlas bemerkte auf ihre entzückten Ausrufe: „Ja man weiß immer nicht, soll man mehr staunen über die beispiellose Fruchtbarkeit oder über die Verlotterung."

Endlich ließen sie die Parklandschaft hinter sich.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studienblatt von Paul Thumann.

Auf einer geklärten Fläche standen ein paar nüchterne Schuppen. Rings in langen Reihen schnurgerade Beete mit breitblättrigem Tabak bepflanzt. Hier und da eine in die Erde gegrabene zinnoberrot angestrichene Tonne zum Auffangen des Regenwassers.

„Nun mach' also die Augen weit auf!" rief Dietlas. „Was du jetzt vor dir siehst, ist unsere Plantage."

Sie mußte sich einen gewaltsamen Ruck geben, um auf einmal den Weg aus der orientalischen Märchenwelt hinüber in die Nüchternheit betriebsamen Europäertums zu machen.

Aber sie machte ihn, und nun begann auch schon der andere Zauber zu wirken: „Unsere Schöpfung! Unsere Arbeit, unsere Anweisung auf die Zukunft."

Voll Teilnahme ließ sie sich von Beet zu Beet führen und von Scheune zu Scheune. Andächtig lauschte sie seinen Erklärungen.

Er hatte in seinem Eifer wirklich vergessen, daß sie einen so weiten Weg gemacht hatte.

Plötzlich überfiel sie eine jähe Schwäche. Sie griff tastend mit der Hand nach den Augen.

„Du . . . mir ist . . . ich weiß nicht . . ."

Er erschrak heftig und nannte sich im Stillen einen Esel über den anderen.

Aber er sagte nichts, sondern hob sie einfach vom Boden und trug sie in seinen Armen fort nach dem tiefen Schatten des nächsten Mangobaums.

Sie wehrte nervös ab, als er sie aufhob; aber das beachtete er gar nicht.

„Lege die Arme fest um meinen Hals," befahl er.

Sie gehorchte.

„Lieber Himmel!" dachte sie, „wie stark er ist! Und ich so schwach!"

Er rief den Dienern zu, schleunigst eine Kitanda herbeizuschaffen, was sie thaten.

Maleen wurde unter dem Mangobaum auf die Kitanda gelegt mit Matten unter den Kopf und mußte ein Glas Wein trinken und Biskuit essen.

Sie erholte sich schnell und wollte helfen, das Frühstück zurecht zu stellen. Aber Georg litt nicht, daß sie sich rührte.

Er machte alles allein, und sie sah zu, wie er jedes Ding geschickt und richtig angriff.

Sie wußte, daß er in praktischen Dingen klüger war als sie, und weil das tägliche Leben aus einer Menge von kleinen praktischen Dingen besteht oder doch zu bestehen scheint, machte sich diese Überlegenheit von ihm sehr fühlbar.

Dietlas hatte einen Schwarzen nach dem „Bana Mdogo*)", seinem zweiten Beamten, geschickt.

Jördens, so hieß der junge Tabakpflanzer, war am entferntesten Ende der Plantage bei den Samenbeeten thätig.

Dietlas und Maleen waren mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, als quer über die Beete und Felder zwei Europäer angestiegen kamen.

Der Kleinere trug den gelbbraunen Arbeitsanzug und einen unförmlich großen, grüngefütterten Tropenkorkhut. Der Größere, weiß gekleidete, zeichnete sich durch schönen Wuchs und tadellose Eleganz aus.

Dietlas sprang auf die Füße.

„Das ist ja Erich Kramer!" rief er überrascht. „Das sieht ihm ähnlich: kommt geraden Wegs aus seinen wilden Bergen, und ehe er einem Menschen in Ungudja guten Tag sagt, muß er meinen Tabak besehen."

Lachend ging er dem „Herrn Kollegen" entgegen.

Maleen kannte das schon: urplötzlich tauchte einer von den im Inneren thätigen

*) Bana mdogo = der Unterherr, wörtlich: der kleine Herr.

Deutſchen an der Küſte auf, und alles freute ſich über ihn, und er freute ſich über alles. Manchmal hatte einer eine wochenlange beſchwerliche Fußreiſe hinter ſich, oder es kam gar irgend ein Forſcher an, aus dem Nichts tauchend, von dem viele Monate lang kein Lebenszeichen bis zur Küſte gedrungen war.

Unter ſolchen Umſtänden lohnte ſich noch eine Rückkehr, während in den Ländern der täglich hin und her raſenden Eilzüge das Abreiſen und Ankommen der Menſchen jedes Intereſſe verlor.

Kramer war der Sohn eines holſteiniſchen Rittergutsbeſitzers, ein auffallend ſchöner Menſch und fanatiſcher Anhänger Ralf Kromes.

Er fuhr mit Herrn und Frau von Dietlas nach der Stadt zurück, verabſchiedete ſich jedoch an der Thüre des Dietlasſchen Hauſes. Er wohnte bei Thomſon.

„Weißt du, wen wir draußen fanden?“ erzählte Maleen beim Abendeſſen ihrem Bruder, „Erich Kramer.“

„So? Den?“

„Du ſagſt das ſo . . . ſo kühl?“

„Erwarteteſt du ein Freudengeheul?“

„Nein, aber er kommt doch eben aus dem Inneren. Du ſcheinſt ſo gleichgültig.“

„So. Ja —“ Rainer blickte etwas ſtarr aus ſeinen blauen Augen, „dieſer Kramer . . . Krome hat ihn beſonders gern; aber wenn ich er wäre, ſchickte ich Erich Kramer nach Europa zurück.“

„Nanu?!“ rief Dietlas verwundert.

„Er paßt nicht hierher,“ behauptete Rainer.

„Mir ſcheint er ganz im Gegenteil vortrefflich hierher zu paſſen. Der Menſch kommt eben von einem dreitägigen Parforcemarſch zum Teil durch Sumpf, und du merkſt ihm nicht eine Spur von Ermüdung an. Patent ſieht er obendrein aus. Und nach allem, was man hört, muß er da oben in ſeinen Bergen Koloſſales geleiſtet haben. Ich für mein Teil mach' ihm das nicht nach.“

„Trotz alledem paßt er nicht hierher,“ beharrte Rainer.

Aus unſerer Studienmappe:

Aus Paul Thumanns Skizzenbuch.

„Möchtest du nicht deine Behauptung begründen?“ meinte Maleen.

„Weil er jähzornig ist und immer heftiger wird, statt ruhiger.“

„Das gibt sich schon,“ meinte Dietlas.

„Ich glaub's nicht; bei ihm nicht. Im Anfang läust uns ja allen leicht die Galle über, wenn wir die Schwarzen nicht begreifen und sie uns nicht. Ich hab anfangs manchen Hieb zu viel ausgeteilt und Derendorff und Witmann auch. Aber sobald man sich etwas mit den Leuten auskennt, hört das doch auf. Jetzt bin ich die Ruhe selbst. Etwa nicht, Georg?“

„Doch, Rainer. Du bist kolossal ruhig geworden. Das muß man sagen.“

„Und die Kameraden auch. Aber Kramer kann es nicht. Wenn seine Berserkerwut ihn überfällt, tobt er einfach.“

„Wie der große Ajax,“ sagte Maleen. „Er sieht auch so recht aus wie ein Berserker mit den blitzenden Augen.“

„Du scheinst ihn dir genau angesehen zu haben,“ bemerkte Dietlas.

„Er lohnt aber auch des Ansehns,“ versicherte Maleen.

„Nein, jetzt scheint es mir doch auch, als ob er nicht hierher paßte,“ sagte Dietlas lachend. „Der Racker sticht den Frauen zu sehr in die Augen.“

„Jedenfalls fürchten ihn die Schwarzen wie den Teufel,“ fuhr Rainer fort. „Wenn sie können, werden sie ihn eines Tages totschlagen. Er ist eigentlich beständig umdroht und weiß es.“

„Warum hassen sie ihn?“ fragte Maleen.

„Weil er sie zwingt, etwas mehr Arbeit zu thun, als sie mögen, und sie sehr hart straft.“

„Dafür bringt er auch etwas vor sich,“ sagte Dietlas.

Rainer zuckte mit den Achseln. „Es wird bald kein Schwarzer mehr zu ihm auf Arbeit gehen. Ich kenne die Stimmung gegen ihn.“

„Er sagte mir heute, daß er Javaner kommen lassen will. Und das halte ich, offen gestanden, für das einzig Rationelle.“

Man vertiefte sich in die brennende Arbeiterfrage.

* * *

Eines Abends saßen Dietlas und Maleen noch spät auf dem flachen Dach ihres Hauses.

Rainer verbrachte den Abend mit den Kameraden im Deutschenhaus; die Diener waren entlassen.

Der Mond schien so hell, daß man bequem hätte lesen können. Alles ringsum lag deutlich sichtbar in blauweißem Licht und tiefschwarzen Schatten.

Das Meer blinkte wie flüssiges Silber, wo Mondstrahlen es trafen.

Dünne Weihrauchsdüfte stiegen aus den Gassen empor.

Man hörte Gesang zu einer Art Mandoline, immer drei getragene Noten.

Maleen lag in ihrem bequemen indischen Langstuhl und träumte.

Eine Frage Georgs machte sie jedoch plötzlich ganz wach.

„Was würdest du sagen, mein Kind, wenn ich dich für ein — zwei Wochen hier allein ließe?“

„Willst du verreisen?!“

„Ja; was sagst du wohl dazu?“

„Was ich dazu sage? Reise glücklich und komm bald wieder.“

„So? sonst nichts, du herzlose kleine Person? Sag' mal, hast du deinen armen Mann eigentlich lieb?“

„Ja.“

„Dann beweise es und gib mir schnell einen Kuß.“

Sie küßte ihn eilig, wie man etwas thut, was eben gethan werden muß, und fragte mit eifrigen Augen: „Du mußt also verreisen?“

Sie mußte einige heftige Liebkosungen über sich ergehen lassen, ehe sie Antwort erhielt.

„Du mußt verreisen, du, du?“ wiederholte sie.

„Ja.“

„Du, laß mich los, sonst lauf' ich fort.“

Er lachte. „Wenn du kannst.“

„Hu!“ machte sie nervös. „Hu, jetzt bist du mir zuwider!“

Er ließ sie sofort los, völlig abgekühlt.

„Also es wird gewünscht, daß ich mal Kramers Anlagen beäuge und ein sachmännisches Urteil darüber abgebe. Ich kann gehen oder nicht, je nachdem es mir in meinen Kram paßt.“

„Natürlich mußt du gehen!“

„Ich sehe schon, von deiner Seite werden mir keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.“

Sie sah ihn groß an. „Möchtest du das?!“

„Gewiß. Es wäre mir durchaus nicht unangenehm, wenn mein Frauchen mich bäte, bei ihr zu bleiben, und mir versicherte, ohne mich nicht fertig werden zu können.“

Er hatte sie vorhin auf seine Kniee gezogen, wo sie noch saß. Jetzt bog sie den Kopf etwas zurück und sah ihm ernsthaft ins Gesicht.

„Nachgeben würdest du solchen Bitten aber nicht,“ meinte sie.

„Vielleicht nicht.“

„Wenn du es thätest, würde ich mich deiner schämen.“

„So? Sieh mal an, mein Kind. Würdest du das?“

„Ja. Und eben, weil ich weiß, daß ich einen Mann habe, der nicht aus Schwäche für seine Frau wichtige Aufgaben von sich schiebt, darum finde ich es ganz überflüssig, das erst noch zu erproben.“

„Du bist schrecklich klug, Maleen! Könntest es gern ein bißchen weniger sein.“

Es war etwas wie Niedergeschlagenheit in seinem Ton.

Sie strich ihm mit zarten Fingern das über der Stirn bereits recht spärliche Haar ins Gesicht und dann kehrte sie seinen starken, herunterhängenden Schnurrbart aufwärts, um die schön geschwungenen Linien seines Mundes besser sehen zu können.

Sie dachte: er sieht aus, wie ein Bild des Johann Sobiesky von Polen, das ich mal irgendwo gesehen habe.

Dann sagte sie: „Denk doch nur, wie schön das Wiedersehen sein wird nach der Trennung, das erste Wiedersehn, seit wir verheiratet sind! Eheleute sollten überhaupt immer von Zeit zu Zeit auseinander gehen, um sich nachher doppelt zu schätzen.“

„Herzchen! Herzchen!“ sagte er und küßte sie aufs neue.

Plötzlich kam ihr eine Idee.

„Du! Georg!“

„Ja!“

„Weißt du was? Nimm mich mit.“

„Das geht nicht, mein Liebling.“

„Warum geht es nicht?“

„Weil es viel zu anstrengend für dich wäre.“

„Reisen nicht auch Missionarsfrauen mit ihren Männern in die Wildnis?“

Er lachte. „Du bist keine Missionarsfrau.“

„Bitte, bitte, Lieber! Sieh mal, ich möchte so gern ...“

Sie rieb ihren Kopf gegen sein Gesicht und schmeichelte und bat wie ein Kind.

Allein diesmal half es ihr nicht. „Gib dir keine Mühe, Kind. Daraus wird nie und nimmer etwas. Wir marschieren schnell und ohne viel Gepäck. Da kann eine Frau nicht mit. Überdies sind gerade jetzt die Zustände nicht übermäßig sicher. Das Mitschleppen einer Frau könnte die Expedition unter Umständen in recht üble Lage bringen.“

Sie sah seufzend ein, daß er recht hatte, und ergab sich.

„Da bleib' ich eben daheim.“

„Ja, Herz. Das mußt du schon. Wirst du aber auch sehr, sehr verständig sein, wenn ich fort bin?“

„Ja.. Außerdem kann ja Rainer mich hüten.“

„Nach dem geh' nicht zu sehr. Rainer versteht von Frauenzimmern gar nichts. Er traut deinen Kräften zu, was er selber aushält.“

„So wie du wird er mich nicht verwöhnen.“

„Versprich mir, nie ohne Korkhut an die Luft zu gehen, solange die Sonne noch überm Horizont ist.“

„Auch um sieben Uhr morgens nicht?“

„Nein.“

„Auch nicht im Schatten?“

„Nein. Nie, von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Versprich es mir.“

„Ich versprech' es.“

„Und nie Wasser trinken, hörst du!“

„Nie Wasser trinken.“

„Und nie zu rasch oder zu weit gehen!“

„Nie. Ist's nun bald zu Ende? Sonst kann ich mir gar nicht alles merken, du!“

* * *

Herr und Frau von Dietlas gaben ihr erstes großes Diner, zu dem die Spitzen der europäischen Welt von Ungudja geladen waren: die Konsuln mit ihren Frauen, deren es allerdings nur zwei gab: die Engländerin und eine Amerikanerin, die Offiziere eines vor Ungudja liegenden deutschen Kriegsschiffes, die Chefs der Handelsgesellschaften und großen kaufmännischen Häuser und die Herren Kromes.

Die Halle war mit Blumen und Flaggen festlich geschmückt, die schwarzen Hausdiener trugen über den weißen Kanius Westen von

Digitized by Google

blaßgelbem Madagaskargrasleinen mit Aufschlägen in den Dietlasschen Hausfarben; auf der blütenüberschütteten Tafel prangte das Familiensilber, und die maurischen Bögen entlang leuchteten unzählige Öllämpchen.

Alles war zum Empfang der Gäste bereit.

Maleen in schleppendem weißen Crepe de Chine-Kleid, trat an den hohen Spiegel des zur Garderobe umgewandelten Schlafzimmers, um noch als letztes einen alten Familienschmuck aus Topasen anzulegen.

Zwei rechts und links am Spiegel befestigte Armleuchter bestrahlten ihr Spiegelbild.

Maleen blieb mit dem Schmuck in der Hand betroffen stehen.

So schön konnte sie sein! Das hatte sie wirklich nicht gewußt.

Und mit dem Bewußtsein ihrer an diesem Abend wirklich strahlenden Schönheit kam eine große, stille Freude über sie, die ihr ganzes Wesen überleuchtete und ihr etwas Göttinnenhaftes verlieh.

Maleen fühlte an diesem Abend daß sie magnetisch anzog, daß ihr jeder Blick bewundernd folgte, daß jedes ihrer Worte erfreute, ihr Lächeln beglückte, daß sie die Sonne war, um die sich alles drängte.

Sie war eine echte Königin! —

Sie genoß den Triumph der allgemeinen ehrerbietigen Huldigung, aber der Triumph machte sie still und sanft.

Wozu sich regen, wenn alles zu Füßen liegt, ohne daß man sich regt?

Nur eins bedauerte sie: daß Krone fehlte! —

* * *

Am frühen Morgen des übernächsten Tages brach Dietlas in Begleitung Erich Kramers und seiner Trägerkolonne auf.

Maleen und Rainer gaben den Abziehenden bis zum Ras Nungue das Geleit.

Noch ein Kuß und „auf Wiedersehen!" dann folgte Georg der vorangehenden Kolonne, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Und Maleen sah ihm nach. Sein breiter, leicht gebeugter Rücken, sein kleiner Kopf, sein ruhig sicherer und dabei elastischer Gang, — wie war er ihr vertraut und lieb geworden!

Und plötzlich überkroch sie das bange Gefühl des Verlassenseins. Wie ein Kind, das die Mutter sich mehr und mehr entfernen sieht, fühlte sie.

Als müsse sie ihm nachlaufen, sich an ihn klammern und flehen: „Bleib! Laß mich nicht allein!"

Gerade wie er es so gerne hatte hören wollen. Warum hatte sie ihm nur diese kühle ruhige Vernünftigkeit gezeigt und ihn damit gekränkt? Nun war es zu spät, es gut zu machen. Nun hatte er zwei Wochen oder länger Zeit, über ihre Kaltherzigkeit nachzudenken und betrübt zu sein. Sollte sie ihm doch noch rasch nachlaufen? Ihm noch rasch sagen, wie unglücklich sie sich fühle, von ihm getrennt?

Ach, sie erreichte ihn nicht mehr! Die Entfernung zwischen ihnen war schon zu groß geworden. Gleich mußte die kleine Karavane in das Dickicht der öde einförmigen Mangroven tauchen.

Da endlich, wandte er sich noch einmal um, und als er sie stehen sah, winkte er mit der Hand.

Sie schwenkte ihr Taschentuch. Hätte er nur sehen können, wie ihr dabei die hellen Thränen über das Gesicht liefen.

„Wie Lots Weib," scherzte Rainer, der erst, gleich ihr, der Karavane nachgeschaut hatte, nun aber seine regungslose Schwester betrachtete. „Komm jetzt, Maleen. Ohren steif! Du bist eine Soldatentochter."

Ja; sie sah sogleich ein, daß sie sich so nicht gehen lassen durfte. Rasch trocknete sie die Thränen, wandte sich Rainer zu und sagte: „Da wir mal beim Ras Nungue sind, könnten wir der hübschen kleinen Maria Beta gleich einen Morgenbesuch machen."

Ihm war's recht.

(Fortsetzung folgt.)

In Andacht.

Von

Karl Vanſelow.

Mit dem Bilde von **Marie von Bitzewitz.**

Und Mohn und Roſen hab' ich dir geflochten
Ins blonde Haar — du weißt es wohl nicht mehr —
Weiß Gott, ſo lange iſt die Zeit ſchon her,
Daß wir uns nicht mehr ſehn und küſſen mochten.

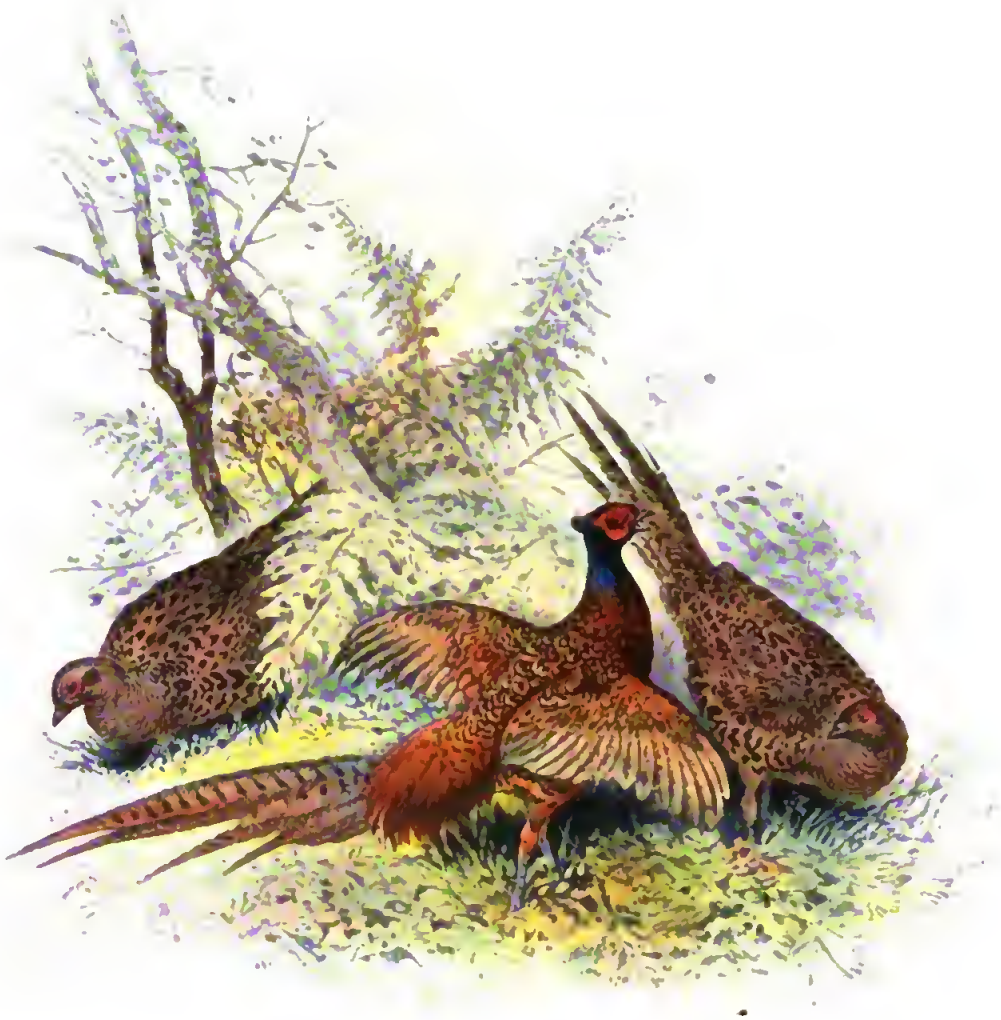
Nur eines Tags wirſt du dich noch entſinnen:
Wir ſtanden draußen, wo der Sommer ſtand.
In tiefem Schweigen hielt ich deine Hand
Und ſah das Licht um deine Stirne rinnen.

Da — ſcheu und ſelten, wie das Glück ſich zeigt —
Ließ ſich ein Falter auf dein Haupt hernieder.
Die ſchönen Flügel hob er hin und wieder,
Dann ſaß er ſtill — ſtumm war dein Haupt geneigt. —

Und feierlich — wir atmeten wohl kaum —
Vergingen ſeltne, ſelige Sekunden,
So märchenfromm, wie wir ſie nie empfunden,
Von Licht und Schönheit ein verklärter Traum.

Noch lange ſtand ich vor dir wie gebannt,
Als längſt des Falters ſeltnes Bild von hinnen.
In tiefem Schweigen hielt ich deine Hand
Und ſah das Licht um deine Schönheit rinnen.

Kaum daß auch dann ein Wort wir ſagen mochten.
Rings kam ein Duft von tauſend Blumen her.
Und Mohn und Roſen hab' ich dir geflochten
Ins blonde Haar, — du weißt es wohl nicht mehr.



Edelfasanen.

Die Fasanen.

Von

Herbert Hartenstein.

Mit neun Abbildungen nach Originalaquarellen von **Chr. Potteler.**

(Abdruck verboten.)

Die Wälder, die die südlichen Vorberge des Kaukasus bedecken, sind noch heute fast undurchdringlich. Im Schatten der Baumriesen hat sich Unterholz jeder Art auf das üppigste entwickelt, und mannshohe Farne bilden mit ihm zusammen gleichsam einen zweiten niedrigeren Wald. In dem fetten Boden, in den in Fäulnis übergegangenen vom Winde gebrochenen Stämmen, auf den Waldwiesen leben unzählige Insekten, Würmer und Kriechtiere aller Art. Sträucher tragen zu jeder Jahreszeit reichlich Beeren, getreideartige Pflanzen bieten Körner in Fülle. Hier ist die Heimat des Edelfasan, und er ist vortrefflich für die Lebensbedingungen, die sie ihm bietet, aus-

gerüſtet. Sein ſchlanker Leib, ſeine kräftigen Läufe befähigen ihn, ſich im Pflanzengewirr ſchnell fortzubewegen und ſich einer ihm drohenden Gefahr zu entziehen, indem er im Dorngeſtrüpp Schutz ſucht und findet. Das ſchöne Gefieder wird ihm hier nicht verderblich, denn dieſe Urwälder prangen vielfach ſelbſt in allerlei Farbenſchmuck. Während der Nacht könnte freilich der Fuchs ihm ſehr verderblich werden, ſeine Flügel befähigen ihn aber zu bäumen und entziehen ihn damit dem infolge ſeines feinen Geruchs gefährlichſten Feinde. Den Hennen wird er allerdings nur zu oft verderblich, vor den geflügelten Raubtieren aber ſchützt ſie vielfach ihr bodenfarbiges Gefieder. Den Hähnen ſtellen während der Nacht Uhu und Marder nach.

Vom Südfuß des Kaukaſus aus hat ſich der Edelfaſan auch in die umliegenden Landſchaften verbreitet. Man findet ihn noch in ähnlich beſchaffenen Gegenden bis nach Perſien hinein und nördlich bis in die Nähe des Aralſees.

Als die Griechen auf ihren Handelszügen bis an den Phaſis, den heutigen Rion, kamen, lernten ſie dort den ſchönen Vogel kennen und nannten ihn Faſan. Sie führten ihn zunächſt als Ziervogel bei ſich ein, lernten ihn aber bald auch als Tafelgeflügel ſchätzen und züchteten ihn als ſolches in beſonderen Vogelhäuſern. Von den Griechen erlernten die Römer die Faſanenzucht und betrieben ſie überall, wo ſie ſich niederließen. So kam ſie nach Gallien und Germanien und wurde den Franken bekannt. Auf den Höfen Karls des Großen wurden neben anderem Geflügel auch Faſanen gehalten. Das ganze Mittelalter hindurch war der Faſan ein ſtändiger Bewohner der Gehege der Vornehmen und paßte ſich darüber mehr und mehr den Lebensbedingungen an, die Mitteleuropa ihm bot.

In den Landſchaften, in denen der Großgrundbeſitz vorwaltet und in denen es infolgedeſſen viele Faſanerien gab, wie in Ungarn, Böhmen, Schleſien, ging er ſchon früh aus dem halbwilden in den ganz wilden Zuſtand über, und er gehört entſchieden zu den Vögeln, die ſich in Deutſchland immer mehr ausbreiten und ſtetig an Zahl zunehmen. Das würde noch in viel höherem Grade der Fall ſein, wenn der Faſan klüger wäre, als er leider iſt. Er iſt wie viele urſprünglich in dichtem Pflanzengewirr lebende Tiere wenig um ſeine Sicherheit beſorgt und gerät außerdem, wenn er plötzlich von einer Gefahr überraſcht wird, in eine Art von Hypnoſe. Da er in unſerer Heimat eines Pflanzenſchutzes, wie ihn ſeine Urheimat bietet, entbehren muß, wird ihm dieſer Umſtand oft verderblich. Immerhin iſt er in Laubwaldungen mit dichtem Unterholz, die viele Beeren tragende Geſträuche haben und an Felder und Wieſen ſtoßen, gern heimiſch; zumal wenn ſie von fließendem Waſſer durchzogen werden. Hier treibt er am Tage auf dem Boden ſein Weſen, tritt am Morgen und Abend auf die Wieſen aus und läuft auch in die Felder. Sein gefährlichſter Feind iſt bei uns der Fuchs, dem nur zu viele Faſanen zur Beute fallen. Außer ihm der Habicht. Für die Nacht bäumen die Faſanen regelmäßig, wobei der Hahn laut kukukukuk ruft, während die Henne leiſe ziſcht.

Die Balzzeit währt bei uns von Ende März bis Ende Mai. Die Hähne rufen

Mandſchuriſcher Ohrfaſan.

Königsfaſan.

dann durch einen Balzton, den man das „Krähen“ nennt, die Hennen herbei und kämpfen heftig mit ihren Nebenbuhlern. Dieſe Kämpfe finden meiſt auf offenen Plätzen ſtatt. Die Herausforderungen zum Kampf ſind von den ſeltſamſten Gebärden begleitet, von Flügelſchlagen, Körperverrenkungen und Sprüngen. Es ſammeln ſich ein halbes Dutzend und mehr Hennen um jeden Hahn.

Die Faſanenhähne kümmern ſich um ihre Nachkommenſchaft ebenſowenig wie die Auer- und Birkhähne. Es liegt das auch im Intereſſe der Henne und der Jungen, die ja durch ihre Gewänder ungleich beſſer gegen Nachſtellungen geſchützt ſind als der Herr Papa. Die Henne weiß ihr Neſt gut zu verſtecken und wählt ſich dazu einen Platz im Dickicht oder im Klee oder im Getreide. Hier deckt ſie eine kleine Vertiefung mit einigen Reiſerchen, Halmen oder Laub und legt 8—15 grüngraue Eier, auf denen ſie 24—26 Tage ſitzt. Manche Beobachter meinen, daß ſie in dieſer ganzen Zeit gar nichts genießt. Das iſt im Freien wenig wahrſcheinlich, die Faſanenhenne verläßt aber in der That das Neſt nur ſelten und nur für kurze Zeit. Für gefangene Faſanen liegen Beobachtungen von ſeiten eines der beſten Kenner der Faſanen vor, die in der That höchſt merkwürdig ſind. „Einzelne Hennen,“ ſagt C. Cronau, „nehmen allerdings auch während des Brütens täglich faſt regelmäßig ihre Nahrung ein, ſie verlaſſen auf kurze Zeit das ſorgfältig gepflegte Neſt, um dasſelbe nach einer Erholungspauſe von höchſtens 10—15 Minuten wieder einzunehmen. Andere hingegen werden in dieſer Zeit nie außerhalb geſehen und nehmen auch dann vom Futter keine Notiz, wenn man es in ihre unmittelbare Nähe bringt, ſo daß ſie nur nötig hätten, zuzulangen. Ich vermag für dieſe in vollem Umfange zutreffende Thatſache keine Erklärung zu geben, ſie wird wohl in der

Natur begründet sein und erscheint um so auffallender, als fast regelmäßig alle Eier gezeitigt werden, trotzdem sie — gegen die Regel bei Freibauten — während der ganzen Brutperiode nie der Einwirkung der freien Luft ausgesetzt waren. Ein Beweis für diese Annahme möge darin gefunden werden, daß man an den Bruttieren nach dem Zeitigen der Eier nicht die geringsten Spuren von Ermattung oder eines krankhaften Zustandes irgendwelcher Art bemerkt und daß die Gewichtsabnahme eine verhältnismäßig nur geringe, mit der Leistung des Tieres in keinem Verhältnis stehende ist. Nach angestellten Ermittelungen betrug diese in zwei Fällen je 27 und 24 Gramm bei einem Gewicht der Hennen von 485 und 480 Gramm vor Beginn des Brutgeschäftes."

Obgleich die im Freien brütende Henne eine treue Brüterin ist und ihre Küchlein vorzüglich führt, gehen bei unserem rauhen Klima doch so viele Hennen und Gesperre — so nennt man die Brut — zu Grunde, daß man in den Fasanerien die Aufzucht der jungen Fasanen selbst in die Hand nimmt. Nur dadurch wird es möglich, Fasanenbestände zu schaffen, bei denen ein Abschuß von vielen Hunderten von Fasanen auf einem Treiben möglich ist. Man sammelt die Eier und legt sie Truthennen oder Hühnerhennen unter. Die ersteren sind ja allerdings vorzügliche Brüterinnen, sie zertreten aber nur zu leicht die jungen Fasanen. Dasselbe gilt von den Cochinchinahennen, die namentlich durch das von den Fasanenhennen nicht geübte Scharren die Pflegekinder schädigen. Am besten fahren diese, wenn sie von Hennen kleiner Hühnerarten ausgebrütet werden; man kann ja aber diesen

Argusfasan.

nur verhältnismäßig wenig Eier unterlegen.

Man unterſcheidet zwiſchen „wilden“ und „zahmen“ Faſanerien. In erſteren beſchränkt man ſich darauf, die Faſanen regelmäßig zu füttern, während letztere feſt umzäunte Gehege ſind. Die Zäune halten Füchſe, Katzen ꝛc. fern, und die eingewöhnten Faſanen pflegen, auch wenn ſie die umliegenden Felder und Wieſen aufſuchten, für die Nacht in das Gehege zurückzukehren, zumal wenn dieſes eine Anzahl hoher Bäume enthält und auch ſonſt den Bedürfniſſen der Vögel angepaßt iſt. „Halbwilde“ Faſanerien nennt man ſolche, in denen nur die in irgendwie gefährdeten Neſtern liegenden Eier geſammelt und von Hausgeflügel ausgebrütet werden.

Faſanerien ſind in jedem Fall ſehr koſtſpielige Anlagen, die ſich nur ſehr wohlhabende Leute erlauben können. Die nicht von ihren Müttern erbrüteten jungen Faſanen ſind ſehr viel zärtlicherer Natur als die im Freien aufgewachſenen und gehen namentlich bei der erſten Mauſer leicht zu Grunde. Die im Freien erwachſenen Geſperre ſind in dieſer Beziehung viel widerſtandsfähiger.

In der Gefangenſchaft wird der Edelfaſan ſeltener wirklich zahm als manche andere Faſanen. Er zeigt meiſt ein dumm-

Lady Amhurſt- oder Diamantfaſan.

Digitized by Google

ſcheues Weſen und verurſacht dadurch manchen Verdruß.

Außer dem Edelfaſan gibt es in Aſien noch zahlreiche andere Faſanenarten. Über den größten Teil von China verbreitet iſt der Ringfaſan, der in den engliſchen Faſanerien vielfach den Edelfaſan vertritt. Er gilt für klüger als unſer Faſan und ſoll ungleich fruchtbarer ſein als dieſer. In Geſtalt und Gefieder erinnert er ſehr an ihn. Eigenartig ſchön iſt ein anderer in Japan vorkommender Faſan, der Soemmerings Faſan heißt und kupferbraun mit Bronzeglanz iſt. Man ſieht ihn bis jetzt nur ſelten in den Volieren und hat ihn wohl noch nirgends ausgeſetzt. Noch ſchöner iſt der Buntfaſan, der ebenfalls in Japan zu Hauſe iſt und den man in England bereits in Faſanerien züchtet. Der Kopf iſt glänzend grün, die ganze untere Seite dunkelgrün, zum Teil blau ſchillernd, die obere Seite braun.

Zur Gruppe der Edelfaſanen gehören außer den ſchon genannten noch Elliots Faſan, Wallichs Faſan und der Königsfaſan. Dieſer iſt der größte in der Gruppe und zeichnet ſich überdies durch ſeinen langen Schwanz aus. Die Heimat des Königsfaſans iſt das nördliche China, er iſt daher an ein kaltes Klima gewöhnt

Silberfaſan.

und ließe ſich wahrſcheinlich ſehr wohl bei uns einbürgern. Da ſein Gefieder nicht auffallend und ſeine Gemütsart nicht ſtreitſüchtig iſt, wird er ſich vielleicht mit der Zeit als eine erfreuliche Bereicherung unſerer Vogelwelt erweiſen. In England und Frankreich hegt man ihn ſchon in Faſanerien.

Goldfaſan.

Alle dieſe zur Gruppe der Edelfaſanen gehörenden Faſanen paaren ſich leicht miteinander und erzeugen fruchtbare Blendlinge. Von ihnen unterſcheiden ſich die Ohrfaſanen weſentlich. Schon dadurch, daß die Henne dem Hahn faſt ganz gleicht. Es gibt zweierlei Ohrfaſanen, den chineſiſchen und den mandſchuriſchen, den unſere Abbildung wiedergibt. Auf dieſer iſt deutlich zu erkennen, daß die Rückendeck- und die mittleren Steuerfedern eigentümlich fein zerſchliſſen ſind.

Der Ohrfaſan lebt in den Gebirgen des nordweſtlichen China, zumal im Alaſchan- und im Gansugebirge. Er führt in den dichten Wäldern, die dieſe Bergzüge bedecken, nach Art aller Faſanen, ein ſehr verſtecktes Leben und bäumt nur für die Nacht oder nach ſtarken Schneefällen. Sein Ruf, den er ſelten hören läßt, ſoll an den des Pfau erinnern. In der Gefangenſchaft werden die Ohrfaſanen leichter wirklich zahm, als die meiſten Faſanen, ſind aber langweilige, phlegmatiſche Vögel. Was freilich wieder bewirkt, daß ſie fleißig niſten.

Während die Ohrfaſanen nur in ihrem Ruf an den Pfau erinnern, bilden die Argusfaſanen den Übergang zu den Pfauen, ja ſie gehören wohl eigentlich mehr zu ihnen als zu den Faſanen. Der ſchöne Vogel bewohnt in großer Zahl die undurchdringlichen Wälder von Sumatra und Borneo, man bekommt aber meiſt nur von den Eingeborenen mit Schlingen gefangene Argusfaſanen zu Geſicht. „In Padang, an der Weſtküſte von Sumatra," ſchreibt von Roſenberg in Brehms Tierleben, „wurde mir der Argusfaſan von den Eingeborenen öfters lebend gebracht und gegen Bezahlung von anderthalb bis zwei Gulden für das Stück überlaſſen;

Glanzfaſan.

er muß alſo in den Gebirgswaldungen häufig ſein. Im tiefſten Walde, auf trockenen, den Sonnenſtrahlen zugänglichen Blößen trifft der Reiſende oder Jäger nicht ſelten auf ſorgfältig von Zweigen und Blättern gereinigte Stellen, von denen aus nach allen Richtungen ſchmale Wildpfade landeinwärts laufen. Hier findet ſich, zumal um die Mittagszeit, der Arguspfau ein, um zu ruhen, zu ſpielen, zu kämpfen. Hier ſieht man ihn nach Hühnerart auf dem von der Sonne durchwärmten Boden liegen, günſtigenfalls vielleicht auch ſpielen und kämpfen, und in die von hier ausgehenden Pfädchen legt der Jäger ſeine Schlingen. Solange ihn die Liebe nicht erregt, beträgt er ſich in Gang und Haltung ganz wie der Pfau: die ſchönen Flügel werden dem Leibe eng angeſchloſſen und der Schwanz wird wagerecht ausgeſtreckt. Während der Paarungszeit aber ſieht man das Männchen mit ausgebreiteten, bis zum Boden niedergedrückten Flügeln auf den Waldblößen balzend umherſtolzieren und vernimmt einen eigentümlich ſchnurrenden Laut, der die Hennen herbeilocken ſoll."

Reizend ſind die Pfaufaſanen, verhältnismäßig kleine Vögel, deren beſcheiden grau geſtreiftes Gefieder durch Pfauenaugen geſchmückt iſt, die je nach ihrer Stellung zum Licht grün oder violett erſcheinen. Sie leben in den Urwäldern Hinterindiens, kommen aber verhältnismäßig oft nach Europa und bilden einen prächtigen Schmuck für unſere Volieren. Sie werden ſehr zahm, und es macht viel Vergnügen, den eigentümlich ſtolzen Schritt, mit dem der Hahn ſeinen Wohnraum durchmißt, zu beobachten.

Tragopan.

Sein Balzruf iſt ein nicht lautes, aber weithin vernehmbares Terrrr, das lange angehalten wird. Macht man ihn nach, was leicht iſt, ſo wird der Hahn ſehr aufgeregt und äugt überall hin nach dem vermeintlichen Rivalen. Während er der Henne den Hof macht, ſchlägt er ein richtiges Rad, was ganz allerliebſt ausſieht. Die Henne legt nur zwei Eier, brütet ſie aber mit großer Treue in 18—19 Tagen aus. Die Küken laufen immer hinter der Henne her und zwar immer direkt unter ihrem Schwanz, was überaus anmutig ausſieht. Ich erlaube mir, allen Volierenbeſitzern unter den Leſern dieſen Vogel ganz beſonders zu empfehlen. Er übt in ſeiner Eigenart einen Zauber aus, dem ſich kein Vogelfreund entziehen kann.

Während Pfau- und Argusfaſanen und zum Teil auch ſchon die Ohrfaſanen zu den Pfauen hinüberführen, bildet die Gruppe der Hahnfaſanen den Übergang zu den Hühnern. Sie haben ein nacktes Geſicht mit Hautlappen, die an die Hahnenkämme erinnern, und einen Federſchopf. Obgleich ihr Gefieder nicht annähernd ſo prächtig iſt, wie das der Edelfaſanen oder gar das der gleich zu erwähnenden Kragenfaſanen, iſt es doch ſehr anſprechend. Es zeigt meiſt ſchwarz, weiß und grau in hübſchen Wellenzeichnungen. Am bekannteſten iſt der prächtige Silberfaſan. Er iſt urſprünglich im ſüdlichen China zu Hauſe. Dort iſt er ſchon früh gezähmt worden, kommt aber in einigen Gegenden noch wild vor. Ob auch in Japan, iſt ungewiß. Man hat verſucht, ihn in unſeren Faſanerien auszuſetzen, er iſt aber dafür wenig geeignet, weil ſeine hellen Farben ihn jedem Raubtier verraten. Außerdem verträgt er ſich mit dem Edelfaſan nicht, wie er denn überhaupt einen ſehr kriegeriſchen Charakter hat und auch hierin an die Hühner erinnert. Ihm ſehr ähnlich iſt der Strichelfaſan aus Hinterindien. Außer ihm gibt es noch eine ganze Anzahl zu dieſer Gruppe gehörende Faſanenarten.

Die weitaus farbenprächtigſten Faſanen ſind die Kragenfaſanen, die ſich durch einen vom Nacken des Hahns herabfallenden Kragen auszeichnen, der nach vorn und hinten breiter wird und vom Halſe abſteht. Man ſieht ihn beſonders deutlich auf unſerer Abbildung des Lady Amhurſtfaſan. Es gibt zwei Arten: den Goldfaſan und den Lady Amhurſt- oder Diamantfaſan, und beide ſtammen aus China. Der Goldfaſan ſoll

mehr im Norden, der Amhurstfasan im östlichen Tibet und in den an dasselbe grenzenden Gebirgen leben. Wo sie beide vorkommen, bewohnt der Goldfasan die Vorberge, der Amhurst-Fasan die eigentliche Bergwelt. Bei beiden Arten sind die Hähne märchenhaft schön gefärbt, und nur die Paradiesvögel können in dieser Beziehung einigermaßen mit ihnen verglichen werden. Dabei sind ihre Bewegungen ebenso kräftig wie anmutig, ihre Haltung ist stolz, das Spiel des Kragens während der Balz im höchsten Grade eigenartig. Der zischende Balzruf läßt sich in Tönen nicht wiedergeben. Beide Arten paaren sich ohne weiteres, und ihre fortpflanzungsfähigen Blendlinge sind oft entzückend gefärbt. Die Hennen legen im April 10—15 Eier, die in 24 Tagen reif werden, sind aber in der Gefangenschaft selten gute Brüter. Die Goldfasanen werden zwar zahmer als die Edelfasanen, aber doch auch nur selten wirklich zahm. Zahme Amhurstfasanen habe ich nie beobachtet, sie zeigten immer das mißtrauische, ängstliche Wesen, das für die meisten Fasanen so charakteristisch ist. Nur während der Balzzeit kommen auch sie mehr aus sich heraus; und ein das Weibchen umschreitender Amhurstfasan bietet in der That einen ganz märchenhaften Anblick. Der Goldfasan paart sich manchmal, wenn auch selten, mit dem Silberfasan, woraus höchst eigenartig gefärbte Blendlinge entstehen. Mit den Edelfasanen, die ihm artlich viel näher stehen, paart er sich leicht. Gold- und Edelfasanen sollen sich aber auch mit Haushennen erfolgreich paaren. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, solche Blendlinge zu sehen.

Prachtvolle Vögel sind auch die aus dem Himalayagebirge stammenden Glanzfasanen. Das Gefieder des Hahns schimmert im schönsten Metallglanz, grün, blau, violett, purpuru, und eine kleine Federhaube bildet einen eigenartigen Schmuck. Die Glanzfasanen leben in den Gebirgswäldern bis in die Nähe der Schneegrenze. Die Henne legt unter Büschen 5—10 Eier, die sie Ende Mai ausgebrütet hat.

Nahe Verwandte der Goldfasanen sind die ebenfalls im Himalaya lebenden Tragopane. Diese, die übrigens ganz wie Fasanen leben, sind viel gedrungener gebaut als die Fasanen und unterscheiden sich auch dadurch von ihnen, daß der nackte Augenring in zwei kleine Hörner ausläuft, die sich, wenn der Vogel erregt ist, infolge von Blutandrang aufrichten, wie das Horn über dem Schnabel des Truthahns. Während der Balze richtet der Hahn die Hörner auf, entrollt die Kehllappen und läßt am Halse einen Schild hervortreten, der im schönsten Blau prangt. Alles das gibt dem Vogel ein völlig verändertes Aussehen. Der bekannte Tiermaler Mützel, der Gelegenheit hatte, einen balzenden Tragopan zu beobachten, schildert den Vorgang so: „Der Hahn geht, mit dem Kopfe nickend, hin und her. Langsam heben sich die Hörner und ruckweise senkt sich, den Zuckungen des Kopfes folgend, die Kehlhaut, verlängert sich und dehnt sich in die Breite. Die Kopfbewegungen arten bald in wildes Hin- und Herschleudern aus, so daß die noch schlaffen Kehllappen und die erst halb aufgerichteten Hörner dem Vogel um den Kopf fliegen. Die Flügel werden gelüftet und gestreckt, die Schwanzfedern gesenkt und zu einem mit dem Rande den Boden berührenden Rade geschlagen, die Fersengelenke eingeknickt, so daß der liebesrasende Gesell mit der Brust fast auf dem Boden liegt. Unter Fauchen und Zischen schleifen die Fittiche auf dem Boden. Da endet plötzlich jede Bewegung. Tief gesenkt, schwer atmend, das Gefieder gesträubt, Fittiche und Schwanz gegen den Boden gedrückt, die Augen geschlossen, verharrt der Vogel regungslos in voller Verzückung. Von seinem Kopf sieht man nur noch Schnabel und Stirnschopf; nadelgleich, steif und senkrecht sind die türkisblauen Hörner, geschwellt alle Teile des jetzt zu vollem Umfange entfalteten Schildes; durchschimmerndes Himmelblau, saftiges Kornblumenblau, feurigstes Blutrot strahlt von ihm aus: ein wunderbarer unbeschreiblich schöner Anblick."

Die Zucht aller bisher genannten Fasanen wird namentlich in Frankreich, in dem ja viele wohlhabende Leute müßig gehen und nur ihren Liebhabereien leben, mit großer Vorliebe betrieben; es gibt aber auch in Österreich und in Deutschland eine Anzahl Fasanenfreunde. Wer freilich nicht sehr wohlhabend ist, wird sich darauf beschränken müssen, die aus der Fremde stammenden Fasanen in den zoologischen Gärten zu beobachten und zu bewundern.

Die Nixe.

Von

Paul Heyse.

(Abdruck verboten.)

An einem schönen, hellen Flusse mitten im wilden Wald wohnte der junge Fischer Tobias, weitab von allen Menschen. Denn zu der nächsten Stadt hatte er zwei Stunden zu wandern, wenn er seine Fische dorthin zum Verkauf trug.

Er konnte sich aber von der alten Hütte nicht trennen, die sein Vater hier in der Wildnis gebaut hatte, da er in dem tiefen Wasser reichlicheren Fang machte, als weiter unten am Fluß, wo der Wald sich lichtete und die Gegend wohnlicher war. Er und seine gute Frau waren vor mehreren Jahren gestorben, als der Sohn kaum den Knabenschuhen entwachsen war. Da hatten sich gute Leute in der Stadt des Verwaisten annehmen wollen. Er aber hatte sich eigensinnig dagegen gewehrt und, so übel es anfangs gehen wollte, sein einsames Wesen fortgetrieben, die Netze gestellt und den Überfluß, den er nicht zu seiner eignen Nahrung brauchte, am Freitag jeder Woche in die Stadt geliefert. Dagegen tauschte er dann etwas Brot und Salz und Butter ein und das wenige, das er er etwa an Kleidern und Schuhen brauchte. Denn er ging am liebsten barfuß, und in seinem Walde begnügte er sich mit einem groben Hemd und einer leinenen Hose, die nur bis zu den Knieen reichte. Zur Winterszeit oder auf seinen Stadtgängen fuhr er in ein altes Wams, das er vom Vater her noch besaß, und deckte auf dem dürftigen Lager, das mit den Jahren immer zerrissener und härter wurde, eine derbe Decke aus Ziegenfellen über seine jungen Glieder.

Von seinen Eltern war er weder zur Schule angehalten noch irgend sonst unterrichtetet worden, also daß er mit seinen zwanzig Jahren von Gott und der Welt nicht viel wußte, auch kein Verlangen trug zu irgend einer Wissenschaft über sein Tagewerk hinaus. Darauf aber verstand er sich meisterlich und zog seine Netze selten heraus, ohne daß es darin von den schönsten Fischen zappelte.

Dann konnte er auch stundenlang an einer lichten Stelle am Ufer sitzen, wo der Fluß tiefer ins Land hereintrat und eine kleine Bucht gebildet hatte. Hier war die Welle wie in einem Hafen zur Ruhe gekommen und lag ganz still mit einer blanken, spiegelnden Fläche, so daß man bis zum Grunde hinabschauen konnte. Sich dahinein zu versenken, sei es zum Bade mit dem ganzen Leibe, oder mit seinen Gedanken — was bei diesem Wildling dafür gelten konnte — war ihm in seinen müßigen Stunden ein Zeitvertreib, der keine Langeweile aufkommen ließ.

Doch fehlte es auch nicht ganz an einem anderen.

Etwa zwei oder drei Bolzenschüsse von seiner Hütte entfernt hauste ein alter Einsiedler, mit dem unser junger Fischer einen kleinen nachbarlichen Verkehr unterhielt. Schon vor hundert Jahren hatte ein anderer Waldbruder diese Stelle im Föhrendickicht sich zu einer frommen Siedelei erwählt, mit großer Mühe aus weit herbeigeschleppten Steinen ein Kapellchen errichtet, daneben ein Blockhäuschen an einen Felsen gelehnt und rings umher den Wald so weit ausgerodet, daß er für ein Gemüsegärtchen Luft und Sonne erhielt. Mit dem Tode dieses Biedermanns war die fromme Gründung in einigen Verfall geraten. Bis — ungefähr um die Zeit, wo die Eltern des Tobias sich hier ansiedelten — ein neuer Weltflüchtling sich der herrenlosen Besitzung annahm, das Kapellchen vorm Zusammensturz rettete, die Hütte ausflickte und das verwahrloste Gärtchen neu anpflanzte.

Es war dies ein ehemaliger Kriegsmann, der bei seinen vielen Fahrten und Abenteuern im Sold großer Herren wohl manches Blutige und Gottlose begangen hatte, das auf seine alten Tage ihm das Gewissen ängstigte. Also war er in einen Mönchsorden eingetreten als Pater Peregrinus — die Tonsur hatte ihm schon die Zeit geschoren, da sein mächtiger Schädel blank und glatt war wie die Kugel der Fortuna — hatte es aber unter den beständig in dumpfen Zellen hockenden oder in der Kirche psalmodierenden Klosterbrüdern nicht lange ausgehalten, sondern war der geistlichen Haft entsprungen, um sein gottseliges Büßerleben wenigstens in freier Luft zu führen.

Die Siedelei am Flusse aber hatte ihn schon um deswillen gelockt, weil in der Stadt jenseits des Waldes das einzige Menschenkind lebte, das ihm von aller Welt noch angehörte, ein ganz junges Mägdlein, die Tochter seines einzigen Kindes, das er damals nach dem Tode der Mutter sträflich verlassen hatte, um sich seinem Hang nach einem wilden Kriegsleben hinzugeben. Diese seine Enkelin hatte er, als er endlich wieder in seiner Heimat sich umsah, im Dienst bei einer Schneiderswitwe gefunden, wo sie alle häusliche Arbeit versah, dazu die Kinder hütete und dann oft bis in die Nacht hinein an der Näharbeit helfen mußte. Das gute muntere Kind hätte sich nichts Besseres verlangt, als dieser Frone entledigt zu werden, zum Großvater zu kommen und ihn bis an sein seliges Ende zu versorgen. Der Alte aber war dermaßen in seinen Büßerberuf verbissen, daß er sich von dem artigen Geschöpf kurz abwandte und höchstens ihm gestattete, zweimal im Jahr ihn in seiner Siedlerhütte zu besuchen, zu Weihnacht und an seinem Namenstage. Da er sich aller Üppigkeiten und Wollüste streng enthielt und seine Nahrung nur aus dem Gemüsebau zog und Freitags sich ein paar Fische vergönnte, durfte ihm das Kind, das ihm gern all sein Erspartes hingegeben hätte, bei diesen Besuchen auch keine kostbareren Geschenke machen, als etwa ein neues Hemd, ein Säckchen mit Gemüsesamen oder eine Düte mit Schnupftabak, die einzige sündhafte Leidenschaft, der er nicht ganz zu entsagen vermochte.

Doch freilich — noch eine andere Schwachheit war ihm aus seinem Lagerleben nachgegangen, die Luft am Würfel- und Kartenspiel. Da es ihm aber nicht mehr um schnöden Geldgewinn dabei zu thun war, hielt er es nicht für einen Bruch seines Gelübdes, an den langen dunklen Winterabenden ein Päckchen unsäuberlicher und halbzerfetzter Spielkarten zu seinem jungen Nachbarn hinüberzutragen und beim Schein des Herdfeuers ihn in die Geheimnisse verschiedener Landsknechtsspiele einzuweihen.

Außer dieser bescheidenen Unterhaltung, bei der sich der Alte oft erbärmlich wand und wehrte gegen die Versuchung, in lästerliches Fluchen auszubrechen, hatte aber zwischen den beiden Nachbarn kein weiterer Verkehr statt. Denn auch das Fischgericht an den Freitagen lieferte der Jüngling schweigend in der Siedlerhütte ab und nahm dagegen die Handvoll Rüben oder zwei Kohlhäupter in Empfang, die der Alte ihm in das Netz steckte. Denn dieser hütete sich wohl, den Sinn des unverdorbenen Knaben durch die Erzählung seiner bunten Kriegsläufte zu vergiften, oder gar ihm von den Weibern, mit denen er zu ihrem Verderben Bekanntschaft gemacht, allerlei lose Streiche zu berichten. Im stillen verwunderte er sich, daß ein so frisch aufgewachsener junger Mensch in seinen Saftjahren nicht das geringste Verlangen zeigte, sich etwas Liebliches und Langzöpfiges in der einsamen Hütte zuzugesellen. Denn auch bei seinen Marktgängen in die Stadt schien er mit gesenkten Augen an allem, was Weiberröcke trug, vorbeizugehen. Und als der Alte ihn ein einziges Mal gefragt hatte, ob er nicht dem Beispiel seines Vaters folgen und eine gute Frau heimführen wolle, hatte er mit über und über glühendem Gesicht hastig erwiedert: diejenige werde er für blöden Geistes halten, die einem unwissenden Tölpel, wie er, zuliebe ihr junges Leben in dieser Wildnis vergraben möchte.

* * *

So hatten die beiden ungleichen Nachbarn mehrere Jahre nebeneinander hingelebt, als eines Frühlingsabends, da der Alte sich eben nach seinem täglichen Pensum an Vaterunser- und englischen Grußgebeten auf sein Strohlager werfen wollte, der Jüngling noch an seine Thür pochte.

Er sagte mit einigem Stocken und Stammeln, daß er komme, dem heiligen Manne eine Beichte abzulegen und zugleich

ſeinen Rat zu erbitten. Als ſie nun miteinander auf dem Bänklein vor der Hütte ſich niedergelaſſen hatten und rings im Walde kein Laut ſich rührte, nur unfern von ihrem Sitz der Fluß, der mit leiſem Rauſchen vorüberzog, hub der Jüngling in großer Beklommenheit an, er glaube, er habe ſich verliebt, wenn anders man einen Zuſtand ſo nennen müſſe, wo man beſtändig eine einzige weibliche Perſon vor Augen habe und nichts anderes wünſche, als ſelbige in ſeinen Beſitz zu bringen. — „Hiermit habe er das Weſen der Verliebtheit treffend bezeichnet," erwiderte der Alte, indem er ſich ſeine wenigen dünnen Härchen am Hinterkopf kraute und dann tiefſinnig ſeinen langen grauen Bart ſtrich. „Hierbei aber," fuhr er fort, „ſei keine Sünde, da der Herrgott ſelbſt zu ſeinen weiſen Zwecken dieſe Einrichtung getroffen habe. Auch des Tobias Vater habe etwas Ähnliches in ſich geſpürt, als er ſeine nachmalige Frau, des Tobias Mutter, kennen gelernt. — „Da ſei nun leider ein Unterſchied!" bemerkte der Jüngling mit einem Seufzer. Seine Mutter ſei die chriſtlich-getaufte Tochter chriſtlicher Eltern geweſen. Die es aber ihm angethan, ſei nie getauft worden, ja ſchlimmer als ein Heidenkind, da ſie nicht einmal eine Seele habe. — Was er da für Thorheit rede! Eine Seele hätten ja, wie manche Kirchenväter behaupten, ſogar die unvernünftigen Tiere, wenn auch keine unſterbliche. — Hiervon wiſſe er nichts, aber ſeine Mutter habe ihm erzählt, die Waſſerweibchen und Nixen hätten keine Seele und könnten einer ſolchen nur teilhaftig werden, wenn ſie einen Menſchen liebten und der ſie wieder liebe und zu ſeinem ehelichen Weibe mache. Und da er ſich nun in ein ſolches Fabelweſen vernarrt habe und darauf verzichten müſſe, ſich eine richtige Frau mit rotem Menſchenblut in dieſer Wildnis beizugeſellen, denke er allen Ernſtes daran, die Nixe heimzuführen, falls der Pater ihm nicht ſage, daß er dadurch ſein ewiges Heil verſcherzen würde.

Der gute Alte, der zwar die niederen Weihen empfangen, von den höheren kanoniſchen Geſetzen aber kaum einen dunklen Begriff hatte, geriet in eine peinliche Verlegenheit. Nachdem er lange geſonnen und durch beharrliches Krauen aus ſeinem Schädel keine ſonderliche Erleuchtung herausgelockt hatte, verfiel er auf eine ausweichende Antwort, indem er ſagte: „Zum Heiraten, lieber Sohn, gehören allemal Zwei, auch bei ſo ungleicher Paarung, wie du ſie im Sinne haſt. Wie kannſt du glauben, dem Waſſerweſen werdeſt du eine Seele in die ſchuppige Bruſt einhauchen, da du nicht weißt, ob es die Bedingung deiner guten Mutter erfüllt und dich wieder liebt?"

„O," verſetzte Tobias errötend, was ſeinem hübſchen trübſinnigen Geſicht beſonders gut ſtand, „hiervon habe ich ſichere Zeichen. Ihr müßt nämlich wiſſen, ehrwürdiger Vater, daß ich ſchon oft, wenn ich meinen Nachen ſtromaufwärts lenkte, um oberhalb unter den Stromſchnellen die Reuſen zu legen, unter mir in der hellen Flut eine ſchöne ſchlanke Nixengeſtalt habe ſchwimmen ſehen, die zu mir emporſchaute und mir zublinzelte. Ich ſah auch, daß ſie gar keine Schuppenhaut um die Bruſt hat, ſondern bis zum halben Leibe gebildet iſt, wie ein menſchliches Fräulein, das heißt, wie ich mir's denke; denn ich ſelbſt habe ein ſolches nur in ſeinem Gewande geſehen. Sie gefiel mir aber ausnehmend, auch die untere Hälfte ging nicht in einen Fiſchſchwanz aus, ſondern zwei natürliche Beine ruderten flink durch das tiefe Waſſer, nur hier und da glänzte es daran wie ſilbergrüne Schüppchen und die Füße — ja freilich, die waren wie Entenfüße geſtaltet. Sie hatte ein ſo liebliches Lächeln auf den Lippen, daß mir das Herz vor Sehnſucht entbrannte, ſie heraufzuholen. Doch immer, wenn ich ihr winkte und mit dem Ruder nach ihr langte oder ein Netz auswarf, zog ſie die Brauen zuſammen und ſchoß in die dunkle Tiefe, daß ſie meinem Blick entſchwand."

„Woraus du ſehen kannſt, mein Sohn, daß ſie dir nicht wahrhaft geneigt iſt. Obwohl freilich auch zuweilen Menſchinnen, die man heranlockt, ſich zuerſt ſpröde ſtellen. Einem ſchlichten Waſſergeſchöpf aber traue ich dergleichen verſchmitzte Tücken und Ränke nicht zu. Und darum iſt's beſſer," ſagte der Alte, „du ſchlägſt dir dieſe Verirrung aus dem Kopf."

„Ich habe es wohl verſucht," ſeufzte der Jüngling, „aber es war mir unmöglich. Und denkt, geſtern, als ich am Ufer ſitze und auf meiner Rohrpfeife ein Stücklein blaſe, taucht ſie kaum zwanzig Schritt von mir aus dem Waſſer auf, ſchwingt ſich auf einen Weidenſtumpf, ſchlägt die Arme unter der

weißen Bruſt zuſammen und blickt beſtändig horchend zu mir hinüber. Zuletzt fängt ſie an aus Schilf und Wieſenblumen ſich einen Kranz zu flechten, den ſetzt ſie ſich auf den Kopf, von dem die ſchwarzen Haare ihr weit bis an die Hüften über die Schultern fallen, und dann wiegt ſie die Arme gegen mich und lacht über das ganze Geſicht. Als ich aber ſacht aufſtehe, um zu ihr hinzugehen, runzelt ſie wieder finſter, faſt wie wenn ſie mich bedrohte, die Stirn, reißt ſich den Kranz von der Stirn und gleitet in den Fluß zurück, wie ein großer Fiſch, der ſich aus dem Netz gewunden hat. Den Kranz aber hab' ich aufgehoben und hier iſt er."

Er zeigte jetzt das ſeltſame kunſtloſe Gewinde dem Alten, der es kopfſchüttelnd betrachtete, daran roch und dann wie etwas, das aus der Hölle ſtamme, auf die Erde warf.

„Du ſiehſt, lieber Sohn," ſagte er, „ſie will ſich nicht fangen laſſen. Mag ſein, daß du ihr wohlgefällſt, wie du ja auch ein ſtattlicher Burſch biſt und einem ſolchen Teufelsweibe wohl gefallen magſt. Aber auf eine ehrbare eheliche Verbindung ſteht ihr der Sinn gewiß nicht, und da ich nur zu oft erlebt habe, daß ſelbſt richtige Evastöchter, die etwas von Schlangen- oder Nixenart an ſich haben, einem guten Jungen große Not bereiten können und ſie doch nur an der Naſe herumführen" — hierbei entrang ſich ein tiefer Seufzer der eingeſchrumpften Bruſt des ehemaligen Landsknechts — „ſo kann ich dir nur väterlich raten, dir den ganzen Spuk, hinter dem eine hölliſche Liſt des Erzverſuchers ſteckt, aus dem Sinn zu ſchlagen und doch endlich einmal dein Glück bei einem richtigen Menſchenkinde zu verſuchen."

* * *

Hiermit ſtand der Alte auf, zog die Kutte feſter um ſeine Glieder, als ob ihn in der ſpäten Nachtluft fröſtele, gab dem Jüngling ſeinen Segen und zog ſich in die dunkle Hütte auf ſein Lager zurück.

Tobias aber fand ſo bald keinen Schlaf. Er wälzte ſich auf ſeinem harten Bette hin und her und grübelte darüber nach, wie er der ſchönen Undine habhaft werden könne. Denn er zweifelte nicht, wenn er ſie erſt in ſeiner Macht und ſie ihn näher kennen gelernt hätte, was für ein harmloſer Menſch er ſei und wie gut er ſie halten würde, könne ſie in ihrer Sprödigkeit unmöglich verharren, und dann werde ſich auch mit der Zeit die Seele bei ihr einfinden, die einer chriſtlichen Ehefrau unentbehrlich iſt.

Zuletzt, da es ſchon gegen das Frührot ging, hatte er einen Einfall, der ihm ungemein ſchlau und hoffnungsvoll ſchien. Als er dann noch eine Stunde geſchlafen hatte, ging er ſofort daran, ihn auszuführen.

Er verfertigte nämlich ein großes längliches Netz aus den ſtärkſten Schnüren, die er beſaß, weit genug, einen Fiſch von fünf Fuß Länge darin zu fangen. Am Ende desſelben befeſtigte er ein Stück Spiegelglas, zwei Handbreit im Geviert, vor welchem ſeine gute Mutter ihr dünnes Zöpfchen geflochten hatte. Das war ſo künſtlich angebracht, ſobald jemand im Netz daran ſtieß, fiel eine Klappe zu, die den Eingang feſt verſchloß. Damit aber die Gefangene ſich nicht etwa befreien könnte, indem ſie die Maſchen des Netzes durchbiß, umgab er die ganze rieſige Nixenfalle mit feſten Drahtreifen und trug ſein Kunſtwerkchen, als es zu dämmern anfing, an die kleine Bucht hinab, wo er den langen Stecken, an dem das Netz hing, ſorgfältig mit großen Steinen beſchwert am Ufer befeſtigte.

So erwartete er in glühender Ungeduld den anderen Morgen.

Als er dann aber mit klopfendem Herzen beim erſten Tagesſchein nach dem Fluſſe ging, ſah er ſchon von weitem, wie die Stange ſich bog und bebte, ein Zeichen, daß etwas ins Netz gegangen war und zappelte, um ſich zu befreien. Und dann erblickte er wirklich in dem langen durchſichtigen Geſtrick den weißen Leib des gefangenen Schätzchens, das richtig, wie er gehofft, an den Köder angebiſſen hatte und in die Falle gegangen war, um ſeine neugierige Luſt zu büßen und in dem Spiegelchen ſich beſſer zu beſchauen, als in dem unruhig fließenden Waſſer möglich war.

Sehr erfreut und doch ein wenig beklommen lud er ſich das ſchwere Netz auf die Schulter, ohne der Wutblicke und des feindſeligen Zähneflet ſchens zu achten, mit denen die Überliſtete ihn begrüßte. Auch hatte er Mühe, den Fang in Sicherheit zu bringen, da die Wilde in ihrem Maſchenkäfig ſich wie raſend gebärdete und ſo gefährlich zappelte, immer ganz lautlos, daß

er alle Kraft aufbieten mußte, sie von der Stelle zu schaffen.

In seiner Hütte angelangt, schob er aufatmend den Riegel vor, ließ das Netz auf den Boden nieder und öffnete den Verschluß. Sofort schlüpfte die Nixe heraus, richtete sich auf und versuchte, hastig auf ihren Entenfüßen herumwatschelnd, an den vier Wänden entlang einen Ausweg zu finden. Doch auch die hintere Thür, die in einen Schuppen führte, war verschlossen, und mit dem Brauch eines Riegels war sie nicht vertraut. Zwei kleine schmale Fenster, bei Nacht mit Holzläden verschlossen, erleuchteten den weiten Raum, in welchem durch eine Bretterwand ein Verschlag für die Lagerstätte abgezäunt war. Die Luftöffnungen aber, zu denen sie sich hinaufklammerte, waren zu schmal, um selbst ihren geschmeidigen Leib durchzulassen. Also ward sie nach einiger Zeit des vergeblichen Irrens und Tobens müde und ließ sich mit einem sonderbaren Zischen zwischen den zusammengebissenen Zähnen auf einer alten Truhe nieder, die im dunkelsten Winkel des Gemaches stand, die Arme unter der Brust gekreuzt, aus den Augen argwöhnische Blicke herumschießend, während sie am ganzen Leibe zitterte.

Ihr junger Räuber hatte, mitten im Zimmer stehend, ihrem verzweifelten Rundlauf und dem Rütteln an den festen Thüren zugeschaut und fing jetzt an, ihr freundlich zuzusprechen, daß sie zwar gefangen sei, er aber nichts Böses gegen sie vorhabe, vielmehr einzig von Sehnsucht nach ihr getrieben, sie in seine Gewalt gebracht habe. Er hoffe, wenn sie den ersten Schrecken verwunden, werde sie sich darein finden, seine Gefährtin zu bleiben, und mit der Zeit auch eine Seele bekommen, so daß zu ihrem Glück dann nichts mehr fehlen werde.

Während sie ihm, ohne sich zu rühren, zuhörte, scheinbar durch seine sanfte Stimme gebändigt, konnte er sie mit aller Muße betrachten und fand nun, daß sie noch reizender und freilich auch seltsamer gebildet war, als sie ihm von fern geschienen hatte. Ihr Gesicht war bis auf die etwas geschlitzten Augen und den breiten Mund, aus dem kleine spitze Hechtzähne schimmerten, ganz anmutig und wie eines Mädchens von sechzehn Jahren, die Öhrchen aber ausgefranzt und sehr beweglich, wie auch das gerade stumpfe Näschen bei jeder Erregung mit den blassen Flügeln zitterte. Vom Kinn abwärts war's ein tadellos gewachsener, voll ausgereifter Frauenleib, die Arme sehr rund und die Hände schlank und weiß, die Finger aber durch kleine Schwimmhäutchen verbunden. Doch glichen sie, wenn sie geschlossen waren, immerhin noch zierlichen Frauenhänden, während die Füße in der That richtige Entenfüße waren, und die schlanken Beine von grünlichen Silberschuppen glänzten.

Ob sie seinen tröstlichen Zuspruch verstand, war aus ihrer Miene nicht zu erkennen, und da ihr Zwingherr einsah, daß er am klügsten thäte, sie eine Weile sich selbst zu überlassen, wandte er sich dem Herde zu, seine Morgensuppe zu kochen, wozu er ein wenig Mehl und Butter in ein Pfännchen that.

Inzwischen hatte sich sein Kätzchen, das beim ersten Anblick des fremden Gastes entsetzt auf einen hohen Schrank geflüchtet war, von der Harmlosigkeit des nackten Fräuleins überzeugt und war sacht wieder herabgekommen, mit erhobenem Schweif und leisem Schnurren die seltsame Erscheinung umschleichend. Zuletzt ermutigte es sich so weit, daß es auf die schuppigen Kniee hinaufsprang. Aber ein Stoß mit beiden Händen belehrte es, daß zu solchen Vertraulichkeiten die Zeit noch nicht gekommen sei. So zog es sich prustend und den Bart sträubend in sein Winkelchen zurück.

* * *

Indessen hatte Tobias ein kleines Feuer angezündet und rührte gedankenvoll in dem brodelnden Süppchen herum, als plötzlich hinter ihm eine weiße Hand über den Herd weg langte und er einen eigentümlichen Laut wie von behaglichem Staunen vernahm. Sich umwendend sah er, daß die Nixe, von dem ungewohnten Anblick des Feuers gelockt, sich herangeschlichen hatte, das rote flackernde Wunder in der Nähe zu sehen. Und wie Kinder nach allem greifen, was ihnen gefällt, wollte sie nun die Flamme packen, zog aber mit einer Schmerzensgebärde und einem Zucken des ganzen Leibes die verbrannten Finger zurück und schnellte, da er sie beruhigend umfangen wollte, von ihm zurück wieder auf ihre Truhe, wo sie die schmerzenden Finger in den Mund steckte und blasend und zischend daran sog.

Digitized by Google

Seerosen. Nach dem Gemälde von Paul Flickel.

Er hatte nun seine Morgensuppe fertig gekocht und stellte sie auf den Tisch, der mitten in der Hütte stand. Als sie sich hinlänglich verkühlt hatte, schöpfte er einen tiefen Löffel voll und trug ihn der stummen Gesellin hin. Er hatte aber kaum ihre Lippen damit berührt, so schlug sie ihm den Löffel aus der Hand und feixte ihn so feindselig an, daß er kopfschüttelnd sich zurückzog.

Nun überlegte er, während er aß, was er anfangen sollte, um ein freundlicheres Verhältnis zwischen ihnen herzustellen.

Zuletzt fiel ihm ein, daß es geraten sein würde, seinen geistlichen Nachbar zu Hilfe zu rufen. Also sagte er kein Wort weiter, sondern verließ die Hütte, die er sorgfältig von außen versperrte, und lief zu dem Alten hinüber, den er in dem Kapellchen bei irgend einer selbstauferlegten Bußübung fand. Er berichtete ihm seine gelungene List, zugleich seine Verlegenheit, die gemachte Beute wirklich in seine Gewalt zu bringen. Es scheine ein böser Geist in ihr zu wohnen, den der ehrwürdige Pater austreiben möge.

Hierzu war der alte Kriegsmann, der am liebsten den Teufel bei den Hörnern faßte, durchaus willig, schon aus Neugier, das Fabelwesen, an das er so recht nicht geglaubt hatte, leibhaftig vor sich zu sehen. Holte also das einzige lateinische Buch, das er aus dem Kloster mitgenommen und von dem er kein Wort verstand, aus seiner Hütte, zugleich einen Weihwedel und ein Kübelchen mit geweihtem Wasser und folgte dem Jüngling nach der Fischerhütte.

Als er den glatten blanken Leib des Flußweibchens gewahrte, begriff er wohl, wie sein junger Freund sich von diesem Anblicke hatte bethören lassen. Sie grinste ihn aber erst ingrimmig an, und dann, seinen Kahlkopf und die schwere Kutte betrachtend, brach sie in lautloses, doch so unverkennbar höhnisches Gelächter aus, daß der Alte, der sich immer noch für einen ganz ansehnlichen Mann hielt, in seiner gekränkten Eitelkeit heftig ergrimmte und nun anfing, aus dem lateinischen Buche vorzulesen, was er für eine Bannformel hielt, obwohl es nur eine Aufzählung verschiedener Länder- und Meeresnamen war, da das Buch eine Art Orbis pictus enthielt. Zugleich tauchte er den Wedel in das geweihte Wasser und besprengte Gesicht und Brust des Heidenmägdleins, das sich auf seiner Truhe diesen feuchten Gruß wohlgefallen ließ und behaglich mit der Zunge schnalzte. Schon glaubte der fromme Beschwörer, etwas ausgerichtet und den bösen Feind in ihr gezähmt zu haben, als sie plötzlich mit beiden Händen ihm den Kübel entriß, ihn bis auf den letzten Tropfen austrank und das Gefäß dem Alten dann vor die Füße warf.

Hierin erblickte der Mann Gottes eine freche Verhöhnung des Heiligsten, schleuderte ihr ein Apage, Satanas! ins Gesicht und verließ eilends die Hütte. Tobias lief ihm nach, zu fragen, was er von dem Erlösungswerk und der ganzen seltsamen Person denke, ob sie ihm nicht auch der Mühe wert scheine, allen Fleiß an ihre Bekehrung zu wenden. Der Alte aber erwiderte: „Daß sie den Teufel im Leibe hat, ist gewiß. Selbigem bin ich in jungen Jahren auch mehr als einmal begegnet und weiß, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist. Jedennoch sieht sich die Sache glimpflicher an, wenn solch ein vom Bösen besessenes Weibchen auf natürlichen Menschenfüßen wandelt. Dein Schätzchen aber mit seinen Schwimmhäuten solltest du dir je eher je lieber wieder vom Halse schaffen. Auch wenn mit der Zeit die sogenannte Seele sich einfinden sollte, was Gescheites kommt bei eurer Ehe doch nicht heraus; sie hat nichts gelernt von all den häuslichen Künsten, die eine gute Frau verstehen muß, um ihrem Manne das Leben leicht und lieblich zu machen, und wenn sie Kinder zur Welt bringt, so werden sie weder Fisch noch Fleisch sein und sich mühselig durchs Leben helfen."

Damit verließ er seinen jungen Nachbar, der mit gesenktem Kopf in sein Haus zurückging. Er fand drinnen alles, wie er es verlassen hatte, die hellen scharfen Augen seines Gastes folgten lauernd all seinen Bewegungen und schossen Blitze des Zorns und Hasses, als er sich auf sein Bette setzte und das große Netz, in das sie richtig vielfache Löcher gebissen hatte, auszubessern begann. Um sie zu beschäftigen, verfiel er auf den Gedanken, ihr den kleinen Spiegel in die Hand zu geben, mit dem er sie gefangen hatte. Damit traf er das Rechte. Denn nun saß sie ganze Stunden lang, lachte sich in ihrem Spiegelbilde an, fletschte die Zähne und schnitt die tollsten Gesichter. Alsdann

lehnte sie die blanke, schon vielfach am Rücken beschädigte Scheibe gegen die Wand und beschäftigte sich damit, ihr langes, grünlich schimmerndes Haar zu flechten und in immer neuen Manieren aufzustecken. Das stand ihr nun wieder so lieblich, daß er ihr all ihr wildes Wesen verzieh und nichts sehnlicher wünschte, als sie sich ganz zu eigen zu machen.

Sie zu füttern, gelang ihm auch mittags so wenig wie bei seinem Frühstück. Den Kohl und die Rüben, die er ihr in den Mund steckte, spie sie mit heftigem Widerwillen aus. Nur ein Trunk Wasser aus seinem zinnernen Becher erquickte sie. Dann hob sie sich leise auf und ging nach dem Kätzchen, das auf dem Herde zusammengerollt lag und aus dem Traume spann. Sie wollte es haschen und als Spielzeug gebrauchen, ließ es sich aber entschlüpfen und stellte nun eine atemlose Jagd nach ihm an, rundum in der Hütte, da sie nur unbeholfen sich im Gehen bewegte. Bis das gejagte Tier seinen Vorteil ersah und zu einem der beiden Fensterchen hinaussprang. Da stand die Verfolgerin mit einem heftigen Zischen vor der schmalen Öffnung still und schien die Entsprungene um ihre Freiheit zu beneiden.

Sie dauerte aber ihren Zwingherrn, wie sie dann wieder so still und geknickt auf ihrer Truhe saß. Da er nun auf keine andere Weise sich mit ihr unterhalten konnte, fiel ihm ein, auf seiner Rohrflöte ein wenig Musik zu machen, wovon sie sich ja als eine Liebhaberin gezeigt hatte. Und wirklich, schon bei den ersten Tönen schien ein anderer Geist über sie zu kommen. Sie begleitete die Weise mit leisem Neigen des Kopfes, und indem sie im Takt mit den Füßen gegen die Truhe schlug, und dabei sah sie ihn zum erstenmal mit einem freundlichen Grinsen an. Das machte ihm Mut, sich ihr zu nähern, und als sie ruhig sitzen blieb, auch als er sich neben ihr niederließ, hüpfte ihm das Herz vor Freuden, da er glaubte, nun das Spiel gewonnen zu haben. Er blies immer sanfter und schmelzender und ließ endlich das Instrumentlein sinken. Sogleich griff sie danach und setzte es an ihren Mund. Als sie aber mit allem Hineinhauchen keinen Ton hervorlockte, schleuderte sie die Flöte zu Boden, daß die einzelnen Röhren sich lösten und das Band zerbrach.

Er zürnte ihr aber nicht. Er hatte den Arm sacht um ihren Nacken gelegt und mit der Hand ihre Schulter berührt. Die fühlte sich kühl und seltsam trocken an, wie ein glattes Leder, und so auch ihre Wange, auf die er einen flüchtigen Kuß zu drücken wagte. Sie sah sich rasch nach ihm um, nicht grollend, nur wie verwundert, was er für thörichte Dinge treibe. Und wie wenn sie noch unter dem Zauber der Musik stünde, hob sich ihre Brust lebhafter, wie von einer sehnsüchtigen Regung geschwellt. Im nächsten Augenblick hatte sie sich zu ihm hingeneigt und in seine Schulter, an der das Hemd sich verschoben, ihre scharfen Zähne eingegraben.

Das Blut sprang hervor und rieselte über das grobe Linnen. Sie aber bückte sich, mit ihrem rauhen, blaßroten Züngelchen die dunklen Tropfen aufzusaugen, bis er sie heftig zurückstieß und von der Truhe aufspringend sie um den Leib faßte, mit ihr ringend wie mit einem Raubtier, das ihn überfallen hätte. Da er sehr stark war und sie wie in eine eiserne Klammer gespannt aufhob, konnte sie sich nicht wehren, nur mit ohnmächtigen Bissen in sein dichtes Haar und wildem Prusten und Fauchen, so daß er sie ohne Mühe in den finsteren Schuppen trug, zu dem er die Thür mit dem Ellenbogen aufklinkte.

Hier stand außer verschiedenem Gerät in der Mitte ein großer tiefer Kübel voll frischem Wasser, in welchem er seine Fische lebendig aufbewahrte, bis er sie zum Verkauf in die Stadt trug. Sein Vater hatte klüglich die Einrichtung gemacht, daß von dem hellen Bächlein, das neben der Hütte nach dem Flusse zulief, eine Röhre Tag und Nacht die Welle in diesen Zuber leitete, aus dem sie durch eine zweite Röhre an der anderen Seite wieder abfloß, an beiden Seiten durch ein enges Drahtgitter geschlossen, das selbst das schmächtigste Fischlein nicht entschlüpfen ließ. In diesen hölzernen Behälter warf er die zappelnde und sich ohnmächtig windende Nixe und ließ sie dort in der Dunkelheit allein, in Gesellschaft der Fische, die in dem Zuber wimmelten. Dann verriegelte er hinter sich die Thür zu dem Schuppen. Denn seit sie Geschmack an Menschenblut gefunden, schien es ihm nicht ratsam, die Nacht über das Zimmer mit ihr zu teilen.

* * *

Lange aber konnte er keinen Schlaf finden. Er empfand ein Grauen vor dem

Geschöpf, das er so sehnsüchtig zu besitzen gewünscht hatte, und überlegte, wie er es auf gute Art wieder loswerden könnte.

Doch schien ihm das nicht allzu schwer zu sein, er brauchte ihr ja nur Gelegenheit zu geben, aus ihrer Haft wieder zu entschlüpfen. Also öffnete er früh am anderen Morgen die Thür der Hütte und schob dann den Riegel des Schuppens zurück. Da sah er sie auf dem Rande des großen Fischbottichs sitzen, die Beine in das kühle Wasser hinabhängend, einen großen Fisch in den Händen, den sie eben mitten durchgebrochen hatte und mit den spitzen Zähnen zu zerbeißen begann. Schon gestern abend schien sie an den Fischen, die sie umspielten, ihren Hunger gestillt zu haben und eben im Zuge zu sein, nun auch ihr Frühstück einzunehmen. Kopf und Schwanz hatte sie abgebissen und warf es dem Kätzchen hin, das furchtsam herangeschlichen kam. Da es aber an gesottene und gebratene Kost gewöhnt war, beroch es die rohen Überbleibsel und schob sie dann mit dem Pfötchen verächtlich zurück.

Die schmatzende und schluckende Gefräßige aber ließ sich in ihrem Schmausen nicht stören, lachte nur ihren Kerkermeister freundlich an und winkte ihm, während sie schon wieder aus dem Zuber einen Fisch herausgriff, mit der anderen Hand, als ob sie ihn einladen wollte, mitzuhalten und gleich ihr selbst an dem feuchten Tische sich's wohl sein zu lassen. Er sah nun mit Schrecken, daß sie sich aufs Dableiben eingerichtet und zugleich in seinem Fischvorrat eine so große Verheerung angerichtet hatte, daß für den Verkauf nur etliche schlechte Weißfische und Gründlinge übriggeblieben waren.

Da es nun aber ein Freitag war und er durchaus in die Stadt mußte, neue Wocheneinkäufe zu machen, lief er ans Ufer hinunter und fand dort in seinen Netzen genug frischen Fang, mit dem er sich dann belud, die Wanderung durch den Wald anzutreten. Als er zu seiner Hütte zurückkehrte, saß das Flußweibchen auf der Schwelle, den Spiegel vor sich, eifrig beschäftigt, ihr Haar zu strählen und wieder aufzustecken. Sie grinste ihn wieder zutraulich an und nickte ihm zu, wie eine gute Hausfrau, die ihrem Manne zu verstehen gibt, er möge nur seinen Geschäften nachgehen, indessen werde sie ihm das Haus behüten.

Seufzend wandte er sich hinweg, mit einer schwachen Hoffnung, wenn sie ihn weit entfernt glaube, werde sie dennoch dem Triebe, sich in ihr richtiges Element zu flüchten, nicht widerstehen. Also ging er in unruhigen Gedanken nach der Stadt, handelte dort gegen seine schuppige Ware ein, was er für die Küche brauchte, und trat, ohne sich aufzuhalten, den Heimweg an.

Er hatte mit seinen langen Schritten bereits den halben Wald durchmessen, als er auf der schattigen Straße vor sich eine Mädchengestalt erblickte, die munter singend vor ihm her schritt. Er erkannte nicht sogleich, daß es die Christel war, das Enkelkind des Pater Peregrin. Denn noch bei ihrem letzten Besuch in der Klausnerzelle, wo er sie von fern gesehen, war sie ihm als ein halbwüchsiges, unreifes Ding erschienen, während die da vor ihm sich als ein voll herangeblühtes Jüngferchen darstellte. Sie trug eine lose Jacke um die schlanken Schultern, darunter ein rotes Röckchen, das nicht bis zu den Knöcheln hinabreichte, also daß der junge Fischer ihre bräunlichen nackten Füße sehen konnte, die ihm weit reizender schienen, als die Entenfüße seiner Nixe. Ein weißes Tuch, das sie über den Kopf gebunden, hinderte sie, sein Heranschreiten hinter ihr zu vernehmen, bis er sie erreicht hatte. Da stand sie still, hörte mit Singen auf, grüßte ihn aber unverlegen mit ihren großen braunen Kinderaugen, während die blonden Härchen um ihre reine Stirn lustig im Winde wehten.

Auch er nickte ihr zu, sagte aber nicht viel, sondern betrachtete sie nur mit einem scheuen Seitenblick und setzte seinen Gang neben ihr schweigsam fort. Sie selbst brach endlich die verlegene Stille, fragte, ob er einen guten Verkauf gehabt habe, welche Fische am häufigsten seien im Fluß drunten, zuletzt, ob es ihm nicht unheimlich sei in seiner einsamen Hütte. — Nein, er sei daran gewöhnt. Nur im Winter freilich, wenn der Fluß mit Eis treibe und oft ganz zufriere, leide er an Langerweile. Doch habe er ja an ihrem Großvater eine Gesellschaft. — „Ach der!“ lachte sie, „der ist alt und grau. Ich selbst hielte es nicht lange bei ihm aus. Ich komme zwar auch nicht viel unter die Leute, meine Frau ist sehr streng, aber wenn ich Sonntags die Kinder zu Bett gebracht habe, geh' ich in den Garten und

horche von fern auf die Tanzmusik, wo junge Burſche und Dirnen ſich drehen, und es iſt doch immer beſſer als von der luſtigen Welt abgeſchieden ſein, wie du. Die Leut' wundern ſich, daß du nicht längſt eine Frau genommen haſt."

Er runzelte düſter die Stirn. „Du ſagſt es ja ſelbſt," verſetzte er, „man muß wenigſtens aus der Ferne das luſtige Leben miterleben, eine Frau verginge in meiner Wildnis ohne jede Luſtbarkeit. Auch bin ich nicht ſo beſchaffen, daß ich einem jungen Mägdlein gefallen könnte, da ich nie gelernt habe, ſo holdſelige Reden zu drechſeln, wie's Brauch iſt unter Liebesleuten. Ich habe mir darum eine andere Geſellin ins Haus zu gewöhnen gedacht, bin aber damit ſchmählich in die Brüche geraten."

Da ſie nun, um einer anderen Antwort auf ſeine Klage auszuweichen, nach dieſer mißglückten Brautwerbung ſich erkundigte, erzählte er ihr treuherzig das Abenteuer des vorigen Tages, und wie ſeine letzte Hoffnung ſei, er werde bei der Heimkunft das blanke Ungetüm nicht mehr im Hauſe vorfinden. Wenn er ſie auf irgend eine Art losgeworden, verſchwöre er's für alle Zeiten, je wieder ſeine Einſamkeit zu verwünſchen und mit ſeinem Leben in der Wildnis unzufrieden zu ſein.

Hierauf erwiederte die Chriſtel kein Wort, obwohl ſie vieles zu ſagen gehabt hätte. Sie bekam aber eine ordentliche Furcht vor ihrem Begleiter, der ſo verwegen geweſen war, eine ſo unheimliche Liebſchaft anzubändeln, und ſo ſehr ſie ihm wünſchte, daß er von dem Scheuel und Greuel erlöſt ſein möchte, ſo hätte ſie doch für ihr Leben gern das Waſſerweibchen noch geſehen. Wie es ſo eigentlich geſtaltet ſei, wagte ſie nicht zu fragen, und er verſank, je näher ſie dem Ziele kamen, immer tiefer in ſein unmutiges Schweigen.

Da endlich traten ſie aus dem Föhrendunkel heraus auf die Lichtung, wo die Fiſcherhütte ſtand. Aber mit einem Ausruf des Schreckens hemmte der Jüngling den Schritt, nach dem Hauſe hinſtarrend, an welchem die Chriſtel zunächſt nichts Beſonderes wahrnahm. Als ſie aber länger hinſah, erblickte auch ſie etwas Verwunderſames. Denn aus dem offenen Fenſterchen quoll in einem dicken Guß eine helle Waſſerflut, die an der Balkenwand herabſchoß und in ein Bächlein verwandelt durch das Gras zu Thale lief.

Mit drei mächtigen Sprüngen war Tobias ans Fenſter geeilt und ſah ins Innere der Hütte. Das glich einer tiefen, hoch mit Waſſer gefüllten Badewanne, in der die Nixe fröhlich herumſchwamm, über das ganze Geſicht lachend und mit einem vergnügten Schnalzen des rauhen Züngelchens. Um ſie her trieb der graue Leib des Kätzchens, das ertrunken war, und als die Nixe das entgeiſterte Geſicht des Hausherrn draußen vor dem Fenſter erblickte, haſchte ſie nach dem kleinen Leichnam und ſchleuderte ihn durch die Öffnung dem Späher ins Geſicht, offenbar über dieſen naſſen Scherz hochauf frohlockend.

Chriſtel war hinter den Jüngling getreten und hatte ihm erſchrocken über die Achſel ins Haus geblickt. Dann traten ſie beide zurück und ſahen einander ratlos an.

„Es iſt klar," knirſchte er, „ſie hat in der großen Kufe das Gitter verſtopft, durch das das Waſſer ablief, und ihre boshafte Luſt daran gehabt, wie nun erſt der Schnuppen ganz angefüllt wurde und dann die Hütte ſelbſt, deren Thür ſie vorher geſchloſſen hat. Nun hat ſie ſich das Haus nach ihrem Geſchmack und Gefallen zu einem kleinen See zurecht gemacht und beſchloſſen, darin zu bleiben. An Futter für ihre Gier würde ich's ja nicht fehlen laſſen, und vielleicht hat ſie ſich auch in ihrer Einſamkeit gelangweilt und möchte jemand um ſich haben, dem ſie zuweilen das Blut ausſaugen kann. Ich bin ein verlorener Menſch und möchte mich am liebſten in ihr Reich zurückziehen, da ich ſie aus meinem nicht vertreiben kann!"

Er fuhr ſich in die Haare und ſtöhnte. Chriſtel aber war um die Hütte herumgegangen und hatte das große Netz geſehen, die Nixenfalle, die außen neben der Thür zum Trocknen hing. „Höre, Tobias," ſagte ſie mit einem raſchen Aufleuchten ihrer munteren Augen, „ich meine, du könnteſt ſie am beſten dir vom Halſe ſchaffen, wenn du ſie in dasſelbe Netz lockteſt, in dem du ſie hergebracht haſt. Nimm es vom Pflock herab und halte es mit der offenen Seite gegen die Thür; die reiße ich dann raſch auf, und wenn die Waſſermenge drinnen plötzlich herausſchießt, muß die Nixe mit und fährt, ohne ſich's zu verſehen, wieder in das tiefe Netz hinein. Dann klappſt du

es hinter ihr zu und trägst es zum Fluß hinab, und du sollst sehen, du bist sie los für alle Zeiten."

Der Jüngling sah sie mit einem Blicke an, in welchem Bewunderung und Hoffnung aufleuchteten. „Du bist ein kluges Kind," sagte er, „und wenn der Anschlag gelingt, danke ich dir mein Leben."

Sogleich nahm er das schwere Fangnetz herab, öffnete den Verschluß und stellte sich vor der Thürschwelle auf, während das Mädchen die leichtverwahrte Thür aufriß. In demselben Augenblick wogte die innen angesammelte Flut in mächtigem Schwall ins Freie, mit ihr der ahnungslose große Fisch, der von der Sturzgewalt unaufhaltsam in die Falle hineingerissen wurde.

* * *

In raschem Lauf hatte der gerettete Jüngling seine unheilvolle Beute dahin zurückgetragen, von wo er sie gestern früh im Triumph in sein Haus geholt hatte. Mit einem Blick des Vorwurfs und fast zärtlicher Wehmut war das schlanke Halbgeschöpf in die klare Tiefe hinabgefahren, was aber den Jüngling nicht im mindesten rührte. Er trocknete sich, während er langsam das Ufer wieder hinaufstieg, den Schweiß von der Stirn und atmete tief auf. Droben in der Hütte fand er die Christel schon beschäftigt, die Spuren der Überschwemmung, so gut es gehen wollte, zu beseitigen. Sie hatte die Kissen und Decken des Lagers an die Sonne getragen, die paar Siebensachen, die in der Truhe verwahrt lagen, zum Trocknen auf die kleine Wiese gebreitet, vor allem den dicken Pfropfen aus dem Zuber gezogen, der den Abfluß des Wassers verstopft hatte. Mit einem feuchten Lumpen fegte sie den Schmutz und Schlamm vom Herde und Estrich weg, also daß nach einiger Zeit nur noch ein leichter Nixendunst in dem gelüfteten Zimmer schwebte, sonst aber alles wieder ein menschliches Ansehen gewonnen hatte.

Der junge Hausherr sah ihrem Thun und Treiben gedankenvoll zu, seufzte ein paarmal und fuhr sich durchs Haar. Als sie ihn fragte, warum er seufze, da ja sein Herzenswunsch erfüllt sei, erwiederte er, es gebe mehr als einen Herzenswunsch, auch unerfüllbare, und übrigens habe er einen heftigen Schmerz an der Schulter, wo die Bißwunde noch immer nicht sich schließen wolle. Sofort sprang sie zu ihm hin, zog ihm das Hemd vom Halse weg und betrachtete das Mal aufmerksam. „Man sieht deutlich sieben spitze Zahnspuren," sagte sie, „und ganz schwarzes Blut tropft heraus. „Am Ende ist solch ein Nixenbiß giftig. Aber wart, ich weiß schon, was dafür gut ist."

Damit sprang sie in den Wald und kam in kurzem mit einer Handvoll Kräuter zurück, deren Saft, nachdem sie die Wunde sorgsam ausgewaschen hatte, sie in die dunklen Löcher träufelte. Dabei murmelte sie halblaut einen Wundsegen, daß er in all seinen Schmerzen lächeln mußte und sagte: „Du bist am Ende selbst eine Zauberhexe, und ich komme vom Regen in die Traufe!" — Das machte sie tief erglühen, aber sie erwiderte nichts, sondern nahm ihn wie ein unbehilfliches Kind beim Arm und führte ihn zu einer Stelle neben der Hütte, wo weiches Gras wuchs. „So," sagte sie, „nun legst du dich hier hin und schläfst einmal. Ich spring' indes zum Großvater hinüber und laß' mir Feuerzeug geben, daß ich dir eine Suppe kochen kann, und wenn du aufwachst, mußt du auch von dem Wein trinken, den ich im Körbchen mitgebracht habe. Denn heut ist ja Sanct Peregrin, dem Großvater sein Namenstag, den wollen wir dann zusammen feiern und dem Herrgott für deine Befreiung von dem Heidengreuel danken."

* * *

Von dem Süpplein aber, das Christel auf dem wieder gereinigten Herde kochte, sollte Tobias nichts kosten. Denn als sie es ihm in Gesellschaft des frommen Großvaters zu seiner grünen Lagerstatt hinausbrachte, fanden sie ihn in einem heftigen Wundfieber, so daß er sie nicht erkannte und ihnen Scheltworte zurief, weil sie duldeten, daß das Nixengeschmeiß ihn im Schlafe störe.

Dieser Zustand hielt drei Tage und drei Nächte an, obwohl der Einsiedel aus seinem Vorrat einen Balsam hervorholte, der ihm manche Hieb- und Stichwunde sänftlich geheilt hatte. Auch ließ weder er noch sein Enkelkind es an Gebeten für den armen Verwundeten fehlen, der auch in den Nächten, wo er wieder in seinem Bette hinter dem Verschlage lag, wenn er mit halbem Bewußtsein aus dem Traum hinaushorchte, einen leisen Schritt im dunklen Raum

vernahm, da seine junge Pflegerin immer gleich zur Hand war, ihm einen kühlen Trank zu reichen oder das heiße Kissen zu lockern.

Am Morgen nach der dritten Nacht, der ersten, in der er wieder fieberlos geschlafen hatte, vermißte er aber ihre Nähe. Er hatte sich vor die Hütte in die junge Frühlingssonne gesetzt, da kam sie von der Klausnerzelle daher, wieder ganz, wie er sie im Walde getroffen, nur barhaupt, da sie ihr Kopftüchlein zu Verbandzwecken zerschnitten hatte. Er sah sie freundlich an, und sein Herz wallte ihr entgegen, ahnte aber nichts Arges.

Wohin sie so früh mit ihrem Korbe wolle? Am Ende gar in die Stadt, neue Salben und Tränkchen für ihn zu holen, deren er nun nicht mehr bedürfe.

„Freilich in die Stadt," sagte sie, „aber um mir einen neuen Dienst zu suchen. Denn die Schneidersfrau wird mich nimmer annehmen wollen, weil ich ihr drei Tage weggelaufen bin, und hier bei dir bin ich nimmer nötig. Was noch zu thun ist, besorgt der Großvater. Also leb wohl! Zu Weihnacht komm' ich wohl wieder."

Sie hatte es aber nicht gar eilig mit dem Fortgehen. Und als er ihre Hand ergriff und sagte, ein wenig stockend und schwer atmend: „Ich bin schuld, daß du den Dienst verloren hast, Christel, und würde dir gern vorschlagen, hier bei mir zu bleiben — versteh, für immer — wenn du mich erstens nicht zu tölpelhaft und unhold fändest, und dann — du hast mir ja selbst gesagt, wenn man auch nicht mittanzt, habe man doch Verlangen danach, wenigstens von fern zu hören, wie lustig die Welt klingt."

„O," unterbrach sie ihn errötend, „was das betrifft —! Diese letzte Nacht, als ich hier auf der Schwelle deiner Hütte saß und hörte im Tann das Käuzchen schreien und drunten den Fluß rauschen, und vor allem — und hier lachte sie ein wenig und wurde noch röter — „wie ich dich drinnen auf deinem Lager so herzhaft und gesund schnarchen hörte — keine Tanzmusik, dacht' ich bei mir selbst, kann schöner klingen. Aber nun muß ich wirklich fort."

„Nein, nun bleibst du wirklich hier," rief er und stand auf und zog sie in seine Arme. „Und jetzt laß uns gleich zum Großvater hinübergehen, daß er uns zusammengibt."

* * *

Das geschah denn auch ohne große Umstände noch an dem nämlichen Tage, wobei der fromme Pater einiges aus seinem lateinischen Schmöker vorlas, das weder er noch das Brautpaar verstand, und darauf einen kurzen Spruch in ihrer Sprache über den Text hielt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, absonderlich in jungen Jahren, doch auch in höherem Alter", worauf er mit einem Seufzer ihre Hände ineinander legte.

Sie saßen dann den Rest des Tages fröhlich beisammen, und die junge Frau richtete ein schlecht und rechtes Hochzeitmahl her, wobei der Namenstagswein das Beste that. Als der letzte Tropfen der Flasche getrunken, der Alte den Segen über das glückliche junge Paar gesprochen und sich dann seufzend entfernt hatte, saßen die beiden Hand in Hand ganz still und selig noch ein Weilchen am Tische und sahen das Mondlicht zu dem Fensterchen hereinfluten. Auf einmal wurde der Schein verdunkelt, ein Gesicht hatte sich vor die Öffnung gedrängt, sie erkannten die Nixe, die, ob sie gleich keine Seele hatte, doch etwas von Haß aus verschmähter Liebe und grimmiger Eifersucht empfand und mit einer bösen Neidgebärde, die eine Faust ballend, in das Hochzeitsgemach hereingrinste. Der junge Ehemann aber stand ruhig auf und schlug ihr den Laden vor der Nase zu.

Seitdem hat der arme Heidengreuel in dieser Gegend sich nicht mehr blicken lassen.

Ludwig Fulda in ſeinem Arbeitszimmer.

Ludwig Fulda.

Von

Fedor von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Vor ungefähr einem Dutzend Jährchen empfand man in dichtenden Kreiſen Berlins das unabweisliche Bedürfnis, wieder einmal „eine Lücke auszufüllen“, und zwar diesmal im litterariſchen Vereinsleben, das ſich noch blühender und üppiger entfalten ſollte. Der einſt berühmte „Tunnel über der Spree“ exiſtierte zwar noch, aber die wenigen verbliebenen Mitglieder wußten es ſelbſt kaum; er war ſacht im Entſchlummern. Freilich führte dafür der „Verein Berliner Preſſe“ ein um ſo regſameres Daſein, doch mehr zum Zwecke der Unterſtützung Hilfsbedürftiger, als um geſelliger Freuden willen. Und der allerneueſte litterariſche Verein ſollte eben *nur* der Geſelligkeit dienen. Ähnliches war ſchon einmal verſucht worden, aber die Sache war ins Waſſer gefallen; ich weiß nicht mehr recht, warum — ich glaube, weil der verſtorbene Haſenklever beim Einweihungsdiner nicht neben Majunke ſitzen wollte — oder umgekehrt. Bei dem neuen Verein wollte man die Politik gänzlich ausſchließen; Menſch ſollte unter Menſchen ſein, Dichter unter Dichtern, und man beſchloß, daß die „Litterariſche Geſellſchaft“ ſich allmonatlich zu keinem anderen Endziele zu verſammeln habe, als dem eines hervorragend guten Soupers.

Die neue Gründung florierte lebhaft. Ich mußte natürlich dabei ſein, ſchon weil ich die Politik, ſoweit ſie nicht notwendig iſt, haſſe, dagegen die guten Soupers liebe. Es blieb in der Folge übrigens nicht bei den Soupers; die angenehme Unterhaltung ſiegte über das Materielle und der Geiſt über den Spiritus. Die geſelligen Abende der „Litterariſchen Geſellſchaft“ entwickelten

sich immer amüsanter, — und bei einer solchen Gelegenheit lernte ich Ludwig Fulda zum erstenmal kennen.

Er fing damals erst an. Er gehört zu den wenigen Auserwählten, die den Weg auf den Parnaß im Galopp zurücklegen konnten, was in erster Linie der tüchtigen Rasse seines Flügelpferdes, in zweiter vielleicht aber auch dem Glücksstern zu danken ist, der über ihm leuchtete. Bei Fulda fiel mir zunächst seine Jugend auf und dann sein Mangel an Appetit, der sich inzwischen bedeutend gehoben hat. Damals sah er jedenfalls wie ein echter deutscher Dichterjüngling aus: schlank, bleichwangig und mit einer Locke, die ihm mitten in die Stirn fiel; später, als er berühmt wurde, kämmte er sie zurück. Das heißt — ich will wahr sein: in gewisser Weise war er schon derzeitig berühmt, — ich wußte nur nichts davon. Schon mit zwanzig Jahren war er ein „Preisgekrönter". Der Wiener Schriftstellerverein „Concordia" hatte 1882 eine Konkurrenz für ein einaktiges Lustspiel ausgeschrieben, und Fulda gewann den Preis. Sein Stück hieß „Die Aufrichtigen" und ist in Reklams Universalbibliothek erschienen. Da das Lustspiel für preiswert befunden worden ist, brauche ich keine Kritik daran zu üben; übrigens zeigte sich schon in dem Erstlingswerke eine der Hauptstärken von Fuldas Talent: seine erstaunliche Formbeherrschung. Die Verse sind entzückend.

Dieser Preiskrönung verdanken wir den Dichter Fulda. Die Muse hatte ihm freilich die Leier in die Wiege gelegt, aber der eigne Vater wollte sie wieder herausnehmen. Ludwig sollte auf den Comptoirsessel! Der alte Fulda (nebenbei bemerkt ein ganz prächtiger Herr, den man noch höher schätzen lernt, wenn man einmal die Bekanntschaft seines Weinkellers gemacht hat) ist einer der größten Kohlenhändler Frankfurts — a. M. natürlich, wo auf hundert Menschen immer ein Millionär kommen soll. Dieser alte Herr Fulda also wollte durchaus, Ludwig sollte sich mehr für Kohlen interessieren als für Bücher, während Ludwig nur der wärmenden Eigenschaft der Kohle Achtung zu zollen vermochte, den Kursschwankungen dieses Naturprodukts im Handel gegenüber aber unverantwortlich gleichgültig blieb. Schließlich verzweifelte denn auch der alte Herr an den kaufmännischen Talenten seines Sohnes und erlaubte ihm zu studieren. Und selbstverständlich studierte Ludwig weder Rechte noch Medizin, sondern schlug sich abseits in die schönen, doch unpraktischen Gefilde der Philosophie, Philologie und Litteraturgeschichte. Als „Die Aufrichtigen" prämiiert wurden, war er noch Heidelberger Student und bereitete gerade seine Dissertation über Christian Weise vor, die ihm 1883 den Doktortitel eintrug.

Der Löwe hatte Blut geleckt und seine Tatze gezeigt, oder wenigstens ein Tätzchen. Der Erfolg der „Aufrichtigen" ließ den Entschluß in Fulda reifen, über die germanische Philologie hinweg in das Bereich der freien Künste zu voltigieren. Er zog nach München und stürzte sich Hals über Kopf in die Dichterei. In jener Zeit entstanden ein paar Lustspiele, von denen nur eines, der graziöse Einakter „Unter vier Augen", bekannter geworden ist. Den Dreiakter „Das Recht der Frau" (1885) kaufte der große Hamburger Theaterspekulant Pollini. Man hat Pollini allerlei vorgeworfen, was uns hier nichts angeht; jedenfalls besaß er das, was man in der Weidmannsprache „eine feine Nase" zu nennen pflegt. Er empfand wohl, daß „Das Recht der Frau" eine Anfängerarbeit war, aber er ahnte auch, daß aus diesem Fulda einmal etwas werden würde. Und deshalb kaufte er das Lustspiel und — ließ es liegen. Das war wieder einmal eine seiner geschickten Spekulationen. Es war nicht aufführungsreif; aber späterhin, wenn der Autor erst bekannter geworden, konnte man immerhin noch ein gutes Geschäft damit machen. Und deshalb weigerte er sich, als Fulda ihm gelegentlich anbot, das Aufführungsrecht zurückzukaufen. Ein Geschäft machte er freilich endgültig doch nicht mit dem Werke. Außer dem „Recht der Frau" entstanden in München noch die Lustspiele „Frühling im Winter" und „Ein Meteor".

Dann kam das Jahr 1888. Fulda war nach Berlin übergesiedelt und suchte eine „stille Wohnung". Stille Wohnungen hat er sein Lebtag gesucht, aber die Götter versagten ihm häufig diesen für einen Dichter nicht unberechtigten Wunsch. Einmal glaubte er eine solche gefunden zu haben. Er hatte sich nach allem erkundigt. Ruhige Mieter rechts und links nebenan; oben keine

Digitized by Google

klavierwütigen Leute und unten auch keine. Doch wieder neideten ihm die Götter sein Glück. Einer der ruhigen Mieter von nebenan war ein alter Italiener. Dagegen ließ sich nichts sagen. Dieser Italiener war taub; bedauernswert — doch vom Standpunkt des Nebenmieters, der für selige Ruhe schwärmt, kein Grund zu übler Laune. Leider jedoch wollte das Schicksal, daß der alte taube Italiener am Ausgange seines Lebens noch das Bedürfnis spürte, deutsch zu lernen und sich demzufolge einen Sprachlehrer nahm. Der Unterricht war den Verhältnissen entsprechend natürlich kein gewöhnlicher Unterricht. Der Sprachlehrer schrie, um sich seinem tauben Schüler verständlich zu machen, — und wie es taube Leute gewöhnlich machen, wenn sie nervös werden, so schrie und brüllte schließlich der Italiener gleichfalls. Infolge dieses Sprachunterrichts entfloh Fulda mit gesträubten Locken und suchte eine andere „stille Wohnung". Zur Zeit der Aufführung seiner „wilden Jagd" bewohnte er eine Etage in dem Hause des Shakespeareforschers Professor Leo in der Matthäikirchstraße. Diese Wohnung hatte es ihm angethan. Sie besaß unter anderem ein achteckiges Speisezimmer mit Oberlicht und ein Arbeitskabinett mit riesenhaften Atelierfenstern. Für den ersten Augenblick machte sich das sehr hübsch. Aber als im Winter der Schnee auf das Glasdach des Speisegemachs fiel, wurde es in diesem am hellichten Tage so dunkel, wie unter einem Stadtbahnbogen; dafür war auch das Arbeitszimmer mit den riesenhaften Atelierfenstern gar nicht zu erheizen. Fulda dichtete im Pelz, und hätte er die Angewohnheit gehabt, mit einem Lorbeerkranze um die Stirn am Schreibtische zu sitzen, so würde der Lorbeer erfroren sein. . Bei allem sonstigen Glück Fuldas machte das Glück schleunigst Kehrt, sobald die Wohnungssuche begann. Bis auf die jüngste Zeit. Seit zwei oder drei Jahren wohnt Fulda endlich nach Wunsch. Diese Wohnung hat er aber auch nicht selbst gesucht und gefunden — sondern seine Frau.

Mit der „Wilden Jagd" beginnt die Periode seiner Erfolge. Ludwig Barnay, der damals das „Berliner Theater" gegründet, hatte „Die wilde Jagd" zur Aufführung angenommen. Das Lustspiel schildert in höchst unterhaltender Weise die Geschäfts- und Vergnügungshetze der modernen Gesellschaft und gewann sich in kurzer Zeit fast alle Bühnen Deutschlands. Auch die Kritik sprach sich sehr günstig über das amüsante Stück aus; ernsthafte Beurteiler und bessere Freunde aber verhehlten dem Autor nicht, daß er wohl das Zeug dazu habe, etwas höher zu greifen, daß er sich nicht mit dem Ruhme eines „viel Aufgeführten" zu begnügen brauche. In der That ist „Die wilde Jagd", obschon der satirische Grundzug es weit über die Erheiterungsstücke der Moser, Schönthan und Genossen emporhebt, im Grunde genommen doch nur „eine leichte Arbeit" — und Fulda selbst fühlte das am meisten. Da in diese Zeit auch seine intime Bekanntschaft mit Sudermann fällt, der sich durch ein ernstes Schauspiel mit einem Schlage Kritik und Publikum zu gewinnen verstand, da die „Freie Bühne" ihr realistisches Programm zu entfalten und Hauptmann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begann, so ließ sich die „innere Umkehr" Fuldas aus psychologischen wie äußeren Gründen sehr wohl erklären. Es lockte ihn, der Welt zu zeigen, daß er sich mit höher gesteckten Zielen trug, und so setzte er sich denn an die Arbeit, um ein Drama zu schreiben, das in nuce ein Spiegelbild der socialen Kämpfe der Gegenwart sein sollte. An dichterischer Kraft fehlte es ihm dazu sicher nicht; er überschätzte sich also nicht — aber er unterschätzte sich, indem er die köstlichsten Bestandteile seiner Begabung, seinen frischen, sonnigen Humor und seine feingeschliffene Satire zu Gunsten der modern gewordenen Grau in Grau-Malerei gänzlich in den Hintergrund drängte. Gerade seine satirische Ader hätte ihn glänzend befähigt, eine sociale Komödie in Aristophanischem Sinne zu schreiben; er mochte jedoch glauben, daß so gewichtige Konflikte nur tiefernst behandelt werden könnten — vielleicht drängten ihn auch Einflüsse, die von außen an ihn herantraten, aus der ureigensten Bahn seines Talentes: kurzum er veröffentlichte 1890/91 die beiden Schauspiele „Das verlorene Paradies" und „Die Sklavin". Es wäre zweifellos zu viel gesagt, wollte man diese Dramen als verfehlte Arbeiten bezeichnen. Es steckt in beiden ein sicheres dramatisches Fühlen und poetisches Empfinden; es sind Werke einer vollkräftigen Dichternatur, die nur hie und da von allzu

Digitized by Google

kühler Verstandesarbeit eingeengt, behindert wird. Der Grundfehler beider Dramen liegt meiner Ansicht nach in ihrer Tendenz. Selbst wer mit ihr einverstanden ist — was ich persönlich nicht bin — wird zugeben müssen, daß Fulda diese Tendenz aus einem schiefen Gesichtswinkel heraus verarbeitet hat. Schon die Titel und ihre symbolische Bedeutung zu den Stücken erläutern dies sozusagen. Das „verlorene Paradies" ist die „Arbeit", doch nicht die Arbeit schlechtweg, sondern die gemeinsame Arbeit der Kapitalisten mit den „Enterbten des Glücks". Der Werkführer ohne Schliff und Formen, der self-made man, steht auf der Seite des Idealen; der Arbeitgeber und der Aristokrat von Geburt und Geist gehören zur Klasse der Nichtskönner und Alleswoller. Ihre größte Schuld ist, daß sie sich mit den Arbeitern nicht „verstehen", daß sie sich Wäsche zu tragen erkühnen, die sie weder eigenhändig gewebt, noch gesäubert haben — vor allen Dingen, daß diese Wäsche glänzend weiß ist ... Das alles will Fulda gar nicht sagen; es widerstrebt ihm im Grundt genommen — aber er sagt es dennoch, weil es ihm in den ausgeklügelten Vorwurf paßt. Ähnliches passiert ihm bei der Komödie „Robinsons Eiland", über die ich später noch einige Worte sagen möchte. Chronologisch und auch psychologisch folgt dem „verlorenen Paradies", dem Drama der Geldtosen, das Drama der Rechtlosen, der modernen Frau. Auch in der „Sklavin" kommt Fulda schließlich zu dem — unbeabsichtigten Wahlspruch: Nimm, was man Dir nicht gibt!.. In beiden Dramen fehlt der Schlußpunkt, der Beweis dafür, ob die Arbeiter sich durch ihre gelungene Strike nun die gehoffte Zufriedenheit geschafft haben, ob das geknechtete Weib in der wilden Ehe die erträumte Glückseligkeit findet. Nicht das ist ein versöhnlicher Schluß oder, richtiger gesagt, ein das Problem ausgleichender Waffenstillstand, wenn die Aufrührer sich einfach ihr Recht nehmen und die unglücklichen Frauen noch einfacher davonlaufen. Anzuerkennen oder zu verdammen ist Sache des Dichters; doch Fulda hätte jedenfalls zeigen müssen, was die Folgen solcher, von der Durchschnittsmoral nicht gutgeheißener Handlungen sind: Erlösung oder neue Knechtung.

Das Jahr 1892, in dem Fulda seinen dreißigsten Geburtstag feierte, flicht das schönste Blatt in dem Lorbeerkranz des jungen Dichters. „Der Talisman", ein Versschauspiel von entzückender Frische, meisterhafter Behandlung der Sprache und tiefsinniger Weltweisheit, erlebte in jenem Winter die erste von ungezählten Aufführungen. Mit diesem reizenden Märchenspiel wendete sich Fulda zurück zu der quellenden Eigenart seines großen Talents. „Ludwig, Ludwig, kehr zurücke!" hatte ihm der alte Wilhelm Jordan in einem köstlichen Gedichtchen zugerufen, als die „Sklavin" sich auch in der Heimatsstadt des Autors den Beifall der Kritik und des Publikums nicht so recht zu erringen vermochte. Und Ludwig fand seinen Humor wieder. „Der Talisman", den ich allseitig als bekannt voraussetze, war litterarisch auch noch von weiterer Bedeutung. Inmitten einer Zeit entstanden, in der man den „konsequenten Realismus", die absolut getreue Wiedergabe der Wirklichkeit bis auf lallende Naturlaute und dampfende Düngerhaufen, als den Höhepunkt künstlerischer Bethätigung pries, war das poetische Märchen eine mutige That. Daß uns der moderne Realismus viel reife Gaben bescherte und unserer Litteratur frisches Leben eingeflößt hat, ist eine Sache für sich; seine einseitige Ausbeutung aber konnte nur verderblich wirken, und in sie schoß der Erfolg des „Talisman" eine breitklaffende Bresche. „Der Talisman" ist der Vorläufer einer ganzen Reihe von Heroendramen geworden, die sich allgemach zwischen den Berliner und Wiener Großstadtstragödien und den Abschilderungen grauesten Menschenelends ihren Platz zu bahnen beginnen.

Zwei Jahre später — die Jahre des neuzeitlichen Dramatikers zählen nach „Saisons" statt nach Olympiaden — erschienen „Die Kameraden" auf dem Plan, ein dreiaktiges Lustspiel, in dem die Auswüchse der Frauenbewegung und das litterarische Gigerltum in lustiger und auch geistreicher Weise verspottet werden. Das Stück setzt indessen eine gewisse litterarische Modebildung voraus, und daher mochte es kommen, daß es nicht so recht den Erfolg finden konnte, den es verdient hätte. Hier und da wurde es sogar gründlich mißverstanden, am allergründlichsten in Frankfurt a. M., wo man sich erst lange besinnen mußte, ehe man darauf kam, daß der Verfasser hatte

eine Satire schreiben wollen. Als Satire ungleich höher als „Die Kameraden“ steht die Frucht des Jahres 1895, das Lustspiel „Robinsons Eiland“ (der Titel ist schlecht), in der ein ungefüger socialpolitischer Stoff, die urewige Dissonanz zwischen „können“ und „gelten“, mit leicht schaffender Künstlerhand, gleichsam spielend, zu einer von köstlichem Humor durchwehten zeitgemäßen Tragikomödie umgeformt worden ist. Schon die Grundidee ist prächtig. Eine fin de siècle-Gesellschaft unternimmt auf einem neuerbauten Wunderschiffe eine Reise um die Welt; das Schiff strandet an einer unbewohnten Insel, und in dieser Einöde ist nun die ganze Gesellschaft, die in der Kulturwelt eine große Rolle spielt, ohne weitere Hilfsmittel als die eigne Intelligenz völlig auf sich selbst angewiesen. Der Fürst, der Großkaufmann, der Gelehrte, der Journalist stehen der jungfräulichen Natur wie Kinder gegenüber — aber der arme Sohn aus dem Volke, der daheim seine Armut als Kugelkette mit sich schleppen mußte, wird hier zum Sieger und Herrscher. Das Thema ist mit glücklichster Laune durchgeführt. Merkwürdigerweise konnte sich in Berlin das Stück nicht lange auf dem Repertoir halten, während es in Wien zahlreiche Aufführungen erlebt hat. Das Berliner Publikum ist, glaube ich, skeptischer; ihm fiel die Schwäche der Komödie mehr in die Augen: die sich auch in „Robinsons Eiland“ geltend machende schiefe Beurteilung socialer Gegensätze. Der Autodidakt ist der ideale Praktiker bei Fulda, und seine Vertreter der Kultur sind eigentlich nichts als nutzlose Drohnen mit einem Schuß ins Idiotenhafte. Dabei ist das Drollige, daß in Fuldas Schriften die Männer aus dem Volke durchweg etwas specifisch aristokratisches an sich haben — mit einziger Ausnahme des Korbflechters aus dem „Talisman“, der denn auch die populärste seiner Gestalten geworden ist.

Den alten, nicht rein altruistischen Grundsatz „Was Du nicht willst, daß man Dir thu ...“ behandelt Fuldas zweite Märchenkomödie „Der Sohn des Kalifen“. Trotz vieler reizvoller Episoden und der bestechenden Sprache reichte der Erfolg des Kalifensohnes und auch seine Qualität nicht an den „Talisman“ heran. Dagegen eroberte sich das nun folgende Musenkind, das Lustspiel „Jugendfreunde“, im Umsehen die Bühnen. Das ist ein direkter Abkömmling der „Wilden Jagd“, mehr der Schwankgattung als der feineren Lustspielart angehörend, aber vom ersten Aufrollen des Vorhanges bis zu seinem letztmaligen Fallen erheiternd und unterhaltend. Diese harmlose Lustigkeit erfreute das p. t. Publikum und ärgerte die Kritik. In einer launigen Tischrede charakterisierte Professor Erich Schmidt einmal die Nörgeleien gewisser Kritikaster Fulda gegenüber. Kam Fulda uns ernst, so sagte die Kritik: „Wo hat Ludwig seinen Humor gelassen?“ und wurde er lustig, so befahlen die kritischen Auguren: „Schmock, schreiben Sie tief! ..“ In seiner letzten Bühnenarbeit hat Fulda, wie es scheint, auch die Anspruchsvolleren befriedigt. „Herostrat“, das Griechendrama reinster Form, ohne die kleinste, verzeihlichste Hinneigung zur „Moderne“, war für eine Weile ein Repertoirstück des Berliner Schauspielhauses geworden. Menschen, Motive, Handlungen lagen unserem Publikum absolut fern; von Herostrat selbst wußte man nicht mehr, als die Gelehrten des Konversations-Lexikons in vier Zeilen niedergelegt haben: daß er der ruhmwütige Brandstifter des Artemistempels zu Ephesus gewesen sei. Weder an des Volkes religiöses Empfinden, wie im „Johannes“, noch an sein patriotisches, wie in den „Quitzows“, appellierte Fuldas „Herostrat“. Es war eine Kühnheit, uns in unseren Tagen für einen antiken Anarchisten und für die Griechen der voralexandrinischen Zeit interessieren zu wollen. Aber die Kühnheit glückte. Das Publikum bereitete der Dichtung reiche Huldigungen ...

Mit diesen Dramen — einer stattlichen Zahl für einen Mann von erst sechsunddreißig Jahren — ist die litterarische Thätigkeit Fuldas noch nicht erschöpft. Vor allem ist seine Übersetzungsthätigkeit viel zu bedeutend, als daß sie hier übergangen werden könnte. Schon 1889 versuchte er sich mit einer prachtvollen Übertragung der in ihrer Art klassischen Dorfgeschichte vom „Meier Helmbrecht“ des mittelalterlichen Dichters Wernher der Gärtner. Im Jahre 1892 begann er mit den Übersetzungen von Molières Meisterwerken: „Tartuffe“, „Gelehrte Frauen“, „Misanthrop“, „Geizige“ — auch Meisterwerke der Übertragung, die dem

großen Franzosen eine neue Heimstätte auf unserer deutschen Bühne bereiteten. Es folgten sodann eine treffliche Verdeutschung von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit" und schließlich die köstliche Übersetzung von Rostands graziösem Versspiel „Cyrano de Bergerac", das gegenwärtig die Runde über unsere Bühnen macht. Mir scheint, gerade in diesem Stück, das voller sprachlicher Feinheiten steckt und dessen größter Zauber die wundervolle Versdiktion ist, feierte Fuldas Übersetzungskunst den höchsten Triumph. Es ist erstaunlich, mit welcher Gewandtheit er die vielverschlungenen Reime des Originals wiederzugeben verstanden hat, ohne dem Urbild etwas von seinem frischen poetischen Reize zu nehmen.

Auch in der Lyrik gelingen das kurze witzige Epigramm und das Sinngedicht Fulda am besten. Ich möchte hier eine kleine Anekdote einschalten. Bei irgend einem litterarischen Feste, das er zu leiten hatte, sollte auch eine Persönlichkeit geladen werden, die ihn stets mit allen Waffen der Gehässigkeit bekämpft hatte. Er weigerte sich dessen. „Aber lieber Freund," sagte man ihm, „seien Sie doch duldsam! Der Freiheit eine Gasse!...." „Doch nicht der Gasse die Freiheit," erwiderte Fulda kurz. Diese Antwort ist charakteristisch für ihn und seine Schlagfertigkeit. In seinen Sammlungen „Satura, Grillen und Schwänke" (Leipzig 1884) und „Sinngedichte" (Dresden 1888) spielt der zuweilen leicht zum Parodistischen neigende Wortwitz die Prim.

Im Jahre 1893 vermählte Fulda sich mit einer jungen Wienerin, die als Ida Theumer vor ihrer Verheiratung ein begabtes Mitglied des „Deutschen Theaters" war. Nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise nahm er zunächst ständigen Aufenthalt in dem ihm lieb gewordenen München, denn hier hatte er in Heyse, Lenbach, Jensen, Wilhelm Hertz u. a. treue Freunde gewonnen. Aber das frischere litterarische Leben Berlins zog ihn doch wieder nach der Hauptstadt zurück, wo er an der Grenze des Weichbildes in Charlottenburg, endlich auch die ersehnte „stille Wohnung" gefunden hat. Und es ist gut, daß sie „still" ist, gut für sein poetisches Schaffen, denn Fulda liebt die Anregungen der Welt. Er reist viel und gern, und da er ein vorzüglicher Sprecher ist, so hält er von Zeit zu Zeit auch Vorträge und Vorlesungen. Bei einer solchen Vortragsreise blieb der Zug, den er benutzte, einmal im Schnee stecken. Fulda traf zu spät in dem sächsischen Städtchen ein, in dem man ihn hören wollte. Der Wirt des Gasthofes, in dem er wohnte, stand aber litterarisch nicht auf der Höhe der Zeit; er schaute den Ankömmling etwas scheel von der Seite an und schließlich stellte es sich heraus, daß er Fulda für einen der — wandernden Akrobaten hielt, die ihre Vorstellungen für die nächsten Tage angekündigt hatten. Eine andere, sehr drollige Verwechslung passierte ihm in Wien. Im Burgtheater war sein erstes Stück zur Aufführung gekommen. Die Kritik hatte das Stück gelobt, aber den Verfasser heftig getadelt, weil er — im Überrock und in grauen Pantalons vor der Rampe des K. K. Instituts erschienen war, statt, wie dort üblich, in Frack und weißer Binde. Nichts destoweniger befand sich der junge Dichter in außerordentlich gehobener Stimmung und ließ sich in seinem Glücksgefühl auch neue Visitenkarten anfertigen. Wie schwoll ihm die Seele, als der Papierhändler, dem er den ehrenvollen Auftrag der Verbreitung seines Namens erteilt hatte, eine unendlich tiefe Verbeugung vor ihm machte und irgend etwas Respektvolles zwischen den Lippen murmelte! War Fulda schon bei dem kleinen Handwerker eine also bekannte Persönlichkeit, so stand seiner Popularität kein Hindernis mehr im Wege! Aber die herbe Enttäuschung kam auch diesmal nach, als der Papierhändler geschwätzig zu erzählen begann, „Eminenz der Herr Papa" seien erst vor kurzem gleichfalls in Wien gewesen und auch, den Zeitungen zufolge, in der Hofburg empfangen worden... Dieser Papiermensch war ein braver Katholik, aber doch auch ein Walroß und wußte ebensowenig vom Cölibat wie von der modernen Litteratur: er hielt unseren Dichter nämlich für einen Sohn des — Bischofs von Fulda...

Was bleibt mir noch über den Menschen Fulda zu sagen übrig? — Ich hörte von einem Bekannten gelegentlich ein etwas burschikos klingendes Urteil über ihn: „er ist ein lieber Kerl!.." Das klappt. Noch mehr loben möchte ich ihn nicht, da ich ihm befreundet bin — was mich freilich nicht hindern konnte, in diesen Zeilen nicht alles zu loben, was er geschaffen hat...

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Von Schleswig-Holsteins Morgenröte. II.

Von

Eduard Freiherrn von Ungern-Sternberg.

(Abdruck verboten.)

Um die Jahreswende von 1863 auf 1864 sah es in Kiel schier aus wie nach einem siegreich beendeten Kriege. Die durch die Ankunft des Herzogs mächtig emporgeschnellte Stimmung des Volkes ließ sich durch die am politischen Gesichtskreis überall aufsteigenden drohenden Wolken nicht ohne weiteres niederdrücken. Die (sächsischen und hannöverschen) Bundeskommissare hatten zwar eine eigne Landesverwaltung eingerichtet, störten die sich von Tag zu Tag mehrenden Kundgebungen im augustenburgischen Sinne aber in keiner Weise und ließen die Holsteiner sich gebärden, als ob Herzog Friedrich schon anerkannter Landesherr wäre. Von allen Dächern wehte die schleswig-holsteinische Fahne, an allen Straßenecken hörte man zahllose Leierkasten das Schleswig-Holstein-Lied spielen. Selbst die begeistertsten Patrioten hätten es schließlich fast überdrüssig werden können, wenn nicht die aufreizenden Nachrichten gewesen wären, die über die feindselige Haltung der beiden Großmächte, Preußen und Österreich, fortwährend kamen. Während der Bundestag, bald unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung in Deutschland, bald unter dem der europäischen Mächte, die von dem Augustenburger nichts wissen wollten — hin und her schwankte und zu keiner Entschließung gelangen konnte, gingen Preußen und Österreich ihre eignen Wege, d. h. sie stellten sich rückhaltlos auf den Standpunkt des geltenden Rechts und verlangten in diesem Sinne von Dänemark die Aufhebung der Schleswig einverleibenden Novemberverfassung. Als Dänemark dies, in übrigens keineswegs unerwarteter Weise, ablehnte, rückten ihre Truppen langsam in Holstein ein. Da dies aber unter dem ausdrücklichen Vorbehalt geschah, daß die Unteilbarkeit der dänischen Gesamtmonarchie dadurch nicht angetastet, sondern vielmehr ausdrücklich anerkannt werden solle, konnte das Erscheinen der Preußen und Österreicher in Holstein keineswegs begeisternd wirken. Sie wurden von der Bevölkerung mit eisiger Zurückhaltung, eher wie als Feinde denn als Freunde behandelt.

Zunächst war in Kiel, wo ich einstweilen meine Wohnung genommen hatte, von alledem nichts zu merken. Die Zeit vom 1. bis zum 25. Januar verging, als ob es weder Preußen noch Österreicher in Holstein gäbe; so vorsichtig wurden die Truppen, mit Rücksicht auf die fortdauernden diplomatischen Verhandlungen, vorgeschoben. Vom Bahnhofshotel aus, wo sich das herzogliche Hauptquartier, das allerdings nur aus wenigen Personen bestand, in der ersten Zeit aufhielt, wurden bald Anstalten zur Errichtung einer eignen Bürgerwehr getroffen, die den persönlichen Schutz des Landesherrn übernehmen sollte, obwohl es dessen bei der Nähe der Bundestruppen eigentlich nicht bedurfte. Es wurden Wachtposten ausgestellt, die aber, soweit ich mich erinnere, erst nach der Übersiedelung des Herzogs in ein Privathaus am sogenannten „Sophienblatt“ in Thätigkeit traten. Daran bin ich nicht beteiligt gewesen; wohl aber meldete ich mich sogleich, als die in Hamburg abgebrochenen Exerzierübungen wieder aufgenommen wurden, die übrigens einen ganz veränderten Charakter trugen. Von Anwerbungen und Handgeldern war keine Rede. Die neue „Truppe“ setzte sich aus begeisterten Anhängern des Herzogs und seiner Sache, meist Studenten, zusammen. Mit diesen Elementen ließ sich, trotz mangelnder persönlicher Beziehungen, gut verkehren; von den vielfachen Hamburger Unannehmlichkeiten beim „Dienst“ hatte ich während der ganzen Dauer der Übungen, die sich allerdings auf nur etwa acht Tage erstreckten, nichts zu verspüren. Es waren durchweg gebildete und anständige junge Leute, die teils in einem Saal mit der Waffe ausgebildet wurden, teils im Freien, östlich von der Stadt, ohne Gewehr den „Felddienst“ erlernten. Die Leitung lag teils in den Händen der mir schon von Hamburg her bekannten älteren Offiziere, teils war sie wohl aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, einigen jüngeren Leutnants anvertraut worden, die sich nicht alle sonderlich vertrauenswürdig und brauchbar erwiesen.

Diese neue Thätigkeit gefiel mir ganz gut. Wie meine und unser aller Stimmung damals war, verstand ich, mir trotz der Hamburger Er-

fahrungen, über die Zwecklosigkeit dieser Anstrengungen keine Gedanken zu machen. Daß die Preußen im Anmarsch waren, kümmerte mich nicht; ich lebte wie im Rausch von einem Tage zum anderen, ohne mir über die Zukunft Rechenschaft zu geben.

Mit unseren Fortschritten waren wir selbst und, wie sie sagten, auch die Offiziere sehr zufrieden. Schon nach vier bis fünf Tagen allerdings sehr eifrigen Exerzierens wurden wir für „reif" erklärt, den „inneren Dienst" zu übernehmen, d. h. Posten zu stellen und Patrouillengänge zu machen. Mit schweren, rostigen Musketen versehen, marschierten wir im stolzen Bewußtsein, Großes zu leisten, nächtlich durch Kiel. Bei Tage wurde das — klüglich — vermieden; da traten wir harmlos auf, wie andere Leute. Am Abend aber, etwa gegen neun Uhr, wurde die „Hauptwache", ein dem Bahnhofe gegenüber liegendes Bierlokal, „besetzt"; wir rückten mit unseren Gewehren ein, um erst gegen Tagesanbruch wieder nach Hause zu wandern. Nur einmal übrigens habe ich Gelegenheit gehabt, dieses Treiben aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Wie es dabei zuging, verdient hier wohl geschildert zu werden. An jenem Abend hatten wir uns um die gewohnte Zeit versammelt. Ob draußen ein Posten „vor Gewehr" stand, kann ich nicht sagen; möglicherweise hatte man das übersehen. Drinnen saßen die „dienst"habenden Studenten um verschiedene Tische, tranken Bier oder spielten Karten. Als Fremder war ich keinem von ihnen näher getreten; nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden. Ich saß also allein an einem Seitentisch und sah die Zeit tödlich langsam verrinnen, hielt aber unerschütterlich aus; denn ich glaubte, eine „heilige Pflicht" zu erfüllen. Die Gewehre standen wie Spazierstöcke in den Ecken; niemand kümmerte sich um sie. Trotz unserer kriegerischen Absichten boten wir ein Bild des tiefsten Friedens. So war es allmählich Mitternacht geworden; mir war matt und verdrossen zu Sinn; ich fing an die Minuten zu zählen. Da erschien der „wachthabende" Offizier, ein ganz junger, aber nicht ganz einwandfreier Leutnant a. D., der sich in irgend einer Gesellschaft aufgehalten haben mochte, und gab uns mit einer wichtigen Miene, die ich noch heute vor mir sehe, den Auftrag, eine „Streifpatrouille" an den Kanal vorzuschicken, dessen nördliches Ufer von den Dänen besetzt gehalten wurde; man müsse sich von dem Stande der Dinge daselbst überzeugen. Daß dies nicht nur überflüssig sei, sondern selbst gefährlich werden konnte, leuchtete weder dem Vorgesetzten noch den Untergebenen ein, wobei auch ich keine Ausnahme machte. Begierig lauschten wir vielmehr alle dem „Befehl", der dahin ging, daß sich ein halbes Dutzend von uns, unter der Führung eines vom Leutnant, der, glaube ich, keinen von uns kannte, aufs Geratewohl ad hoc zum Unteroffizier gemachten Studenten, die Anwesenheit der Dänen auf der anderen Seite des Kanals „festzustellen", und sich im Falle eines Zusammenstoßes bis auf den „letzten Mann" zu wehren habe. Hierauf wurden die Teilnehmer des „Todeszuges" bestimmt; ob aus eigner Machtvollkommenheit des Offiziers oder auf freiwillige Meldung hin, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls gehörte auch ich zu ihnen. Wir erhielten dann jeder eine scharfe Patrone und die wiederholte Weisung, uns „nichts gefallen" zu lassen, sondern bei dem ersten möglichen Anlaß Feuer zu geben. Mir fiel zwar auf, daß der Leutnant, statt die Führung selbst zu übernehmen, sie einem ganz unerfahrenen „Rekruten" übertrug; allein das beschäftigte mich nicht lange. Wir lechzten alle danach, Kugeln pfeifen zu hören; die Hoffnung, mit den Dänen handgemein zu werden, drängte alle anderen Erwägungen der Vernunft zurück; darunter auch die, daß wir mit einer Kugel im Lauf eigentlich wehrlos seien. Die „Patrouille" setzte sich also mitten im nächtlichen Dunkel in Marsch und eilte durch den tiefsten Kot auf der nach Holtenau führenden Landstraße gegen Norden. Ob die Dänen übrigens dort oder an einer anderen Stelle des Kanals standen, wußte niemand zu sagen, und keiner der großen Krieger hatte daran auch nur einen Augenblick gedacht. Später Mondschein drang von Zeit zu Zeit durch die Wolken, verbreitete jedoch ein zu unsicheres Licht, als daß man irgend etwas Bestimmtes hätte unterscheiden können. Dann kam ein dichter Nebel dazu; wir wußten bald nicht mehr, wo wir waren, und tappten auf gut Glück weiter, weil wir eben „Befehl" hatten, uns nach dem Kanal zu begeben, und vor allem, weil wir uns nach Kampf mit den Dänen sehnten. Gesprochen wurde nicht mehr, wir verkehrten nur im Flüsterton miteinander. Die Vorstellung der Gefahr begann sich uns aufzudrängen. Plötzlich ertönte vor uns ein lautes: Wer da? Gleich darauf hörte man einen Gewehrhahn knacken. Wir waren so überrascht, daß niemand zu antworten wußte. Wieder wurde gerufen, und diesmal erwiderte einer von uns mit unsicherer Stimme: Gut Freund! Unmittelbar darauf stand ein hannöverscher Dragoner, die Pistole in der Hand, vor uns und fragte in barschem Tone, wer wir seien und was wir wollten. Welche Auskunft ihm wurde, ist mir entfallen, um so deutlicher aber schwebt mir vor, daß er uns in den naheliegenden Fährkrug begleitete, statt die „Patrouille", wie es eigentlich seine Pflicht als Vorposten der Bundestruppen gewesen wäre, zu verhaften und auf die nächste Feldwache zu führen; denn bewaffnet umherzustreifen war streng untersagt. Er schien uns aber für gänzlich harmlos zu halten und zog es deshalb vor, im Kruge ein Glas Grog mit uns zu trinken. Hier erfuhren wir, daß wir uns dicht am Kanal befänden und daß auf dem anderen Ufer dänische Dragoner aufgestellt seien; von unserem Standort eigentlich nur durch eine leicht zu passierende Brücke getrennt. Zuerst wirkte das ein wenig ernüchternd auf uns; als aber der reichlich genossene Grog seine Wirkung gethan, beschloß man, den Dänen die „Meinung" zu sagen. Unter Beobachtung der im „Felddienst" erlernten militärischen Vorsichtsmaßregeln setzte sich die „Patrouille" gegen den höchstens 200 Schritt entfernten Kanal in Bewegung. In dessen unmittelbarer Nähe angelangt, hieß der Führer einen Teil seiner „Untergebenen", zu denen auch ich gehörte, zurückbleiben, die Gewehre aber schußfertig halten; mit den übrigen drei bis vier

Mann ging er bis an die Brücke vor. Bei dem fahlen, halbverdeckten Mondlicht konnte man nichts Bestimmtes erkennen; wohl aber tönte von Zeit zu Zeit Stimmengewirr über das keineswegs breite Gewässer zu uns herüber. Der Patrouillenführer rief die Dänen in ihrer Sprache an, so laut er konnte. Als er nicht gleich Antwort erhielt, brauchte er bei seiner nun wiederholten Anrede verletzende Worte, die ich allerdings nicht verstand; denn nun schallte es in sehr barschen Tönen zurück, und bald bekamen wir ein regelrechtes Gezänke zu hören. Dabei waren, auf unserer Seite wenigstens, die Hähne gespannt; jede unvorsichtige Bewegung der leidenschaftlich erregten Studenten konnte eine Entladung zur Folge haben. Wenn die dänischen Dragoner das aber übel nahmen und ihre Gäule zu uns herüber spornten, wäre es uns sicher sehr übel ergangen, und niemand hätte mit den Dänen Abrechnung halten können, denn, wie der hannöversche Soldat uns gesagt hatte: wir durften uns außerhalb Kiels nicht bewaffnet blicken lassen, handelten also ganz auf eigne Gefahr. Glücklicherweise krachte kein unvorsichtiger Schuß; unser Führer wurde des „Ausschäumens" seiner patriotischen Gefühle schließlich müde, und wir kehrten als „Sieger" in den Krug zurück, um dort so lange weiter zu kneipen, bis der Heimweg zum gefährlichsten Teil der Unternehmung wurde. Während dieser kurzen Zeit drohte einem jeden von uns die Gefahr, von einem bezechten Kameraden erschossen zu werden; wir kamen aber mit heiler Haut nach Hause und trafen gegen vier Uhr morgens beschmutzt und müde auf der „Hauptwache" ein. Ich hatte dort noch bis sechs Uhr auszuhalten; dann schwankte ich höchst abgespannt in mein Bett.

Als ich am Vormittag über den Marktplatz ging, sah ich die schwarzweiße Fahne am Rathause wehen; eine preußische Schildwache schritt ernst und gemessen auf und nieder.

Ich habe kein deutliches Bild mehr von dem Eindrucke, den das Erscheinen der Preußen in Kiel hervorrief; gewiß aber haben sich neben mancher Verstimmung, die sich namentlich an das sofort erlassene Verbot der militärischen Übungen knüpfte, auch viele geheime Hoffnungen geregt. Je näher man den Krieg kommen sah, desto eher ließ sich auf unerwartete Zwischenfälle rechnen, wie sie in dem Denken und Fühlen der Schleswig-Holsteiner jener Tage den breitesten Raum ausfüllten.

Mit dem herzoglichen Hoflager kam ich während dieser Wochen, wo die Bevölkerung fortwährend zwischen Freude an der jungen „Selbständigkeit" und Furcht vor der dunklen Zukunft schwankte, nur wenig in Berührung. Eines Besuchs bei Samwer möchte ich aber doch gedenken, weil die äußeren Umstände mir für den Unterschied zwischen „Ideal und Wirklichkeit" äußerst bezeichnend erschienen. Wie schon erwähnt, wohnte er mit dem Herzog und dessen Gefolge während der ersten Tage in dem nichts weniger als bequem und elegant eingerichteten Bahnhofshotel, das sich unmittelbar über den höchst mangelhaft eingerichteten Betriebsräumen erhob. Ich fand den in seiner Weise immerhin einflußreichen Mann in einem Zimmer, wie es heute kein Geschäftsreisender von einigem Selbstgefühl beziehen würde; so eng, daß gewisse Kleidungsstücke, an einem Ständer hängend, mir fast den Weg versperrten und mich während der Unterhaltung förmlich „überragten". Diese Dürftigkeit im Äußeren schien Samwer gar nicht zu bedrücken; darin war er ein echter Sohn seines Landes. Keinem Schleswig-Holsteiner kam es in den Sinn, den Herzog geringer zu achten, weil er nicht in der Lage war, sich mit fürstlicher Pracht zu umgeben. Bald darauf wurde übrigens die schon erwähnte Privatwohnung am „Sophienblatt" bezogen; auch da aber verbesserte man sich kaum. Es sah dort aus wie bei einer mäßig bemittelten Bürgerfamilie; auch bei den Einladungen, die der Herzog mitunter erließ, ging es höchst einfach her. Ich bin nicht oft, aber doch ein oder das andere Mal dagewesen und kann deshalb aus eigner Anschauung reden. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern. Gerade die, welche sich mit Rücksicht auf das höhere Interesse der Nation von der augustenburgischen Sache früh abwenden mußten, werden besonders gern bereit sein, zuzugeben, daß Herzog Friedrich als Mensch das Muster eines Fürsten gewesen wäre und ein leuchtendes Beispiel gegeben haben würde.

An derartiges zu denken, fühlte man sich damals nicht versucht. Graf X. begann über die Zunahme der rein partikularistischen Einflüsse in der herzoglichen Umgebung zu klagen, von denen er voraussah, daß sie sich später — wenn die Ereignisse, die er und auch andere schon damals erhofften, zur Befreiung der Herzogtümer führten — als schweres Hindernis einer im nationalen Sinne befriedigenden Gestaltung der Dinge erweisen würden. Ich selbst aber hatte hinlänglich Gelegenheit, zu beobachten, daß die Bevölkerung sich wenigstens in Holstein keine andere Lösung als die der vollen Selbständigkeit unter Herzog Friedrich zu denken wußte und nicht geneigt war, dafür irgend welche politische Opfer zu bringen. Einstweilen konnte man dem nicht widersprechen; denn unbestimmte Hoffnungen waren kein Beweis, und mehr war in jenen ungewissen Januartagen nicht da.

Die Preußen befanden sich seit dem 25. Januar in Kiel und blieben dort eine Woche, ohne daß sich über ihre ferneren Bewegungen irgend etwas entschieden hätte. Die Verhandlungen mit Dänemark dauerten fort, und die Patrioten zitterten, daß es am Ende doch zur Verständigung, d. h. zu der von Preußen und Österreich geforderten Aufhebung der Novemberverfassung kommen könnte. Es war eine Zeit unerträglicher nervenzerrüttender Spannung.

Gerade deshalb hat sich mir die Erinnerung an die Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar unauslöschlich eingegraben. Gegen zwei Uhr morgens wurde ich durch donnernden Hufschlag aus dem Schlafe geweckt; gleich darauf ertönten von allen Seiten Alarmsignale, es wurde getrommelt und gepfiffen, als stände der Feind vor den Thoren. Was im Werke sei, ließ sich aber nicht erkennen; denn zu sehen war in dem undurchdringlichen Dunkel der Winternacht nichts. Das Hinundherjagen der Reiter hörte nicht

auf und ebensowenig das Blasen und Trommeln. Dann öffneten sich überall die Thüren, über den knarrenden Schnee liefen eilige Füße .... ich wußte nichts, und doch ergriff mich wieder das unnennbare Gefühl, das ich am 15. November 1863 schon einmal gehabt hatte. Endlich, endlich! ...

Als mir am anderen Morgen das Frühstück gebracht wurde, erfuhr ich, daß die Preußen abmarschiert seien nach der schleswigschen Grenze, die sie in diesem Augenblick bereits überschritten haben müßten. Das war also der Krieg.

Der 1. Februar 1864 war ein heller, sonniger, ziemlich milder Tag; ich beschloß deshalb, den Truppen zu folgen, und fand den ehemaligen Hardesvogt Bargfeldt, einen alten schleswigholsteinischen Kämpfer, der den linken Arm bei Idstedt verloren hatte, bereit, mich zu begleiten. Wir steckten einige Tafeln Schakalade in die Tasche und machten uns zu Fuß auf den Weg. Wagen waren selbst für schweres Geld nicht zu haben; denn alles drängte von Kiel aus nach Norden.

Von den Preußen sahen wir bis kurz vor Eckernförde nichts. Der Vormarsch hatte sich ohne jeden Versuch des Widerstandes von seiten der Dänen vollzogen, die hinter die Schley zurückgewichen waren. In Gettdorf, dem ersten schleswigschen Ort, wehte vom Kirchturm die schleswig-holsteinische Fahne; den Herzog hatte man bereits proklamiert. Eigentlich war das alles verboten; selbst das Aushängen der Fahnen wurde erst am 19. Februar amtlich gestattet: es geschah aber doch, und niemand versuchte diese Kundgebungen ernstlich zu stören. In Eckernförde, das von Kiel vier Meilen entfernt ist und von uns erst ziemlich spät am Nachmittag erreicht werden konnte, fanden wir eine gehobene Stimmung und zahllose leere Flaschen, aber wenig zu essen und gar keinen Platz zum Schlafen. Jeder verfügbare Raum war von den Truppen besetzt, und es hätte sehr unbehaglich werden können, wenn nicht zufällig ein besonders gutmütiger Eckernförder bereit gewesen wäre, uns ein ebenso zufällig in seinem elterlichen Hause, bei einfachen Handwerksleuten, freigebliebenes Zimmerchen für die Nacht zu überlassen. Am anderen Morgen waren wir früh heraus; der Übergang über die Schley bei Missunde, hieß es, sollte erzwungen werden, dabei wollten wir unter keinen Umständen fehlen. Das Wetter war nicht so günstig als am Tage vorher; dichter kalter Rauhreif bedeckte die Gegend und hinderte jeden Blick in die Ferne. Das kümmerte aber weder uns, d. h. den später sehr bekannt gewordenen Herrn N. und mich — Borgfeldt hatten wir aus dem Gesicht verloren —, noch die zahllosen sonstigen aus Kiel und anderen holsteinischen Ortschaften zusammengeströmten „Schlachtenbummler". Mindestens 150 liefen ihrer mit, als sich die Preußen, vom Prinzen Friedrich Karl persönlich geführt, nach der Schley hin in Bewegung setzten. Alle mißtrauische Zurückhaltung war mit der Überschreitung der schleswigschen Grenze verschwunden, und die Preußen zeigten sich ihrerseits unbefangen freundlich, vom Ernst des Krieges war in diesem ersten Stadium noch nicht viel zu merken. Wir gingen neben den marschierenden Kolonnen her und unterhielten uns bald mit diesem, bald mit jenem der Offiziere. So waren wir durch das weitgedehnte Dorf Kosel gekommen und schließlich, ohne es zu merken, ganz an die Spitze geraten. Zu sehen war in dem immer dichter werdenden Nebel fast nichts. Wir befanden uns im Gespräch mit einem ganz vorn reitenden Offizier und verstanden, uns nichts Arges zu denken, da krachte es plötzlich wie aus einem schweren Geschütz; ein mächtiges Geschoß sauste über unsere Köpfe hinweg und bohrte sich etwa 150 Schritt weiter in den gefrorenen Boden des mit dünnem Schnee bedeckten Ackers. Der Offizier verzog keine Miene, und die Truppe (westfälisches Fußvolk) setzte ihren Weg ohne das mindeste Zeichen von Erregung fort; die Wirkung auf die Civilisten aber war „magisch" zu nennen. Alles begann sich nach rückwärts zu retten, und die Gangart wurde um so schneller, als dem ersten Kanonenschuß rasch mehrere andere folgten. Wir waren unvermerkt in den Bereich der dänischen Schanzen über der Schley geraten, und der lang herbei gesehnte Kampf war plötzlich entbrannt. Wir beide, N. und ich, hätten auch besser gethan, uns zu entfernen; denn zu thun gab es für uns nichts. Der gleichfalls anwesende „Times"-Korrespondent, Mr. Oliphant, handelte jedenfalls ganz verständig, als er sich mit den Worten: They will concentrate their fire here — empfahl. Als alte Korpsstudenten konnten wir uns aber nicht entschließen, im Augenblick der Gefahr zu weichen, sondern blieben bei der nun Halt machenden Truppe stehen. Die Offiziere hatten sich auf dem Knicke an der Straße niedergelassen; wir traten zu ihnen, es folgte eine etwas verlegene Pause. „Wollen Sie bei uns bleiben, meine Herren?" fragte dann einer von ihnen. „Wenn es erlaubt ist, ja." „Nun, dann werden Sie tüchtig ins Feuer kommen." Weiter wurde nicht mehr gesprochen. Inzwischen war eine Batterie Feldartillerie herbei gerasselt, hatte Aufstellung genommen und nach den Schanzen zu zu feuern begonnen, was die Dänen, die nun wußten, wo wir waren, veranlaßte, uns mit Geschossen aller Art zu überschütten. Es pfiff und prasselte unsinnig über den Weg. Der angerichtete Schaden war zwar nicht so groß, als der Lärm; einige Leute aber wurden doch getroffen; einen Unteroffizier sah ich unmittelbar neben mir fallen. Behaglich war uns beiden dabei nicht zu Mute; den jungen Soldaten ebensowenig, die die schwere Aufgabe hatten, unthätig im Feuer zu stehen. Furcht ließ keiner von ihnen blicken; wir wurden aber doch ganz naiv gefragt, weshalb wir denn eigentlich da seien, da uns keine Verpflichtung hielte. Ein Unteroffizier, der sich N. als Rechtsanwalt zu erkennen gegeben hatte, diktierte ihm seinen letzten Willen, der mit vollem Namen und Adresse in ein Taschenbuch eingetragen wurde: „Am 2. Februar 1864 als braver Soldat bei Missunde gefallen." Was aus ihm geworden, haben wir niemals erfahren. Wie lange wir geblieben, weiß ich auch nicht mehr. Endlich aber glaubten wir der „Ehre" genug gethan zu haben und gingen langsam, wie es sich geziemte, nach dem Dorfe Kosel zurück. Unterwegs trafen wir den ersten schwerverwundeten Offizier. Der junge Graf v. d. G..... wurde auf einer Bahre, in seinen Mantel gehüllt,

Am Feldrain. Nach dem

ɛmälde von Hermann Seeger.

Digitized by Google

in düsterem Schweigen vorüber getragen. Vom Gefecht war nichts mehr zu sehen, als gelegentliches Aufblitzen im Nebel; eine schwere trübe Stimmung aber lagerte über der eisigen, grauen Fläche und teilte sich allen mit, die dem lebenslustigen glänzenden Husaren den letzten traurigen Abschied winkten. Im Dorfe war das Gedränge so unleidlich, daß wir es bald vorzogen, auf das Schlachtfeld zurückzukehren. Diesmal aber folgten wir nicht der Straße, sondern schritten leichtsinnigerweise quer über Feld, ohne zu wissen, wohin wir geraten mochten. Wir erlebten dabei nichts Besonderes; gelegentlich sauste eine Kanonenkugel nahe vor uns in einen Knick; das war alles. Gegen vier Uhr nachmittags wurde das Feuer schwächer, um endlich ganz zu verstummen. Man hatte sich überzeugt, daß der Uebergang über die Schley so nicht erzwungen werden könne, und zog die Truppen zurück. Ich sah sie an uns vorüber marschieren; die gehobene Stimmung des Morgens war unverkennbarer Verdrossenheit gewichen; es wurde weder gesprochen, noch gesungen; in tiefer Stille ging es nach Eckernförde. Ich wäre um ein Nachtlager verlegen gewesen, wenn mir nicht ein Bekannter, der Graf Christian R...., einen Platz in seinem Wagen angeboten und mich nach Kiel zurückgebracht hätte. Ganz spät am Abend waren wir wieder da. Ich wollte eben ins Bett, als ich die Aufforderung erhielt, zum Herzog zu kommen. Er hatte gehört, daß ich dem Gefecht beigewohnt, und wollte meine Eindrücke erfahren. Ich warf mich also gegen Mitternacht in den Frack und ging ins Bahnhofshotel, wo ich vom Herzog allein empfangen wurde. Was ich ihm mitteilen konnte, hatte natürlich keinen militärischen Wert. Er hörte mich aber trotzdem aufmerksam an und war von verbindlicher Freundlichkeit wie immer. Die nächsten 14 Tage vergingen, ohne daß etwas Bemerkenswertes vorgegangen wäre; dann erhielt ich den Auftrag, eine Rundreise im westlichen Schleswig zu machen, um mich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen und darüber an die herzogliche Kanzlei zu berichten. Am 22. Februar fuhr ich von Kiel mit der Bahn nach Rendsburg und von da bei tiefem Schnee und nicht unbedeutender Kälte nach S. an der Eider, wo, wie ich wußte, mein Freund N., der „Kampfgenosse" von Missunde, inzwischen Landvogt geworden. Damit war es ganz eigen gegangen. Bald nach dem Übergang der Preußen über die Eider saß ich eines Nachmittags mit mehreren Freunden, unter ihnen auch N., zusammen, als einer von uns bei der Nachricht, daß die Stelle eines Landvogts in S. frei geworden, die Bemerkung hinwarf: „N., das wäre etwas für Sie, damit sollten Sie es versuchen." „Das will ich auch," antwortete N., ohne sich viel zu besinnen, begab sich schnurstracks nach S. und erklärte sich selbst zum Landvogt. Nach einiger Zeit wurde er von den Civilkommissaren bestätigt und ist seitdem von Stufe zu Stufe gestiegen. Die Erklärung für diesen unter normalen Verhältnissen unmöglichen Vorgang ist darin zu suchen, daß die dänischen Beamten überall, wo die Preußen hinkamen, ihre Stellungen aufgaben und nach Norden flohen, so daß Anarchie ausgebrochen wäre, wenn sich nicht Landeskinder als Ersatz gemeldet hätten. Einige Beispiele von dieser Leichtfüßigkeit habe ich selbst erlebt. In Eckernförde verliefen die Dinge unmittelbar nach dem Einmarsch der Preußen so, daß einige Privatpersonen, denen ich mich als unbefangener Zuschauer anschloß, zu den betreffenden Beamten hingingen und sie kurzweg aufforderten, den Platz zu räumen; wohl gemerkt übrigens, ohne etwas für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Meiner Erinnerung nach ist keine einzige Weigerung erfolgt. Einmal wurde uns von dem auf unser Klingeln öffnenden Dienstmädchen gesagt, der Herr sei bereits „über alle Berge". Die Leute fürchteten offenbar für ihr Leben, obwohl in dieser Hinsicht nicht die geringste Gefahr bestand. Keinem Dänen, er mochte nun hoch oder niedrig gestellt sein, wurde ein Haar gekrümmt. Die Haltung der Bevölkerung war über jedes Lob erhaben, und doch hätte sie sich in der ersten Zeit, als die neue Verwaltung noch nicht eingerichtet war, so manches erlauben können. Bald wurde übrigens eine Verordnung erlassen, die die dänischen Beamten, unter der Bedingung des Wohlverhaltens, in ihren erworbenen Rechten schützte. Infolgedessen blieben manche Elemente im Amt, die sich keineswegs zuverlässig erwiesen und deshalb später entlassen wurden. Immerhin gelangten namentlich im südlichen Teil des Landes damals eine Menge Schleswiger zu Stellungen, die sie sonst nicht so leicht erhalten haben würden. Unter ihnen war N. einer der ersten. Ich traf ihn in einer Dachkammer des Orts Ruges von F. Er hauste da ganz allein mitten unter den Bauern, seine Familie konnte er erst im Sommer nachkommen lassen. Von S. begab ich mich nach Tönning, Husum, Bredstedt und Tondern und kehrte dann über Flensburg nach Kiel zurück. Das Ergebnis meiner Reise, wie ich es in meinem Bericht niederlegte, war nicht ganz dazu angethan, die augustenburgischen Führer zufrieden zu stellen. Wahrheitsgemäß mußte ich sagen, daß die gewaltsame Besetzung Schleswigs durch die Preußen und Österreicher, obwohl man noch nicht auf dessen endgültige Befreiung hoffen durfte, sehr dazu beigetragen habe, die Neigung zu nationalen Zugeständnissen an Preußen zu verstärken, die in Schleswig der Natur der Sache nach von Anfang an allerdings weit lebhafter hervortreten mußte, als in Holstein, wo man die dänische Bedrückung nicht so unmittelbar empfunden. Daraus machten die angesehenen Männer, deren Meinung ich unterwegs erfahren, kein Hehl. In Kiel schien man das jedoch nicht gern zu hören. Etwas Bestimmtes ist darüber zwar nicht bekannt geworden. Ich wurde seitdem aber nicht mehr als Vertrauensmann behandelt und bin mit Samwer nur noch einmal, im Mai 1864, zusammen gekommen. Mir war diese Abkühlung der Beziehungen insofern ganz recht, als ich selbst mehr und mehr zu der Überzeugung gelangte, daß die Aufrichtung eines Kleinstaats zwischen den beiden Meeren keinen genügenden Ersatz für die gebrachten Opfer bieten würde. Unter allen Umständen aber stand mir die Unerläßlichkeit nationaler Zugeständnisse in dem Sinne fest, wie sie etwa ein Jahr später in

den sogenannten „Februarbedingungen“ formuliert worden sind. Was Bismarck damals verlangte, war nichts als das alte Programm der schleswig-holsteinischen Nationalen und konnte der Natur der Sache nach nichts anderes sein. Innerlich war ich mithin genügend vorbereitet, als mir Graf X. zu Ostern den Vorschlag machte, mit dem Rechtsanwalt R. aus Elmshorn, einem der hervorragendsten unter den national gesinnten Männern des Landes, die Leitung eines neuen Blattes in dem befreiten Flensburg zu übernehmen. Zwar hatte ich bisher nur Leitartikel geschrieben und kannte die eigentliche publizistische Tagesarbeit nicht; da es aber nicht anders ging, erklärte ich mich zu dem Versuche bereit und begab mich nach Flensburg, um dort zunächst allein „vor dem Riß“ zu stehen. Was die Arbeit eines Neulings, der auf seine Schere und seinen Leimtopf angewiesen war, wert sein mochte, kann man sich denken; allein auch die Ansprüche der Leser waren bescheiden, und so ging das Blatt, die noch heute bestehende „Flensburger Norddeutsche Zeitung“, rasch in die Höhe, R., der etwa 14 Tage später eintraf, führte eine vortreffliche Feder, und auch sonst fehlte es an begabten freiwilligen Mitarbeitern nicht. Vor allem aber war die Strömung der Zeit mit uns; die preußischen Geschütze donnerten vom Morgen bis zum Abend vor Düppel, und die Fensterscheiben von Flensburg hörten nicht auf zu zittern. Als ob es gestern gewesen wäre, steht mir der 18. April noch vor der Seele. Es war ein Montag, mildes, aber trübes Wetter. Von der frühesten Morgenstunde an dröhnte es von Düppel weit stärker, als wir es sonst gewohnt, herüber. Plötzlich, gegen zehn Uhr morgens, wurde es still. Wir wußten nicht, was davon zu denken. Die Belagerung hatte länger gedauert, als man geglaubt, und die Neigung zu schwarzseherischen Vorstellungen war noch keineswegs erstorben. Die Siegesnachricht kam erst spät am Nachmittage und wurde in dem halbdänischen Flensburg mit sehr gemischten Empfindungen begrüßt. Das zeigte sich ja auch, als abends bei herrlichem Vollmondschein, von preußischen Husaren geleitet, viele tausend Gefangene kamen. Der Anblick der todmüden wankenden Gestalten war überdies nicht geeignet, den Jubel anständig denkender Gegner zu entfesseln, und so blieb alles still. Als vor dem Rathause Halt gemacht wurde, warfen sich viele Dänen ohne weiteres aufs Pflaster und wären dort am liebsten liegen geblieben. Sie mußten aber wieder aufstehen und wurden nun, da keine anderen Räume verfügbar waren, in den beiden großen Stadtkirchen untergebracht. Die deutschen Begleitmannschaften gingen nicht unfreundlich mit ihnen um. Nur einmal habe ich gesehen, daß ein Gefangener, der sich bei der Verteilung der von den dänisch gesinnten Bewohnern gespendeten Lebensmitteln allzu rücksichtslos benahm, einen Kolbenstoß erhielt, der ihn fast zu Boden streckte. Die dänisch Gesinnten wurden übrigens von den Civilkommissaren viel zu rücksichtsvoll behandelt, und schon damals verstanden sie das mit der größten Anmaßung zu lohnen. Nach Düppel, so gut wie vorher, drängten sich diese Leute in der ungenierteſten Weise vor; wenn sich Deutsche mit der schleswig-holsteinischen Schleife zeigten, riß man sie ihnen mitunter am hellen Tage und auf offener Straße ab. Der „tappere Landsoldat“ wurde überall ihnen zum Hohn gesungen, gespielt oder gepfiffen, kurz, die Dänen benahmen sich ganz, als ob *sie* die Sieger wären; die Deutschen aber wagten sich nicht recht zu wehren, weil sie den beiden Großmächten noch immer nicht trauten und sich von der Furcht nicht frei machen konnten, schließlich doch an Dänemark ausgeliefert zu werden. Die Erfahrungen von 1851 ließen sich nicht vergessen; und wer hätte das, den Schleswigern zumal, verdenken können? Die am 9. Mai beschlossene *Waffenruhe* wirkte natürlich in demselben Sinne. Den dänisch Gesinnten erschien sie als günstiges Zeichen, während sie bei den Deutschen von 1864 gerade so gut wie bei denen von 1813 den Verdacht erregte, daß die Diplomaten wieder einmal dabei seien, „zu verderben, was das Schwert gut gemacht“ hatte. Besonders niederschlagend aber mußte es unter diesen Umständen auf sie wirken, daß die immerhin großartig verlaufene augustenburgische Kundgebung zu Flensburg vom 8. Mai 1864 ganz wirkungslos verpuffte. So gewaltig, wie sie damals in der Öffentlichkeit geschildert wurde, war die Landesversammlung zwar nicht; 40000 Menschen hätten selbst auf dem weiten Platz in der Vorstadt keinen Raum gefunden, 15000 bis 20000 aber mochten es doch sein, die unter freiem Himmel zusammenkamen, um sich einmütig für das Reich des Herzogs Friedrich zu erklären. Ich war selbst zugegen, habe mithin einen unmittelbaren Eindruck empfangen. Die Civilkommissare, denen die Beschlüsse der Versammlung überreicht wurden, verhielten sich so wenig entgegenkommend als möglich; nicht nur lehnten sie die Empfangnahme der Beschlüsse ab, dieselben wurden sogar, wegen „unziemenden Inhalts“, ausdrücklich abgewiesen. Nicht lange darauf (17. Mai) traten die beiden Großmächte, Preußen und Österreich, zwar ausdrücklich vom *Londoner Protokoll* zurück und verlangten die unbedingte Vereinigung der beiden Herzogtümer; nach dem soeben Vorgegangenen konnte das aber auf die große Masse der augustenburgisch gesinnten Bevölkerung nicht den erwünschten Eindruck machen, während es die Nationalen allerdings in der Auffassung bestärkte, daß es ohne weitgehende Zugeständnisse an Preußen schlechterdings nicht abgehen werde. Nur so in der That konnte man hoffen, von der amtlich noch immer festgehaltenen Personalunion mit Dänemark los zu kommen und den begründeten Ansprüchen Deutschlands einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelfen. Graf X., der hier nach wie vor die eigentliche Führung hatte, wollte für diese Anschauung in den Kreisen des der preußischen Politik bisher abgeneigten Nationalvereins wirken und forderte mich um Mitte Mai auf, ihn auf einer Reise nach West- und Süddeutschland zu begleiten. Wir berührten dabei auch *Kiel*, und hier hatte ich Gelegenheit, mit Samwer noch einmal ausführlich über die Lage zu sprechen. Er war nicht verpflichtet, mir über die Haltung, die er amtlich vertrat, Auskunft zu geben. In diesem Sinn darf ich mir deshalb kein Urteil erlauben,

daß seine Privatmeinung aber den Wünschen Preußens nicht günstig war: dieser Eindruck ist mir geblieben. Von der genialen Kraft, die hinter der Bismarckschen Politik stand, schien er noch keine ausreichende Vorstellung zu haben und beurteilte deshalb auch ihre Folgewirkungen falsch. Demselben Irrtum bin ich übrigens damals auch im weiteren Verlauf unserer Reise begegnet. Durchweg sah man in Bismarck zu jener Zeit noch weit mehr den „Reaktionär", als den unvergeichlichen Mann, der Deutschland bald darauf in den Sattel heben sollte, und konnte sich deshalb zu keiner entschiedenen Parteinahme für ihn entschließen. Unser Streifzug hatte also gar keine praktischen Folgen; wir kehrten sogar recht enttäuscht zurück, glaubten uns aber nun um so mehr an Preußen anschließen zu sollen und traten mit dieser Auffassung auch in der Presse hervor. Den äußeren Anlaß dazu bot, wenn ich nicht irre, das Mißglücken des Verständigungsversuchs, der zwischen dem Herzog und Bismarck am 1. Juni in Berlin stattgefunden hatte. Der wirkliche Thatbestand ließ sich damals nicht erkennen; man war auf die Eindrücke des Tages angewiesen, und diese gestatteten nicht, an etwas anderes zu denken. In der „Flensburger Norddeutschen Zeitung" erschien deshalb bald darauf ein Artikel, der im Gegensatze zu der immer stärker werdenden partikularistischen Strömung die Forderung von nationalen Zugeständnissen an Preußen schärfer als sonst betonte. Der Bruch zwischen den Nationalen und dem Augustenburgertum war damit, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach vollzogen. Sie wurden seitdem mehr und mehr als Gegner behandelt; auch ich, obwohl kein Landeskind und sozusagen rein zufällig hineingeschneit, bekam das, wenn auch vorerst nur in negativer Weise, zu spüren.

Unter diesen Umständen wurde die Waffenruhe (vom 9. Mai bis zum 28. Juni) von allen, die es anging, gleich schwer empfunden. Die persönliche Verbitterung zwischen der augustenburgischen Mehrheit und der nationalen Minderheit, nahm mit der Abneigung der ersteren gegen Preußen beständig zu, während die peinliche Ungewißheit über das Schicksal des Landes selbst kein Ende finden wollte. Als es nach sieben langen Wochen feststand, daß es wieder zum Kriege kommen werde, weil die Dänen auf ihre letzte feste Stellung in Alsen pochten und nicht zum Nachgeben zu bringen waren, wollten Graf X. und ich dabei sein, soweit dies, unter den seit Mißunde sehr veränderten Verhältnissen, noch möglich erschien, und suchten den Kriegsschauplatz am 29. Juni, von Flensburg aus, zu erreichen. Als wir gegen vier Uhr nachmittags auf der Höhe von Düppel standen, wußten wir, daß wir zu spät gekommen waren. Der in aller Frühe begonnene Kampf war seit mehreren Stunden vorüber; unterwegs hatten wir keinen Kanonendonner gehört. Still und reglos lag alles da. Draußen, ziemlich weit auf der blauen See, kreuzte „Rolf Krake", der Stolz der Dänen, langsam hin und her; er hatte den Übergang der Preußen über den Alsensund nicht verhindern können und wagte sich nicht mehr in den Bereich der preußischen Geschütze. Langsam fuhren wir über die wiederhergestellte Schiffsbrücke, die Sonderburg mit dem Festlande verband, und betraten die Stadt, die uns an diesem denkwürdigen Tage mehr wie ein Aufenthalt der Toden als der Lebendigen erschien. Die vorderen Straßenreihen lagen schon seit der Belagerung in Trümmern, von den Bewohnern war nichts zu sehen. Auf dem Pflaster aber hatten die siegreichen Preußen die Gewehre zusammengelegt und standen oder lagen still und in sich gekehrt beisammen. Die Übermüdung hatte sie fast alle wort- und teilnahmlos gemacht. Eine Ausnahme war nur ein Füsitier vom 35. Regiment, der als echtes Berliner Kind gewaltig prahlte und sich selbst einen „Musterfoldaten" nannte. Die anderen hörten dem gleichgültig zu und thaten, als ob wir gar nicht vorhanden wären. Wir gingen weiter und stiegen die die Stadt umgebenden, leicht anschwellenden Höhen hinan. Es war ein herrlicher Sommertag, die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel, eine leichte Brise kräuselte die leuchtende See. Gerade dieser tiefe Frieden der Natur machte es uns doppelt schwer, den Anblick der rings umher liegenden dänischen Toten zu ertragen. Die gefallenen Preußen und alle Verwundeten hatte man bereits entfernt. Nur getroffene Pferde sah man sich hier und da auf den weiten Koppeln still verbluten. Der dänischen Toten fanden wir in dem kurzen Umkreise, den wir durchschritten, viele; hinter einem niedrigen Knick lagen ihrer allein acht, ausgestreckt in Reih und Glied; dazwischen knieend ein junger Arzt, den die tödtiche Kugel beim Verbinden getroffen. Blut war fast gar nicht zu sehen. Der Ausdruck der Gesichter zeigte sich nicht verzerrt; sie schienen alle friedlich zu schlummern, auf manchen Lippen spielte es wie ein Lächeln. Auf den zerstreut liegenden Höfen sah es aus, wie auf dem freien Gelände. Sie waren von ihren Bewohnern verlassen; die Toten hatten den Platz der Lebenden eingenommen, sie lagen in den Zimmern, sie lagen im Flur und Garten, aber alle unberührt, wie sie gefallen, von keiner räuberischen Hand geplündert; „Hyänen des Schlachtfeldes" gab es in Schleswig-Holstein nicht. Kein lebendes Wesen war überhaupt zu erblicken; es war das Schweigen des Todes im eigentlichsten Sinne des Wortes, das uns bedrückte. Von ernsten Eindrücken bewegt kehrten wir abends nach Flensburg zurück.

Das war der letzte Kampf gewesen. Nach der blutigen Lehre von Alsen lernten die Dänen endlich sich ins Unvermeidliche fügen; am 30. Oktober 1864 wurde der Wiener Friede geschlossen, der die endgültige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark besiegelte, es aber nicht dem Herzog Friedrich übergab, sondern nur bestimmte, daß die Rechte Dänemarks auf Preußen und Österreich übergehen sollten, ohne daß es zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Großmächten selbst gekommen wäre. In dieser Beziehung blieb alles der Zukunft vorbehalten, die sich ebendeshalb keineswegs freundlich anlassen konnte; denn eben aus dieser Unsicherheit der Lage schöpfte die preußenfeindtiche Agitation in ganz Deutschland und vor allem in Schleswig-

Holstein selbst fortwährend frischen Mut; bald war von der Stimmung von Düppel selbst in Schleswig fast nichts mehr zu spüren. Das hinderte indessen nicht, daß zu der der Entscheidung kurz vorausgehenden Zeit in Flensburg eine Art vorläufiges „Friedensfest" gefeiert wurde. Am 2. August, kurz vor Beginn der Dunkelheit, bewegte sich ein feierlicher, aus sämtlichen deutschen Vereinen der Stadt zusammengesetzter Zug, unter Vorantritt von Musik, nach der Wohnung des preußischen Civilkommissars, die sich im Süden befand, um diesem eine Huldigung nebst Anrede und allem Zubehör darzubringen. Der Kommissar dankte aus seinem Fenster in wohlgesetzten Worten; an dem stillen warmen Sommerabend tönten Rede und Gegenrede voll und kräftig in den Zuhörerkreis herein; der Eindruck des Ganzen war nicht übel. Nun galt es auch den österreichischen Kommissar aufzusuchen, dazu aber mußte man sich in „Feindesland" begeben, denn der Herr wohnte in „Raschs Hotel", das in Schleswig-Holstein jedermann als das Hauptquartier der Dänischgesinnten kannte. Der Zug marschierte also weiter, konnte aber bald nur mühsam vorwärts tappen; denn inzwischen war es stockdunkel geworden und nördlich vom Rathaus kein einziges Haus auch nur mit einem Talglicht erleuchtet. Auch „Raschs Hotel" hatte, unter dem Drucke seiner Kundschaft, keine Ausnahme gemacht. Es lag ebenso finster da, wie all die anderen. Trotzdem glaubte man nicht unverrichteter Sache umkehren zu sollen. Der Zug stellte sich vor dem Gasthof auf, so gut er konnte, und: „Gott erhalte Franz den Kaiser" erschallte es durch die stille Nacht. Ich stand mitten in dem Haufen der Zuschauer, wenn dieser Ausdruck hier am Platze ist, da man nichts sah, — konnte aber kein Lebenszeichen vernehmen. Wie das zusammenhing, habe ich nicht erfahren. Vielleicht war der österreichische Civilkommissar der Kundgebung, die ihm von seinem Standpunkt bedeutungslos erscheinen mußte, aus dem Wege gegangen. Jedenfalls fühlte sich die Menge durch das fortdauernde Schweigen verletzt. Da sie ihren Ärger an dem Civilkommissar aber nicht auslassen konnte, so kehrte sie sich gegen die dänischgesinnte Nachbarschaft des Hotels und fing an diesen die Fenster einzuwerfen. Die Klänge der österreichischen Nationalhymne mischten sich mit dem Klirren der Scheiben, ohne daß die anwesenden Polizisten, bei der undurchdringlichen Finsternis, hätten einschreiten können. Um das Ganze nun nicht mit einem Skandal enden zu lassen, verfiel einer der leitenden Persönlichkeiten auf die Idee, dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der als Leiter des Kriegskrankenwesens noch in Flensburg anwesend war und ebenfalls in „Raschs Hotel" wohnte, aufs Geratewohl ein „Hoch" auszubringen. Als dieses verklungen war, hörte man plötzlich eine markige Stimme. Graf Stolberg, der zufällig anwesend war, dankte kurz in keineswegs verbindlichem Ton; dann aber erteilte er den Versammelten den „schneidigsten" Verweis, den man unter solchen Umständen wohl je gehört: „Schämen Sie sich," sagte er, „die Überlegenheit des Siegers zu mißbrauchen und ihr Mütchen an den Geschlagenen zu kühlen; das thut kein ritterlich denkender Mensch. Und nun gehen Sie ruhig nach Hause." Damit schlug er das Fenster zu. Die Antwort auf diesen derben „Rüffel" ist mir für die anständige Denkweise der Bevölkerung immer bezeichnend erschienen. Nach einer kurzen Pause der Überraschung brachte jemand ein abermaliges „Hoch" auf dem Grafen Stolberg aus, in das die Menge kräftig einstimmte; dann ging alles lautlos auseinander, ohne weiteren Unfug zu treiben.

Still wurde es nun überhaupt im Lande. Den abziehenden Truppen waren die Kriegskorrespondenten und sonstigen zahllosen fremden Gestalten, von denen Flensburg wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes monatelang gewimmelt, vorangegangen. Nur weniger von ihnen weiß ich mich noch mit Namen zu erinnern. Die Mehrzahl bestand aus unbekannten Leuten, die im Dunkel wieder verschwand, aus dem sie gekommen. Unter denen, die damals und zum Teil auch später noch, einen gewissen Namen hatten, ragten der übrigens bald ausgewiesene Gustav Rasch, und der vor kurzem verstorbene Hans Wachenhusen hervor. Gustav Rasch, der ein sehr wenig empfehlendes Äußere besaß, konnte als Vorbild der zu jener Zeit stark vertretenen Politiker und „Patrioten" betrachtet werden, die der nationalen Sache so lange dienten, als sie sich in hoffnungsloser Opposition befand, um beim ersten Anzeichen praktischen Erfolges ins feindliche Lager überzugehen. Durch seine, in der „Gartenlaube" erschienenen Berichte über die Gewaltherrschaft der Dänen in Schleswig hat er den Umschwung im Jahre 1864 in gewissem Grade anbahnen helfen; kaum aber waren die Preußen über die Eider gegangen, so fiel er ihnen als Kriegskorrespondent in den Arm und trieb es so arg, daß er ausgewiesen werden mußte. Hans Wachenhusen, ein unendlich kleiner, magerer, äußerst selbstbewußt auftretender Mann, ließ sich nichts dergleichen zu Schulden kommen; er war der Berichterstatter, wie er sein soll. Über ihn habe ich nie eine Klage gehört; welterfahren und gewandt „bis auf die Knochen", wußte er sich mit den maßgebenden Persönlichkeiten, soweit ich das übersehen konnte, vortrefflich zu stellen und sich überall die besten Verbindungen zu schaffen.

Der partikularistische Stimmungswechsel, von dem ich schon sprach, trat noch vor dem endgültigen Friedensschluß, selbst in Schleswig, so scharf hervor, daß es zunächst aussichtslos schien, in der Presse dagegen zu kämpfen. Unter diesen Umständen konnte meines Bleibens in den Herzogtümern, wo ich als Fremder sonst nichts zu thun hatte, vernünftigerweise nicht länger sein. Mit Zustimmung meiner Gesinnungsgenossen beschloß ich daher das Land zu verlassen, um mich zunächst wieder nach Süddeutschland zu wenden, wo ich den Winter von 1865 zum Teil verbrachte.

Abb. 1. Ansicht des Klosters Rheinau.

Der Rhein vom Rheinfall bis nach Basel.

Von

J. C. Heer.

Mit dreizehn Originalzeichnungen von Prof. Caspar Ritter.

(Abdruck verboten.)

Ein entzückendes Ungeheuer ist der Rheinfall, ein weißes Donnerwetter zwischen drei Felsen, jede Schilderung, die man von ihm entwirft, ein Hohn auf das menschliche Wort. Der Eindruck der durchleuchteten Wasserberge, des aufwirbelnden Wasserstaubes und des Getoses ist so übermächtig, daß die meisten Besucher kaum ein Auge dafür haben, in was für einer majestätischen Ruhe der blaue Strom gleich unterhalb seines Falles zwischen grünen Laubkulissen verschwindet, — verschwindet mit der Würde eines Künstlers, der seine Sache gut gemacht hat.

Wohin geht er? — Unter Hunderttausenden, die den Rheinfall besuchen, folgt kaum einer dem Strom, sondern die meisten sind es zufrieden, daß der Fluß, wenn sie nach Basel kommen, auch wieder da ist und seine Pflicht, die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland zu bilden, gethan hat. Auf dieser Rheinstrecke verkehren keine Vergnügungsboote, Landstraße und Eisenbahn berühren sie nur da und dort unmittelbar, und im großen und ganzen trägt die Stromlandschaft den Charakter träumerischer Einsamkeit. Aber wie lieblich wird sie durch Klöster und Burgen, durch deutsche und schweizerische Grenzstädtchen unterbrochen, die an den Stromhalden hangen und sich in den grünen Wellen spiegeln!

Die schönste Gelegenheit, den Strom zu genießen, bietet eine Fahrt im Kahn, eine jener Sonntagsfahrten, wie sie zuweilen von der Jungmannschaft der Rheinstädtchen oder Rheindörfer veranstaltet werden. Sechs, acht „Weidlinge“, wie das Volk die starkgebauten Rheinboote nennt, folgen sich dann festlich bewimpelt auf wallenden Wassern, und unter Scherzen und Lachen, im Klange der alten Volkslieder, geht die Fahrt zwischen blühenden Ufern dahin. Gefahrlos ist sie nicht, denn von Zeit zu Zeit unterbrechen Stromschnellen den Lauf des Flusses, eine Menge Nagelfluhklippen lauern auf die Boote, aber die Bursche, die sich Sonntag um

Abb. 2. Chorgestühl im Kloster Rheinau.

Sonntag auf dem Rhein herumtreiben, kennen den Strom so gut wie ihre Westentasche, und wenn einmal ein Fahrzeug auf einem Riff zerbricht, dann schwimmen sie eben dem nächsten Ufer zu. Man sagt den Anwohnern des Oberrheins nicht umsonst nach, sie lernen zuerst schwimmen, erst später gehen, sogar manche Mädchen.

Beim Schlößchen Wörth unterhalb des Rheinfalls steigen wir am Frühmorgen in die Boote, denn um von hier nach Basel zu fahren, brauchen wir trotz des raschen Wellengangs des Rheines einen vollen Tag. Von kräftigen Armen getrieben, tanzt das Boot in die Mitte des Rheines und wogt mit den Wassern abwärts. Einen Augenblick noch fesselt der Rheinfall, er sieht sich aus der Stromtiefe an wie feiner, reiner Firnenschnee, der zwischen Felsen stäubend auf einen blauen Gletscher niederriefelt. Nun aber zieht die steile, hohe Uferhalde eine Kulisse zartgrünen Laubwaldes davor hin und ernster Stromfrieden nimmt uns auf.

Wie rein, wie wasserduftig ist die Luft über den Wellen, wie klar sind die sanften Wogen des Stroms! Die weißen Kiesel glänzen aus dem Grunde auf, und das Wandern des Flußsandes erzeugt ein leises Geräusch wie siedendes Wasser. Vom Rheinfall an ist der Gang des Rheins mehr ein Idyll als ein Epos. Nur selten blickt vom deutschen Ufer ein weißes Gehöft auf den Strom, das schweizerische ist weithin ganz Waldeinsamkeit, im Buchenlaub spielen die Sonnenfunken.

Nun aber ein überraschendes Bild! Im Rahmen der steilen Stromhalden schwebt plötzlich die Glärnischgruppe so in den Vorblick, daß man nichts sieht als den Rhein, die beiden Ufer und zwischen ihnen an der Himmelsfolie leuchtend, duftig, traumhaft schön wie eine Phantasmagorie die drei Firnkuppen des fernen Gebirgs.

Einen Augenblick später ist das silberne Bergbild über dem Strom verschwunden, aber wie wenn man in ein Stereoskop immer neue Photographien einsetzt, so bringt jede leichte Flußkrümmung frische, lichte Bergbilder. Jetzt ist's der Tödi — jetzt der Urirotstock — jetzt die große und kleine Windgelle, jetzt der Titlis, später die Berge des Berneroberlands. So irrt der Ausblick, den die Waldhalden gestatten, am Alpenkranz hin und her, oft aber hemmen Hügel eine Weile den Blick, bis weit entfernt vom vorangegangenen wieder ein kräftig leuchtendes Segment des Firnenbogens in die Stromöffnung springt.

Nirgends anderswo, als auf der Strecke unterhalb des Rheinfalls gewährt der Rhein diese entzückenden Bilder, denn auf seinem ganzen Laufe vom Hochgebirg zum Meer ist das Stück zwischen dem Rheinfall und dem Städtchen Eglisau das einzige, wo sich der Strom, wie von Heimweh nach

Abb. 3. Wappen des Bischofs im Kloster Rheinau.

dem Mutterhaus der Berge ergriffen, nach Süden wendet.

Ist nun die Fahrt zwischen den hohen grünen Ufern nicht doch etwas einförmig? — Wie wir uns die Frage vorlegen, da wird das schweizerische Ufer flach, und es grüßen die Türme eines Münsters, es kommt wohl eine große Stadt? — Nein, es ist das Kloster Rheinau (Abb. 1). Die alten epheuumrankten Mauern, die achteckigen Türme der monumentalen Kirche überraschen in der Menschenferne wie ein aus dem Grab der Jahrhunderte auferstandene Welt. Allein wie das Boot an den weißen, weitläufigen Mauern vorbeigleitet, da weicht die Romantik einem schmerzlichen Anblick. Aus den schwer vergitterten Fenstern strecken hundert Männer und Frauen grüßend die Hände, und wirre Stimmen, häßliches Gelächter tönen auf den Strom. Das ehemalige Kloster ist jetzt zürcherische Bewahranstalt für unheilbare Irre. Vorbei! vorbei! Allein sonderbar! Nachdem wir schon wieder eine Viertelstunde gefahren sind, nachdem wir die malerische hölzerne Spitzkirche, eine der ältesten Kapellen weit und breit, gesehen haben, kommen wir wieder nach Rheinau, denn ohne daß wir es besonders beachten, macht der Fluß die seltsamsten Windungen. Und nun wollen wir doch rasch die Klosterkirche, eines der größten Gotteshäuser der Schweiz, besuchen. Mehr als die barocke Fassade, die mit Heiligenfiguren geschmückt ist, fesseln die alten vortrefflichen Holzschnitzereien an den Wänden und Chorstühlen (Abb. 2) und zwei tausendjährige Steinsarkophage mit grobem Figurenschmuck, das herrliche Gitter mit Wappenschmuck (Abb. 3) vor dem Chor, die alten schönen Metallbildnereien auf den Altären, die Abendmahlbecher, die Monstranzen und Meßkleider der Sakristei, Dinge, die zum Teil längstvergangenen Jahrhunderten entstammen und von einstiger Klosterherrlichkeit reden. Nachdem Sankt Fintan, der irische Apostel, das Kloster am Ende des achten Jahrhunderts gegründet hatte, blühte es tausend Jahre; erst 1836 wurde es vom protestantischen Kanton Zürich, auf dessen Gebiet es liegt, säkularisiert. Über dreitausend Hektoliter alten Klosterweins gingen dabei in weltlichen Besitz über.

Bei der gedeckten Brücke von Rheinau, durch die im Jahre 1849 die geschlagenen badischen Insurgenten nach der Schweiz hinüberflohen, steigen wir wieder in die Boote. Während hinter dem grünen Laubrücken des Irchels die letzten Schneeberge versinken, öffnet sich zur Linken über niedrige Ufer dahin ein anmutiger Blick ins Flaachthal und auf seine Weindörfer. Auch das rechte Ufer ist hier schweizerisch, etwa eine Stunde lang fahren wir an schaffhauserischen und zürcherischen Landesteilen vorbei, die in das Großherzogtum Baden hineingeschoben liegen. Der Thurfluß, der aus dem Flaachthal in den Rhein tritt, hat, obgleich er viel schwächer als dieser ist, mit seinem Geschiebe den Strom so ans rechte Ufer gedrängt, daß er dieses beständig abfrißt. In den Erdhöhlen der kahlen, abbröckelnden Stromhalden haben Tausende von Felsenschwalben ihre Nester gebaut; ein- und ausfliegend erfüllen sie mit ihrem Gezwitscher die Luft. Das Kirchlein von Buchberg, das in diese Landschaft schaut, ist eine schöne Illustration zu Uhlands Lied: „Droben steht die Kapelle." Doch jetzt ist auch dieses Bild dahin. Zwischen Bergen aus gelbem Jurakalk brodelt der Strom über verborgene Riffe, die eilenden Schiffe tanzen auf und ab und gleiten über die silbernen Röhren der Wirbel, die sich in allerlei Krümmungen durch die aufwogenden

Abb. 4. Eglisau.

Wasser ziehen. Ein klapperndes Mühlrad, ein Fischerkahn, ein Reiher, der über den Strom fliegt, sie sind die einzige Staffage der Wald- und Berggegend. Zwischen hohen Sandsteinwänden kommt das klare Wasser der Töß wie ein schüchternes Mädchen zum Rhein getrippelt, aber die Stelle ist für den Strom insofern bedeutungsvoll, als er hier seine Südgedanken aufgibt und sich mit einem scharfen Bogen nach Westen wendet. Bauernhäuser stellen sich an die Ufer, Rebgelände steigen an ihnen empor, und sehr hübsch liegt an der rechten Seite des Stroms das Städtchen Eglisau (Abb. 4 und 5), die Hüterin einer alten gedeckten Brücke, die den Zugang zum Rafzerfeld bildet, der zürcherischen Enklave im badischen Lande.

Die Bedeutung der kleinen Städte des Oberrheins ruht in der Vergangenheit, sie blühten, als der Strom noch eine Verkehrsstraße war, als sie noch ihre Schiffergilden hatten, die die Führung der Waren auf gemeinsame Gefahr übernahmen. Seit aber auf dem Oberrhein bei Basel keine Kaufmannsgüter mehr geführt werden, stehen sie alle mehr oder weniger still. Das ganze malerische Städtchen Eglisau besteht aus drei Reihen altväterischer Wohnhäuser, einem alten geräumigen Rathaus und einer hübschen Kirche, in der das Denkmal jenes Freiherrn von Gradner steht, von dem Zürich im Jahre 1496 seine jetzigen rechtsufrigen Rheinbesitzungen kaufte. Und als neue Errungenschaft besitzt Eglisau eine Kuranstalt, die freundlich auf den Rhein ausschaut.

Auf dem linken Ufer tritt die Eisenbahn Winterthur-Basel an den Strom, und unterhalb des Städtchens überspringt die neuerbaute Linie Eglisau-Schaffhausen, die teils durch schweizerisches, teils durch deutsches Gebiet nach dem Rheinfall geht, auf einem einzigen, siebzig Meter hohen Eisenbogen die ganze Breite des Stroms, und nicht selten gibt es ein freundlicher Zufall, daß die Schiffer aus der Tiefe und die Eisenbahngäste aus der Höhe sich gegenseitig Glück zuwinken zu ihrer Fahrt.

Abb. 5. Blick auf Eglisau.
Fischfalle. Fischender Bauer von Eglisau.

Die unsere führt uns wieder in eine stille Waldlandschaft, das schweizerische Gebiet auf dem rechten Ufer ist ausgegangen, und ruhig summt der Strom als Grenzscheide zwischen Republik und Monarchie dahin. Wo die Glatt in den Rhein fließt,

schicken wir einen Gruß hinauf nach dem nahen Dorfe Glattfelden, dem Heimatort des schweizerischen Dichters Gottfried Keller, dessen „Grüner Heinrich" zum großen Teil in dieser stimmungsvollen Rheingegend spielt. Noch leben in dem Dorf als steinalte Großmütter einige Gestalten, die in Jugendherrlichkeit durch den prächtigen Roman wandeln. Und das einsame Mühlengehöft, das bei der Glattmündung auf den Rhein ausschaut, war ein Lieblingsziel Conradin Kreutzers, der im benachbarten Dorf, wo ihm eine liebevolle Braut wohnte, sein „Nachtlager von Granada" komponierte. Wie still liegt die Gegend im Sonnenstrahl, und wieviel Leben hat sich doch seit Jahrtausenden hier abgespielt! An den Uferhügeln sehen wir waldverwachsene Einschnitte. Das sind die Überreste der Refugien, welche die unter römischer Botmäßigkeit stehenden Helvetier zum Schutz gegen die Allemannen errichteten, die eroberungslustig über den Rhein herüberschwammen und die Brandfackel in die Dörfer und Getreidefelder warfen, bis sie das Land endgültig eroberten. Jetzt klingt die allemannische Mundart hüben und drüben, sähe man nicht hier und da am Strom einen deutschen oder schweizerischen Grenzwächter auftauchen, so fiele einem kaum ein, daß hier Länderscheide sei. Diese Leute haben übrigens ein beschauliches Dasein; was geschmuggelt wird, ist nicht der Rede wert, arme Vagabunden, die sie etwa austauschen, Zigeunerbanden, die die einen herüber-, die anderen hinübertreiben, geben ihrem Leben Abwechselung und Zweck.

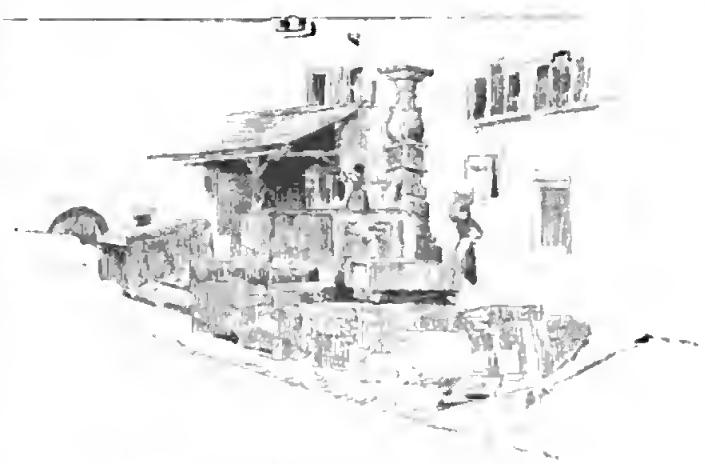


Abb. 6. Alter Brunnen in Kaiserstuhl.

Auf der deutschen Seite wird vor den dunklen Höhenzügen des Schwarzwalds das Dorf Hohenthengen sichtbar, auf der schweizerischen lehnt an der steilen Stromhalde das Städtchen Kaiserstuhl (Abb. 6 und 7), das seinen Namen tragen soll, weil hier Kaiser Tiberius auf seinem Zug gegen die Germanen Recht gesprochen habe. Uralt ist der Ort jedenfalls, denn zu oberst an der einzigen, jäh ansteigenden Gasse steht ein Turm, dessen römischer Ursprung nicht bezweifelt wird. Eine zur Hälfte neue, zur Hälfte alte Brücke führt zum Schloß Rötelen (Abb. 7) hinüber, wo einst der Obervogt des Bischofs von Konstanz und jetzt ein Gendarmerieposten residiert. Die Kaiserstuhler sind auf einen regen Verkehr mit Hohenthengen angewiesen, denn ihre Weinberge und Äcker liegen seltsamerweise nicht auf dem schweizerischen, sondern auf dem deutschen Ufer.

An den malerischen Schlössern Wasserstelz vorbei, die wie verzauberte mittelalterliche Idyllen am Wasser stehen, mit einem schönen Blick auf den Küssenberg, eine stattliche Schwarzwaldanhöhe mit Burgruine, gelangt unser Boot zum aargauischen Marktflecken Zurzach. Er ist insofern eine Art Venedig, als auch er im „Land der Träume" liegt. Zurzach war jahrhundertelang und bis in das unsere hinein durch seine drei großen internationalen Messen, die im März, zu Pfingsten und Ende August abgehalten wurden, das Handelsemporium der Schweiz. Bilder und Bücher schildern uns diese Zurzacher Messen, deren jede zehn Tage dauerte, in den lebhaftesten Farben. Sie erzählen, daß der Ort während der Märkte einem riesigen Feldlager glich, wo Kaufleute und fahrendes Volk aus allen Ländern Europas, selbst aus Rußland, der Türkei und Spanien zusammenströmte und seine Waren und seine Künste feilbot. Jedes Haus des Fleckchens war während der Messen ein

Abb. 7. Kaiserstuhl a. Rh. mit Brücke. Schloß Rötelen.

Gasthof, jedes ein Tanzsaal, jedes eine Spielbank, und in hellen Scharen wallfahrteten nicht nur die Bürgersleute der Städte zu beiden Seiten des Rheins, die Bauern der Dörfer, sondern auch die weltlichen und geistlichen Herren nach der Freistätte ungebundener Lustbarkeit, ja selbst die Nonnen der Frauenstifte bedangen es es sich aus, daß sie einmal im Jahr das Ordenskleid ablegen und in weltlichen Kleidern an der Zurzacher Messe erscheinen durften. Vergangene Zeiten! Der Marktplatz von Zurzach ist leer, in den großen, weitläufigen Wohnhäusern wiederhallt der Schritt der wenigen Leute, die noch darin wohnen, am silbernen Sarg der heiligen Verena in der Stiftskirche der alten Benediktinerabtei knieen keine Pilger und Pilgerinnen mehr, die heute beten und morgen tanzen, die Bürgerschaft hat kein Handelsgericht mehr zu bestellen, und die Tische der Wechsler, auf denen einst das Geld rollte, stehen bestaubt in der Rumpelkammer, doch ruht immer noch ein Abglanz alten Wohlstandes auf dem jetzt so stillen Ort. Zürich, das in unserem Jahrhundert sich zu einer so ungeahnten Blüte entfaltet hat, ist die lachende Erbin Zurzachs, und ihm bringen die Eisenbahnen jetzt, was Zurzach nur noch im Traum auf den verödeten Wasserstraßen des Rheins und der Aare an Kaufmannsgütern schwimmen sieht.

Uns tragen die Wellen an der Kadelburg vorüber nach Koblenz, nicht nach dem schönen, lachenden Koblenz an der Mosel, sondern dem kleinen, etwas zerfallenen Städtchen an der Aare, das einst einen berühmten Schifferstand besessen hat, aber heute wie Zurzach vergangenes Glück betrauert.

Gerade unterhalb Koblenz mündet der Rhein in die Aare — nein, die Aare in den Rhein. Der Eindruck und der Sprachgebrauch geraten hier in Widerspruch zu einander, denn der Rhein ist ein Waisenknabe gegen die gewaltige Aare, und nur das wundervolle klare Blaugrün seiner Wasser, die, wenn ich so sagen darf, einen edleren, vornehmeren Anblick als die halb trüben der Aare gewähren, erklären das Erstlingsrecht, das ihm die Völker gegeben haben. Eine Eisenbahnbrücke setzt hier aus der Schweiz über den Rhein nach Deutschland, eine andere über die Aare, und durch die fünf Bogen der letzteren blickt man in das malerische Thal, das dieser Strom durch den Gebirgszug des Jura gebrochen hat und das mit Kirchtürmen und Schlössern, die an den Bergterrassen kleben, hübsch ausgeschmückt ist.

Auf dem zur doppelten Breite angewachsenen Rhein trägt uns das Boot in wenigen Augenblicken zum Städtchen Waldshut (Abb. 8), das die Einsamkeit des deutschen Rheinufers allerliebst unterbricht. Große Sehenswürdigkeiten darf man in Waldshut nicht suchen, aber der Ort, der von üppigem Laubwald umgeben ist, macht einen ungemein behaglichen und wohligen Eindruck; wer ihn näher kennt, liebt ihn wegen seiner schönen Spaziergänge und der lohnenden Abstecher, die man von hier in die Tannenpoesie des Schwarzwaldes aus-

Abb. 8. Waldshut.

führen kann. Auch blättert man gern in den alten Chroniken, die von den Kriegsleiden Waldshuts in jenen Bauernunruhen erzählen, die unter dem Namen des Hauensteiner Rummels bekannt sind.

Bei Waldshut tritt nun auch die badische Bahn, die von Konstanz nach Basel führt, an den Strom, doch nur selten stört der ferne Pfiff einer Lokomotive die beiderseitige Ufereinsamkeit, den tiefen Stromfrieden, durch den wir, ohne eine größere Uferortschaft zu berühren, anderthalb Stunden lang fahren. In wirren Zungen singen die Wellen zwischen den Wäldern die Lieder, die sie aus dem Hochland mitgebracht haben. Das klingt und summt, das tönt und dröhnt in dieser Abgeschiedenheit wie von Bergheimweh, wie von Niederlandssehnsucht, alles ist Wanderlust. Kühl und erfrischend steigt der Wasserodem empor, und selbst am heißesten Sommertag bleibt die Luft weich und wohlig zu atmen. Wassergevögel belebt den Strom, aus den Wäldern schwirrt der schillernde Eisvogel, der Weih kreist über der Flut und holt sich den Fisch, vor dem Boot flattern die Wildenten auf und fliegen, eine Zickzackreihe bildend, mit Geschrei über den Strom: da und dort, bald auf dem schweizerischen, bald auf dem deutschen Ufer träumt ein Gehöft oder Dörfchen, und in seiner Nähe zieht ein Fischer seine Reusen, oder spielende Knaben fahren auf den Strom. Merkwürdig, was ihnen alles als Schiff dienen muß, ein bloßes Brett, ein schmaler Balken, auf dem sie kaum stehen

Oberes Thor in Waldshut.

können, und als Ruder ein Stecken oder ein Tannast!

Der nächste größere Ort, den wir erreichen, ist das schwärzliche, doch romantische Städtchen Laufenburg (Abb. 9 und 10) im Kanton Aargau. Da müssen alle Fahrzeuge aus dem Strom gehoben werden, denn gleich unterhalb des Städtchens ist der Laufen, eine schreckliche Stromschnelle, durch die kein Schiffer zu fahren wagt. Einer, erzählt die Sage, sei schlafend glücklich durch die Felsen gefahren, als er aber voll Übermut das Abenteuer bei wachen Sinnen wiederholen wollte, zerschellte er. Sehr

Abb. 9. Ruine von Laufenburg.

schön überblickt man die Wasserkluft von der zur Hälfte aus Holz, zur Hälfte aus Stein gebauten Brücke, die, in der Mitte auf einem steil aufragenden Felsen, dem Laufenstein, ruhend, in zwei Teilen vom schweizerischen Laufenburg nach dem badischen Klein-Laufenburg hinüberführt. Unmittelbar unter unseren Blicken verengt sich das Rheinbett zu einer Schlucht, zu deren beiden Seiten zerwaschene Granitfelsen senkrecht aufsteigen, und aus den brüllenden Wassern recken sich selbst wieder hemmende schwarze Blöcke. Eine weiße in Schaum zerflatternde Woge peitscht die andere mit grimmiger Wut hindurch, eine wahre Dämonenjagd. Regenbogen wölben sich über der schwarzen Spalte, wo der Sturz sein Donnerlied psaltert. Zu beiden Seiten der Rinne liegen verwaschene Felsen frei, über die hin man Stege zu den Lachsfallen am Strom gebaut hat. In seiner Mitte sitzt auf hohem Uferstein der Wächter, der mit einem Hebelwerk von langen Stangen, an die Eichenklötze befestigt sind, das Senknetz regiert. Eine Leine, die er in der Hand hält, verrät durch ihr Zittern, daß sich ein Fisch in dem Netz verfangen hat, ein Druck am Hebelwerk, das Senknetz steigt mit einem prächtigen Lachs empor. Jahrhunderte hatte Laufenburg den Ruf,

Abb. 10. Laufenburg.

die beste Lachsfangstelle am ganzen Rhein zu sein, aber die alten, guten Zeiten sind vorbei, und die Mägde in den kleinen Städten dieser Gegend, die es sich früher vertraglich ausbedangen, nicht mehr als einmal in der Woche Lachs essen zu müssen, haben sich nicht mehr zu beklagen, daß man sie nur mit Fischgerichten abspeise. Die Holländer haben es mit ingeniösen Einrichtungen verstanden, in den Mündungsarmen des Rheins ein solches Absperrungssystem durchzuführen, daß von hundert Lachsen, die zum Laichen ins Hochland aufsteigen wollen, nicht einer durchkommt, und obwohl Deutschland und die Schweiz, die jährlich so und so viel Tausende von Salmlingen aus ihren Fischbrutanstalten in die Gewässer einsetzen, mit Holland einen Vertrag abgeschlossen haben, der den Fischen zu gewissen Zeiten, z. B. Sonntags, die freie Passage durch die holländischen Rheinarme sichern soll, ist die Zahl der Lachse, die am Oberrhein gefangen werden, kaum mehr der Rede wert. Noch schlimmer als die Fischerei haben sich in Laufenburg die Schiffahrtsverältnisse geändert. Das Umladen der Schiffe war in früheren Jahrzehnten eine bedeutende Verdienstquelle für das Städtchen, aber jetzt kommen nicht nur keine Warenschiffe mehr, sondern je länger je mehr bleiben auch die Flösse aus, die sonst aus den bernerischen Alpengegenden und dem Jura die Aare und den Rhein hinuntergingen, bei Laufenburg aufgelöst, in einzelnen Hölzern durch die Stromschnelle geschwemmt und unterhalb des Sturzes wieder gebunden wurden.

Beim Weiler Schäftigen, wo sich der Strom beruhigt hat, steigen wir wieder in die Boote, die auf Wagen dorthin gefahren worden sind, und lustig wogen sie gegen Säkkingen hin, das mit der schweizerischen Ortschaft Stein durch eine Brücke verbunden ist.

Säkkingen — Trompeter! Man kann

Abb. 11. Blick auf Rheinfelden.

Salmenwange.

die beiden Begriffe nicht mehr trennen. Dicht am Rheinufer liegt, was wir suchen:

„— eines Gartens wohldurchblümte Au
Und, halbversteckt von Wildkastanienstämmen,
Des Herrenschlößchens schlankgetürmter Bau."

Dort hai Margareta gehaust, das Freifräulein von Schönau. Und im Rhein liegt eine Kiesbank, die bei hohem Wasserstand überflutet ist, bei auffallend niedrigem aber sich mit allerlei Kraut und Stauden begrünt. Das ist die Insel, wo jung Werner

Abb. 12. Säckingen. Oben: das Hessenschlößchen, links unten: Grabstein des Werner Kirchhofer und der Margareta und rechts unten: der Scheffelturm.

die Trompete geblasen hat. Hinter dem barocken Herrenschlößchen (Abb. 12) steht die zweitürmige Stiftskirche, die in kostbarem Schrein die Gebeine des Heidenapostels Fridolin aufbewahrt, bei dessen Gedenkprozession sich die Liebenden zuerst gesehen. Sankt Fridolin ist übrigens in seinem Ansehen als Ortspatron durch den Trompeter, der das Städtchen berühmt gemacht hat, geschädigt worden, denn jung Werner ist nun der profane Stadtheilige. Er steht als Erzstatue im Garten des Herrenschlößchens, das sich gegenwärtig im Besitz des schweizerischen Fabrikanten Bally befindet, der in seinen Seidenbandfabriken zu Säckingen dreitausend Arbeiter beschäftigt. Für die vielen Besucher ist im Herrenschlößchen ein Restaurant eingerichtet, und wunderhübsch spaziert sich's im Garten, der zur Sommerszeit seine Rosenpracht entfaltet, in lauschigen Tannengruppen Schatten spendet und mit einem Platanengang an den Strom führt, an dem der rotsteinerne Wasserturm aufragt. Auf die von einem Barockgeländer umschlossene Schloßterrasse, hoch über dem wogenden, strudelnden Strom, schatten die alten Kastanienbäume, und mitten in dieser Baumreihe steht der berühmte Pavillon, wo nach der Dichtung jung Werner Margareta den Unterricht im Trompetenblasen gab, und unter seinem Mansardendächelchen grüßen uns noch die mythologischen Fresken des Malers Fludribus. Wer noch mehr Erinnerungen an den Trompeter wünscht, findet

fein rotes, mit Barockſchnörkeln verziertes Grabmal an der äußeren Wand des Chors der Stiftskirche eingemauert (Abb. 12). Das Gitter davor, auf dem ſich eine goldene Leier und eine ſilberne Trompete kreuzen, ebenſo die Scheffelbüſte ſind vor einigen Jahren von Herrn Bally angebracht worden, der ſich ſehr bemüht, Säkkingen den litterariſchen Nymbus, den es durch Scheffels Dichtung erhalten hat, zu bewahren. Allein den berühmten Gaſthof zum „Knopf" findet man nicht mehr, ſondern nur einen modernen „Schwarzen Walfiſch". Wer Zeit hat, ſteigt zum Waldſee empor, der von Tannen und Felſen grün und grau eingefaßt im Bergforſt liegt, aber an idylliſchem Reiz dadurch eingebüßt hat, daß auf ihm jetzt auch ein Dampferchen ſchwimmt. Wir beſichtigen noch das Scheffelhaus an der Brücke, an dem eine weiße Marmortafel ſagt, daß hier der Dichter von 1850 bis 1852 gewohnt habe, wandern hinaus auf die „holzverſchalte Brücke", die aus einer Galerie von hunderten, ineinander verzapften Eichenbalken beſteht, und grüßen den alten Nepomuk, der den Grenzſtein in der Mitte hütet.

Und nun ein Lebewohl der ehrwürdigen Waldſtadt, die ſich mit ihren dicken Stiftstürmen ſo maleriſch vom langrückigen, tannendunkeln Hotzenberg abhebt. Die Fahrt geht durch dunkle Uferwälder, in wallenden Wogen, in gluckſenden, kreiſelnden Wirbeln erſtrudelt der Strom, Fiſcherhütten mit romantiſchen Lachsfallen ſtehen am Ufer und weit und breit waltet die Einſamkeit. Aber immer erregter wird der Rhein, er fiebert und tollt, jede Welle krönt ſich mit Giſcht, ein Tanz raſender Bacchantinnen, die den Schaum aus erhobenen Kelchen verſchleudern, geht über die Wogen. Das iſt der „Höllenfacken." Mannshoch, zwei-, dreimal mannshoch ſpringen die Wellen und überſchlagen ſich, um uns wogt es wie auf empörter, erbarmungsloſer, opfergieriger See. Dieſe Stelle iſt ſehr gefährlich. Ein falſcher Handgriff, und das Schiff zerſchmettert an den zackigen Riffen, die dunkel wie

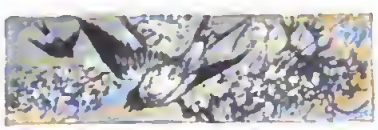
Abb. 13. Alte Brücke und Kirche St. Martin in Baſel.

der Tod aus den schaumweißen Wogen ragen. Und kein Schwimmer hat so starke Arme, daß er über die sausenden Wirbel hinweg zum Ufer gelangen könnte. Die Wellen springen ins gehetzte, taumelnde Schiff, daß an uns kaum ein trockener Faden bleibt, daß wir bis an die Knöchel im Wasser stehn.

Allein vor uns winkt ein Bild, das sich zu der tobenden Stromlandschaft in eine wundervolle Gegenwirkung stellt: Rheinfelden (Abb. 11), das Städtchen, das in der Spätnachmittagssonne warm leuchtend, ein Sinnbild des Friedens, auf hohem Ufer steht. Nach einer Viertelstunde aufregenden Kampfes jagt das Schiff, auf das die Leute von den Altanen Rheinfeldens in Sorge herniederspähen, über den letzten, gewaltigsten Strudel unter der Rheinbrücke hindurch und legt mit einer kühnen Schwenkung am deutschen Ufer an.

Eine gedeckte Brücke führt von hier auf den Stein, eine vom Höllenfacken umspülte malerische Felseninsel, die in alter Zeit eine Burg trug, jetzt aber in hübsche Anlagen umgewandelt ist, und eine zweite nach Rheinfelden, in das schmuckste aller Rheinstädtchen zwischen Schaffhausen und Basel. Daran, daß es früher eine bedeutende Rheinfestung gewesen ist, um die der Krieg zu verschiedenen Zeiten tobte, erinnern noch sechs alte Türme, die der Physiognomie des Städtchens einen romantischen Zug verleihen. An die alte epheuumrankte Ringmauer lehnen sich üppige Gärten, innen ist das Städtchen freundlich und licht; es gefällt mit seinen vielen altertümlichen Häusern, ohne daß es Sehenswürdigkeiten besäße, die man nicht auch anderwärts fände. Als solche sind etwa zu erwähnen die aus dem XIII. Jahrhundert stammende Stiftskirche zu St. Martin mit wertvollen Kunststickereien, in Silber getriebenen Heiligenbüsten, Monstranzen und Kelchen. Die Statue Rudolfs von Habsburg in dieser Kirche und die großen würdigen Porträts der Deutschen Kaiser von Ferdinand I. bis Franz II. im altertümlichen Rathaus erinnern daran, daß Rheinfelden mit dem Fricktal viel länger als die übrige deutsche Schweiz zum Deutschen Reich gehört hat, nämlich bis 1801, erst durch den Frieden von Lüneville wurde es der helvetischen Republik einverleibt. Ähnliche Bilder findet man im alten Zunfthaus zum „Salmenbräu," dem Stelldichein der Rheinfelder Kurgäste. Rheinfelden ist belebter Fremdenort, vielbesuchtes Soolbad, denn nur eine Viertelstunde liegen die Salinen, die jährlich eine Viertelmillion Doppelcentner Salz aus der Erde laugen und einen großen Teil des schweizerischen Bedarfs decken. Wunderhübsch sitzt sich's auf den grünumrankten Häuseraltanen Rheinfeldens hoch über dem Rhein, dessen Gewoge von da nur wie lustiges Wellenkosen erscheint. Dicht am Strome steht nahe bei der alten Johanniterkirche der Messerturm. Eine düstere Sage erzählt, daß die zum Tode Verurteilten von ihm auf ein Gerüst niedergestürzt wurden, das mit gekreuzten langen Messern besetzt war. Doch wozu an so alte Geschichten denken, wenn unten die Flut ihre Lieder rauscht, die Wellen in der Abendsonne blitzen!

Schon rötet sich der westliche Himmel, ein goldener herrlicher Sommerabend sinkt auf den Strom, der nach der Schlacht im Höllenhacken wie ein müder Kämpfer zur Ruhe gekommen ist und gelassen zwischen hohen Waldufern gegen Basel wallt. Mit ihm unsere Boote. Schon winkt auf ferner Höhe die weiße Krischonakirche, das Wahrzeichen Basels, immer satter an Farbe, Stimmung und Schönheit wird der Abend, und nun steht in roten Scheinen vor uns die Stadt mit dem hochragenden Münster, mit ihren Türmen, Giebeln und Brücken. Wir fahren unter den letzteren hindurch und sind am Ziel.



Im Waiſenhaus. Nach dem Gemälde von Gotthold Kuehl.
(Das Original befindet ſich im Beſitz des Herrn H. Rauſſendorff in Berlin.)

Die geheimnisvolle Nadel.

Eine Reiseerinnerung von

Freiherrn von Völderndorff in München.

(Abdruck verboten.)

Am 16. Dezember 1850 hatte ich den Staatskonkurs hinter mir — so heißt in Bayern das Referendarexamen — und wenige Tage später stand ich im Posthofe, um den Eilwagen zu besteigen, welcher mich — damals gab es noch keine Eisenbahnen — in das Land führen sollte, wo — Fräulein Mignon zufolge — die Citronen blühen. Das war so zugegangen: Einer meiner besten Freunde, ein genialer, lebensfreudiger, junger Mann, aber eine unstete Natur, welcher zuerst flotter Corpsstudent in Heidelberg, dann ein schneidiger Kavallerieoffizier gewesen war, überraschte uns alle plötzlich mit der Nachricht, er sei zum Katholicismus übergetreten, befinde sich im Jesuitenkloster in Loewen, wolle Geistlicher werden und gehe alsbald nach Rom, um in den Jesuitenorden einzutreten. Die Eltern waren trostlos, doch setzte die Mutter ihre letzte Hoffnung auf einen von mir persönlich zu machenden Versuch, den mir ehedem so nahestehenden Freund von seinem Entschlusse abzubringen. Nach kurzem Besinnen willigte ich ein, die, jedem „Staatsdienstaspiranten" nach der letzten Vorbereitungsprüfung gegönnte freie Zeit zu einer Fahrt über die Berge zu benützen, wobei ich mir jedoch die Ermächtigung erbat: äußersten Falles die elterliche Zustimmung zum Religionswechsel gegen den Verzicht auf den geistlichen Stand und insbesondere auf den Eintritt in den Jesuitenorden überbringen zu dürfen. Da mich die tiefbesorgte Mutter drängte, ja keine Zeit zu verlieren, fuhr ich denn Tag und Nacht bis Verona, wo ich mir sogar die üblichen Besuche im Amphitheater und bei den Reliquien von Romeo und Julia versagte. Dagegen nahm ich mein Mittagsmahl im „Café militare" ein, woselbst die österreichischen Offiziere verkehrten, bei welchen — wie mir gesagt worden war — ein deutscher Landsmann stets aufklärenden Rat und thätige Hilfe zu finden versichert sein durfte. Das bestätigte sich vollkommen. Ein freundlicher Hauptmann machte mich aufmerksam: es gehe noch am selben Abend ein militärischer Kurier nach Florenz, im Wagen sei noch ein zweiter Platz für einen Passagier frei; er — der Hauptmann — kenne den Kurier und werde mich ihm empfehlen; ich solle nur sofort auf der Post den Platz belegen, ihn verhindere leider sein Dienst, mich dahin zu begleiten. Ich ging also und bat sehr höflich, jedoch in deutscher Sprache natürlich, um das Billet für den Extrawagen.

„Schon vergeben," war die barsche Entgegnung.

„Man hat mich soeben des Gegenteils versichert."

Keine Antwort; das Schalterfenster fliegt zu. Ein Herr, welcher den Vorgang beobachtet hatte, sagte lächelnd zu mir:

„So geht es nicht." — Er klopfte dann und bestellte auf italienisch das Billet, welches er auch sofort erhielt und mir mit den Worten einhändigte: „Solche Beamte finden Sie in der Lombardei überall, und da meint die österreichische Regierung, sie könne das Land halten!"

Ich habe später im Trentino Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß man in Österreich trotz des Verlustes der Lombardei nichts gelernt hat.

Als ich abends erschien, um meinen Platz einzunehmen, war ich etwas verwundert, als der Kurier mit zwei Paar Pistolen und einem Säbel erschien.

„Man muß auf alles gefaßt sein," sagte er. „Die gewöhnliche Post garantiert

gleichfalls dem Reisenden nicht gegen räuberischen Überfall." —

Ich überzeugte mich später davon. Auf einem Gepäckschein, welchen ich zur Erinnerung aufbewahre, heißt es (in italienischer Sprache):

„Für Verlust des Gepäckes durch räuberischen Überfall wird kein Ersatz geleistet." —

Der Kurier, ein ehemaliger Offizier, war ein sehr gebildeter und unterhaltender Begleiter; die vier Pferde, welche uns zogen, liefen brillant, und wenn nur das Frühstück, welches wir in einem kleinen Dorfe einnehmen mußten, etwas genießbarer gewesen wäre, dann hätte ich mit meiner Fahrt ganz zufrieden sein können. Aber da mußte ich etwas Neues lernen. Zum Kaffee gab es weder Zucker noch Milch, und als ich erklärte, die schwarze Brühe ohne Rahm nicht genießen zu können, schlug der Wirt zwei Eidotter hinein, mit den Worten:

„È lo stesso!"

In Florenz gönnte ich mir kaum Zeit — ich versparte Besuche bei den Niobiden und den Mediceern (auf der Rückreise holte ich das Versäumte nach) und fuhr über Livorno, zum erstenmale das Meer durchfurchend, nach Civita Vecchia, wo ich den päpstlichen Boden betrat. Ich sollte sofort eine Probe der Zustände im „Kirchen"-Staate erhalten. Im Bureau der Diligence wurde mir bedeutet: um einen Platz nach Rom zu erhalten, müsse ich meinen Paß vorzeigen. Es geschah. Ja, er sollte aber visiert sein, zuvörderst beim „Consolato di Baviera". Das war schwer zu finden. Endlich wies man mich in einen Laden, auf welchem die Inschrift stand:

„Sale e tabacco."

Der Mann im Laden, welcher natürlich kein Wort deutsch verstand, kramte, als er mein Verlangen inne wurde, lange in einer Schublade unter allerlei Gegenständen herum, brachte endlich ein bayerisches Siegel hervor und vollzog gegen ein kleines Honorar die wichtige Amtshandlung. Nun zur päpstlichen Behörde. Die Visierung erfolgte, und der Beamte schob mir den Paß hin, jedoch ohne ihn loszulassen, und mit den Worten:

„Uno scudo."

In dem aufgedruckten Stempel hatte ich aber „senza pagare" gelesen. Ich deutete darauf und bemerkte:

„Da steht ja, daß ich nichts zu zahlen brauche."

Sofort zog der Beamte das Papier wieder ganz zum Schalter hinein, sagte:

„Questo non vale!" und erklärte mir trocken: wenn ich nicht zahle, werde er mir den Paß nicht geben, und der Kondukteur, welcher dazugekommen war, versicherte: er müsse abfahren und könne unmöglich länger warten. Also erlegte ich den römischen Thaler, und der brave Kondukteur belehrte mich noch: ich solle mich ja nicht etwa höheren Ortes beschweren, denn der Beamte werde einfach behaupten, ich hätte ihm nichts gezahlt.

„Aber Sie haben es ja gesehen."

Ein Lächeln, ein Achselzucken:

„Que vuole! Sono padre di famiglia: der sieht nichts und hört nichts."

Meine Reisegesellschaft nach Rom war sehr verschiedenartig zusammengesetzt: ein Engländer — einer von den langen, mageren, unleidlichen — zwei liebenswürdige belgische Offiziere, eine ganz reizende, wunderschöne Minente — (ich schalte hier ein, daß man damals jene Römerin, welche das echt italienische Kostüm trug, „una minente", die französisch gekleidete dagegen una piana nannte —) und endlich, die Sitze waren für je drei Personen berechnet, ein hagerer, trotz seiner Jugend sehr verlebt aussehender Mann, welcher sich als Spanier einführte, sehr viele goldene Ringe trug, die Lola Montez intim gekannt haben wollte und sofort Versuche machte, sich mir anzufreunden. Ich reagierte um so weniger, als ich mich sehr zu der Vertreterin des ewig Weiblichen hingezogen fühlte, und der schönen Nachbarin, natürlich nur um in das echt römische Volksleben eingeführt zu werden, die Erlaubnis abzuschmeicheln suchte, sie in Rom wiedersehen zu dürfen. Ich war in das Hotel Minerva empfohlen. Der Spanier erklärte, ebenfalls dort absteigen zu wollen, spielte bei der Ankunft den großen Herrn, verlangte noch spät abends ein Bad, hatte an seinem Zimmer, am Essen, am Wein, an allem etwas auszusetzen, von mir Arglosem indessen bald meine Verhältnisse und auch meine politischen Ansichten ermittelt und wurde — wie ich fürchte — auch meiner völligen Weltunerfahrenheit inne.

Anderen Tages, schon um neun Uhr morgens, klopfte es an meiner Thüre. Herein trat mein Spanier — welcher jedoch, wie er mir nunmehr kundthat, ein Sicilianer war —

erkundigte sich, wie ich geschlafen, räsonnierte über das schlechte Bett, welches er gehabt habe, und über die mangelhafte Bedienung. Dann fragte er plötzlich, ob ich kein Geld brauchen könne? Sehr erstaunt sah ich ihn an, und er bemerkte leichthin:

„Ich habe viel zu viel Geld bei mir und wäre froh, wenn Sie einiges von mir nehmen wollten. Zurückgeben können Sie es, wann Sie wollen. In Rom hat ein junger Mann immer mehr Ausgaben als er vorausberechnet. Wie gesagt, Sie thun mir einen Gefallen." —

So unerfahren war ich nun denn doch nicht, daß ich über dieses sonderbare Anerbieten nicht sehr bedenklich geworden wäre. Ich entgegnete also ziemlich kühl: für den momentanen Bedarf sei ich versehen, und außerdem wäre ich genügend akkreditiert. Er lächelte ironisch und sagte:

„Ihr Deutsche seid doch entsetzlich schwerfällig. Sie vermuten — weiß Gott, was — vielleicht, ich sei der Teufel und wolle Ihre Seele kaufen. Und die Sache ist doch so einfach: Sie haben mir einen guten Eindruck gemacht, Sie gefallen mir. Aus Ihren Reden habe ich entnommen, daß Sie noch nicht auf eignen Füßen stehen, daß Ihre Reise von Angehörigen bezahlt wird. Nun wohl, wenn Sie zu Ausgaben veranlaßt werden, welche man anderen nicht gern gesteht, dann erinnern Sie sich meiner und daran, daß Sie stets über meine Kasse verfügen können."

Ich dankte ihm höflichst. Bald bezog er einen anderen Gasthof (nicht ohne mir seine neue Adresse zu geben), und so verlor ich ihn aus den Augen und aus dem Sinn.

Ich will meine Rückkonvertierungsversuche an meinem Freunde nicht ausführlich erzählen. Einmal hatte ich ihn schon so weit, daß er am übernächsten Tage mit mir nach Hause zurückkehren wollte. Thörichterweise hielt ich ihn aber nicht fest bei mir. Als ich anderen Tages in seine Wohnung kam, hieß es, er sei in das Collegium germanicum gegangen, um Abschied von einigen Bekannten zu nehmen; allein als ich ihn abends wieder traf — er war längere Zeit nicht zu finden — war er völlig umgestimmt, und von nun an stets so sehr unter Aufsicht, daß ich nichts mehr durchsetzen konnte; schließlich mußte ich mit seinem Versprechen zufrieden sein, nicht in den Jesuitenorden einzutreten. Dafür wurde er dann später Dominikaner. Indessen ein wundersames Ergebnis haben meine Darlegungen doch erreicht. Bei unseren beiderseitigen Besprechungen pflegte der Wohnungsgenosse meines Freundes, ein recht netter, junger Niederländer, anwesend zu sein, welcher von seiner sehr frommen Familie zum geistlichen Stande bestimmt und zur Vorbereitung nach Rom geschickt worden war. Auf diesen machten meine Ausführungen einen tiefgehenden Eindruck; zum Schrecken seiner Angehörigen erklärte er plötzlich, er könne nicht Geistlicher werden, und trotz aller Bemühungen ihn umzustimmen, beharrte er bei seinem Entschlusse. Der Zufall wollte, daß ich vierzig Jahre später im Römerbad bei Aßmannshausen mit einem liebenswürdigen, alten Herrn desselben Namens wie jener Niederländer, zusammentraf. Als ich ihm erzählte, ich hätte einmal in Rom einen jungen Theologiebeflissenen kennen gelernt, welcher wahrscheinlich Erzbischof oder gar Kardinal sein werde, meinte er:

„Den Vetter N. — man heißt ihn wegen seiner früheren Bestimmung in der Familie nur ‚il santo' — haben Sie gekannt? Der ist Vater von sieben Kindern und hat eine Frau, welche er noch immer brennend liebt. Wir haben nie erfahren, wie es gekommen ist, daß er Knall und Fall der Theologie den Abschied gab; er hat es niemals erklären wollen."

„Ecco il peccatore," sagte ich, auf mich deutend, und erzählte ihm die Geschichte.

„Nun, er ist glücklich," bemerkte der alte Herr und gab mir die Hand. „Es soll Ihnen verziehen sein, was Sie unabsichtlich gesündigt haben." — — — —

Um meinen diplomatischen Mißerfolg zu verschmerzen, beschloß ich in jenen vergangenen Tagen meiner ersten italienischen Reise, Neapel zu besuchen, und da die Diligence die Nacht hindurch die pontinischen Sümpfe — als die uninteressanteste Partie der Gegend — kreuzen wollte, fand ich mich abends an der Abgangsstation ein. Der Kondukteur hatte mir meinen Platz bezeichnet; dieser war auf der üblichen sechssitzigen Bank, zwischen einem italienischen Mönche und einem Engländer; diesmal einer von der gewöhnlich nicht reisenden, echten John Bull-Klasse; dick, behäbig, lie-

benswürdig und freundlich. Ich stand etwas im Schatten. Da tritt ein elegant gekleideter junger Mann an mich heran und fragt:

„Vous parlez français, monsieur, n'est-ce pas?“

Auf mein Bejahen erzählte er mir, er habe einen Brief, welcher so rasch wie möglich nach Neapel befördert werden sollte, allein der Schalter sei schon geschlossen — „und denken Sie nur: der Kondukteur ist unartig genug, mir die kleine Gefälligkeit abzuschlagen, den Brief persönlich mitzunehmen. Dürfte ich Sie um diesen Dienst ersuchen?“

„Warum denn nicht?“ erwiderte ich. „Ich werde ihn in Neapel auf die Stadtpost geben.“

„Das nicht, das nicht,“ sagte der Fremde schnell. „Die dortige Stadtpost ist zu nachlässig. Wo steigen Sie ab?“

„Man hat mir das Hotel d'Europe empfohlen.“

„Gut, einige Tage nach Ihrer Ankunft wird sich ein Herr mit einem schwarzen Barte melden und bei Ihnen — Sie heißen? wenn ich bitten darf — anfragen, ob Sie einen Brief mit dieser Adresse haben.“ Dabei übergab er mir ein ziemlich dickes Couvert. „Diesem Herrn können Sie unbesorgt das Ihnen hiermit Anvertraute übergeben. Und nun — mille grazie! mille grazie!“

Fort war er.

Etwas erstaunt über den Schluß seiner Rede, wollte ich ihm nacheilen, allein ich sah ihn nicht mehr. Dagegen begrüßte mich zu meiner Überraschung der bewußte Spanier, beziehungsweise Sicilianer, und sagte:

„Ah, Sie reisen nach Neapel?! Sie haben mich während Ihres hiesigen Aufenthaltes unverantwortlich vernachlässigt. Ich hätte Ihnen vielleicht manchmal nützlich sein können; aber ihr Deutsche seid eben schwerfällig, ich habe Ihnen das bereits einmal gesagt. Nun, tant pis pour vous. A propos,“ fuhr er dann fort, ehe ich etwas erwidern konnte — „lassen Sie den Brief, welchen Sie da in Ihrer Rocktasche stecken haben, ja nicht bei Visitation des Gepäckes oder bei Visierung Ihres Passes sehen. Die Beförderung eines verschlossenen Schreibens außer auf der Post ist bei schwerer Strafe verboten. Das wußten Sie wohl nicht. Nun, beruhigen Sie sich nur, Sie brauchen sich ja nicht erwischen zu lassen. Aber noch eins, Sie reisen in das Land der ‚Jettatore‘ und tragen nicht einmal ein Mittel gegen das mal occhio. Hier, stecken Sie diese Nadel in Ihre Krawatte. Machen Sie nur keine so ablehnende Miene; sie ist ja nicht von Gold und an sich ganz wertlos. Addio! Bon voyage!“

Damit trat er in das Postgebäude zurück und war verschwunden. Die Nadel, welche er mir in die Halsbinde gesteckt — ich besitze sie heute noch — ist eine geschnittene Koralle, wie sie in jenen Gegenden ganz allgemein getragen wird, entweder als Vorsteckнadel, oder an der Uhr, wohl auch im Armband, kurz, auf irgend welche Art, als Schutz gegen den sogenannten bösen Blick. Nur hat meine Koralle nicht die üblichen zwei ausgestreckten Finger, sondern sie bildet eine ganz sonderbar geformte Faust, bei welcher der Zeigefinger sich seitlich an den Daumen schmiegt, und ragt aus einer eigenartigen Manschette hervor, welche einem Blumenkelche ähnelt. Ich will hier gleich anführen, daß drei Tage nach meiner Ankunft in Neapel, als ich beim Frühstück saß, ein junger, sehr eleganter, schwarzbärtiger Herr mich höflichst mit der Frage begrüßte, ob er die Ehre habe, den Baron von Vullendorff vor sich zu sehen? Ich erwiderte: ob es eine Ehre sei, daß er mich sehe, wisse ich nicht, allein so ähnlich wie er mich genannt, hieße ich. Nach mehreren „Ah! Ah!“ erfolgte die weitere Frage: „Allora von Vollendorff?“ und nach genauer Vorbuchstabierung meines Namens und einem hastigen Blick auf meine Vorsteckнadel, überreichte er mir eine Visitenkarte, welche genau mit der Adresse des mir in Rom übergebenen Briefes übereinstimmte, und bat mich, ihm das Schreiben einzuhändigen. Wobei er bemerkte, die Visitenkarte möchte ich als Quittung behalten.

Nach dieser kleinen Abschweifung nehme ich meine unterbrochene Erzählung wieder auf. Die letzten Äußerungen des „Spaniers“ hatten mich einigermaßen nachdenklich gemacht. In etwas unbehaglicher Stimmung, ich kann es nicht leugnen, nahm ich meinen Platz ein, der Postillon knallte wie besessen mit seiner Peitsche, und dahin ging es. Mein Nachbar zur Linken, der dicke Engländer, betrachtete den italienischen Mönch mit der größten Neugierde. „What does he

do now?“ frug er, als jener ein kleines Brevier aus der Kutte hervorzog und darin zu lesen anfing; und bei jeder Bewegung des Mönches wollte der Engländer Auskunft darüber. Er hätte gar zu gerne mit dem Italiener gesprochen, verstand aber nur englisch, obwohl er, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, nach Kleinasien reiste und behauptete, seine Sprachkenntnisse in Verbindung mit dem Aneinanderreiben von Daumen und Zeigefinger genügten dazu vollkommen. Da der Mönch nur italienisch verstand, mußte ich den Dolmetscher machen, was meinen gutmütigen John Bull wiederholt zu Lobpreisungen der „German education“ hinriß, welche verlange, daß jeder junge Mann in sechs Sprachen unterrichtet sei.

Ehe wir an die neapolitanische Grenze gelangten, kam der Kondukteur und sammelte den üblichen Obolus ein, „um die Visierung der Pässe und die Visitation des Gepäcks zu erleichtern.“ Wir zahlten alle, nur ein deutscher Professor weigerte sich. Man dürfe solche Ungehörigkeiten nicht unterstützen, erklärte er; wenn jedermann verweigern würde, auf derartige Erpressungen einzugehen, würden sie von selbst aufhören. Alles Zureden blieb vergeblich. So stiegen wir denn an der „douane“ in Terracina aus. Der Kondukteur hatte mich schon verständigt, daß für Gedrucktes auch durch das größte Trinkgeld kein „Casciar' passare“ zu erwirken sei, und so zeigte ich denn Savignys „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“ vor, welche ich meiner Studien halber bei mir hatte, und die ich für ganz harmlos hielt. Mißtrauisch betrachtete der Beamte die Bücher, und da er natürlich kein Deutsch verstand, frug er: was denn der Inhalt sei? Ich las ihm den Titel italienisch vor, doch kaum hatte ich das erste Wort gelesen, so schrie er:

„Storia? Storia?“

„Ja,“ sagte ich, „es ist die bekannte Rechtsgeschichte von Savigny.“

Nun war es vollends aus.

„Diritto?! Storia?! Ja, das ist ja im höchsten Grade verdächtig.“

Und es wurde mir eröffnet, die Bücher müßten nach Neapel geschickt und dort erst geprüft werden. Mein Name wurde notiert, und ich angewiesen, mich auf der Polizei einzufinden, um das weitere zu erfahren. (Ich bemerke, daß ich dortselbst die Bücher natürlich als „ungefährlich“ zurückerhielt.) Inzwischen war dem tugendhaften Professor die Schwierigkeit einer Besserung der „verrotteten“ italienischen Verhältnisse klar geworden. Er war blond, hatte blaue Augen, keinen Bart und trug Augengläser, was alles in seinem Paß richtig verzeichnet war. Allein wie erstaunte er, als der Beamte, das Signalement des Passes lesend, und ihn dazwischen anblickend, ausrief:

„Das stimmt ja nicht! Hier steht blond, und Sie sind dunkelbraun; ‚Augen blau‘, während Sie schwarze Augen haben; ‚kein Bart‘, und Sie haben Schnurr- und Backenbart; ‚Brille‘ sehe ich keine!“

Zuerst verblüfft, dann immer zorniger schrie der Herr Professor:

„Was?! Ich bin braun, habe schwarze Augen und einen Bart?! Und (die Augengläser schwingend) was ist denn das?“

„Ah! Ah!“ — rief der Beamte; „i miei ochi sono benissimi, vedo tutto. Alle Angaben im Passe sind falsch, ich kann Sie nicht durchlassen.“

Jetzt begann ein heftiges Peitschenknallen.

„Wir müssen fort. Avanti! Avanti!“ rief der Kondukteur, und es wiederholte sich die Scene von Civita vecchia.

Mit Mühe gelang es mittels des Dreifachen der von uns anderen „per facilitare il passaggio“ bezahlten „Taxe“ dem paßvisirenden Beamten klare Augen zu verschaffen und so den armen Professor vor dem Zurückbleiben in Fra Diavolos Heimat zu bewahren. Er hat sich, wie ich in Neapel erfuhr, überall beschwert, auch die Intervention seiner Gesandtschaft angerufen, natürlich alles umsonst. Später hat er seine Erlebnisse denn auch drucken lassen und darin erklärt, bei solchen Zuständen sei es kein Wunder, daß Garibaldi in wenigen Tagen das ganze Königreich in die Luft gesprengt habe.

Ein charakteristisches Bild der patriarchalisch-bigott-absolutistischen Regierung erhielt man bei einem Besuche des „Teatro San Carlo.“ In der Regel wurde eine Oper aufgeführt und zwischen dem ersten und dem letzten Akte ein Ballett eingelegt; zu meiner Zeit: „Fazio“, sehr frei nach Goethes „Faust.“ Der König pflegte den Vorstellungen in einer der Proscheniumslogen beizuwohnen. Bei seinem Eintritte erhob sich regelmäßig von der obersten Galerie

ein betäubendes „Evviva-"Geschrei, und die Majestät dankte freundlich. Noch ehe der König sich setzte, trat in der seiner Loge entgegengesetzten Ecke der Bühne ganz vorn ein Grenadier in voller Bewaffnung an die Lampen und blieb während der ganzen Vorstellung gleich einer Wachspuppe, Gewehr im Arm — das Gewehr war geladen — stehen, die Augen unverwandt auf den König gerichtet. Das Volk behauptete, der Soldat habe den Befehl, sobald der König auf einen der Zuschauer mit dem Finger deutete, den Bezeichneten niederzuschießen. Das war wohl kaum wahr, allein irgend eine Schutzmaßregel muß es gewesen sein. Während der Vorstellung nahm sich die Sache zu komisch aus. Die Künstler in griechischen Kostümen oder die mittelalterlichen Ritter und Edelfrauen mit den aufgeregtesten Bewegungen auf der Bühne hin und her tobend, und mitten darunter der kerzengerade, moderne Grenadier, welchem Sänger und Sängerinnen vor der Nase hin und her gestikulierten — es war ein unglaubliches Bild. Natürlich mußte der Posten alle fünf oder zehn Minuten — ich weiß die Zeitdauer nicht mehr genau — gewechselt werden. Man behauptete: als dies einmal vergessen worden sei, wäre der betreffende Soldat nach einer Viertelstunde ohnmächtig zusammengebrochen. Die Ablösung geschah so, daß zuerst ein anderer Soldat aus der Coulisse rasch dicht hinter den Wachtstehenden trat, worauf dieser sich ebenso rasch in die Seitencoulisse zurückschob, wobei die Primadonna ihm: „Ah, perfido!" oder „Io t'amo!" oder was sonst eben die Rolle vorschrieb, in das Gesicht schrie. Am allerkomischsten war es, wenn während des Balletts die Tänzerinnen dem unbeweglich gravitätisch dastehenden Mann mit der Bärenmütze vor die Fußspitzen hintrippelten und ihm dann die Beine vor Augen und Nase herumwarfen. Ein italienisches Ballett zerfiel damals in zwei ganz verschiedene Teile; der eine war reine Pantomime, und in diesem spielte sich die Handlung ab. Die darin beschäftigten Personen tanzten nicht, sondern sie „agierten" nur, und zwar mit einem Ausdruck und einer Deutlichkeit, wovon wir ungelenken Nordischen gar keinen Begriff haben. Die ersten „Subjekte", z. B. „Faust", „Gretchen", „Mephistopheles", wurden auch ebenso applaudiert, bewundert, und — wie ich auf Erkundigung erfuhr — ebenso hoch „gagiert" wie der Tenor oder die „Assoluta". Nach jeder „pantomimischen" Scene folgte eine „tanzende", welche in irgend einen Zusammenhang mit dem Ganzen gebracht war. So wurde z. B. im „Fazio" die „Walpurgisnacht" getanzt von ganz reizenden Hexlein. Aber mein Erstaunen! Beim ersten Sprung der „Prima Ballerina", welcher von oben herab die unbeschränkteste Freiheit in unverhüllter Darlegung ihrer Reize gestattet war, wurde oberhalb der Kniee ein hellgrünes Höslein sichtbar, und eben solche Bedeckungen trugen alle tanzenden Mädchen. Ob dieses sinnreiche Mittel die Tugend der Zuschauer merklich gefördert hat, weiß ich nicht; jedoch bestand bis 1848 in Rom und Neapel dieser „Schutz gegen die Unmoralität des Balletts", welcher, in der Revolutionszeit beseitigt, in Neapel alsbald nach der Bekämpfung der Revolution wieder eingeführt wurde, während in Rom diese Restauration an dem Widerstande der französischen Offiziere der Okkupationsarmee scheiterte.

Der arme König Ferdinand II. ist in der Geschichte übel weggekommen. Diese hat ihm sogar den Namen: „Rè Bomba" beigelegt, weil er einmal in eine aufrührerische Stadt einige Bomben als Beruhigungsmittel werfen ließ. Und dennoch war der König ein herzensguter Mann, hatte den besten Willen, das Volk „nach seiner Façon" glücklich zu machen, und dieses liebte ihn auch abgöttisch, soweit nämlich das Lazzaronitum reichte. Allein die Korruption der Beamten war entsetzlich, alle Zustände und Verwaltungszweige unglaublich verrottet und vernachlässigt. Ich ging einmal mit einigen Bekannten, darunter zwei preußischen Offizieren, durch die Toledostraße, da streckt eine Schildwache — das Gewehr im Arm — die Hand aus, und bittet:

„Signori, un poco!"

Versteinert stehen die Offiziere da.

„Das muß man auf dem nächsten Wachtkommando anzeigen," riefen beide unisono.

Also auf die Hauptwache, welche nicht weit entfernt war. Der Offizier du jour lag auf einem Sofa und rauchte eine Cigarette; er erhob sich auch nicht, sondern hörte den Bericht liegend an.

„Che volete?! Sie sind nicht so brillant bezahlt, wie die Schweizer." —

Aber das war noch nicht das Äußerste. Einmal sah ich, wie die Schildwache gemütlich ihr Gewehr an die Mauer lehnte und eine allerdings höchst natürliche, indessen bei Posten stehenden Wachen in Deutschland gewiß unerhörte Handlung vornahm. Wie die Polizei beschaffen war, davon macht man sich gar keinen Begriff. Und dennoch genügte eine dem Polizeipräsidenten beim täglichen Rapporte von seiten des Königs gemachte Bemerkung:

„Ich höre, dieser und jener ist bestohlen worden", um in wenigen Tagen den Dieb ermitteln zu machen. Das Verfahren war dabei sehr einfach. Man fing eine Anzahl der berüchtigtsten Spitzbuben ein und erklärte ihnen, es komme keiner von ihnen heraus, bis die oder der Thäter des fraglichen Verbrechens bekannt sei. Es dauerte nie lange — der Aufenthalt im Gefängnisse war schon danach —, bis sich ein Verräter fand. Der Angezeigte wurde dingfest gemacht und auf eine eiserne Platte gestellt, unter welcher ein Feuer entzündet ward. Je heißer die Platte wurde, desto mehr beschwor anfänglich der Strolch seine Unschuld, doch bald fand er es für geraten, alles zu gestehen, meistens auch noch den Ort, an welchem das Gestohlene sich befand. Mir selbst ist während meines Aufenthaltes in Neapel nie etwas entwendet worden, wogegen alle meine Reisebekannten Uhren, Geldbörsen oder wenigstens Taschentücher zu vermissen hatten. Und dabei ging ich doch ganz sorglos spazieren, ohne meine Taschen irgendwie zu verwahren. Eines Tages beschloß ich, das Kloster in Camaldoli zu besuchen, welches bekanntlich zu den sieben schönsten Aussichtspunkten der bewohnten Erde gerechnet zu werden pflegt. Als ich meine Absicht bei der Table d'hote verkündete, wurde ich befragt, welcher von der Polizei beschützten Karawane ich mich anschlösse. Und auf meine Bemerkung, der Weg sei nach meinem Förster (damals gab es noch keinen Baedeker) gar nicht zu verfehlen, meinte einer der Anwesenden:

„Ja, aber auch nicht die Begegnung mit in der Gegend hausenden Briganten."

„Man hat mir gesagt —" entgegnete ich — „daß die Briganten solche Leute nicht behelligen, bei welchen sie nichts holen können; und mir sieht man es schon von weitem an, daß ich kein Rothschild bin."

So ging ich denn anderen Tages allein und völlig unbewaffnet, aber auch ohne Uhr, ohne Ringe und dergleichen zu zeigen — nur meine seltsame Krawattennadel trug ich — und mit äußerst wenig Geld versehen, die Strada Salvatore Rosa entlang. Nachdem ich Antignano passiert hatte und hinter der bekannten Osteria durch den Viadukt gekommen war, hörte ich plötzlich hinter mir Schritte, und als ich mich umwandte, erblickte ich einen sehr wenig Vertrauen erweckenden Mann in bäuerlicher Kleidung, welcher aus dem Gebüsche längs des Hohlwegs hervortrat und eine Flinte mit trichterförmigem Lauf — eine sogenannte „tromba" — über der Schulter trug. Er redete mich mit der Frage an, was ich denn hier so einsam zu thun habe?

„Ich mache einen Spaziergang nach Camaldoli."

Wer ich denn sei?

„Ein Student."

Was das wäre?

„Ein junger Mann, welcher vorerst nichts besitzt, aber die Hoffnung hat, einmal ein großer Herr zu werden."

Während wir uns so ganz gemütlich unterhielten und bereits an dem Gehöfte Camaldoli vorüber kamen, kam ein zweiter, ganz so wie mein Begleiter aussehender Mann aus dem Pinienwäldchen zu uns hergetreten, welcher mich von oben bis unten musterte, als er meine Vorsteckнadel sah, stutzte, seinen Kameraden anstieß, ihm eine in derselben Weise geballte Faust entgegenhielt, wie sie meine Vorsteckнadel zeigt, und, als dieser einen Ausruf der Verwunderung ausstieß, auf meine Nadel deutete. Dann setzten wir unser Gespräch fort, und die beiden Männer begleiteten mich noch eine Strecke. Als wir an die Wegeteilung kamen, welche rechts nach Nazareth, geradeaus nach dem Kloster und links in den Wald führt, wünschten sie mir gute Reise und schlugen sich wie Seumes Kanadier seitwärts in die Büsche. Daß diese Begegnung etwas sonderbarer Art war, fiel mir natürlich auf, aber ich ahnte damals noch nicht, daß ich es meiner Nadel verdankte, einer ziemlichen Gefahr entgangen zu sein. Das erfuhr ich erst später, und meinen Lesern will ich es am Schlusse dieser Geschichte mitteilen. Sorglos setzte ich meine Wanderung fort, erreichte die Klosterpforte, welche sich auf mein Anläuten öffnete, und ein junger Mann mit völlig geschorenem

Digitized by Google

Haupte und langem Barte in der schönen, weißen Tracht des Ordens begrüßte mich freundlich mit dem Bemerken, daß er mein Führer sein werde. Die Kamaldulenser, welche der römischen Kirche den Papst Gregor XVI. gegeben haben, sind bekanntlich ein Zweig des Benediktinerordens und vom heiligen Romuald von Ravenna aus dem herzoglichen Hause der Honesti gestiftet. Sie suchen ihr Seelenheil in der strengsten Entsagung — ursprünglich bestand ihre Nahrung nur aus Wasser und Brot, und auch als ich das Kloster besuchte, enthielten sie sich gänzlich des Fleisches und Weines. Sie haben sich beständiges Schweigen auferlegt, und als ich den jungen Mönch, welcher mir die Thüre geöffnet hatte, verwundert fragte, ob er denn mit mir sprechen dürfe, belehrte er mich, derjenige unter ihnen, welchem an dem betreffenden Tage die Aufgabe zufällt, die Fremden herumzuführen, sei den Fremden gegenüber vom Schweigen dispensiert.

„Jeder von uns freut sich, wenn die Reihe an ihm ist, und hofft auf zahlreichen Besuch," setzte er hinzu.

Das machte mich etwas bedenklich. Ich litt nämlich damals an einer Art Weltermüdung und hatte bereits manchmal den Gedanken erwogen, wie schön es sein müßte, ganz für sich, in völliger Abgeschiedenheit an einem so herrlichen Erdenfleck ein nur dem inneren Drange gewidmetes Leben zu führen. Und nun mußte ich hören, daß es für jene, welche das Schweigen erwählt hatten, ein Freudentag sei, wenn ihnen die Erlaubnis zum Reden erteilt wurde. Weiter überzeugte ich mich, daß es mit dem stillen, beschaulichen Leben doch auch nicht so schön bestellt war, wie es mir von ferne geschienen. Dafür sorgen schon die Hora, die Matutin und die übrigen, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch in kurzen Unterbrechungen die Brüder in die Kirche rufenden Betübungen. Als ich in Bezug auf so viel Schlafentsagung meinem freundlichen Führer meine Vorliebe für ungestörte Nachtruhe bekannte, lächelte er nur:

„Ah Signore, das gewöhnt sich! Man geht, ohne eigentlich aus dem Schlafe zu kommen, aus seiner Zelle in die Kirche und schläft dort im Betstuhl oder auch im Stehen ruhig weiter."

Das kühlte meine Hinneigung zur klösterlichen Beschaulichkeit um einen weiteren Grad ab, und als ich nachmittags den Rückweg nach Neapel einschlug, war ich vollständig von meinem Weltüberdruß geheilt.

* * *

Es war viele, viele Jahre später — das Königreich Neapel durch Garibaldi von der Landkarte weggewischt, Rom die Hauptstadt des geeinigten Italien geworden, Deutschland hatte wieder einen Kaiser. Da wanderte ich eines Tages hinaus zu der „Schmerzhaften Kapelle", welche am südlichen Ende von München steht, unter der Obhut des durch Matthäus de Bassi von den Franziskanern abgezweigten Matthäusordens, und welche den katholischen Gläubigen unserer ohnehin genügend frommen Stadt als ein hervorragend frommer Ort für ihre Andachtsübungen dient. Mich Ketzer führte freilich kein religiöses Bedürfnis dahin, sondern der Wunsch, einen früheren Studiengenossen wiederzusehen, welcher nach manchen Irrfahrten des Lebens in den Kapuzinerorden eingetreten war und — wenigstens nach seiner Behauptung — daselbst den langgesuchten, inneren Frieden gefunden hatte. Man führte mich in das Sprechzimmer des Klosters, und ich blickte, während ich auf den Eintritt des in der Regel in Italien lebenden, auf seiner Durchreise in München bei seinen Ordensgenossen einquartierten Freundes wartete, durch das Fenster hinaus in die winterliche Landschaft. Unwillkürlich fühlte ich mich zurückversetzt in jene Stunde, da ich über die Mauer des Klostergartens von Camaldoli hinweg hinaus blickte in das Paradies, welches vor mir sich ausbreitete. Da lag es vor mir im leuchtenden Sonnenglanze, das blaue Meer, da dehnten sich die Buchten von Neapel und Pozzuoli, da grüßte der Golf von Gaëta, daneben die schwefelige Solfatara mit ihrer melancholischen Düsterheit, dort der „allen Schmerz lösende" Posilipo (der Name kommt nämlich aus dem Griechischen und bedeutet „Aufhören der Trauer"), und Misenum, das herrliche Vorgebirge, die zauberischen Inseln Nisida, Procida, Ischia und weiterhin Capri; das vormals so glänzende und jetzt so einsame Bajae und dort Cumae, dessen Sibylle längst verstummt ist. Der mit Schneewolken bedeckte Himmel der Heimat war mir solchergestalt verschwunden, und meine Phantasie erging sich wonnevoll in den märchenschönen Gefilden des Südens.

Digitized by Google

Schritte schreckten mich aus meinen Träumen, eine Hand legte sich auf meine Schulter, und die Stimme meines Freundes fragte, statt aller Begrüßung:

„Woran dachtest du?"

„An Camaldoli," gab ich, noch immer halbverloren, zurück.

„Ja, das ist freilich etwas anderes. Aber, müssen wir auch den ewigen Sommer der Natur entbehren, so haben wir dafür doch auch ein vor Menschentücke gesicherteres Leben. Denn bei uns gehören Räuber, Mörder, Wegelagerer und sonstige Fährlichkeiten dieser Art doch zu den Ausnahmefällen, während sie dort auf der Tagesordnung stehen."

„Nun, mir ist nichts passiert," entgegnete ich gereizter, als nötig und erklärlich war. Allein mein zum absoluten Frieden gediehener Freund ließ sich das nicht kränken, sondern sagte nur lächelnd und zustimmend nickend:

„Das glaube ich wohl."

Und weil meine Erinnerung an Camaldoli bewirkt hatte, daß unser weiteres Gespräch auch auf meinen damaligen Besuch in dem Kloster kam, so war es nur natürlich, daß ich von meinem Aufenthalte in Neapel auch des ausführlicheren sprach und besonders hervorhob, daß es mit den dortigen Sicherheitszuständen keineswegs so entsetzlich bestellt gewesen sei, wie man immer höre; mir zum Beispiel sei niemals etwas Unangenehmes begegnet. Und wieder lächelte mein Freund, als er zugab:

„Nun, du wirst freilich nicht viel bestohlen worden sein."

„Es ist wohl wahr," entgegnete ich. „Ich habe damals allerdings nicht allzuviel besessen, was die Banditen hätte anlocken können."

„Nicht deshalb," war die Antwort. „Allein du trägst ja heute noch das allerdings nur den Eingeweihten bekannte Abzeichen der Commora —" dabei deutete er auf meine Krawattennadel, welche ich zufällig angesteckt hatte. „Du warst für alle neapolitanischen Spitzbuben geheiligt, wenn du dort dieses Abzeichen trugst. Aber freilich, wenn ein findiger Polizist die Nadel bemerkt hätte, hättest du nicht kleine Unannehmlichkeiten erlebt."

Mein Erstaunen war maßlos.

„So also hängt die Sache zusammen," rief ich aus und erzählte ihm den bereits geschilderten Vorgang bei meiner Abreise von Rom.

„Du scheinst ja überhaupt eine Art von Sendung zu haben, der Post Konkurrenz zu machen. Unserem Orden hast du auch schon einen ähnlichen Dienst geleistet."

„Das weißt du?" fragte ich, noch um einen weiteren Grad erstaunt.

„Freilich weiß ich es. Du hast damals einen Brief unseres Ordensgenerals hierhergebracht. Doch war dieser nicht so gefährlich wie jener, welchen man deiner Unerfahrenheit zur Beförderung über die Grenze anvertraute. Wenn der bei dir gefunden worden wäre, hättest du wohl die Bekanntschaft mit der Galeere gemacht und nicht mehr später der Tischnachbar des armen, depossedierten Königs Franz werden können, im schönen Bad Kreuth. Da war es doch nur billig, daß die Commora dich belohnte. Du darfst froh sein und kannst diese Nadel gar nicht hoch genug halten. Du naiver Jüngling würdest ohne sie wohl statt nach Camoldoli damals von deinen beiden Begleitern, wenn nicht in das Jenseits, so doch bis zur Erlegung eines ansehnlichen Lösegeldes in die Berge geschleppt worden sein und wärest am Ende gar ohne Ohren zu uns zurückgekehrt."

Man kann sich denken, daß ich die kostbare Nadel von nun an mit einer gewissen Verehrung behandelte, schon meiner Ohren wegen, welche ich — wenngleich ich jetzt schlecht höre — doch nicht gerne entbehren möchte. Indessen:

— „Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten" —

und so besitze ich heute die Nadel nicht mehr. Eines Tages nämlich erzählte mir eine Dame eine noch viel naivere Geschichte aus ihrem eignen Leben, welche mich so entzückte, daß ich ihr in Anerkennung ihrer Überlegenheit die Nadel zum Geschenke machte. Dabei erzählte ich meiner kindlich-harmlosen Schehezerade das vorstehende, welches durch ihren Bericht wieder lebhaft Form und Gestalt in meiner Erinnerung angenommen hatte. Die naive Dame ist aber auch Ursache, daß nun sogar noch weitere Kreise von meiner ehemaligen, zu jener Zeit noch in keiner Weise getrübten Harmlosigkeit erfahren, welche mich das mitunter mehr gefahrvolle als ehrenvolle Amt eines Privatbriefträgers übernehmen ließ.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen, die Dichter schlagen aus. Überall in Feld und Au' sprießt es von lyrischen Gänseblümchen und Butterblumen, und wer durch den Litteraturwald schreitet, dem ergellen die Ohren vom Gezwitscher der unzähligen Strauch-, Rohr- und Riedpoeten, das da untermischt ist mit dem Kampfgekräh der romantischen und realistischen Schulen. Immerhin lohnt sich auch heute noch eine Maiwanderung ins Land der Verse hinein, denn hier und da führt der Weg zu einer anmutigen Lichtung, wo seltene Blumen duften und glühen und in zarten oder frischen Tönen ein einsames Lied erklingt. Bevor es jedoch in den sonnigen Morgen geht, müssen wir durch den Spuk der Walpurgisnacht hindurch, — das ist nun einmal im Mai nicht anders. Das Spukgelichter, das heute wieder einmal in der Litteratur umgeht, ist ältester Gespensteradel, es maskiert sich am Ende des XIX. Jahrhunderts ein wenig anders als in früherer Zeit, aber im Grunde sind es stets dieselben Schemen, die mit Vorliebe um Mitternacht, um die Wende zweier Kulturepochen einherschleichen. Sobald die Litteratur eines Volkes eine gewisse Vollendung in Form und Ausdruck erreicht hat, macht sich von jeher die Neigung bemerkbar, die Kunst, die bis dahin — wie alles menschliche Thun und Schaffen — im Dienste der allgemeinen Kultur stand, die mitzuarbeiten hatte an der Entfaltung und Ausgestaltung aller geistigen und seelischen Kräfte, als *Selbstzweck* aufzufassen. Es bildet sich dann eine Atelierkunst, der die Form, die Technik nicht mehr ein Mittel ist, irgend einen bedeutsamen Gehalt eindringlich und sinnenfällig vor die Augen zu führen, die vielmehr in der Form selbst das Wesentliche, in technischer Geschicklichkeit Anfang und Ende allen Schaffens sieht. Der Künstler wird zum Virtuosen, der sich mit der Überwindung formaler Schwierigkeiten brüstet, zum Jongleur, der allerhand technische Kunststücke vorführt, zum Künstler, der mit den Empfindungen tändelt und spielt, statt in sein Werk die ganze Seele zu legen, der auf Augenblicke zu blenden und durch Raffinement zu bestechen sucht, statt lebendige Saat auszusäen. In dieser Weise entartete einst die griechische Kunst, als Alexandrien Athen aus der geistigen Vorherrschaft verdrängte, und ebenso die Renaissancekunst in den Tagen des Spaniers Gongora, des Italieners Marini. Es ist kein Wunder, daß wir auch in Deutschland, nachdem unsere Klassiker und ihre Epigonen die poetische Technik nach allen Seiten hin ausgebildet haben, eine ähnliche Entwickelung durchmachen. Nur beschränken sich denn doch, wie es scheint, die künstlerischen Auswüchse heutzutage auf einen engen Kreis, und der größere Teil des Litteraturgebietes bleibt von den Verirrungen unberührt. Am tollsten geht es in der Lyrik her. Hier hat die Losung: „l'art pour l'art", „die Kunst für die Kunst", die vor anderthalb Jahrzehnten in Frankreich ausgegeben wurde, auf verschiedene haltlose und unreife Geister einen an die Wirkung des Tanmellolchs erinnernden Einfluß ausgeübt. Was diese Leutchen wollen, das hat einer der Ihrigen in den „Blättern für die Kunst", dem Organ aller „Symbolisten", „Dekadenten", „Ästhetieisten", mit folgenden leider etwas unklaren und mehr negativen als positiven Worten umschrieben: Unser Blatt „will die geistige Kunst auf Grund der neuen Fühlweise und Mache — eine Kunst für die Kunst — und steht deshalb im Gegensatz zu jener verbrauchten und minderwertigen Schule die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang. Sie kann sich auch nicht beschäftigen mit Weltverbesserungen und Allbeglückungsträumen in denen man gegenwärtig bei uns den Keim zu allem Neuen sieht, die ja sehr schön sein mögen aber in ein anderes Gebiet gehören als das der Dichtung." Gegen das unglückselige Komma und andere Interpunktionszeichen hegen, wie der Leser sieht, die Herren Kunstkünstler eine an Haß grenzende Abneigung. Nur mit der Logik leben sie in noch erbitterterer Feindschaft. Wahrscheinlich hat sich noch keiner von ihnen klar gemacht, was in der Losung „Kunst für die Kunst" für ein Unsinn steckt. Da das Wort Kunst genau wie das Wort Wissenschaft ein abstrakter Begriff ist, vom Standpunkt der Wirklichkeit aus also ein Nichts, so heißt für die Kunst schaffen fürs Nichtsschaffen. Für *Begriffe* kann auch ein Uebermensch nicht dichten, sondern nur für lebende Wesen, für Personen, seien sie nun Unter- oder Übermenschen. Was die Herren sagen *wollen*, ist denn auch ganz etwas anderes; ihr Ziel ist so eine Art Kunst für die Künstler, die im Gegensatz steht zu der Kunst für die Laien, oder allenfalls eine „Kunst bloß um der Kunst willen," nicht um der Wirkung

willen. Ebenso unklar aber wie diese Losung ist der übrige Inhalt der neuen Ästhetik. Wenn die „Weltbeglückung“ und „Weltverbesserung“ nicht mehr Gegenstand der Dichtung sein sollen, so muß notwendigerweise auch alles übrige, was mit der Welt zusammenhängt, kurz und gut alles Leben, alle Wirklichkeit als poetischer Stoff ausgeschieden werden. Alles, was in der „minderwertigen“, „verbrauchten Schule“, mit der offenbar Realismus und Naturalismus gemeint sind, für dichtenswert gegolten hat. So hirnverbrannt diese Ansicht erscheint, spukt sie doch in den Köpfen der Ästheticisten thatsächlich herum. Gegenüber der Tageswirklichkeit, der Außenwelt empfinden diese zarten Seelen eine molluskenhafte Scheu; ihr ganzes Dichten ist ein Träumen oder ein Dichten über das Dichten selbst. Am liebsten ergehen sie sich in technischen Spielereien; ihre besondere Lust ist es, Töne durch Farben zu umschreiben, etwa Moll durch silbergrau und Dur durch ockerbraun, oder musikalisch klingende Laute zusammenzufügen, mag sich damit ein Sinn ergeben oder nicht. In diesem Bestreben steckt ein Kern vernünftigen Wollens. Jede litterarische Epoche ringt nach Erweiterung der technischen Mittel, nach reicheren Ausdrucksformen, nach neuen Bildern und Klängen. Aber es führt in die Irre, wenn die Fortbildung der Form von der Vertiefung des Inhalts losgelöst wird, wenn die Technik einseitig um ihrer selbst willen gepflegt wird. Und so berechtigt es für den Einzelnen ist, sich lieber in weltabgewandten phantastischen Träumereien zu ergehen, als aus dem strömenden Born der Außenwirklichkeit zu schöpfen, so kindisch ist es, dies „Traumschaffen“ als die einzig echte und wahrhafte Poesie, allen Realismus aber als kunstwidrig hinzustellen. Psychologisch ist die Einseitigkeit dieser Schwarmgeister leicht zu erklären. In ihrer Mehrzahl — von den Mitläufern, die nur um der Mode willen mitmachen, rede ich hier nicht — sind es zarte Muttersöhnchen, die nie den harten Daseinskampf mitzukämpfen hatten, im Salon aufgewachsen, geistig nie mit Lebensstoff, sondern nur mit Lektüre genährt, immerdar mit sich selbst beschäftigt, nur mit ihren angelesenen oder erträumten Gefühlchen, nie mit den Leidenschaften, Freuden und Nöten, mit denen die Menschheit als Gesamtheit sich quält und stählt. Treibhausgewächse, an denen der Botaniker, wenn er will, menschliche Anormalitäten studieren kann. Und schon deshalb nicht ohne Interesse. Aber etwas toll klingt es, wenn diese Kunstprodukte, die nur bei dreißig Grad Réaumur daseinsfähig sind, sich einbilden, allein mit dem wahren Leben begnadet zu sein, und hochmütig auf das Wachstum, das in freier Luft, durch kein Glas gehemmt zum Himmel empordrängt, niederschauen. „Mein Blut ist bleich und rieselt dünn und flau,“ singt Felix Dörmann; leider bedeuten jedoch solche Selbstertenntnisse bei unseren jüngsten kein schamvolles Trauern, sondern kecke Prahlerei. Trotz all dieser Thorheit wären die bleichsüchtigen Treibhäusler einer ernsthafteren Betrachtung wert, wenn ihre Leistungen mit ihrem Wollen unbedingt im Einklang ständen, wenn sie auch nur im Technischen das wirklich zustande brächten, was sie in ihren Programmen verheißen. Aber im großen Ganzen bleibt es beim Wollen, bei einem krampfhaften Ringen; sie haschen wie im verzückten Taumel nach dem Neuen, aber sie ergreifen es nicht, sie ahnen allerlei Seltsames und Wunderbares, aber sie können es nicht in ein klares Bild umsetzen. Und doch ist das Phantasieren und Träumen nur die Vorarbeit der Kunst; diese selbst beginnt erst, wenn es gelingt, das Erahnte restlos deutlich in Farbe, Ton oder Wort auszudrücken. Der Dichter soll uns „sagen, was er leidet,“ nicht stammeln und stottern. Was aber ist es anders, als ein Stammeln, wenn Max Dauthendey in dem Cyklus: „Gesänge der Düfte“ folgenden Dithyrambus zum besten gibt.

Geruch der Walderde.

Unter schwarzen röchelnden Algen,
Scharfen Harzen, roten Blättern,
Stumm eine qualmende Quelle.
In lallender Quelle sengender Wein.
Nelken, entzündet, scharlachwild,
Müdes Glimmen schwüler Amethysten.
Kühler Narzissen weiße Stimmen
Singen und lachen im Welken.
Nächte fliehen auf eisigen Schwingen.
Heiß schleichen der Wein und die Nelken.

Auch derjenige, der diese Fieberphantasie für die wahre Zukunftsmusik hält, muß, wenn er nicht verbohrt ist, das eine zugestehen, daß diese Aneinanderreihung von Bildern höchstens Materialien für ein Gedicht abgibt, aber noch nicht ein Gedicht selbst. Ein wenig gereifter erscheint Stephan George, den ein kleine Gemeinde gläubiger Esoteriker als den Genius unserer Zeit, den Papst in der neuen Kunsthierarchie, ausgerufen hat. Und in der That ist er das Muster der ganzen Richtung, die sich in ihm gleichsam konzentriert. Ein feiner poetischer Träumer, ganz in sich gekehrt, der sich, wie eine Auster in ihrer Schale, gegen das Leben da draußen abschließt und wie eine Auster so weich und zerflossen in all seinem Empfinden erscheint. Sein Schaffen ist mehr ein zitterndes, abgebrochenes Erklingen von Saiten, als ein volles, durchgehaltenes Spiel. Es ist etwas Unlebendiges in ihm; so wie seine Sprache, seine Technik aus dem zweiten Teil des Faust, aus den greisenhaftesten Teilen der Dichtung heraus erwachsen ist, so hat Stephan George als Gesamtwesen mit dem Goetheschen Homunculus in verschiedener Hinsicht eine verzweifelte Ähnlichkeit. Er liebt es denn auch, in seinen Gedichten zu versichern, daß den „Meister“ die gemeine Wirklichkeit, das Lebendige nicht lockt, daß nur jene Welten der künstlerischen Betrachtung wert seien, die der „Meister“ selbst erschafft, in denen „außer dem seinen kein Wille schaltet“. Schade nur, daß diese Selbstschöpfungswelten jede Farbe, jede Eigenschaft der Alltagswelt entlehnen, daß auch die Phantasie Meister Georges über rot, grün, blau, über Frühling und Sommer, Tag und Nacht nicht hinauskommt. Hier und da gelingt es ihm, eine Stimmung, so traumhaft zart, wie er sie empfindet, ohne Zwang und ohne Gequältheit in Sprache umzusetzen. Aber das ist eine Seltenheit. Auch bei ihm überwiegt das Stammeln, das Nichtkönnen, immer wieder mischen sich erleiene, aus inbrünstiger Phantasieanschauung

geborene Wendungen mit Banalitäten und kläglichen Unbeholfenheiten. Aber seine Bewunderer preisen ihn auch weniger um dessentwillen, was er sagt, als um des Nichtgesagten willen. Er läßt so vieles ahnen und ist ja herrlich unverständlich; gerade die Unverständlichkeit aber ist seine Größe, sie gibt seinen Gedichten die mystische Weihe. Was liegt daran, daß diese Mystik so billig und ohne viel Hirnaufwand herzustellen ist? Man braucht nur dem lieben Leser stets den Anlaß zu irgend einer plötzlichen Empfindungsaufwallung zu unterschlagen, alle Mittelglieder und Verbindungen zwischen den einzelnen Seelenvorgängen fortzulassen und statt auf möglichste Klarheit auf dichterische Reduße auszugehen, — so ist die Mystik unvermeidlich. Die Mystik einer Geheimschrift, zu welcher der Schreiber den Schlüssel vorenthält. Ein Sonett Stephan Georges betitelt sich „Neuer Ausfahrtsegen" und lautet:

Als noch Verheißung mich ins Ferne schickte
In lichten Schlafen ich die Braut ersann
Da thatest du mich einen Tag in Bann
An dem ich dich als ihren Boten blickte
Da langsam heiße Gier nach ihr erstickte
Ich in Entsagung Frieden fast gewann
Sprich ob es gute Fügung heißen kann
Wenn nachmal mir dein Auge nieder nickte ...
Ich schreite durch den Dom zum Mittelthron
Auf goldnen Füßen qualmen Harz und Santel
Mein Sang ist schallend wie zu Orgelton
Zur Saldung fließ mein eigen siedend Blut!
Wa sind ich wieder meinen Pilgermantel
Wa sind ich wieder meinen Pilgerhut?

Es muß ein hartgesottenes Gemüt sein, das den Sinn und Zusammenhang dieser Verse nicht mystisch findet. Aber mich dünkt, jedes Rätsel wirkt ebensa mystisch. Würde der verehrte Dichter dem Leser etwas über die Veranlassung seiner Stimmung mitteilen, würde er ihm zunächst einmal sagen, wo und wann er seinen Pilgerhut *verloren* und in welcher Weise er von den nickenden Augen weg zu dem Mittelthron gelangt ist, — dann würde das Mystische wie weggeblasen sein. Salange jedoch George diese Andeutungen vorenthält, lohnt es sich nicht, über die Lösung des Rätsels nachzusinnen. Sintemalen der Poet vielleicht gar nicht im Zusammenhang phantasiert, sondern nur klingende Zeilen wahllos hintereinander gestellt hat, Zeilen, die nur zu oft einzig und allein der Reimzwang zusammengekettet zu haben scheint; denn der große Meister ringt schwer mit den Reimen, er muß von Gruft die Mehrzahl „Grusten", von Last den Plural „Läste" und andere mehr bilden, um eine Strophe zustande zu bringen. Auch mit der Grammatik geht er manchmal um, wie es nur modernen Genies und Dienstmädchen erlaubt ist. Wie leicht es übrigens ist, salche Mystik modernster Art zu Tage zu fördern, mag das tiefsinnige Sanett erweisen, das ich „aus dem Handgelenk" hierherdichte:

Ich schlage auf das Sternenbuch der Nacht
Das du sa oft mit mir vereint gelesen —
Ach! wär ich damals schon vom Zorn genesen
Ich hätte nicht am offnen Grab gelacht
Ich hätte dann mit dunklem Flammenbesen
Gereinigt meines Herzens Marmorschacht
Du üdtest noch die alte Zaubermacht
Und tränktest mich mit Duft von deinem Wesen,
Es ist geschehn Ich hab das Land betreten
Wa aus den Wolken Blüt' um Blüte quillt
Wa Wunsch als Wahrheit Krampf als Tugend gilt
Mit Indrunst würd' ich wie ein Derwisch beten
Wenn nur nicht dort vom schwarzverhangnen Bild
Die schwarzen Schleier schaurig mich umwehten.

Viel unverständlicher pflegt auch Meister George sich nicht auszudrücken, und im Interpunktionsmangel din ich ihm noch über; trotzdem mache ich keinen Anspruch darauf, als Prophet der Neuromantik gefeiert zu werden. Ihren Gipfel aber wird diese Paesie erst dann erreichen, wenn auch für die einzelnen Zeilen Sinn und Zusammenhang künftig als überflüssiger Kram gilt, wenn statt der Worte nur Silben —in—ge—du—ver —ta—ri—ten—kau—ben—ga u. s. w. — aneinander gelötet werden. Erst dann wird der Leser einzig und allein die Musik der Verse auf sich wirken lassen können, ohne auch nur einen Augenblick durch das Bemühen, irgend welchen Sinn zu entdecken, im künstlerischen Genuß gestört zu werden.

Die Kunst löst sich auf diesem Höhepunkt ihrer Entwickelung wieder in ihre Elemente auf; man entrollt vor den Augen des Genießenden eine endlase Rolle mit bunten Farbenflecken, man füllt sein Gehör mit einem Durcheinander einzelner Töne und überläßt es ihm selbst die Empfindungen hinzuzuempfinden, die Stimmungen hinzuzuträumen.

In anderer, aber ebenso erfolgreicher Weise wie Meister George, arbeitet Arno *Holz* an der Auflösung oder, wenn man lieber will, an der Fortentwickelung der Kunst. Auch bei ihm, und noch entschiedener als bei seinem lyrischen Mitbewerber, sucht der Inhalt nicht die Form, sondern die Form ist gegeben und nach ihr bestimmt sich der Inhalt.

Während jedoch George äußertich an dem überlieferten Rhythmen festhält, sucht Meister Arno Holz seine Eigenart, seine Würde als Kunstrevolutionär durch einen höchst rücksichtslasen Kampf gegen alle Vergangenheitstechnik zu erweisen. Er hat eine geniale Methode ersonnen, Realismus und Romantik, Naturalismus und Idealismus, Vers und Prasa zu einem höheren Dritten zu verschmelzen, das nichts von allem oder alles in einem ist. Seine Phantasie sucht an Riesenhaftigkeit Calderon und Dante zu beschämen, aber damit ihre Erhabenheit das Gemüt des Lesers nicht erdrückt, gibt sie sich des öfteren in einer Sprache kund, die nur dem Gassenjungen im Berliner Osten lieblich vertraut klingt. Seine Rhythmik atmet den kernigen Realismus, der das Stilgefüge des mit Dampfkraft arbeitenden Zeitungsreporters sa anziehend macht; damit aber auch der verwöhnte Idealist für Holz schwärmen lernt, kommt ihm unser Kunstjakobiner einen Schritt entgegen und verteilt seine Zeitungsprasa derart auf die einzelnen Buchseiten, daß der Leser Verse zu lesen glaubt. Etwa nach diesem Muster:

Dort
in der
Ecke
ein Tisch.
Niemand sitzt
daran
und schreibt.
Seltsam!

Es ist merkwürdig, daß die Schöpfungen, die Holz auf Grund dieser Methode zusammenbringt, vorläufig erst ein dünnes Bändchen füllen. Man braucht nur den Versuch zu machen und wird finden, daß es selbst für den Laien, der bisher jeden Umgang mit der Muse vermieden hat, die bequemste Sache von der Welt ist, innerhalb eines Abends zwei- bis dreihundert Oden und Hymnen im Holzton zusammenzudichten. Man braucht nur auf irgend einen Gegenstand wie hypnotisiert hinzustarren und die Eigenschaften des Dinges lautsprechend zu beschreiben, und zwar mit dem gehackten Tonfall, den man einem buchstabierenden Kindlein ablauschen mag. Infolgedessen eignet sich diese Dichtweise sehr gut zu einem Gesellschaftsspiel; sind die Herren und Damen, die sich beteiligen, nur einigermaßen bei der Sache, so bringen sie mühelos in drei Stunden einen ganzen Musenalmanach zustande. Für diejenigen, die es lieben, auf neuentdeckten Feldern sich genau in den Spuren des Meisters und Führers zu halten, gebe ich hier einige Proben aus der Holzschen Sammlung, deren Titel „Phantasus" (Berlin, Sassenbach) leider den Inhalt nur in schattenhafter Weise andeutet. Richtiger müßte es heißen „Phantasus naturalisticus" oder „Phantasus als Droschkenkutscher". Gleich auf der zweiten Seite findet sich ein Mustererzeugnis der neuesten, allerneuesten Weltstadtkunst:

Da so in Hinterindien herum
muß ich schon mal gelebt haben.
Ein kleiner Prozentsatz
von mir
war mit schuld daran, daß es
mal Gotamo Buddha gab,
und noch heute nachts, im Traum,
wenn ich ihn nicht mehr so recht kontrollieren kann,
trinkt er Palmwein aus Rhinozeroshörnern.

Eine andere Ode beginnt mit den stimmungsvollen Zeilen:

Du liest, daß der Herzog von Devonshire
jährlich
100000 Pfund verbraucht, und
beneidest ihn um seine Jaspispaläste.
Narr!

In den weiteren Zeilen „singt" der „Modernste der Modernen" das Lob der Genügsamkeit mit der gleichen Begeisterung, die in Großvaters Tagen den Wandsbecker Boten beseelte.

Hinter den Brettern, die die Welt vernageln,
sitzt ein Frosch
mit goldnen Augen.
Schade! . .

So hebt eine philosophische Hymne bei Holz an, die aber an Tiefsinn noch weit übertroffen wird von folgenden, an die Kernsprüche der sieben Weisen gemahnenden Zeilen:

Horche nicht hinter die Dinge. Zergrüble dich nicht.
Suche nicht nach dir selbst.
Du bist nicht.
Du bist der blaue, verschwebende Rauch,
der sich aus deiner Cigarre ringelt,
der Tropfen, der eben aufs Fensterbrett fiel,
das leise knisternde Lied, das durch die Stille
deine Lampe singt.

Nur die eine Stelle gefällt mir an dieser machtvollen Auslassung, die den ganzen Pantheismus in nuce enthält, ihn gleichsam zu einer Zumptschen Regel zusammenfaßt, nicht sonderlich, die Stelle „Du bist nicht." Treffender würde es heißen:

Suche nicht nach dir selbst —
Du findest nichts.

Zuweilen wird Holz empfindsam und romantisch schwärmerlich, wie ein Romanheld des vorigen Jahrhunderts. Aber man hat leider dem Verfasser der „Familie Selicke" gegenüber stets das Gefühl, daß er seine idealen Anwandlungen innerlich stets mit dem Refrain beschließt: „Nun sehen die Leute doch, daß ich ooch so was kann. Eigentlich aber ist det allens Quatsch." Man traut dem alten Naturalisten in dieser Hinsicht so wenig zu, daß es böse Leute wagen dürfen, ihm nicht nur die Priorität seiner Versprosa-Erfindung abzustreiten, sondern schlankweg zu behaupten, sie selbst und nicht Meister Holz hätten zum großen Teil die Zeilen des „Phantasus" zurecht geschweißt. Es erscheint freilich kaum glaublich, daß irgend jemand Anspruch auf die Ehre macht, diese Art Poesie Holz eingegeben zu haben, — aber es ist so. Wahrscheinlich klärt sich die Sache dahin auf, daß verschiedene Zeitgenossen in gleicher Stunde genau dieselben Worte zu Papier gebracht haben; die Ideechen und Gefühlchen, die im „Phantasus" aufmarschieren, liegen ja durchschnittlich so nahe, die Form ist so bequem, daß es schließlich kein Wunder wäre, wenn der Zeitgeist ein Dutzend Phantasüsse gleich auf einmal erzeugte. Der Streit um die Priorität der Erfindung ist aber um so komischer, als keiner der Bewerber in Wahrheit ein Patentrecht geltend zu machen hat. Sie haben nämlich alle zusammen die Methode der Versprosazeilen dem Amerikaner Walt Whitman abgeguckt. Bei diesem eigenartigsten Dichter des Jahrhunderts ist die Form der rhythmischen Prosa ein notwendiges Ergebnis seines innersten Wesens. Ihm war es unmöglich, seine wilde Prärienlyrik, seinen indianerhaften Kampfestrotz, seinen weltweiten Pantheismus in die überkommenen Versmaße einzuzwängen, er mußte sich eine neue Form schaffen, die fesselos wie das stürmende Meer hinwogt. Bei Holz aber und seinen Genossen wirkt diese Form wie ein Riesenmantel, in den ein Zwerg seine Glieder hüllt. Ihre kleinen Stimmungsbilder würden durch Reim und straffen Rhythmus erst rechtes Leben gewinnen; in ihren übrigen Erzeugnissen aber sinkt der stilistische Ausdruck auf das Niveau der trivialsten Nüchternheit herab. Eine Karikatur der Whitmanschen Neubildungen — nichts mehr und nichts weniger.

Digitized by Google

Wenn unsere Lyrik sich weiter in der Richtung entwickelt, die Dauthendey, George und Holz unter dem Beifallslärm ihrer Koryphäen, unter dem Gelächter der Ungläubigen eingeschlagen haben, dann hat sie alle Aussicht, wieder einmal jenen Tiefstand zu erreichen, auf den sie in den Tagen Lohensteins und Hoffmannswaldaus herabgeglitten war. Damals war der Italiener Marini das gefeierte Vorbild, und die zweite schlesische Schule bemühte sich krampfhaft, seine Geschraubtheit noch zu überschrauben, seinen Bombast noch zu überbasteln. Auch heute ist es die Auslanderei, die unsere Litteratur verseucht. Vor allem haben es die französischen „Decadents" unseren Jüngsten angethan; jeden Purzelbaum, den die Mallarmé, Verlaine und ihresgleichen schlagen, suchen die Auslandsnarren mit tölpelhafter Grazie nachzumachen und womöglich noch dauerhafter auf dem Kopf zu stehen als ihre Meister. Was ein Pariser Kritiker von Mallarmé sagt: „Die Ausländer sind vielleicht eher imstande als wir, diese Poesie zu verstehen; sie brauchen die französische Gramatik, die französischen Stilgesetze nicht zu vergessen, bevor sie lesen" — das kann man wörtlich auf George und Genossen anwenden; man braucht nur statt „französisch" „deutsch" einzufügen.

Zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich mich mit dem lyrischen Spukgelichter weit länger herumgeschlagen habe, als es ursprünglich meine Absicht war. Aber es drängt sich mit solcher Anmaßung in den Vordergrund unserer Litteratur, daß eine gründliche Beleuchtung auch an dieser Stelle von nöten war. Auf das Gesunde und Erfreuliche, das in unserer Lyrik keimt und blüht, werde ich ein andermal zu sprechen kommen

Aus unserer Studienmappe:

Villa Rauffendorff, erbaut von H. Grisebach.
Nach der Radierung von B. Mannfeld.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Aus dem reichen Bilderschmuck des Heftes, das diesmal durch seine umfangreichen illustrierten Artikel ein besonders künstlerisches Gepräge erhält, greifen wir zunächst zwei Landschaften heraus: „Seerosen“ von Paul Flickel (zwischen S. 320/321) und die Ölstudie „Am Waldesrand“ von Peter Paul Müller (S. 281). Beide Künstler stehen seit Jahren in der ersten Reihe der deutschen Landschafter, und beide haben in ihrem Entwickelungsgang manch verwandte Züge. In Berlin stand beider Wiege, und nur ein knappes Jahr trennte ihr Geburtsdatum; Flickel ist 1852, Müller 1853 geboren. Beide genossen auf der Kunstschule zu Weimar ein gut Teil ihrer Ausbildung, und beide suchten sich die Motive ihrer ersten größeren und erfolgreichen Arbeiten im sonnigen Süden, Flickel hauptsächlich in Italien, Müller in Algier. Aber beide führte die Sehnsucht nach der schlichten Schönheit der nordischen Heimat zu deren Stoffgebiet zurück: zu den lichtdurchströmten Buchenwäldern, zu den stillen grünumrahmten deutschen Landseen. Die Motive, die sie heut mit Vorliebe wählen, sind, obgleich der eine in Berlin, der andere in Gauting bei München malt, oft sehr ähnlich. Trotzdem zeigen ihre Gemälde stark ausgeprägte Eigenart, die sich freilich nicht ganz leicht in zutreffenden Worten ausdrücken läßt. Vielleicht könnte man sagen, daß die meisten Bilder Flickels bei aller Innigkeit einen starken und glücklichen Sinn auch für das Dekorative verraten, die Neigung, zu wirken, während das Schwergewicht der Bilder Peter Paul Müllers auf der harmonisch ruhigen, schlichten Stimmung, die sie in sich tragen, beruht. —

Das Heft bringt noch eine dritte Landschaft: „Am Feldrain“ (zwischen S. 336/337) von Hermann Seeger. Aber Dr. Seeger hat mit dem blütenreichen Bilde nur einen, übrigens außerordentlich gelungenen Ausflug auf das Gebiet der Landschaft gemacht, denn er ist eigentlich Genremaler. So hat er denn auch die Staffage, die ihren Pfingststrauß pflückenden Mädchen, mit besonderer Vorliebe behandelt. —

Max Thedy-Weimar gab uns ein schönes Bildnis „Schützenkönig“ (zwischen S. 272/273), der fast wie aus einem alten Niederländer herausgeschnitten ausschaut; der treffliche Holzschnitt, in dem wir das Bild reproduzieren, bringt die feine Arbeit vorzüglich zur Geltung, ebenso wie die Nachahmung des Rötelstiftes in der Wiedergabe der Castaigneschen Griechin (zwischen S. 288/289) dem Original in überraschender Weise gerecht wird. —

Von Professor G. Kuehl, der vor wenigen Jahren seinen Münchener Verehrern untreu wurde, aber in Dresden sich schnell neue Freunde seiner stimmungsreichen, kraftvollen Kunst zu den alten hinzu gewann, bringen wir das interessante Gemälde „Im Waisenhaus“, das wohl auf eine Anregung aus des Künstlers Heimatstadt Lübeck hin entstand. Wir verdanken die Erlaubnis zur Reproduktion dem liebenswürdigen Entgegenkommen eines Berliner Mäcens, des Herrn H. Rauffendorff, der sich in seiner prächtigen, von

Halle in der Villa Rauſſendorff.

einem der erſten Berliner Architekten, H. Griſebach, erbauten Villa am Kurfürſtendamm eine kleine erleſene Galerie zuſammengeſtellt hat, in der u. a. Menzel, Vautier, Defregger, Zügel gut vertreten ſind. —

In einer beſonders glücklichen Stunde zeichnete O. Bromberger, der Mehrzahl unſerer Leſer gewiß aus den Fliegenden Blättern bekannt, den König der Wüſte, wie er ſich beſcheiden vor der Atelierthür als Modell anbietet; es liegt ein übermütiger Humor in der kleinen parodiſtiſchen Zeichnung. Ein anderer, berühmterer Kollege aus den Fliegenden Blättern, Ad. Oberländer, führt uns mit ſeinem Gemälde „Der Einſiedler“ (S. 297) ein Stückchen faſt Schnorrſcher Waldromantik vor, in die der neugierige Meiſter Lampe, der ſich über den leſenden Eremiten höchlichſt zu verwundern ſcheint, luſtig hineinſchaut. —

Haben wir bei Bromberger und ein wenig auch bei Oberländer ein Stück Tierkarikatur, ſo verſetzt uns der prächtige Rehkopf Altmeiſter Deikers (S. 293) wieder in die Wirklichkeit zurück. Die Deikerſchen Bilder tragen einen merkwürdigen Zauber in ſich, eine Lebensfriſche, wie ſie eben nur die intime Kenntnis des Tierlebens, die dem unermüdlichen Weidmann eigen war, geben konnte. Wer hätte z. B. bei dem Anblick dieſer kleinen Ölſtudie nicht ſofort die Überzeugung, einem Tierporträt, getreu bis in die kleinſten Züge, gegenüber zu ſtehen? — Auf S. 300 bringen wir noch einige friſche Zeichnungen aus dem Skizzenbuch Paul Thumanns, auf S. 366 eine kleine Skizze E. Spitzers, ein mit flotten Strichen gezeichnetes echtes Wiener Kind. —

Heft 7 des laufenden Jahrgangs enthielt einen Artikel über William Bouguereau; unter den Abbildungen, die dieſen Aufſatz begleiteten, iſt durch ein Verſehen der Paſſus „Copyright by Braun, Clément & Co., Dornach i. E., Paris and New York“ fortgeblieben. Wir holen dieſen Vermerk auf Wunſch des genannten Welthauſes hiermit nach und bemerken gleichzeitig, daß auch die betreffenden Originalphotographien bei den Herren Braun, Clement & Co. erſchienen und von ihnen durch den Kunſthandel zu beziehen ſind.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

YD 26450